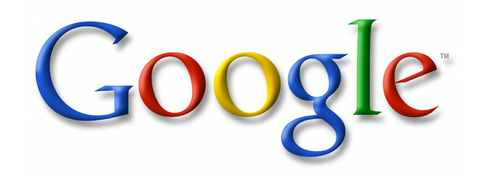
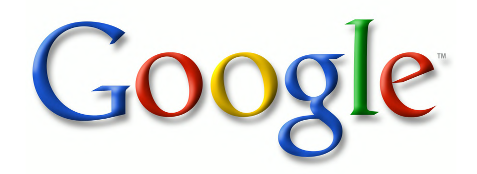





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1875

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Sechsundsiebzigster Band.



München 1875.

In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichniß.

Seite



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1875

Zweiter Band.

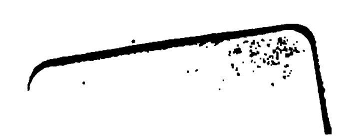
Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Sechsundsiebzigster Band.

München 1875.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.



[redacted]

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1875

Zweiter Band.

[redacted]

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Sechsundsiebzigster Band.



München 1875.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

[redacted]

Inhaltsverzeichniß.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



[redacted]

I.

Jugenderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Aufgezeichnet nach seinen mündlichen Erzählungen und nach Briefen.

Zweites Capitel: In Landshut.

3. Bis zur Promotion.

Im Sommersemester 1809 wird es gewesen seyn, daß ich als Röschlaub's Assistent das alte städtische Krankenhaus zwischen den Brücken bezog. (Die Dinge sind etwas lange her; man wird darum einige Unsicherheiten im Datum begreifen). Bald erhielt ich auch Beschäftigung auf dem Hofberg, wo im Schloß Trausnitz für den Augenblick ein Militärspital eingerichtet worden; denn nach der Schlacht von Neumarkt kamen Hunderte von Verwundeten, besonders der besiegten Oesterreicher, nach Landshut und ich half unter Philipp v. Walther täglich sie verbinden und versorgen[1]). Im

1) Ein österreichischer Soldat schrie, als ich ihn verband: „Sie thoaun mer wäch!" Verwundert fragte ich, ob er denn Oberpfälzer sei. „Nein, aus der Gegend von Linz." Dann als ich in späterer Zeit eines Sonntags in Linz auf dem großen Platze ging und die Bauern nach dem Gottesdienst in ihren langen schweren Mänteln umherstunden, glaubte ich plötzlich hinter mir Landsleute zu vernehmen, drehte mich rasch um und frug, woher sie seien. Mißtrauisch, ob ich sie zum Besten habe, sahen sie mich an, bis Einer erwiderte: „Wo werden wir her seyn! Aus den Dörfern über der Donau." Es scheint oberpfälzischer Dialekt sich durch einen Strich von Oesterreich bis nach Steiermark zu ziehen, denn auch in Graz hörte ich derlei Anklänge. Umgekehrt läuft durch die Oberpfalz,

blütig entschlossenen Ueberschauens, Voraussehens und Eingreifens, die Geistesgewandtheit, auch im überraschenden Fall das Richtige zu wählen, die in geringerem oder höherem Grad jeder ausübende Arzt besitzen muß.

Um mich zu üben, besorgte ich im Krankenhaus häufig selber die nöthigen Aderlässe, Blutegel, Schröpfköpfe, kleine Verbände u. dergl. m. „Wenn ich nur wüßte, warum der Hausmeister und seine Frau, sonst so gutmüthig, mich immer nur mit düstern und kalten Blicken bedenken!“ So dachte ich öfter. Es kamen aber ihm solche kleine chirurgische Dienstleistungen zu und für jede hatte er eine Remuneration an der Spitalkasse zu beanspruchen. Hätt' ich's geahnt, so hätt' er das Geld erheben und die Arbeit mir lassen können.

Im Sommer 1810, bald nach meiner Salzburger Reise zogen wir um, mit Mann und Maus, in das neue Spital an der Stadtmauer. Von meinem Zimmer daselbst genoß ich eine sehr schöne Aussicht, besonders entzückte mich zur Blüthezeit ein ganz mit Rosen überdeckter Hügel. Innerhalb sah es nicht völlig so lebenslustig aus, denn ein Beingeripp, das ich zu ärztlichen Zwecken erworben, war mein unverhüllter Stubengenoß. Als einst Minister Montgelas, die Anstalt besuchend, um der schönen Aussicht willen, in mein Zimmer geführt wurde, prallte er entsetzt zurück und verzichtete auf den Genuß, um nicht am Knochenmann vorüber zu müssen. In einer Mondnacht aber gerieth ich selber, so gewöhnt ich den Kameraden war, in einen Traumzustand oder eine Fieberphantasie, worin es mir schien, das Gerippe komme auf mich zu und ringe mit mir auf's gewaltigste. — Hier traf mich einst der Polizeidirektor bei Fechtübungen mit Kameraden und geberdete sich, als hätte er uns auf Ungesetzlichkeit ertappt. Die einfache Frage: „Ich werde mich doch auf meinem Zimmer im Fechten üben dürfen?“ brachte ihn freilich sogleich zum Schweigen.

Meine Kost mußte ich selber bestreiten; nun erhielten für 18 kr. mein Bruder und ich aus dem Wirthshaus soviel

herum erworben in dem vortrefflichen und originellen Kaplan von Achdorf bei Landshut, dem besonders in München und als gediegener theologischer Schriftsteller auch auswärts wohlbekannten Dr. Herenäus Haid. Ich erkor ihn zu meinem Beichtvater und mit kurzen Unterbrechungen durch Abwesenheit ist er, da wir beide nachher in München unseren ständigen Aufenthalt gefunden, es bis zu seinem Tod zu Anfang 1873 geblieben. Auch Cornelius pflegte hierselbst bei Haid zum Bußsakrament zu gehen. Und da nach meiner Heirath im Jahre 1822 auch meine Frau in die Zahl seiner Beichtkinder trat, so konnte es geschehen, daß wir am Vorabend unserer goldenen Hochzeit mit dem fast neunzigjährigen Freund auch ein goldenes, meinerseits noch weiterreichendes Beichtjubiläum feierten. Haid's Originalitäten sind öfter belächelt worden, aber sein Andenken steht nicht nur bei mir, sondern bei Vielen im Segen, besonders bei Priestern, deren geistliche Bildung und Förderung ihm innigste Herzensangelegenheit gewesen. In seinen letzten Jahren erblindete er allmählig; bei so hohem Alter fühlte er keine Lust, sich den Unsicherheiten einer Operation und den Anstrengungen einer Nachkur zu unterwerfen; als daher ein Augenarzt ihm auf der Straße thatenlustig entgegentrat: „Aber Herr geistlicher Rath, das wäre ein schöner Staar“ (ihn zu stechen nämlich!), da fuhr Haid, der in der Lebendigkeit auch Fremde zu dutzen pflegte, frisch heraus: „Weißt was? Wenn er so schön ist, so behalt' ich ihn selber!“ Die Last des „schönen“ Besitzes und die allgemeine Beschwerde des Alters fühlte er freilich. „Weißt, unser Herrgott macht's Einem zuletzt schon so, daß man gern weitergeht.“ Aber in herzlicher Ergebung sich mit Gottes Willen vereinend, benützte er die unfreiwillige Muße zu anhaltendem Gebet, wobei die Freunde nicht zu kurz kamen. „Heut bet' ich für dich noch eigens ein Psalterl“, pflegte er zum Dank zu versprechen, wenn zur Zeit, da er uns noch besuchte, eine meiner Töchter dem hochaufgerichteten, aber durch das Erblinden hülflosen Mann in den Oberrock

blauen Augen sehr gerührt und eingenommen[1]). Meine Liebe lag recht harmlos unverholen zu Tag, aber dem Mädchen ausdrücklich davon zu sprechen, war ich bei der völligen Unsicherheit meiner Zukunft zu gewissenhaft. So konnten die Bande nicht sehr fest werden, um so mehr als die etwa siebenmal vier Besuche während meines Landshuter Aufenthalts sich schließlich zu keiner großen Zahl von Tagen summirte; doch lag in der Verzichtleistung, welche von Anbeginn diese meine jugendliche Liebe begleiten mußte, ein sanfter Schmerz. Als längst jene Gefühle durch andere Freuden, Betrübnisse und Wünsche verdrängt worden, blieb das Bild des lieben Mädchens mir noch verknüpft mit der deutlichen Erinnerung, ja fast dem leisen Nachgefühl jener entsagenden Wehmuth. — Uebrigens sehe ich aus einem Brief Sebastians an eine unserer Schwestern, daß auch ihm das liebliche Kind sehr an's Herz gewachsen war. Der heiterste Augenblick für unserer Beiden Liebe war vielleicht, als unsere Gesellschaft einst mit dem Mädchen und seinem Bruder, einem Juristen, auf deren Heimkehr vom Landshuter Markt zusammentraf; die Neufahrner hatten ihren Wagen vorausgeschickt, wir schlossen uns aneinander und wanderten gemeinsam. Da kamen wir an eine Stelle, wo die Isar breit ausgetreten war. Die Meisten hatten tüchtige Stiefel an, nur nicht das Mädchen, und so erboten wir uns, Sebastian und ich, weil vielleicht der Bruder nicht kräftig war, sie hinüberzutragen, was in der Noth angenommen werden mußte. Da war ich seelenvergnügt, als ich die liebe Last wohl fünfzig Schritte weit auf den Armen trug. Ich habe das kleine, mir damals so wichtige Ereigniß später mehr als einmal Frau und Töchtern erzählt. Sebastian aber schreibt in obigem Brief: „... und weil über den Gangstieg die Isar lief, die eben groß, so

1) Augen von entschiedenem Blau müssen in meiner Heimath selten seyn; denn ich erinnere mich, daß ich als Kind ein Lied auf blaue Augen nicht anders zu deuten wußte als daß von blau geschlagenen die Rede sei.

wo erzählt, verhandelt, disputirt, gesungen, gegessen und getrunken wurde, kurz, ein fröhlich akademisches Leben sich entfaltete, so erblühte auch meinen Schwestern vielerlei Anregung und sammelten sich Erinnerungen für's Leben. Noch jüngst mahnte mich Kathrin an die Einzelnheiten, z. B. wie ich in den Burschenliedern meine Soli hinter dem Bretterverschlag der Gaststube hervorgedonnert, aber auch wie viele Gläser ich mit der rücksichtslosen Kraft meines An- und Dreinstoßens zu Schanden gerichtet. Wir Brüder hielten hoch auf Gastfreundschaft; wenn wir aus Landshut Kameraden an die Unserigen empfahlen, dann gab's in den Briefen immer dringende Mahnung, sie ja nicht als gewöhnliche Wirthsgäste, sondern als Gastfreunde zu halten. Kamen vollends Professoren, wie schon der Vater einst Eugen Pausch geladen hatte und nun Sailer und Röschlaub uns die Ehre gaben, dann ging es hoch her. Röschlaub brachte mehrere Vakanzen bei uns zu.

Gelegentlich ärgerten und entrüsteten wir uns über das paschamäßige Benehmen eines Landrichters, wie es die damalige bayerische liberalisirende d. h. aufgeklärte Bureaukratie mit Verletzung aller früheren Rechte und Freiheiten zu üben begonnen. Nicht nur schmeckte es uns Universitätsstudenten nicht, selber einen herrschgebietenden Ton erdulden zu sollen, wenn wir mit solch einem Großmogul in gesellschaftliche Berührung kamen; wir hatten auch allen Grund, ernstlich zu knirschen, wenn wir vernahmen, daß ordentliche Bürgersmänner wegen unbedeutender Versehen von diesen Polizeihelden zur Prügelstrafe verdonnert wurden. Dann das allgemeine Fahnden auf Aberglauben, und was summirte man Alles unter diesem Namen! Altherkömmliche Volksbücher wie die harmlosen „Vier Haimonskinder“ wurden den Krämern ohne weiteres weggenommen und was dergleichen erleuchtete Heldenthaten mehr waren. Schon blühte eben jene Staatsomnipotenz, die in alle Töpfchen zu gucken sich berufen glaubt, bis sie an einem für sie zu heißen Topf

Stipendien beilegte; und mit großer Verwunderung vernahm ich Jacobi's Bemerkung: „Da hätten Sie können wegen Pfuscherei bestraft werden.“ — Als ich mit der Zeit selber Vorstand des Obermedizinalraths geworden, da gereichte mir's öfter zur stillen Beschämung, wenn ich für ähnliche Missethaten mußte Rügen, unter Umständen sogar Strafen beantragen.

Wie's nun einmal stund, bleibt mir nur zu berichten, daß die Kundschaft mir nicht ausging. Meine ersten Waffenthaten war eine Staarniederdrückung an der Landrichters-Wittwe von W. und ein Steinschnitt an einem Bergarbeiter von Bodenwöhr, welche beide Operationen vergeblich waren von Aerzten versucht worden. Ich hatte solche gesehen und an Leichen geübt. Zum Steinschnitt mußte ich mir die Instrumente nothdürftig vom Schlosser des Orts fertigen lassen; während der Operation brach an der Zange der eine Löffel ab, was den assistirenden sehr geschickten Bader Hildebrand so entsetzte, daß er ohnmächtig niedersank; zum Glück hatte der Stein schon einen genügenden Ruck erhalten, so daß ich ihn ergreifen und herausziehen konnte. — Auch an komischen Zwischenfällen mangelte es nicht. Trotz des strengen Gebotes, ruhig zu seyn und nicht zu reden, rief ein vom Staar operirter Patient in großer Aufregung: „Herr Doktor, ich seh Ihre Nas!“ ... Das war freilich ein schwer zu übersehender, weil ansehnlich großer Gegenstand, doch unter den Umständen blieb der Aufschrei erfreulich.

Das Gelingen obiger ersten zwei schwierigen Fälle und einer bald darauf folgenden Amputation machte bedeutendes Aufsehen. Die Patienten strömten mir zu; oft stunden fünf, sechs Wagen vor meiner Eltern Haus, sei es um mich zu holen, sei es um Kranke zur Berathung, vorzüglich zu Operationen zu bringen. Bis aus Böhmen berief man mich, deßgleichen zu einem Staarblinden nach Nürnberg, wohin ich aber, als einer bedeutenderen Stadt, mich doch nicht wagen wollte. Eine Zeitlang war ich für die Umgegend die Merk-

würdigkeit des Tages und so begründet schien der Behörde mein Ruf, daß sie Anstand nahm auf amtlichem Weg zu rügen. Auch nach Landshut kamen Leute aus meiner Heimath die zwei bis drei Tagreisen weit zu Fuß, bei mir sich ärztlichen Rath zu erholen und nie sagte Röschlaub mir ein Wörtchen von Unbefugtheit; ja da er mich in die Vakanz begleitete, sah er das Treiben mit an und hatte wahrscheinlich selber seine Freude an meiner und bald auch Sebastians Unternehmungslust und Schlagfertigkeit. Das überwachende strenge Staats- und Polizeiregiment, besonders unter Montgelas, wollte noch Niemandem zu Fleisch und Blut werden; gleich dem Publikum mochte Röschlaub denken, was Einer könne, das müsse er auch üben dürfen, wenigstens solange der Staat noch nicht genügende Vorsorge getroffen, und da letzteres in ärztlicher, namentlich chirurgischer Beziehung nicht der Fall war, so hätte man ein amtliches Einschreiten wider mich geradezu grausam gegen die Hülfesuchenden nennen müssen.

Aehnliches Aufsehen machte mehrere Jahre später in seinem Kreis ein aus unserem Gerichtsbezirk gebürtiger junger Arzt, Dr. Druckmüller, dessen Mutter einst mit einem großen Pack Leinwand zu der meinigen gekommen war, ihr denselben zu verehren; dafür möge die Erfahrene ihr an die Hand gehen, damit ihr Bube zum Studiren komme. Der junge Mann wurde in Landshut Professor Reisinger's Assistent und später Physikus zu Buchloe im bayerischen Antheil von Schwaben, wo er, obwohl noch jung gestorben, bei größtem Zulauf bis vom Niederrheine her, zwischen drei- und vierhundert Stein-, ebenso viele Staar- und ich weiß nicht wie viele andere Operationen vollzogen hat. Operirte ich gut, aber nicht schön, Sebastian gut und schöner als ich, so verband Druckmüller mit größter Sicherheit auffallende Eleganz des Verfahrens. Ph. v. Walther's seltsam apodiktischer Ausspruch in seinen Aphorismen, an der Isar gedeihe die Chirurgie nicht, wird durch Druckmüller und

Nußbaum glänzend widerlegt. — Ich selbst habe später noch lang die Chirurgie betrieben, auch ursprünglich mein Augenmerk auf eine chirurgische Professur gerichtet, bis schließlich doch die Liebe zur innern Medizin die Oberhand gewann. Aber Freund und Collega Fuchs hat viele Jahre hindurch die chirurgischen Fälle im hiesigen (Münchener) Strafarbeitshaus, wo er Arzt war, mir anvertraut, und als ich Walther's Collega am Spital geworden, übergab er, wenn er verreiste (z. B. mit der Königin), immer mir seine chirurgische Klinik, bis ich wegen Zeitmangels sie nicht mehr übernehmen konnte. Daß ich aus Heidelberg einen Ruf zum Professor der Chirurgie erhalten habe, wird seinerzeit erwähnt werden.

Einmal kam ein Mädchen, das klagte mir über Schwerhörigkeit, Störungen der ganzen Gesundheit, Krämpfe. Da das Ohrenübel sie vorzüglich belästigte, untersuchte ich das leidende Ohr, zog mit einem Zängelchen schleimiges Zeug heraus, sah, daß dieß nicht die eigentliche Ursache seyn könne und merkte auch bald etwas Festes im Gehörgang. Mit einem Schräubchen, wie's die Uhrmacher gebrauchen, bohrte ich den festen Gegenstand an und brachte endlich mit Anstrengung einen durch die Feuchtigkeit stark aufgequollenen Kirschkern zum Vorschein. Ein ungeheures Brausen und Sausen im Gehör war die erste Folge der Befreiung von der kleinen Ursache großer Leiden; bald erhielt das Mädchen nicht nur sein völliges Gehör zurück, sondern auch die übrige Gesundheit stellte sich her, alle üblen Anfälle blieben aus. Das Mädchen erinnerte sich nachträglich wohl, daß ihr einst vor Jahren etwas in's Ohr geschnellt war, hatte aber nicht daran gedacht, diesem scheinbar so unbedeutenden Vorkommniß alle die schweren Folgen zuzuschreiben.

Ein andermal wurde ich in der Nähe meines Geburtsortes zu einem Hirten gerufen, bei dem Alles am Typhus krank lag, leichter und schwerer. Ich fand sowohl an dem Hirten selber wie an seiner Frau und den Kindern etwas Ausgezeichnetes in der Erscheinung, das von Seinesgleichen

zu Mittag, daß wir für den Abend übrig behielten und ein armer Student noch mitgefüttert wurde. (Aehnlich hatte man mir in Walderbach, als ich in der ersten Zeit noch nicht am Tisch der Klosterschule, sondern im Wirthshaus speiste, für täglich 4 kr. Suppe mit Ei, Knödelchen, Würstchen oder dergleichen, dann reichlich Fleisch mit Gemüse und endlich Braten oder Mehlspeise verabreicht.)

Um jene Zeit befreundete ich mich mit dem genialen Baierhammer, der mit divinatorischem Geist die Fehler der Staats- und besonders der Waldwirthschaft und deren üble Folgen gekennzeichnet hat. Er verkehrte viel mit Däzl. Adam Müller, den er in Einigem bekämpfte, scheute seine feine Satyre, bald aber befreundeten sie sich, und Baierhammer's einzelne Abhandlungen erschienen in Müller's Zeitschrift. Dieser hat es in Wien mir selber ausgesprochen, wie hoch er den jungen Staatswirthschafter halte. Eine von B. erfundene Bereitung aus isländischem Moos, als Nothbehelf in theuren Zeiten an Brodes statt zu genießen, fand Verwendung in Schweden und trug ihm von dort einen Orden ein. — Zart gestaltet, von beinahe ätherischer Feine, gewann er das Herz zweier schwärmerischen Edelfräulein, beide Hofdamen (an verschiedenen Höfen), beide aus dem Norden, beide protestantisch; einander befreundet, faßten sie den romantischen Gedanken, in ideal ausgedachter Ehe sich als ein Paar neue Gräfinen von Gleichen in seinen Besitz zu theilen. Ihm aber dürfte als gläubigem Katholiken, selbst wenn er Beruf zu einem Grafen von Gleichen verspürt hätte, die Erlangung der kuriosen Dispens, besonders ohne vorhergängige Kreuzfahrt und Gefangenschaft bei den Ungläubigen, zu schwierig erschienen seyn. Er hat es nicht einmal zum einschichtigen Ehemann gebracht; brustkrank starb er leider in den besten Jahren auf dem seinem Vater gehörigen Hochschloß zu Pähl bei Weilheim.

Einen anderen Freund, den Gott zu längerem, ja ungewöhnlich langem Leben erhielt, hatte ich um's Jahr Acht

sam erworben in dem vortrefflichen und originellen Kaplan von Achdorf bei Landshut, dem besonders in München und als gediegener theologischer Schriftsteller auch auswärts wohlbekannten Dr. Herenäus Haid. Ich erkor ihn zu meinem Beichtvater und mit kurzen Unterbrechungen durch Abwesenheit ist er, da wir beide nachher in München unseren ständigen Aufenthalt gefunden, es bis zu seinem Tod zu Anfang 1873 geblieben. Auch Cornelius pflegte hierselbst bei Haid zum Bußsakrament zu gehen. Und da nach meiner Heirath im Jahre 1822 auch meine Frau in die Zahl seiner Beichtkinder trat, so konnte es geschehen, daß wir am Vorabend unserer goldenen Hochzeit mit dem fast neunzigjährigen Freund auch ein goldenes, meinerseits noch weiterreichendes Beichtjubiläum feierten. Haid's Originalitäten sind öfter belächelt worden, aber sein Andenken steht nicht nur bei mir, sondern bei Vielen im Segen, besonders bei Priestern, deren geistliche Bildung und Förderung ihm innigste Herzensangelegenheit gewesen. In seinen letzten Jahren erblindete er allmählig; bei so hohem Alter fühlte er keine Lust, sich den Unsicherheiten einer Operation und den Anstrengungen einer Nachkur zu unterwerfen; als daher ein Augenarzt ihm auf der Straße thatenlustig entgegentrat: „Aber Herr geistlicher Rath, das wäre ein schöner Staar“ (ihn zu stechen nämlich!), da fuhr Haid, der in der Lebendigkeit auch Fremde zu dutzen pflegte, frisch heraus: „Weißt was? Wenn er so schön ist, so behalt' ich ihn selber!“ Die Last des „schönen“ Besitzes und die allgemeine Beschwerde des Alters fühlte er freilich. „Weißt, unser Herrgott macht's Einem zuletzt schon so, daß man gern weitergeht.“ Aber in herzlicher Ergebung sich mit Gottes Willen vereinend, benützte er die unfreiwillige Muße zu anhaltendem Gebet, wobei die Freunde nicht zu kurz kamen. „Heut bet' ich für dich noch eigens ein Psalterl“, pflegte er zum Dank zu versprechen, wenn zur Zeit, da er uns noch besuchte, eine meiner Töchter dem hochaufgerichteten, aber durch das Erblinden hülflosen Mann in den Oberrock

half; „ihr kriegt zwar alle Tage von mir einen Rosenkranz, der Muckerl und ihr, aber du heut noch ein Psalterl oben- drein. Es ist nur, damit ihr's wißt; ich glaub' nicht, daß ihr viele Freunde haben werdet, die das alle Tag' für euch thun." Und da er so treulich im Leben unser gedacht, so hoffen wir, daß er unser nun auch gedenke im Jenseits.

Weil es nicht gleichgültig seyn kann, mit einem muth- maßlichen Heiligen, wenn auch nur wenig, verkehrt zu haben, so schalte ich hier ein, daß ich einigemal, von Landshut nach Regensburg gekommen, in und außer dem Beichtstuhl mit dem nachmaligen Bischof **Michael Wittmann** in Berührung trat. Die merkwürdige Gestalt mit dem nach Innen versenkten Blick des Gebetes, mit der zusammengefaßten Haltung und Geberde, mit dem ehrfurchtweckenden Ausdruck von Demuth und Selbstentäußerung ist aus Bildern bekannt. Unter de vielen Zügen der Heiligkeit dieses außerordentlichen Manne hat keiner mir solchen Eindruck gemacht, wie daß er wäh- rend der Erstürmung von Regensburg im J. 1809, um sein priesterliche Hülfe den Verwundeten und Sterbenden, Freun wie Feind, zu weihen, in Ruhe mit seinen übrigen Hab seligkeiten das vollendete Manuscript zu einem bändereiche Werk, woran er Jahre lang gearbeitet hatte, verbrennen lie niemals hat man aus seinem Mund einen Laut der Klag hierüber, niemals überhaupt eine Erwähnung der Sache ve nommen.

Zu Ostern und im Herbst, also jährlich zweimal, kehrt wir Brüder von Landshut in die Heimath und nach Schl der Ferien von da zur Hochschule zurück. Auf diesen je vie maligen Fußwanderungen übernachteten wir regelmäßig **Neufahrn**, einem Ort zwischen Landshut und Regensbur und hier lernte ich schon in den ersten Osterferien das Wirth töchterlein kennen und ward von dessen Sanftmuth, unschu digem Wesen und großer Schönheit, namentlich den mild

en Augen sehr gerührt und eingenommen[1]). Meine Liebe
nicht harmlos unverholen zu Tag, aber dem Mädchen
drücklich davon zu sprechen, war ich bei der völligen
cherheit meiner Zukunft zu gewissenhaft. So konnten die
nde nicht sehr fest werden, um so mehr als die etwa
hmal vier Besuche während meines Landshuter Aufenthalts
schließlich zu keiner großen Zahl von Tagen summirte;
s lag in der Verzichtleistung, welche von Anbeginn diese
ine jugendliche Liebe begleiten mußte, ein sanfter Schmerz.
s längst jene Gefühle durch andere Freuden, Betrübnisse
d Wünsche verdrängt worden, blieb das Bild des lieben
ädchens mir noch verknüpft mit der deutlichen Erinnerung,
fast dem leisen Nachgefühl jener entsagenden Wehmuth. —
brigens sehe ich aus einem Brief Sebastians an eine unserer
hwestern, daß auch ihm das liebliche Kind sehr an's Herz
wachsen war. Der heiterste Augenblick für unserer Beiden
be war vielleicht, als unsere Gesellschaft einst mit dem
ädchen und seinem Bruder, einem Juristen, auf deren
imkehr vom Landshuter Markt zusammentraf; die Neu-
tner hatten ihren Wagen vorausgeschickt, wir schlossen
s aneinander und wanderten gemeinsam. Da kamen wir
eine Stelle, wo die Isar breit ausgetreten war. Die
eisten hatten tüchtige Stiefel an, nur nicht das Mädchen,
d so erboten wir uns, Sebastian und ich, weil vielleicht
Bruder nicht kräftig war, sie hinüberzutragen, was in
Noth angenommen werden mußte. Da war ich seelen-
gnügt, als ich die liebe Last wohl fünfzig Schritte weit
den Armen trug. Ich habe das kleine, mir damals so
htige Ereigniß später mehr als einmal Frau und Töchtern
ählt. Sebastian aber schreibt in obigem Brief: „... und
il über den Gangstieg die Isar lief, die eben groß, so

---

1) Augen von entschiedenem Blau müssen in meiner Heimath selten seyn; denn ich erinnere mich, daß ich als Kind ein Lied auf blaue Augen nicht anders zu deuten wußte als daß von blau geschlagenen die Rede sei.

konnte sie nicht anders; sie mußte sich von uns über's Wasser tragen lassen, erst von mir, dann von Nepomuk. O wie sie sich sträubte, wie schamroth sie war, ich kann dir nicht beschreiben, wie jungfräulich schön sie war. Ich habe sie nun wieder viel lieber und ich denke immer an sie."

Nach dem Schluß der Universitätsjahre sah ich das Mädchen, das später Frau Schullehrerin geworden, nicht wieder; nur dessen Mutter besuchte mich in München.

Sebastian war sehr wohlgebildet von Gestalt und Angesicht, dabei trotz einzelner Aufwallungen leidenschaftlicher Heftigkeit doch zart und anmuthig im Umgang, besonders auch für die Schwestern voll Aufmerksamkeit und sie rühmten von ihm, er müßte der beste Ehemann werden. Von mir dagegen meinte Kathrin[1]), ich würde wohl gar nicht heirathen, ich wäre ja im Stand, vor Lesen und Studiren zu vergessen, daß ich eine Frau genommen. Darin irrte sie freilich gewaltig; aber das muß ich der Wahrheit getreu bekennen, daß auch meine Frau oftmals sich geäußert hat, von den Bösesten sei ich zwar keiner, vielmehr gern bereit, einen Wunsch zu erfüllen, ein Opfer zu bringen, wenn man mir die Nase darauf stoße, aber daraufstoßen müsse man sie mir, besonders in Sachen kleiner Rücksichten und Aufmerksamkeiten, von selber falle mir nicht leicht dergleichen ein. Sei dem wie immer, jedenfalls brachten wir Brüder Leben in die Heimath. Ganz Schwarzhofen wimmelte ja in den Ferien von Studenten, geladenen und eingebornen, und da nicht minder als ehedem unser Haus ein Versammlungsort war

1) Der Tag, an dessen Abend die ersten Blätter meiner Erinnerungen mir im Drucke vorgelegt wurden, hatte mir an seinem Morgen die Nachricht vom Tode dieser lieben guten Schwester gebracht. Noch im vorigen Herbste bei mir zu Besuch verweilend hörte die Dreiundachtzigjährige mit regem Antheil der Lesung dieser Aufzeichnungen zu, aus der Fülle ihres guten Gedächtnisses ergänzend und berichtigend. Mit ihr ist die Letzte von meinen Geschwistern zu Grab gegangen. R. i. p.

erzählt, verhandelt, disputirt, gesungen, gegessen und getrunken wurde, kurz, ein fröhlich akademisches Leben sich entfaltete, so erblühte auch meinen Schwestern vielerlei Anregung und sammelten sich Erinnerungen für's Leben. Noch jüngst mahnte mich Kathrin an die Einzelnheiten, z. B. wie ich in den Burschenliedern meine Soli hinter dem Bretterverschlag der Gaststube hervorgedonnert, aber auch wie viele Gläser ich mit der rücksichtslosen Kraft meines An- und Dreinstoßens zu Schanden gerichtet. Wir Brüder hielten hoch auf Gastfreundschaft; wenn wir aus Landshut Kameraden an die Unserigen empfahlen, dann gab's in den Briefen immer dringende Mahnung, sie ja nicht als gewöhnliche Wirthsgäste, sondern als Gastfreunde zu halten. Kamen vollends Professoren, wie schon der Vater einst Eugen Pausch geladen hatte und nun Sailer und Röschlaub uns die Ehre gaben, dann ging es hoch her. Röschlaub brachte mehrere Vakanzen bei uns zu.

Gelegentlich ärgerten und entrüsteten wir uns über das paschamäßige Benehmen eines Landrichters, wie es die damalige bayerische liberalisirende d. h. aufgeklärte Bureaukratie mit Verletzung aller früheren Rechte und Freiheiten zu üben begonnen. Nicht nur schmeckte es uns Universitätsstudenten nicht, selber einen herrischgebietenden Ton erdulden zu sollen, wenn wir mit solch einem Großmogul in gesellschaftliche Berührung kamen; wir hatten auch allen Grund, ernstlich zu knirschen, wenn wir vernahmen, daß ordentliche Bürgersmänner wegen unbedeutender Versehen von diesen Polizeihelden zur Prügelstrafe verdonnert wurden. Dann das allgemeine Fahnden auf Aberglauben, und was summirte man Alles unter diesem Namen! Altherkömmliche Volksbücher wie die harmlosen „Vier Haimonskinder" wurden den Krämern ohne weiteres weggenommen und was dergleichen erleuchtete Heldenthaten mehr waren. Schon blühte eben jene Staatsomnipotenz, die in alle Töpfchen zu gucken sich berufen glaubt, bis sie an einem für sie zu heißen Topf

abstach, und erzählte davon dem Bader Hildebrand. „Das glaub' ich gern", sagte dieser, „er ist auch ein geborner Baron E..." Und nun berichtete Hildebrand, was ihm der Hirt erzählt hat. Als kleiner Bube hörte derselbe auf dem Mariahilfberg bei Amberg, wohin er mit seinem Vater, einem Stabsoffizier, gegangen war, zum erstenmal die Hirtenpfeife. Auf dem malerischen Wallfahrtsberg mit Waldhintergrund, in dessen Nähe die „Hohlewies" unter den Tritten der Drüberschreitenden schallt, übte jener Ton auf den Knaben einen unsäglichen Zauber, den er noch spät nachher rührend beschrieb, so daß er ganz davon erfüllt wurde. Da machte er sich heimlich auf, und lief dahin, wo er den lockenden Ton vernommen, verdingte sich als Hirtenbub und kam nach und nach bis in die Gegend von Neunburg. Seine Eltern forschten ihm vergeblich nach, ein Fall, den wir bei der heutigen ausgebildeten Polizei uns kaum mehr denken können, und erst als der junge Mensch erwachsen war und sich mit der Tochter seines Dienstherrn verehelicht hatte, suchte er eines Tages die Eltern heim. Sie begriffen, daß es nun zu spät wäre, ihn dem selbstgewählten Lebenskreise zu entziehen, beschenkten und entließen ihn. Aber die angeborne und in der Kindheit schon anerzogene Feinheit hatte er sich so sehr zu bewahren gewußt, daß ich sie sogar auf Weib und Kinder übertragen fand.

Dagegen besuchte ich einst einen Handwerker meines Orts, der nach freundlicher Begrüßung mir als medizinische Erfahrung mittheilte: „Schauen S', Herr Nepomuk, ich und alle meine Leut, wir haben schon seit dreißig Jahren die Krätz' und sind dabei frisch wie die Hecht' im Wasser. Gelt'n S', Herr Nepomuk, das is g'sund, daß d'Sauerei 'rauskommt!" Und daß die Sauerei so gründlich, so unaufhörlich herauskam, darüber konnte er sich gar nicht genugsam freuen. Durch seine Handwerkswaare, zum Theil Anzugsgegenstände, wird sie wohl auch in Andere hineingekommen seyn.

Von den Kriegsereignissen wurde meine nächste Heimath durch mehrmalige große Einquartierung berührt. Nach

den Schlachten von Neumarkt und Eckmühl 1809 kamen Sachsen, gleich uns mit dem siegenden Napoleon verbündet, an die Donau. Es waren Züge von etwa je zehntausend Mann. Ein solcher Zug ging über Amberg nach Regensburg, zwei oder drei über Nabburg (Schwarzhofen), Neunburg, Cham nach Deggendorf. Ein Regiment jenes ersten Corps erfuhr in Amberg ein seltsames Abenteuer. Die Mannschaft wollte durchaus in Privathäusern liegen; weil aber Typhusfälle bei ihr vorgekommen waren, wies ihnen der Magistrat die Kasernen an. Die Soldaten, auf dem Marktplatz aufgestellt, wurden ungeberdig und plötzlich fiel aus ihren Reihen ein Schuß. Da sprangen in heller Entrüstung die versammelten Bürger in die Häuser, ergriffen, was ihnen von Waffen, Stöcken, Hausgeräth u. dergl. zur Hand kam, warfen sich auf die noch in Reih und Glied stehenden Soldaten, überwältigten sie und so wurde das ganze Regiment nach Regensburg geliefert. (Aehnlich rasch hatten in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die Stadtkemnather und Ebnater eine Abtheilung des feindlichen, unter Jourdan stehenden französischen Corps, dem sie entgegengezogen waren, entwaffnet und gefangen genommen. Die That wäre ihnen übel bekommen, hätte nicht zu ihrem Glück Erzherzog Karl gleich darauf zwischen Schwarzenfeld und Amberg Jourdan geschlagen.)

Von den Corps, die bei uns durchzogen, schien Eines, oder doch sein Führer, gänzlich desorientirt zu seyn. Während er das rechte (östliche) Schwarzachufer, also gegen Böhmen zu, von Wachen entblößt hielt, wurden solche auf dem westlichen, gegen das Innere von Bayern hin aufgestellt und sogar ein paar Joche der Brücke abgebrochen, da doch Schwarzhofen östlich vom Flüßchen liegt. Ich machte Offiziere des Corps aufmerksam auf die Verkehrtheit und sie jammerten: „Ja, bei uns geht Alles kopflos!" Ein bald darauf folgendes, ebenfalls sächsisches Corps war von Bernadotte befehligt. Mit den übrigen Neugierigen des Orts sah ich zu,

wie er am Morgen auf dem Platz des Marktfleckens zu Pferd stieg und umgeben von seinen Offizieren an das östliche Schwarzachufer ritt; wir folgten mit hinaus. Ich mochte ihm auffallen als Einer, der Auskunft geben könnte, und er rief mich herbei und fragte mich um die Oertlichkeiten und warum zwei Joche der Brücke fehlten. Ich antwortete, daß auch ich den Sinn der Anordnung nicht begriffen.

Im ganzen Ort, aber besonders in meiner Eltern Haus ging es bei diesen Anlässen natürlich so zu, daß Niemand wußte, wo der Kopf ihm stund. Hunderte gab es bei uns im Haus und von den Tausenden der auf freiem Feld Gelagerten hatten wir viele Hunderte draußen zu verköstigen. Vieles war interessant zu sehen, Vieles auch unerfreulich. So befand sich in einem der Züge ein berittener Cadett von etwa 16 Jahren, vielleicht der verzogene Sohn eines höhern Offiziers; dieser Bube hieb mit flacher Hand jeden quartiermachenden oder anderen Bürger, an dem er vorbeiritt, über den Rücken. Abends klagte ich in der Wirthsstube meiner Eltern, wo eine große Zahl von Offizieren einquartirt waren, daß man solches von befreundeten deutschen Truppen zu erleiden habe. Entschuldigend sagten Einige: „Vielleicht ist er Zeuge gewesen der Rohheiten, deren sich bayerische Soldaten bei uns in Sachsen, also ebenfalls in befreundetem Lande schuldig gemacht haben.“ Ich war durch solche Wahrnehmungen tiefbetrübt, wenn schon ich mir sagen mußte, es befinde sich ja selbstverständlich bei jeder Truppe, also auch bei den unserigen, Pöbel hohen und niederen Standes. — Mein Zimmer war von Offizieren in Beschlag genommen, und sieh', mein neues, erst um 25 fl. erworbenes chirurgisches Verbandzeug, das ich arglos darin liegen gelassen, sowie meine Landkarten verschwanden spurlos; ob Jemand von den Herren sie mitgehen geheißen oder Einer von den Dienern, weiß ich nicht.

Solche Erinnerungen schwebten mir oft vor, wenn in jüngster Zeit bei uns ein sinnlos nationalstolzes Rühmen

der Deutschen und Herabsetzen der Franzosen gepflogen wurde. Wohl weiß ich, wie in eben jener Rücksicht des unerlaubten Plünderns die Franzosen an uns gesündigt haben. Klagte doch mir selber der Wirth von Rittenau (4 Stunden von Schwarzhofen), daß sein Silberzeug durch den Marschall Davoust, der bei ihm in Quartier gelegen, sei mitgenommen worden, also ebenfalls Raub im alliirten Land. Aber wo bleibt das Christenthum, wenn wir entweder nur die Sünden der Anderen sehen und nicht die eigenen, oder wenn wir uns auf jene berufen um diese zu entschuldigen? —

Als einmal, ich denke, entweder 1806 oder im Befreiungskrieg, auch russische Einquartierung viele Wochen bei uns lag, befand sich unter den Offizieren auch ein Muhamedaner, ein gebildeter Mann, der sich besonders nach Italien freute, denn von den Italienern als den Abkömmlingen der alten Römer hegte er eine hohe Meinung.

Bald nach der Schlacht von Eckmühl zwischen Landshut und Regensburg 1809 kam ich in ein dem Kampfplatz nahegelegenes Dorf; da saßen die Bauern im Wirthshaus, waren aber vom Durchlebten ganz verwirrt und keiner von ihnen wußte den Wochentag, den wir hatten, anzugeben.

In Stadtamhof bei Regensburg ging ich einst am Exercierplatz vorüber; da hörte ich einen commandirenden Vicegefreiten in oberpfälzischer Mundart einem Rekruten, dem er offenbar wohlwollte, seinem Landsmann vielleicht, mit gedämpfter Stimme sagen: „Sepp, thoau 'n Foauß ein!“ Es stand nämlich der Eine Fuß etwas über die Front hervor. Aber Sepp steckte kerzengerad und bocksteif in seiner Montur und sah und hörte nicht vor Beklommenheit. „Sepp, 'n Foauß thoau ein“, wiederholte der Vicegefreite etwas lauter. Aber Sepp bog und rührte sich nicht. Da lief dem Vicegefreiten die Galle über und er rief: „Sepp, wennd'st 'n Foauß net einthoaust, so nimm ih dir 's Gwiahr und schlag dih auffi auf's Knä-i, daß 's bloaut 't as wä-i!“ (Sepp, thu den Fuß ein! Sepp, den Fuß thu ein! Sepp, wenn du den Fuß nicht

abstach, und erzählte davon dem Bader Hildebrand. „Das glaub' ich gern", sagte dieser, „er ist auch ein geborner Baron E..." Und nun berichtete Hildebrand, was ihm der Hirt erzählt hat. Als kleiner Bube hörte derselbe auf dem Mariahilfberg bei Amberg, wohin er mit seinem Vater, einem Stabsoffizier, gegangen war, zum erstenmal die Hirtenpfeife. Auf dem malerischen Wallfahrtsberg mit Waldhintergrund, in dessen Nähe die „Hohlewies" unter den Tritten der Drüberschreitenden schallt, übte jener Ton auf den Knaben einen unsäglichen Zauber, den er noch spät nachher rührend beschrieb, so daß er ganz davon erfüllt wurde. Da machte er sich heimlich auf, und lief dahin, wo er den lockenden Ton vernommen, verdingte sich als Hirtenbub und kam nach und nach bis in die Gegend von Neunburg. Seine Eltern forschten ihm vergeblich nach, ein Fall, den wir bei der heutigen ausgebildeten Polizei uns kaum mehr denken können, und erst als der junge Mensch erwachsen war und sich mit der Tochter seines Dienstherrn verehelicht hatte, suchte er eines Tages die Eltern heim. Sie begriffen, daß es nun zu spät wäre, ihn dem selbstgewählten Lebenskreise zu entziehen, beschenkten und entließen ihn. Aber die angeborne und in der Kindheit schon anerzogene Feinheit hatte er sich so sehr zu bewahren gewußt, daß ich sie sogar auf Weib und Kinder übertragen fand.

Dagegen besuchte ich einst einen Handwerker meines Orts, der nach freundlicher Begrüßung mir als medizinische Erfahrung mittheilte: „Schauen S', Herr Nepomuk, ich und alle meine Leut, wir haben schon seit dreißig Jahren die Krätz' und sind dabei frisch wie die Hecht' im Wasser. Gelt'n S', Herr Nepomuk, das is g'sund, daß d'Sauerei 'rauskommt!" Und daß die Sauerei so gründlich, so unaufhörlich herauskam, darüber konnte er sich gar nicht genugsam freuen. Durch seine Handwerkswaare, zum Theil Anzugsgegenstände, wird sie wohl auch in Andere hineingekommen seyn.

Von den Kriegsereignissen wurde meine nächste Heimath durch mehrmalige große Einquartierung berührt. Nach

wo aus wir über den prächtigen Kesselberg hinunter zum Kochelsee, dann über Heilbronn nach Tölz und zurück nach München wanderten. Die Gebirgswelt übte auf mich einen unsäglichen Zauber; ich gewann sie begeistert lieb wie eine Heimath, aber eine Heimath die man nur jeweilig besucht und die darum ihren idealen Schimmer nicht verliert.

Den darauffolgenden Winter 11 und 12 brachte ich in München zu, um das allgemeine Krankenhaus unter Haberl, besonders aber das Militärspital unter Harz zu besuchen, beides ausgezeichnete Diagnostiker und Aerzte, mit Recht eines bedeutenden Rufes genießend. — In Angelegenheit von Reisestipendien mußte ich bei verschiedenen höheren Beamten meine Aufwartung machen. Die hoffärtig gesuchte Vornehmheit von Mehreren derselben, ihre durchscheinende Verachtung nicht nur jeder ernsteren Gesinnung, sondern auch aller höheren Wissenschaft an und für sich, flößten mir einen gründlichen Abscheu, wie auch Savigny solchen hegte, gegen jene Art von Bureauwesen ein, das, ohne alle wahren Grundsätze, nach Oben kriecht, nach Unten mit voller Tyrannenlaune drückt.

Im Frühjahr 1812 kehrte ich nach Landshut zurück, wo Sebastian in der Assistentenstelle mein Nachfolger geworden, und machte mein Examen mit gutem Erfolg. Eines eigenthümlichen Umstandes will ich hiebei noch gedenken. Ich habe es schon angedeutet: positiv feindselig gegen Christenthum und christlich Gesinnte verhielten sich von Professoren vor Allem, ja fast einzig, die vom Glauben abgefallenen Katholiken der alt- und neubayerischen Provinzen. Einer derselben, Mediziner, gab mir ein Pröbchen davon zu kosten. Er war meinem Bruder, seinem fleißigen Zuhörer, Anfangs sehr freundlich gewesen; als jedoch Sebastians und meine religiöse Gesinnung offen an den Tag getreten, da ward er uns Beiden spinnefeind. Was stellte er mir nun bei der Prüfung für eine schriftliche Aufgabe? Die Pathologie und Therapie des gelben Fiebers. Bekanntlich ist dasselbe niemals in

wie er am Morgen auf dem Platz des Marktfleckens zu Pferd stieg und umgeben von seinen Offizieren an das östliche Schwarzachufer ritt; wir folgten mit hinaus. Ich mochte ihm auffallen als Einer, der Auskunft geben könnte, und er rief mich herbei und fragte mich um die Oertlichkeiten und warum zwei Joche der Brücke fehlten. Ich antwortete, daß auch ich den Sinn der Anordnung nicht begriffen.

Im ganzen Ort, aber besonders in meiner Eltern Haus ging es bei diesen Anlässen natürlich so zu, daß Niemand wußte, wo der Kopf ihm stund. Hunderte gab es bei uns im Haus und von den Tausenden der auf freiem Feld Gelagerten hatten wir viele Hunderte draußen zu verköstigen. Vieles war interessant zu sehen, Vieles auch unerfreulich. So befand sich in einem der Züge ein berittener Cadett von etwa 16 Jahren, vielleicht der verzogene Sohn eines höhern Offiziers; dieser Bube hieb mit flacher Hand jeden quartiermachenden oder anderen Bürger, an dem er vorbeiritt, über den Rücken. Abends klagte ich in der Wirthsstube meiner Eltern, wo eine große Zahl von Offizieren einquartirt waren, daß man solches von befreundeten deutschen Truppen zu erleiden habe. Entschuldigend sagten Einige: „Vielleicht ist er Zeuge gewesen der Rohheiten, deren sich bayerische Soldaten bei uns in Sachsen, also ebenfalls in befreundeten Lande schuldig gemacht haben.“ Ich war durch solche Wahrnehmungen tiefbetrübt, wenn schon ich mir sagen mußte, es befinde sich ja selbstverständlich bei jeder Truppe, also auch bei den unserigen, Pöbel hohen und niederen Standes. — Mein Zimmer war von Offizieren in Beschlag genommen und sieh', mein neues, erst um 25 fl. erworbenes chirurgisches Verbandzeug, das ich arglos darin liegen gelassen, sowie meine Landkarten verschwanden spurlos; ob Jemand von den Herren sie mitgehen geheißen oder Einer von den Dienern weiß ich nicht.

Solche Erinnerungen schwebten mir oft vor, wenn in jüngster Zeit bei uns ein sinnlos nationalstolzes Rühmen

der Deutschen und Herabsetzen der Franzosen gepflogen wurde. Wohl weiß ich, wie in eben jener Rücksicht des unerlaubten Plünderns die Franzosen an uns gesündigt haben. Klagte doch mir selber der Wirth von Rittenau (4 Stunden von Schwarzhofen), daß sein Silberzeug durch den Marschall Davoust, der bei ihm in Quartier gelegen, sei mitgenommen worden, also ebenfalls Raub im alliirten Land. Aber wo bleibt das Christenthum, wenn wir entweder nur die Sünden der Anderen sehen und nicht die eigenen, oder wenn wir uns auf jene berufen um diese zu entschuldigen? —

Als einmal, ich denke, entweder 1806 oder im Befreiungskrieg, auch russische Einquartierung viele Wochen bei uns lag, befand sich unter den Offizieren auch ein Muhamedaner, ein gebildeter Mann, der sich besonders nach Italien freute, denn von den Italienern als den Abkömmlingen der alten Römer hegte er eine hohe Meinung.

Bald nach der Schlacht von Eckmühl zwischen Landshut und Regensburg 1809 kam ich in ein dem Kampfplatz nahegelegenes Dorf; da saßen die Bauern im Wirthshaus, waren aber vom Durchlebten ganz verwirrt und keiner von ihnen wußte den Wochentag, den wir hatten, anzugeben.

In Stadtamhof bei Regensburg ging ich einst am Exercierplatz vorüber; da hörte ich einen commandirenden Vicegefreiten in oberpfälzischer Mundart einem Rekruten, dem er offenbar wohlwollte, seinem Landsmann vielleicht, mit gedämpfter Stimme sagen: „Sepp, thoau 'n Foauß ein!“ Es stand nämlich der Eine Fuß etwas über die Front hervor. Aber Sepp steckte kerzengerad und bocksteif in seiner Montur und sah und hörte nicht vor Beklommenheit. „Sepp, 'n Foauß thoau ein“, wiederholte der Vicegefreite etwas lauter. Aber Sepp bog und rührte sich nicht. Da lief dem Vicegefreiten die Galle über und er rief: „Sepp, wennd'st 'n Foauß net einboaust, so nimm ih dir 's Gwiahr und schlag dih auffi auf's Knä-i, daß 's bloaut 't as wä-i!“ (Sepp, thu den Fuß ein! Sepp, den Fuß thu ein! Sepp, wenn du den Fuß nicht

einthust, so nehm' ich dir das Gewehr und schlag dich hinau[f] auf's Knie, daß du blutest als wie!)

Als die Vermählung des Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Hildburghausen gefeiert wurde, reiste ich dazu nach München, das ich nur von einem im J. 1804 gemachten flüchtigen Besuch her kannte. Dießmal wohnte ich bei Freund Janson. Vor dem bis in den Hof hinein geschmückten Palast des Baron Eichthal war am Abend der Illumination eine Wache aufgestellt, um das neugierige Volk in Schranken zu halten; als ich neben dem Posten stund, frug ihn schüchtern ein niedliches Gebirgsmädchen, ob man da hineindürfe. „Was willst du drin' sehen?" meinte der Soldat; „ich weiß dir was viel Schöners." „Ja wo denn?" fragte sie treuherzig. „Daheim in dei'm Spiegerl", lautete die artige Gegenrede. — Am selben Abend hörte ich einen andern Soldaten, der einen betrunken taumelnden Kameraden führte, zu diesem sagen: „Schämst du dich nicht, an einem solchen Tag dich zu betrinken!"

Im Kometenjahr 11 machte ich mit Janson von München aus eine Wanderung über den Würmsee in's Gebirg. In Pähl, wo wir Freund Baierhammer's Eltern auf ihrem Hochschloß getroffen, wär' ich im Wirthshaus beinahe mit geraubtem Gute durchgebrannt, indem ich nach Tisch mechanisch mit einem vermeinten Schnupftuch in die Tasche fuhr, aber auch nach Gewohnheit es zur Hälfte heraushängen ließ; da wir nach der Zeche frugen, schmunzelte der Wirth: „Das Essen kostet so und so viel, wenn Sie aber ‚das Serviett' mitnehmen, noch einen halben Gulden drüber." Weiter ging's über Peißenberg nach Kloster Ettal. Die schöne, von Ludwig dem Bayern gebaute Kirche mit Knoller's Fresken und das kleine edel anmuthige Madonnenbild von klarem weißem, sei es carrarischem, sei es parischem Marmor, das der Kaiser auf seinem eigenen Pferde soll aus Italien mitgebracht haben, gefielen mir gar sehr. Ein köstlicher Fußweg führte uns an den ernsten und doch lieblichen Walchensee, von

…n auf wir über den prächtigen Kesselberg hinunter zum …chelsee, dann über Heilbronn nach Tölz und zurück nach München wanderten. Die Gebirgswelt übte auf mich einen …säglichen Zauber; ich gewann sie begeistert lieb wie eine Heimath, aber eine Heimath die man nur jeweilig besucht …nd die darum ihren idealen Schimmer nicht verliert.

Den darauffolgenden Winter 11 und 12 brachte ich in München zu, um das allgemeine Krankenhaus unter Haberl, besonders aber das Militärspital unter Harz zu be…uchen, beides ausgezeichnete Diagnostiker und Aerzte, mit Recht eines bedeutenden Rufes genießend. — In Angelegen…heit von Reisestipendien mußte ich bei verschiedenen höheren Beamten meine Aufwartung machen. Die hoffärtig gesuchte Berühmtheit von Mehreren derselben, ihre durchscheinende Verachtung nicht nur jeder ernsteren Gesinnung, sondern auch aller höheren Wissenschaft an und für sich, flößten mir einen gründlichen Abscheu, wie auch Savigny solchen hegte, gegen …ene Art von Bureauwesen ein, das, ohne alle wahren Grund…sätze, nach Oben kriecht, nach Unten mit voller Tyrannen…une drückt.

Im Frühjahr 1812 kehrte ich nach Landshut zurück, wo Sebastian in der Assistentenstelle mein Nachfolger geworden, …nd machte mein Examen mit gutem Erfolg. Eines eigen…thümlichen Umstandes will ich hiebei noch gedenken. Ich habe …s schon angedeutet: positiv feindselig gegen Christenthum und christlich Gesinnte verhielten sich von Professoren vor Allem, ja fast einzig, die vom Glauben abgefallenen Katho…liken der alt- und neubayerischen Provinzen. Einer derselben, Mediziner, gab mir ein Pröbchen davon zu kosten. Er war meinem Bruder, seinem fleißigen Zuhörer, Anfangs sehr freund…lich gewesen; als jedoch Sebastians und meine religiöse Ge…sinnung offen an den Tag getreten, da ward er uns Beiden …ingefeind. Was stellte er mir nun bei der Prüfung für …ne schriftliche Aufgabe? Die Pathologie und Therapie des gelben Fiebers. Bekanntlich ist dasselbe niemals in

2*

das Innere von Europa gedrungen; wo also lag für einen jungen Arzt in Landshut Anlaß, Pflicht und Gelegenheit vor, die Einzelnheiten dieser Krankheit und ihrer Behandlung in jener Ausführlichkeit kennen zu lernen, wie sie einer schriftlichen Prüfungsaufgabe zukommt? Als aber in der mündlichen Prüfung ich die Frage nach den anatomischen und physiologischen Unterschieden des Menschenauges von den Augen der vier höheren Thierclassen zur Zufriedenheit löste, da äußerte jener übelwollende Professor gegen Verschiedene, Tiedemann müsse mir die Aufgabe vorher verrathen haben, es sei ja unmöglich, daß ein junger Mann, der nicht sein Specialfach daraus gemacht, solche Detailkenntniß besitze. Mir konnte das feindselig gemeinte Zeugniß nur schmeichelhaft seyn und Tiedemann, der mich kannte, hatte wohl gewußt, daß er jene Zumuthung ohne Böswilligkeit mir stellen konnte.

Es gab außer diesem Einen noch mehrere bitterböse Gesellen, die Alles haßten, was nur in entfernter Beziehung zum Katholicismus stund; mit ihrer Gehässigkeit erwarben sie auch Wenige der Akatholiken zu Freunden. Daß insbesondere die glaubenslosen Priester meist an unheilbarer Abgeschmacktheit litten, habe ich schon früher erwähnt. Ueber Einen derselben, der es nicht leiden konnte, wenn ein Anderer das gleiche Colleg las wie er, hat Ast sich lustig gemacht in einer Schrift, ungefähr des Titels: „Etwas Salz und Pfeffer für den Landshuter Salat.“ Der philosophische Träger dieses küchenpflanzlichen Namens galt als sehr eitel; wollte man doch in einem Aufsatz, worin von dem „milden und liebenswürdigen Salat“ die Rede war, seinen eigenen Styl erkannt haben; und zwei Studenten aus Welschtyrol schwindelten ihm einen Brief des Paduaner-Literators Cesarotti vor, worin dieser angeblich erklärte, unter allen Philosophen sagte ihm keiner zu wie Salat; als C. gestorben war, brachte die Augsburger Allg. Zeitung in einem Nachruf Kunde von diesem Lob, die beiden Schälke aber erzählten am

Abend vor ihrer Abreise von Landshut an offenem Wirthstisch und in des Geprellten eigener Gegenwart den — allerdings unerlaubten — Streich, den sie ihm gespielt. — Fingerlos, der als Rektor des Priesterseminars (!) in einer Abhandlung die Frage, wozu Geistliche seien, dahin löste, sie sollten die gebildeten Rathgeber der Gemeinde in Sachen der Oekonomie u. s. w. seyn, genoß so weniger Sympathie, daß er in Folge davon fast nie die Einsamkeit seiner Wohnung verließ. Socher endlich, dessen geflügeltes Wort über „die ausgehobenen Nester des Aberglaubens" ich schon im vorigen Capitel erwähnt habe, fand weder bei Collegen noch Studenten Anklang und ließ sich nach Kurzem auf eine sog. organisirte Pfarrei versetzen. (O beglückte Pfarrkinder!) Einst traf er gesellig mit dem bekannten Schriftsteller Pfarrer Bucher, dem Inhaber einer großen Oekonomiepfarre zusammen und erging sich des Langen und Breiten über die Grundsätze der Landwirthschaft. Ihm aufmerksam zuhörend, stützte sich Bucher auf die Lehne eines vorn übergeneigten Stuhles und schaukelte in dieser Stellung gleichmäßig mit dem Oberkörper während der ganzen langen Abhandlung hin und her. Als Socher endlich innehielt, sagte Bucher: „Herr Collega haben ohne Zweifel eine große Oekonomie?" „Nichts, gar nichts, keinen Bifang", rief Socher sehr befriedigt über seine aus reiner Intuition geschöpfte Weisheit und auf dieses ließ Bucher nichts hören als ein Alles begreifendes, Alles lösendes, langgedehntes „D'rum!" —

Bucher war leider selbst ein ganz seichter Aufklärer, wie aus seinen Schriften und Dichtungen verletzend genug hervorgeht. Aber unläugbar besaß er großen Witz und poetisches Talent. „Wie ist es möglich, daß solch ein Mann mir so lang verborgen bleiben konnte!" rief Göthe, als Clemens Brentano ihm Bucher's Sündfluth vorlas, eine Parodie auf Jesuitenspiele. Nebenbei konnte er gutmüthig und freigebig seyn. Da Herenäus Haid als neugeweihter Priester ihn in Engelbrechtsmünster besuchte, sagte Bucher: „Ich höre, Sie predigen

gern; wollen Sie es morgen hier thun?" Und als Haid willfahrt hatte, fand er, von Bucher sich verabschiedend, in seinem Hut eine Rolle Kronenthaler — bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit ein willkommenes Zeichen des Wohlwollens.

Manche der Aufgeklärten hatten es zu einer wahrhaft erschreckenden Frivolität und Gottlosigkeit gebracht. Rainer, ehemaliger Mönch aus Steingaden, dann aufgeklärter Professor, hörte, daß es in Seligenthal bei Landshut brenne. Daselbst befreundet, eilte er dahin, unterwegs aber fühlte er sich unwohl... „Himmeltausendsackerment, ich glaub gar, es trifft mich der Schlag!" und so geschah es und er starb. Ein anderer Professor, Michel, ebenfalls gewesener Mönch, äußerte hierüber: „Hat man immer gesagt, mein Freund Rainer werde sterben ohne Sakrament, und jetzt ist er gar mit tausend aus der Welt gegangen!" Relata refero.

Am 14. März 1812 feierten wir beiden Brüder unsere Promotion, zu welcher wir gemeinschaftlich hundert Sätze aufstellten und Röschlaub zum Promotor baten. Freund Janson kam eigens von München, um zu opponiren; da er aber die ganze Nacht hindurch gegangen, fiel er gegen Schluß seiner Opposition ohnmächtig zusammen. Die Promotion währte von neun bis halb ein Uhr[1]). Meine vorgelegte Dissertation hieß: De doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente ac mutuo se explente; die Sebastians: De morbi natura et ortu. Letztere wirkte lange nach und Obermedizinal-Rath v. Pfeufer äußerte mir noch kurz vor seinem Tod: „Daß Ihr Bruder gestorben, ist sehr großer Schade; seine Dissertation zeigt hohe wissenschaftliche Begabung." Doch darf ich sagen, daß unsere Gedanken und Anschauungen, auf Röschlaub's Lehre gegründet, uns Beiden gemeinsam waren. Nach vielen Jahren brachte Professor Stark aus Jena, ohne Sebastian

1) Anmerkung der Schreiberin: Es ist uns verschiedene Male erzählt worden, wie gespannt man auf dieselbe gewesen, wie glänzend sie ausgefallen und wie viel Aufsehen sie erregte.

zu nennen, was ich ihm öffentlich vorgehalten habe, dessen Grundsätze, freilich in ganz verkehrter Anwendung, wieder vor die Oeffentlichkeit.

Nach Erlangung des Hutes blieben wir noch einige Monate in Landshut und übergaben unsere Dissertationen dem Druck; zur meinigen hatte Röschlaub eine schmeichelhafte Vorrede geschrieben. Dann gingen wir zur Erholung in die Heimath, wo große Freude war über den glücklichen Abschluß unserer Landshuter Studienzeit.

II.

Bilder aus Tyrol.

III. Die Bäder in Tyrol[1]).

Auffallend dürfte es wohl manchem Leser erscheinen, daß unserem früheren Aufsatze, der ein Bild des Tyroler Seelsorgers zu geben versucht, eine Besprechung der Tyroler Bäder folgt. Liegen doch diese Gebiete weit auseinander, ohne jede innere Beziehung. So möchte es wohl scheinen; aber in der Wirklichkeit trägt selbst das in der übrigen Welt sehr profane Badeleben in Tyrol ein religiöses, katholisches Gepräge, für das katholische Tyrolervolk nämlich, von dem wir ja reden. Denn unsere „Gebildeten" sind überall dieselben; nur sind jene welche von Wien herkommen oder in den Tyroler Städten und Städtchen sich nach ihnen zu modeln suchen, was die Rohheit ihrer religiösen Anschauungen be-

---

1) S. die früheren „Bilder" unseres verehrten Mitarbeiters in Bd. 74, Heft 6, S. 439 ff. und Heft 10, S. 762 ff. D. R.

trifft, unsern deutschen Aufklärlingen um ein gutes Stück voraus, wenngleich in jeder anderen Beziehung ihr geistiger Entwicklungsgang ein ziemlich langsames Tempo beurkundet. Dafür liegt aber auch fast überall im „Herrnstübl" die „Neue freie Presse" auf, zum schlagenden Beweis uns ultramontanen Finsterlingen gegenüber, wie wir es in Oesterreich und auch in manchen Tyrolerkreisen doch „so herrlich weit gebracht"!

Diese Herrschaft einer ideen- und grundsatzlosen, seichten, durch und durch verjüdelten Presse in Oesterreich ist es auch, was jede Conversation so langweilig macht; es sind immer dieselben Phrasen, dieselben schiefen Anschauungen und halbwahren Sätze, die man in manchen Kreisen der jüngeren Beamtenwelt aussprechen hört; ein gedankenloses Wiederkäuen dessen was am Tage zuvor eine von irgend welcher Partei gekaufte Feder geschrieben hat. Höchst naiv hiebei ist ihre Verwunderung, wenn ein hergereistes Menschenkind aus dem Reich anderer Ansicht zu seyn wagt, und ihnen nebenbei zu erkennen gibt, daß es auch etwas von der Welt gesehen und gelernt hat. Dabei haben Viele eine fast krankhafte Sucht, die wirklichen oder bloß eingebildeten Mißstände ihres Vaterlandes, besonders aber in dem von den „Schwarzen" ganz beherrschten Tyrol in den düstersten Farben zu malen und einen gewissen Pessimismus zur Schau zu tragen, als meinten sie, es müßte auf dem dunkeln Hintergrunde dieser cimmerischen Finsterniß das Licht ihrer Aufklärung desto heller leuchten und könnten sie nur dadurch dem kritisirenden Ausländer sich ebenbürtig an die Seite setzen, wenn sie wo möglich noch bitterer, noch rücksichtsloser verurtheilen und verwerfen. Hat ja doch selbst ein im Geruche des Liberalismus stehender Geistlicher, der von der Regierung subventionirt in Tyrol herumreist und Vorträge über Landwirthschaft hält — die Bauern heißen ihn deßhalb den „Mistapostel" — in einer Druckschrift neben manchen zweckmäßigen Vorschlägen und guten Bemerkungen dennoch die so kleidsamen und charakteristischen Leibgurten des männlichen Landvolkes bekrittelt,

weil gesundheitswidrig! Man findet diesen wohlfeilen Liberalismus, der an Allem nergelt, Alles tausendmal besser versteht, über Volk und Regierung schimpft, sich aber wohl bezahlen läßt und im Amte möglichst sich bequem macht, auch anderswo; doch nirgends so häufig als in Oesterreich. So wie hier versteht man es nirgends seine schmutzige Wäsche vor aller Welt auszuhängen, und durch ein paar gute oder schlechte Witze jede gute Regung im öffentlichen Leben, jeden Aufschwung zum Besseren dem Gelächter des leichtfertigen Pöbels preiszugeben. Für ihre Borussomanie aber wäre ihnen zu wünschen, ein paar Jahre unter die preußische Fuchtel zu kommen; die jüngeren Beamten, denen die Regierung das Geld gegenwärtig förmlich nachwirft', würden dann erfahren, daß es sich doch, was sie wenigstens angeht, in Oesterreich nicht so übel lebt.

Kaum besitzt ein anderes Bergland soviele Heilquellen als Tyrol; im Pusterthale allein, freilich einem der längsten Tyroler Seitenthäler, lassen sich gegen siebenundzwanzig aufzählen. Am bekanntesten wurden in neuester Zeit darunter die Bäder von Innichen, Maistatt, Antholz, Prax. Ehe in den letzten Jahren der Schienenstrang auch dieses Thal dem Verkehr erschloß, und außer den Holz- und Viehhändlern nur selten ein Reisender es besuchte, erhoben auch diese Anstalten sich kaum merklich über das Niveau aller ähnlichen Einrichtungen der Art in Tyrol. Es waren eben meistens „Bäuerlesbäder." Ein Badgast aus Kissingen oder Karlsbad würde schaudern beim Anblick dieser allerdings höchst primitiven Zustände; schon der einzige Weg, auf dem er in ein solches Bäuerlesbad gelangen kann, müßte ihm Entsetzen einflößen. In der Regel liegen sie hoch in den Bergen, in einer engen Schlucht, hart am tosenden Bach. Zwei, vier Stunden lang führt der Fußweg bergan, nicht selten ziemlich steil; der Boden ist von Regengüssen zerklüftet, die Wasser nehmen quer darüber ihren Lauf, und wo ein Pflaster sich findet, scheint es eher für die Hufe von Mauleseln, als für

einen ordentlichen Christenmenschen da zu seyn. Welche ursprüngliche, robuste Naturen sind doch das, und was für einen Kern von Lebenskraft müssen diese Menschen haben, die in der Krankheit solche Wege gehen, um Heilung zu suchen! Der größere Theil unseres Badpublikums würde erliegen. Die Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse werden theils von Boten auf dem Rücken, theils auf sogenannten Schleifen hinaufgebracht, d. h. kleinen Karren, die nur an ihrem Vordertheile zwei niedere Räder haben, während das Hintertheil auf einem Schlitten ruht.

Bei alledem, oder vielmehr gerade deßwegen sind dennoch diese Bäder während der besseren Jahreszeit verhältnißmäßig stark besucht; das stärkste Contingent stellen aber die Bauern aus den umliegenden Gegenden und die Geistlichen; hie und da erscheint auch ein verfeinerter Städter, den die erprobte Heilkraft der Quelle alle Strapazen des Weges überwinden ließ. Gerade dieß nun bildet eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Tyroler Lebens. In Mittel- und Norddeutschland ist jede Badereise immerhin ein ziemlich kostspieliges Ding, und nur die Wohlhabenderen können sich einen solchen Luxus erlauben; darum sehen wir in unsern Bädern meistens nur die höhern Stände vertreten, unter denen hie und da ein Bäuerlein herumgeht, der auf Geheiß seines Arztes ein Stück Geld darangewagt hat, dem man aber an seinem melancholischen Gesicht das Heimweh ansieht, wie unbehaglich er sich fühlt in dieser Umgebung. Man hat eben alle etwaigen Anstalten nach der Schablone der großen Bäder eingerichtet, mit Kurhaus, Conversationssälen, Kurmusik, wenn sie auch nur aus einer heiseren Clarinette und ein paar lebensmüden Violinen besteht, Table d'hôte, ganz besonders aber die Rechnungen, die daselbst gemacht werden, sammt den Kosten der unvermeidlichen „bougies“ und dem Service, das der Herr für sich in die Tasche steckt, zum Muster genommen.

Hier in Tyrol ist nun dieß gerade umgekehrt. Es thut

Einem wohl, diese kräftigen behäbigen Gestalten der Landleute um sich zu sehen. Vielen sieht man es an, daß sie nur hiehergekommen sind, um auf diesen Höhen und in dem kühlen Schatten der mächtigen Tannen „Sommerfrische" zu halten. Was des Lebens Nothdurft erfordert, ist hinreichend geboten und an Speise und Trank gerade kein Mangel; denn der Tyroler, vorab der Südtyroler, ist hierin das gerade Gegentheil des Schweizers. Hier ist die Nahrung, auch bei den Wohlhabenderen, mehr als einfach; Kaffe, und zwar keiner von der besten Sorte, ein Gebräu von verschiedenen Ingredientien, die sie in den Wirthshäusern mit dem wohlklingenden Titel „Extrakt" benennen, vertritt häufig die Stelle der Mahlzeit. Wer darum unmittelbar aus der Schweiz, abgesehen von den Urkantonen, herüber kommt auf das Tyroler Gebiet, dem stellt sich augenblicklich ein bedeutender Unterschied in der äußeren Erscheinung der Bewohner beider Länder dar.

Die Schweiz ist ein Land der Industrie; der Schweizer im großen Ganzen nüchtern, zurückhaltend, berechnend, sparsam; er weiß den Werth des Geldes zu schätzen, und trägt hie und da, namentlich der Zürichbieter, in einer für den Fremden unangenehmen Weise das Selbstbewußtseyn des Republikaners zur Schau. Die Tyroler dagegen sind noch wenig von „des Gedankens-Blässe angekränkelt"; ein ursprüngliches, unmittelbares Gemüthsleben schlägt durch in ihrem Charakter, aber nicht ohne eine gute Dosis praktischen Verstandes und selbst Schlauheit; nach Verschiedenheit der Thäler wiegt bald das Eine, bald das Andere vor. So dürftig die Nahrung des armen Hirten in den Bergen, so kräftig und ausgiebig ist sie dagegen auf dem Bauernhofe. Wohl hat letzteres seine Schattenseiten; der Welsche kommt mit der Hälfte von dem aus, was der behäbige Bauer aus dem Burggrafenamt verbraucht. Daher, besonders in schlechten Weinjahren, hausen Manche schnell ab; der Welsche, von Hause aus an's Sparen gewöhnt, ist gleich bei der Hand, den verschuldeten Hof zu

kaufen; in Italien sollen eigene Gesellschaften bestehen, welche ihren Landsleuten zu diesem Zwecke Vorschüsse zu billigen Zinsen geben. Ein welscher Bauer erzählte mir voll Verwunderung, daß die deutschen Arbeiter fünfmal des Tages essen; kaum, meinte er, haben sie die Hand an die Arbeit gelegt, so geben sie auch schon wieder weg zum Essen. Polenta Mittags, Polenta Abends, in der Frühe ein Gläschen Rosoglio, das, behauptete er, sei hinreichend. Nimmt man hinzu, daß die Kinder aus gemischten Ehen immer leichter und lieber italienisch als deutsch sprechen lernen, so begreift man das Vorrücken des welschen Elementes in Südtyrol. Immer mächtiger drängt es nach Bozen hin, selbst in der Stadt ist ein großer Theil der Arbeiter und Dienstleute welsch, die an dem dortigen Roveredaner Priester A. einen sehr tüchtigen und dabei weltklugen Seelsorger haben.

In einem Aufsatze über Tyrol wurde als tadelnswerth hervorgehoben, daß den Predigern während einer Mission täglich drei Maß Wein gereicht wurden; das ist aber nicht mehr als das tägliche Quantum, das der Dienstbote in Südtyrol für sich in Anspruch nimmt, freilich mag es meistens nur von jenem seyn, den der Welschtyroler „vino piccolo“ nennt, und ist ein Präservativ gegen die schädlichen Einflüsse der Fieberluft. Der Tyroler gönnt sich etwas und seinen Leuten; daher aber auch diese herrlichen, durch und durch gesunden, kräftigen und lebensfrohen Menschen, denen wir dort begegnen, während in den industriellen Kantonen der Schweiz der Anblick selbst der Landbevölkerung mit ihrer blassen Gesichtsfarbe, weniger gut ausgebildeten Gestalt uns nur zu sehr an die Fabrik erinnert. Die Heilquellen und Luftcurorte in der Schweiz sind eben in erster Linie für die Fremden bestimmt; ihre Einrichtung und Verwaltung bilden einen Zweig der industriellen Thätigkeit dieses rührigen Volkes, der ebenso gut wie Handel und Fabrik Unternehmungsgeist fordert und seine mehr oder minder glücklichen Chancen hat, wie jede andere Spekulation. Die vermehrte Concurrenz, die

steigenden Anforderungen des Reisepublikums nöthigen die Besitzer Alles aufzubieten, um ihr Haus so comfortabel als möglich einzurichten. An einem der oberitalienischen See'n steht ein Hotel, von einer Aktiengesellschaft gegründet, das während der verhältnißmäßig langen Saison täglich hundert Napoleons, demnach fast tausend Gulden einnehmen muß, nur um die Zinsen des Etablissement zu decken. Man hat die Kosten seiner Herstellung auf vier Millionen Franken berechnet, Park und sämmtliche Dependenzen mit eingerechnet. Das kann nun freilich nur für die „oberen Zehntausend" der Gesellschaft berechnet seyn. Die Folgen liegen am Tage. Die in früheren Zeiten so besuchte Wallfahrt zu „Unserer lieben Frau vom Schnee" auf dem Rigi (Regina montium) mußte mehr und mehr verkümmern; im letzten Jahre waren es kaum noch zweitausend. „Unser Mutter-Gottes-Berg", klagte mir ein treuherziger Kapuziner, „ist jetzt viel eher ein Venusberg." Unsere modernen Hotels haben keinen Platz für arme Pilger. Nur Einsiedeln macht noch immer eine ehrenvolle Ausnahme; doch, wie lange noch? Wenn einmal die im Bau begriffene Eisenbahn vollendet und auch diese liebe, stille, fromme Stätte hineingezogen ist in den Strudel des Weltverkehrs, wenn von der Neugierde getrieben Genußmenschen jeden Glaubens und Unglaubens sich da umhertreiben, um diese großartige Bethätigung des katholischen Sinnes, diese rührenden Aeußerungen der innigsten Frömmigkeit mit dem Operngucker betrachten, denen die „mala gaudia mentis" auf dem Gesicht geschrieben stehen, wenn sie sich auch nicht in ihren Reden offenbarten — dann sind die schönsten Tage für die Pilger dahin.

Die Bäder in Tyrol dagegen, meistens Eigenthum einzelner Bauern oder ländlicher Gemeinden, waren eben nur für die nächste Umgebung eingerichtet; der Tyroler sorgte zuerst für sich, und bis in die letzten Jahrzehnte herab dachte er nicht von ferne an den Besuch von Ausländern. So blieben sie denn auch, nur von den Bewohnern der engeren Um-

gebung besucht, in weiteren Kreisen ziemlich unbekannt. Noch zu Anfang der sechziger Jahre, auf einer Fußreise durch das Pusterthal, erfuhr ich nur ganz zufällig, durch die Gegenwart städtisch gekleideter Frauen aufmerksam geworden, daß an diesem oder jenem Orte ein Bad sei, ein jedes äußerst heilkräftig für wenigstens ein halbes Dutzend von Krankheiten und Gebresten. Das ist nun freilich anders geworden. Seit der Bahnzug über die schwindelnde Schlucht der Rienz nach Lienz hinabbraust, hat ein Strom von Touristen dieses Thal überschwemmt; und mit einer Schnelligkeit, die man kaum dem geriebensten „Hotelier" zutrauen dürfte, hat man es, namentlich in einigen der dortigen Bäder, gelernt, den Geldbeutel der Reisenden zu erleichtern. Die Folge war, daß im letzten Sommer der Zuzug bedeutend mäßiger ward.

Die meisten dieser Bäder haben jedoch im Ganzen ihren patriarchalischen Charakter bewahrt. Freilich ist es nicht mehr wie in den zwanziger und dreißiger Jahren; da bestand an manchen Orten das Badhaus aus weiter nichts als aus vier Pfählen, die ein ziemlich durchsichtiges Dach trugen. Wollte ein Gast sein Bad nehmen, so stand die Wanne, von allen Seiten frei, für ihn unter diesem Schuppen bereit. Der Badwirth hatte jedoch zum Ueberfluß noch die Gefälligkeit, ihm, während er sich entkleidete, ein an einer Stange befestigtes Leintuch vorzuhalten, bis er die richtige Positur gewonnen hatte, und nur noch der Kopf aus der Wanne heraussah, die dann mit Brettern und Tüchern bedeckt wurde. Dann fiel die improvisirte spanische Wand, und der Badgast hatte das Vergnügen, nach allen Himmelsgegenden die Aussicht ungestört bewundern zu können. Dafür betrugen aber auch die Kosten nicht mehr als vier Kreuzer, Quartier kaum mehr, und Speckknödel mit Kraut gaben ausgiebige Nahrung. Diese Gemüthlichkeit nun, die manchen unserer Leser doch geniren dürfte, besteht, meines Wissens, nirgends mehr; aber der alte herzliche, religiöse Ton ist so ziemlich überall derselbe geblieben. Die Badgäste betrachten sich wie eine Familie;

es ist ein aufrichtiges Theilnehmen gegenseitig an Leid und Freud, die Unterhaltung ungezwungen, heiter, und auch der einfachste Landmann ist nichts weniger als blöde im Umgang. Dabei herrscht noch im Allgemeinen ein katholischer kirchlicher Sinn; das Tischgebet wird nur von den Wenigsten unterlassen. Kaum wird ein Bad sich finden, wo nicht täglich wenigstens eine heil. Messe gelesen wird; sie bildet sogar ein wesentliches Element in dem geregelten Gange der Hausordnung. Denn ihr wohnen so ziemlich alle Gäste bei; sie bezeichnet den Beginn des Tagewerkes. Als ich vor einigen Jahren von dem stillen friedlichen Schalders mit seinem köstlichen Wasser Abschied nahm, bat mich der Wirth dringend, nur noch eine Woche zu bleiben. „Denn", meinte er, „wenn Sie weggehen, haben wir keine heil. Messe mehr; dann ist kein richtiger Tagesanfang und für den ganzen Tag keine rechte Ordnung." Der Mann hatte Recht, wohl auch in einem tieferen Sinne, als er es in diesem Augenblicke meinte. Manchen Kaplänen und Klostergeistlichen wird so Gelegenheit auf ein paar Wochen in die Sommerfrische zu gehen; denn bereitwilligst wird ihnen Wohnung und Verpflegung gegeben, schon im eigensten Interesse der Besitzer.

Wie lange noch dieses so bleiben wird, wer möchte es sagen? Das Reisefieber hat nun einmal die Kinder des letzten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts erfaßt, und wie eine Völkerwanderung fluthet es mit jedem Sommer über die Alpen hin. Ist es die der germanischen Race nun einmal angeborne Wanderlust, der geheimnißvolle Zug, den der Süden für uns hat, oder der erleichterte Verkehr, oder gesteigerter Nationalwohlstand, oder Mode, oder alles dieß zusammen, was diese Tausende mit jedem Jahre über die Alpen treibt? Kein Fuß breit Landes bleibt mehr verborgen, kein Berg unbestiegen, kein Thal unbesucht. Mehr und mehr muß alle Eigenart schwinden, vielhundertjährige Traditionen kommen außer Uebung und werden vergessen; ist doch in der Schweiz die Volkstracht bis auf die wenigen Reste ge-

schwunden, die wir noch in Unterwalden und dem Oberlande finden. Wie widrig ist es dort, an Sonntagen diese halb städtisch halb ländlich gekleidete weibliche Bevölkerung zu sehen, herausgeputzt nach dem Muster längst vergangener französischer Moden, wobei kein Stück zum andern, und das Ganze nicht zu den Gesichtern paßt! Wenn mit dem Gewande sich nur nicht auch die Sitten änderten, die Liebe zum väterlichen Glauben und dem heimathlichen Boden. „L'ovile bello, dov'io dormi agnello.“ Selbst das heutige Italien, von jeher der Tummelplatz aller Völker, das Ziel der Reisenden aller Länder, muß uns hierin beschämen. Während des sehr zahlreich besuchten Sonntagsgottesdienstes im Dome zu Brescia, dieser liberalsten aller liberalen italienischen Städte, erschienen noch in vorigem Sommer alle Frauen in der klassisch edeln Nationaltracht, dem schwarzen Schleier über dem bloßen Haupt; nur eine einzige sah ich, es wird wohl eine französische oder deutsche gewesen seyn, mit einer Kopfbedeckung nach dem Muster des Thurmes Babel, was geradezu wie eine Carricatur sich ausnahm.

Der moderne Geist, im schlimmsten Sinne dieses Wortes, geht auch in Tyrol um und spukt in manchen Kreisen. Reisende aus dem deutschen Norden oder aus dem Lande der Phäaken an der Donau, das schon Aeneas Sylvius vor vierhundert Jahren mit so verdächtigen Farben geschildert hat, sind seine Vorboten, nicht selten auch Frauen, dem Reize der Neuheit folgend oder auch aus Eitelkeit, seine bereitwilligsten Adepten. Selbst in einem „Bäuerlesbade“ traf ich ihn, das so verborgen liegt, so hoch in den Bergen, hinter einer viele tausend Fuß hohen Felswand und unter dunkelgrünen Tannenwipfeln versteckt, daß man es nicht eher erblickt, bis man davorsteht. So disharmonisch wie der schrillend gelle Ton der Dampfpfeife bei dem Murmeln des Baches in der Waldeinsamkeit, klang der scharfe hochfahrende Jargon eines Touristen aus der Mark hindurch durch die gemüthlichen Reden der Leute, die im Speisesaale sich unterhielten; auch eine Emancipirte

war da mit dem Glimmstengel im Munde, den sie nur herausnahm, um, im bescheidenen Bewußtseyn ihrer profunden Bildung, Worte höchst geistreichen Inhaltes zu lispeln in einer Sprache, die weder tyrolerisch mehr war noch märkisch. Was Alles meine Lachmuskeln derart in Bewegung setzte, daß Freund G., Professor aus B., sich bemüssigt sah, mir einen wohlgemeinten Verweis zu ertheilen ob solchen ungebührlichen Mangels an Respekt vor Bildung, Intelligenz und rauchender Emancipation. Und doch hätte ich mich wenigstens jetzt eines Glimpflicheren von ihm befahren dürfen, nachdem ich ihm, dem kühnen unermüdlichen Bergsteiger, wie ein geduldiges Lämmlein von Tagesanbruch bis in die späte Nacht gefolgt war über hohes Gebirg und tiefe Schluchten, ohne daß ein Laut der Klage über Ermüdung oder Hunger oder Schwindel dem „Zaun der Zähne“ entschlüpft wäre!

Auch die Badbesitzerin, eine Bürgersfrau aus einem nahegelegenen Marktflecken, erschien mir bereits etwas angehaucht von dem Geiste, den die beiden genannten Individuen von sich gaben; denn ihr scharfgeschnittener Mund mit schmalen Lippen und einer ganz ungewöhnlich spitzigen Zunge darin erging sich in bitteren Klagen über die Uncultur des Tyroler Volkes. Doch thut unsere Badwirthin vielleicht nur so, um vor dem Fremden den Beweis zu liefern, daß sie wenigstens intelligenzdürstig ist; denn sie unterhält eine recht schöne Kapelle gleich nebenan, und der Kaplan von A., zugleich ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, erzählte mir, daß er dorthin jedes Jahr in die Sommerfrische gehe, eingeladen von der Wirthin, und als Badcaplan fungire.

Einen etwas mehr acuten Charakter schien im Laufe des vorigen Sommers der Zusammenstoß des neuen Geistes mit der altehrwürdigen Tyroler Sitte in dem, auf einer allerdings viel höheren Rangstufe stehenden, besonders von Bayern vielbesuchten Bade Obladis nehmen zu wollen. Einige Herren, vielleicht glaubten sie eine besondere Mission dazu zu haben, nahmen Aergerniß an dem dem gemeinsamen Mahle voraus-

gehenden Tischgebet; auch die aufliegenden Blätter „klerikaler" Richtung versetzten sie in eine den Regeln einer richtigen Brunnendiätetik geradezu entgegengesetzte ungesunde Aufregung, so daß sie dieselben gerne mit dem jüdischen Moniteur universel aller Intelligenz in Oesterreich, der N. F. Presse vertauscht hätten. Statt nun die Dinge zu nehmen wie sie sind, und die Uebrigen in ihrem Thun und Treiben unbehelligt zu lassen, ergingen sie sich in Spottreden und Witzeleien, wie dieß eben die bekannte vielgerühmte Toleranz unserer Liberalen so mit sich bringt. Da wurde es denn immer ungemüthlicher in der bisher so harmlosen Baderepublik, bis es zu einer öffentlichen Erklärung kam von Seite eines bekannten „klerikalen" Badegastes, J. L. aus H., die wie ein wohlthätiges Gewitter nach langer dumpfer Schwüle die Atmosphäre wieder reinigte. Unsere Generalpächter der Intelligenz waren eben an den Unrechten gekommen; sie hielten es daher für gut, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und ihren Wanderstab weiterzusetzen, um aufmerksamere Ohren für ihre hochweisen Sprüche zu suchen. Was ihnen auch ernstlich zu rathen war, sintemal die Leute von Unterladis so hartnäckigen Sinnes und unbeschnittenen Herzens sind, daß sie nicht bloß dieses verschlossen, sondern was empfindlicher gewesen wäre, auch die Schranken ihres Gemeindewaldes zuzuschließen drohten — des einzigen Spazierganges im Bade oben — wenn der Unfug noch länger dauern sollte.

(Schluß folgt.)

III.

Der österreichische Volksdichter P. Maurus Lindemayr[1]).

(1723—1783.)

Der Name Maurus Lindemayr ist den gelehrten Kreisen Oesterreichs nicht unbekannt, und süddeutsche Philologie wie deutsche Literaturgeschichte konnte über diesen Namen gerechterweise nicht zur Tagesordnung übergehen. Gleichwohl waren es stets nur Männer vom Fache, die sich aus den verschiedensten Ursachen mit den literarischen Arbeiten dieses Mannes beschäftigten. Nur seine engere Heimath Oberösterreich hat ihn bisher eingehender gewürdigt. Und doch ist P. Maurus Lindemayr ein Charakter, der auch außerhalb des heimathlichen Bodens und nicht bloß in der Gelehrtenstube Beachtung verdient. Vielmehr bietet sein Bild als das eines Mannes und Schriftstellers von gediegenem Charakter und tüchtiger Bildung einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Gelehrten- und Klostergeschichte Oesterreichs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dieses Bild in knappen Zügen hier zu zeichnen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Lindemayr erblickte am 17. November 1723 in dem ärmlichen Meßner- und Schulhause des Dorfes Neukirchen,

---

1) Vergl. Maurus Lindemayr's sämmtliche Dichtungen in obderennsischer Volksmundart. Mit einer biographisch-literarischen Einleitung und einem kurzgefaßten Idiotikon. Herausgegeben von Pius Schmieder. Linz, Ebenhöch. 1874. 418 S.

eine Stunde vom Stifte Lambach entfernt, das Licht der Welt. Er war das zweitälteste Kind des dortigen Schullehrers. Das Pfarrvikariat Neukirchen unterstand seit 1667 dem Patronate des benachbarten Stiftes, von wo aus die Seelsorge über Neukirchen ausgeübt wurde. Der damalige Prälat Maximilian (Pagl) war ein wahrer Vater seiner Untergebenen und dieses Verhältniß fand denn auch bei dem Taufakte dieses Kindes dadurch seinen Ausdruck, daß ihm nebst dem eigentlichen Taufnamen Cajetan der des Prälaten Maximilian und der des damaligen Pfarrverwesers Benedikt (Schierer) beigelegt wurden.

Der Knabe gedieh an Leib und Seele und wie tief sich die Eindrücke der Knabenjahre in sein Herz senkten, beweist zur Genüge seine Liebe zu seinem Heimathsdorfe, die ihn weder in der Klosterschule verließ noch trotz der ehrenvollsten Stellung im Kloster späterhin unterdrückt werden konnte. In der That ist aber auch Neukirchen, in heiterer reichgesegneter Gegend gelegen, ganz wohl geeignet die Idylle des friedfertigen Landlebens in die jugendliche Seele hineinzuzaubern. Neukirchen wird schon seit dem 11. Jahrhundert beurkundet und die behäbigen auf Hügel- und Flachland zerstreut liegenden Ortschaften mit der herrlichen Fernschau in die ausgedehnten Gebirge, welche Steiermark und Salzburg von Oberösterreich scheiden, bieten auch heute noch ein wahrhaft anmuthiges Bild des verdienten Wohlstandes und des ländlichen Friedens.

Das Wohlwollen des Abtes Gotthard (Haslinger), der 1725 dem verdienten und allbeliebten Prälaten Maximilian nachgefolgt war, nahm den munteren Knaben, der eine tüchtige musikalische Begabung verrieth, in die Singschule des Klosters auf, wo unser Cajetan bis zum Jahre 1738 verblieb und der väterlichen Liebe seiner Lehrer die zartsinnige Dankbarkeit entgegenbrachte, die sein Herz schon damals an diese zweite Heimath kettete und einen unvertilgbaren Zug seines Charakters das ganze Leben hindurch

bildete. In Linz, wohin er mit seinem älteren Bruder Mathias Paul den damals üblichen Studien bis zum J. 1746 mit bestem Erfolge oblag, versahen damals die Jesuiten das Gymnasium. Gegenüber der Dankbarkeit, die der Jüngling seinen Lehrern auch hier entgegenbrachte, war es eine wahre Unbilde, welche die berüchtigte Wiener Kirchenzeitung sich erlaubte, als sie ihn anläßlich ihres arg verspäteten Nachrufes (19. Hornung 1785) über sein kaum geschlossenes Grab als Feind der Gesellschaft Jesu hinstellen zu müssen glaubte.

Inzwischen war 1745 sein Vater verstorben und hatte der betrübten Wittwe außer den 2 Söhnen noch 4 unversorgte Kinder hinterlassen. Es begreift sich leicht, daß das Kloster dem 23jährigen Manne ein ebenso ersehntes wie theures Vaterhaus wurde, wo er als der erste aus den Händen des neuen Abtes Amand (Schickmayr) das Ordenskleid des heil. Benedikt empfing und nach bestandenem Probejahr 1747 in dessen Hände die ewigen Gelübde ablegte. Nachdem er ein Jahr im Kloster Theologie studirt hatte, bezog er zwei Jahre hintereinander die Benediktiner-Universität Salzburg, ohne daß wir jedoch näheres über seine Studien daselbst wissen. Gewiß ist nur, daß in seinem milden Geiste die schroffe und eckige Form der damaligen Schulmethode keine Spur hinterließ. Seine theologischen Schriften zeugen laut für seine Vorliebe für das Väterstudium und weisen die Haarspaltereien der Casuisten entschieden zurück[1]). 1749 am Tage des Stifters des Klosters, des seligen Bischofes Adalbero von Würzburg (6. Oktober) las unser Maurus in der Kirche seines Klosters die erste heil. Messe; sein Bruder hatte schon ein Jahr vorher daselbst primizirt.

Wie hoch Abt Amand die moralische, wissenschaftliche

---

1) Diese Bemerkung soll kein Tadel der Scholastik im allgemeinen seyn, sondern gilt nur der geistlosen, unfruchtbaren entarteten Methode, der man in den zahlreich noch vorhandenen Diktaten der damaligen Universitätslehrer begegnet.

und pastorale Tüchtigkeit des jungen Ordenspriesters anschlug, bewies er am klarsten, als er ihn zu dem Missionswerke bestellte, welches damals die Landesregierung und das Ordinariat Passau mitsammen in Oberösterreich in den vom halb versteckten, halb offenen Protestantismus angesteckten Pfarreien veranlaßt hatten und welches mit der zwangsweisen Abführung der hartnäckigen Irrgläubigen nach Siebenbürgen endete. Gerade Neukirchen und dessen Nachbarvikariat Aichkirchen waren seit 1540 beiläufig bis 1613 den Händen theils abtrünniger Priester theils lutherischer Prediger überliefert gewesen. Um die Irrlehre daselbst zu unterdrücken, hatte das Ordinariat Passau beide Vikariate von der uralten Mutterpfarre Gaspoltshofen zuerst zeitweilig und 1667 für immer getrennt und dem Stifte Lambach anvertraut. Die heimliche Anhänglichkeit an die lutherische Lehre oder richtiger die fortwuchernde Abneigung gegen die katholische Kirche trat oft genug zu Tage. Da wurden nun auf Befehl der Regierung Missionsstationen an zahlreichen Orten errichtet, welche meist die Entstehung selbstständiger Pfarreien mit eigenen Seelsorgern veranlaßten. Cardinal Fürstbischof von Lamberg hatte unter dem 8. November 1751 an alle Seelsorger ein Circulare erlassen, worin er dieselben zur eifrigen Besorgung des Unterrichtes der Kinder und des Volkes aufmunterte, die sorgfältigste Ueberwachung der des Irrglaubens Verdächtigen auftrug, und noch am 7. Dezember d. Js. schärfte er dem Klerus ein, daß er mit aller Sanftmuth und Geduld den Irrenden entgegenkommen und selbst förmliche Ketzer erst nach eingeholtem oberhirtlichen Gutachten der weltlichen Obrigkeit anzeigen sollte. Die Regierung beauftragte dagegen durch Dekret vom 4. Februar 1752 ihre Beamten den Missionären jeglichen Beistand sowohl bei Durchsuchung der Häuser nach verbotenen Büchern wie zum Schutze gegen offene Unbilden oder bei Festnehmung der Irrgläubigen zu leisten. Dieses Vorgehen der Regierung rief eine furchtbare Gährung in den versteckt protestantischen

Gegenden hervor, wozu die eigene Ueberschätzung der Irrgläubigen, die sicher erhoffte Unterstützung des Corpus Evangelicorum am Regensburger Reichstage und insbesondere die des Königs von Preußen wesentlich beitrugen[1]).

Am meisten zeigte sich dieses in der nächsten Nähe von Lambach, Schwannenstadt, Vöklabruk u. s. f. In Schwannenstadt verkündete der damalige Cooperator Mathias Lindemayr, wie gesagt der Bruder unseres Maurus, am 24. Febr. 1752 die Regierungsverordnung von der Kanzel mit dem gewiß wahren Beisatze, daß es besser sei öffentlich mit seinem Bekenntnisse hervorzutreten, als die heil. Sakramente zu mißbrauchen. Die irregeleiteten Protestanten säumten auch nicht dieses ungescheut zu thun, da sie sich der Hoffnung trösteten, mindestens das Recht öffentlicher Religionsübung zu erlangen, wie sie denn auch durch Abgeordnete die protestantischen Höfe um Hilfe angingen.

Es begreift sich, daß die Aufgabe der Missionäre eine überaus schwierige war, um so mehr als bei den weltlichen Mitgliedern der hiezu bestellten Regierungs-Commission es zum Theile an wahrer Theilnahme, Kraft und Muth fehlte. Cardinal Lamberg erließ schon am 28. Februar 1752 die Instruktion für die Missionäre, und als solcher trat nun auch unser P. Maurus in dem kleinen Vikariate Aichkirchen auf, während sein Klosterbruder P. Benedikt Oberhauser als Missionär für Neukirchen bestellt wurde. Unter dem 30. Mai d. Js. schreibt denn auch P. Maurus an den Abt zu Lambach, wie wenig die vermessenen Zusammenrottungen des irregeleiteten Landvolkes in Abnahme begriffen wären, wie es vielmehr mit Grimm, Hochmuth und Muthwillen gegen die Missionäre und ihre katholischen Nachbarn vorgehe, und wünscht dringend, „daß deren Vermessenheit und den hieraus entspringenden schlimmsten Folgen nach Mög-

1) Ausführlicheres hierüber gibt Stülz, Zur Geschichte der Pfarre und Stadt Vöcklabruck. Linz 1857. S. 115—133.

lichkeit vorgebeugt werde", indem er sich übrigens tröstet „wenigstens catholischerseits die erwünschten Früchte seiner Arbeit einzuärnten" und bereit ist „alles äußerste abzuwarten."

Die Regierung, welche nachgerade die Gefahr für die Ruhe des Landes erkannte, begann schon im Juni 1752 mit Verschickung der im Irrglauben Beharrenden nach Siebenbürgen, wo gesetzlich die offene Ausübung ihres Bekenntnisses gestattet war — eine Maßregel, welche übrigens nur das bewirkte, „daß sich die heterodoxe Gesinnung wieder in das Geheimniß des Herzens zurückzog."

P. Maurus versah vom Juli 1753 zugleich auch den Missionsposten von Neukirchen, bis daselbst sein Klosterbruder P. Bernard Heindl als erster stabiler Vikar bestellt wurde im Frühjahr 1754. Schon am 22. Juni d. Js. berief das Vertrauen des Abtes Amand den P. Maurus — erst 31 Jahre alt — zur Stelle des Klosterpriors, womit damals zugleich auch die Bürde des Novizenmeisteramtes verbunden war. Seine Aufgabe als Prior war eine höchst schwierige. Die zarte Gewissenhaftigkeit, die aufrichtige Frömmigkeit, die kindliche Hingabe an seinen Abt mochte ihn demselben wohl sehr empfohlen haben; gegenüber aber den schlimmen Einflüssen, die schon damals die klösterliche Zucht zu untergraben begannen, war die Milde seines Charakters auf eine harte Probe gestellt und bei aller Treue, mit der er seinen Ordensverpflichtungen nachkam, fühlte er die Spannung, die zwischen dem Prälaten und einem Großtheil des Conventes unläugbar sich geltend machte, doppelt schwer. Es war eben eine traurige Thatsache, daß an der Universität Salzburg sich schon seit geraumer Zeit eine verhängnißvolle Doppelrichtung geltend gemacht hatte. Die älteren Lehrer hielten wohl an der Orthodoxie fest und glaubten dieselbe nur durch die scholastische Methode schützen zu können; eine jüngere Clique suchte scheinbar die Mängel der Methode anzugreifen, während es doch der Orthodoxie galt, gegenüber welcher die jansenistische Richtung sich Bahn brach. Diese

aber gefährdete nicht allein des Glaubens Reinheit, sondern untergrub auch die klösterliche Disciplin[1]).

Ueberglücklich schätzte sich deßhalb unser P. Maurus, als ihn der Abt von diesen seinem Herzen so schweren Pflichten loszählte und ihm die selbstständige Seelsorge in dem Pfarrorte seiner Geburtsstätte, in Neukirchen, übertrug. Daselbst trat er als Pfarrvikar am 26. Mai 1759 ein und verblieb dort bis zu seinem Lebensende durch nahe ein Vierteljahrhundert.

Die Ruhe des Landlebens war der gedeihlichste Boden seiner literarischen Thätigkeit als Theologe wie als Dichter, während er seiner Aufgabe als katholischer Seelsorger in wahrhaft apostolischer Weise gerecht wurde. Nicht selten war er der beredteste Anwalt und Fürsprecher seiner Pfarrkinder. Als einst, um nur ein Beispiel zu erwähnen, ein Bauer, der zugleich Unterthan der Stiftsherrschaft war, den Abt Amand durch persönliche Injurien schwer verunglimpft hatte und demnach zur Strafe gezogen werden sollte, ruhte Maurus nicht eher, als bis diesem Manne, der auch ihm selbst nicht wenige Unbilden zugefügt hatte, die strafrechtliche Behandlung erlassen wurde, indem er sich selbst zur Uebernahme jeder Buße anbot. Er genoß auch die Freude, daß während seines 24jährigen Wirkens als Seelsorger, trotzdem die Wogen des nur mühsam und äußerlich 1752 unterdrückten Protestantismus, durch die Regierungsmaßnahmen selbst zum Theil gefördert, immer höher stiegen, sich dieselben an den Gränzen des ihm anvertrauten Pfarrsprengels brachen. Fast möchte man versucht seyn, sein „Lied vom lutherischen Glauben" (in Volksmundart) als Gegenarznei gegen die fortwährend eingeschmuggelten lutherischen Traktätchen und die gang und gäben Trutz- und Spottlieder zu betrachten, die einen solchen Widerhall freilich nicht rechtfertigen, aber doch in etwas entschuldigen können. Sicher ist, daß er dem sangeslustigen

1) cf. Breve Chronicon Lambacense. Lentii 1865. p. 46.

Volke seiner Heimath seine eigenen geistlichen Lieder als Ersatz der lutherischen Gesänge darbot. „Der singende Büßer" (1768) enthält metrische Umschreibungen der Bußpsalmen, des Stabat Mater, Dies irae, ein Abendlied und ein Lied zu Ehren des heil. Johannes von Nepomuk. Seine Uebersetzung des 8. Psalmes Davids wird noch heute von benachbarten Pfarrgemeinden bei Bittprozessionen gesungen. „Echte, warme Volksthümlichkeit" läßt sich seinen geistlichen Liedern nicht absprechen, ja es dürften sich aus jener Zeit kaum gelungenere Uebersetzungen und freie Dichtungen aus Oesterreich nachweisen lassen. Nicht ihr geringster Vorzug ist ihre Singbarkeit, die ebenso auf dem Wohlklang der Sprache wie auf der Unterlegung der ererbten Melodien des Volksgesanges beruht. Die Ueberlieferung erzählt uns, wie P. Maurus oft unter Harfenbegleitung sein Tagesofficium persolvirte. Ein sprechender Ausdruck, wie es ihn drängte, sein tiefes Gemüth in reichen Melodien austönen zu lassen.

Auch sonst war er ein treuer Rathgeber seiner Gemeinde als Patriot in Mitte der großen Drangsale des Vaterlandes. Seine didaktisch patriotische „treuherzige Unterredung eines Landler Bauern mit seinem Herrn Pfarrer, die dermalig bedrängte Zeit und den preußischen Krieg betreffend" — etwa um 1759 in den Druck gelegt — kennzeichnet seine Vaterlandsliebe nicht minder als seinen politischen Blick über die letzten Absichten Friedrichs II.

Was er sonst als Dichter und Schriftsteller geleistet hat, ging weit über die engen Grenzen seines kleinen Pfarrbezirkes mit etwa 700 Seelen hinaus.

Seine Bedeutung als theologischer Schriftsteller wurde von seinen Zeitgenossen nicht verkannt, wohl aber bei dem Hereinbrechen der Sintfluth der Aufklärerei bald vergessen. Seine theologischen Schriften gehören theils der polemischen Richtung an — gegenüber der aus Frankreich importirten Freigeisterei — theils sind sie Beiträge zur katholischen deutschen Kanzelberedsamkeit und zwar theoretische wie praktische.

Eine eingehende Kenntniß der Schriften der heil. Väter, eine gründliche einfache Exegese, eine umfassende Geschichtskenntniß befähigten ihn wie wenige zur Polemik, welche durch die Milde seines Herzens selten die Grenzen der Apologie überschritt. Er verläugnet aber keineswegs seine Zeitrichtung, indem er der kasuistischen Splitterrichterei scharf zu Leibe geht und den beliebten Mißbrauch der Exegese entschieden verwirft — freilich hauptsächlich dort, wo diese Uebelstände am wenigsten hätten Platz greifen sollen: auf der katholischen Kanzel. Er mochte eben aus seiner eigenen Missionserfahrung am besten erkannt haben, wie nothwendig ein gründlicher, einfacher und doch herzlicher, echt populärer Unterricht in der katholischen Lehre dem Volke noth thue.

Seine „großen Merkmale der Gottheit Jesu in seinen Wunderwerken, in seinem Kreuzestode und in seiner Kirchenstiftung" (1767) wie auch seine „buchstäblichen und sittlichen Erklärungen über die heil. Fastenevangelien" (1779 approbirt, 1783 gedruckt) verdienen noch heute alle Beachtung.

Als Kanzelredner zählt er zu den besten seines engeren Vaterlandes. Es fehlt auch nicht an wahrlich meisterhaften Gelegenheitsreden, z. B. die Trauerrede auf den Tod des um die Erhaltung des Glaubens so hochverdienten Stadtpfarrers von Schwannenstadt, Johann Ferdinand Gessl[1]). Nur einmal ist er selbst seinen oratorischen Grundsätzen gänzlich untreu geworden in der Lobpredigt auf die 1000jährige Jubelfeier des Stiftes Kremsmünster 1777, welche an den Mängeln fast aller damaligen Gelegenheitspredigten leidet. Werthvoller jedoch als seine umfassenden Uebersetzungen französischer Kanzelredner sind seine in den dazu verfaßten

1) Schon 1733 hatte Gessl die polemische Schrift: „Des gutmeinenden Petriners controversistischer Neuer Zeitungs-Prediger über das Salzburgische Emigrationswerk" und von 1734—1736 „das catechismalische Feyertagsbrod" in 2 Jahrgängen veröffentlicht, die Einführung katholischer Gesänge eifrigst betrieben. Siehe auch über ihn Stülz a. a. O. S. 123. 127.

Vorreden leider nur bruchstückweise niedergelegten Grundzüge der geistlichen Beredsamkeit nach Gehalt, Form und unter besonderem Hinweis, wie die wahre Volksthümlichkeit in der Elocutio bezüglich der erst allmählig in Oesterreich zum Durchbruche gelangenden hochdeutschen („sächsischen") Schriftsprache zu verstehen sei. Nebst P. Rudolf Graser, Mitglied des Stiftes Kremsmünster, zählt P. Maurus wohl zu den bedeutendsten Lehrern der katholischen Kanzelberedsamkeit. Sein Einfluß hat sich freilich noch weitmehr durch die zahlreichen recht gelungenen Uebersetzungen italienischer Prediger zumeist geltend gemacht.

Als Dichter in Volksmundart hat P. Maurus bisher die meiste Beachtung gefunden. Sowohl das Volk, dessen Sagen und Singen Maurus seine Dichtungen und Lieder abgelauscht hatte, wie auch die Gelehrtenwelt, zuletzt Prof. Greistorfer[1]), haben dem mundartlichen Sänger ein treues Andenken bis heute bewahrt.

Eine eingehende Kenntniß des bäuerlichen Lebens in seinen Licht- und Schattenseiten, in seinem Glauben und seinen Sitten, in seinem Fühlen und Denken befähigte P. Maurus nicht weniger zur Dialektdichtung als seine Liebe zum Landleben ihn dazu hinzog. Das Medium der Volksdichtung, die Mundart, hatte er in ihrem Laut- und Wortreichthum mit der Muttermilch eingesogen und die von ihm nicht ohne inneres Widerstreben tief empfundene fast widerrechtliche Unterdrückung der Mundart durch die allein hoffähige „sächsische" Schriftsprache scheint in ihm seine Vorliebe zur Dialektdichtung gereift zu haben. Und es ist in der That nicht wenig überraschend, wie er ohne Vorgänger die nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten überwand, den bunten Wechsel insbesondere des mundartlichen Vokalismus schriftlich zu fixiren.

Was die Form der Dichtungen betrifft, so bot ihm der

1) „Die oberösterreichischen Dialektdichter" im Programme des k. k. Gymnasiums zu Linz. 1863.

nicht erlöschende, stets frisch emporquellende Volksgesang der Heimath die besten Vorbilder für die Perlen seiner Dichtungen — die Arien in seinen Lustspielen und für die Charakterbilder, die er nach dem Volksleben zeichnet. Aber auch die Zeitgedichte fügen sich naturgemäß in den Rahmen der Volksdichtung und nur die Form der Lustspiele als solcher und bei einigen der unvolksthümliche Apparat der hochdeutschredenden mythologischen Figuren der Götterbilder Ceres, Phobe, Bachus — sind Fehlgriffe, die jedoch umsomehr zu entschuldigen sind, als durch eine echt volksthümliche Durchführung der fremdartige Eindruck von selbst verwischt wird.

Daß es bei diesen Dichtungen weniger auf Hebung des Volkes als auf malerische Zeichnung desselben abgesehen ist, begreift sich von selbst und der frische und kecke Naturalismus der Zeichnung muß für den Mangel des Idealen zumeist entschädigen.

Der erste Versuch des P. Maurus in der Mundart[1]) datirt vom J. 1761 und ist ein „Hochzeitsgesang" zu Ehren der Vermählung seines Bruders, und enthält eine mit vielem Humor gewürzte Schilderung des österreichischen Feldzuges 1760. Einen bedeutenden Fortschritt zeigt bereits der „Brautgesang" auf die Vermählung Joseph's II. mit der Prinzessin Josepha von Bayern 1765 anläßlich der Durchreise der letzteren und feierlicher Auswechselung des Hofstaates zu Lambach, welches wohl das beste Gelegenheitsgedicht unsers P. Maurus ist und als Skizze des „kurzweiligen Hochzeitvertrages" gelten kann, der bei Gelegenheit des letzten Nachtlagers, welches die unglückliche Königin M. Antoinette zu Lambach am 23. April 1770 auf österreichischem Boden abhielt, aufgeführt wurde. Das zu demselben Anlaß verfaßte „Urlaublied" ist eine anziehende Beschreibung der dabei stattgehabten volksthümlichen Festlichkeiten.

1) Es ist wohl mehr als zweifelhaft, ob das „Lied vom lutherischen Glauben" erst durch das sogenannte Toleranzedikt veranlaßt war.

Die Mehrzahl der Gedichte sind Kinder der Zeit, welche in ihrer damals so hochgehenden Strömung auch das Landvolk nicht unberührt ließ. Der streng conservative Charakter des obderensischen behäbigen Landmannes empfand die zum Großtheil wohlgemeinte Gesetzgebung der 70 und 80ger Jahre des verflossenen Jahrhunderts um so drückender, je mehr er durch ein in's Unendliche fortgesponnenes Netzwerk von Verordnungen in seiner Selbstständigkeit sich beeinträchtigt und durch das neugeregelte Steuerwesen seinen Wohlstand bedroht fühlte.

Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß diese Zeitbilder: „die Bauernnoth", „die betrogene Welt", „der klagende Bauer", „die Stempeln", „die bösen Zeiten", „die veränderten Zeiten" matte, eintönige Reimereien wären, es sind vielmehr frisch und humoristisch gehaltene Schildereien, bei denen es an komischen Zügen nicht fehlt und der Dichter tröstet sich selbst bestens, wenn er im Gedichte „die alte und die neue Zeit" sich gegenüber dem laudator temporis acti mit dem Refrain beruhigt:

„Aes is schan a' so und bleibt schan a' so,
Aes is a' so gwön und a' so is halt noh."

Dem Herenglauben und der landläufigen Kurmethode sind die Gedichte „die Here" und „der kranke Bauer" gewidmet. „Der Bauerntraum", so recht nach der Natur gezeichnet, enthält ein gutes Stück Satyre über die allmächtige Herrschaft der Oberbeamten der Grundobrigkeiten und wenn der Bauer „vom Stadtleben" nicht viel wissen will, so begreift sich dieß leicht bei Erwägung des bequemen Lebens, welches er uns, wenn er „vom Aderlassen" singt, schildert. „Der Schmidsepperl z'Lambach" ist wohl der Vorläufer jener eigenthümlich gearteten Dichtungen, in denen später Stelzhammer so trefflich die Individualitäten des Volkes zeichnete. Ein gutes Stück Cultur- und Zeitgeschichte liefert uns das Gedicht „vom Haruk" und ein befriedigender Commentar dazu würde die Josephinische Aufklärerei in kirchlichen Dingen ihrem

vollen Umfange nach zur Darstellung bringen müssen. „Die Kindstaufe“ erinnert stark an die Blumauer'sche Manier.

Wie sehr P. Maurus aus dem Herzen des Volkes herausgedichtet hat, beweist am besten der Umstand, daß mehrere derselben in den Volksmund übergegangen sind und dieß darf um so weniger Wunder nehmen, je zahlreicher die Anklänge an die Bilder und Sprichwörter des Volkes in selbe verwebt sind. Den interessantesten Beweis einer Umdichtung aus dem Volksmund bietet das „Hirtenlied auf die heil. Nacht“, dessen Bestandtheile, mehr und minder umfangsreich, in obderensischen Krippenspielen zerstreut sich fanden.

Die Lustspiele, 6 an der Zahl — dem „kurzweiligen Hochzeitsvertrag“ fehlt eben jegliche dramatische Verknüpfung — enthalten eine reiche Detailschilderung des Lebens und Glaubens des Landvolkes, nicht ohne einen sittlichen Zweck dabei zu verfolgen, weit entfernt jedoch von jeder seichten Moralisation. „Der ethische Schwerpunkt liegt im Ganzen.“ „Die Personen sind scharf und naturgetreu charakterisirt, der Dialog an vielen Stellen wahrhaft dramatisch, durchaus aber knapp und kurzweilig und mitunter durch ungezwungene (dem Volksmunde abgelauschte) Wortspiele ergötzlich.“ „Den größten Werth dürfte man auf die eingelegten Singarien legen; echt volksmäßige Unmittelbarkeit und eine absichtslos scheinende Kunst wirken darin so innig zusammen, daß sie für die niedere Gattung volksmäßiger Lyrik als Muster gelten können.“

Im „ernhaften Spaß“ wird der Trunkenbold Bauer Hanns gegen Handgeld zum Soldaten geworben, schließlich aber durch Dazwischenkunft seines Gevatters, des Sauschneiders Jörg aus Pinzgau, des Schwiegervaters des Werbeofficiers losgegeben. Hannsens Weib Margareth ist vielleicht am besten gezeichnet.

„Die Komödienprob“ führt uns die Aufführung des Volksspieles „Hanns von der Wört“, eines von einem lüderlichen Bauernburschen zum General avancirten Otenshaimers,

durch Bauersleute vor Augen. Der Regisseur und die Acteurs interessiren ebensoviel als der Held des Lustspiels selbst. Die Erinnerung an die alten Volksspiele und Volksbücher machte das Stück doppelt werthvoll.

„Die reisende Ceres" behandelt die Fabel der Verzauberung eines Bauernbuben, der die Ceres, als sie die Welt den Ackerbau lehren will, verhöhnt, in eine Eidechse — welche verzauberte Figur jedoch hinter der Scene bleibt. Als der böswillige Bube sein Unrecht erkennt, erlangt er wieder Menschengestalt und seine Familie erfährt mit ihm den reichen Segen der huldvollen Göttin. So unvolksthümlich die Anlage des Stückes erscheint, so wenig störend tritt Ceres mit ihrem Mädchen Phobe dazwischen, da der Glaube des Landvolkes an Verzauberung den antiken Anklang völlig aufhebt. Die Braut des jungen Bauernsohnes als der Schutzgeist desselben entwirrt den Knoten der Handlung ganz naturgemäß.

„Der Teufel im Faß" oder „der am Rausche unschuldige Bachus" belehrt in höchst komischer Weise die Liebhaber seines Getränkes, wie nicht er, sondern ihr Uebermaß Schuld an den vermeintlichen Zaubereien der Fässer trüge, die den kostbaren Rebensaft enthielten.

Im „befreiten Landrekruten" zeichnet der Dichter mehr nach der Natur als nach den Gesetzen der Aesthetik die dumm-pfiffige Verschmitztheit eines engherzigen Bauers. Köstlich ist dagegen der Dialog im „Gang zum Richter", wo der Beleidigte doppeltes Maß für sich in Anspruch nimmt.

Was sowohl die Gedichte als die Lustspiele so sehr auszeichnet, ist der melodische volltönende Reim der Mundart wie die Singbarkeit des Textes. Es begreift sich deßhalb, wie fast sämmtliche Gedichte schon zu Lebzeiten des Verfassers in Musik gesetzt wurden, und die Lustspiele haben ausnahmslos als Operntexte gedient und wiederholte musikalische Behandlung erfahren.

Für die Bühnengerechtheit der Lustspiele zeugt die Erfahrung, da sie sämmtlich wiederholt und mit Applaus zur Aufführung gelangten und vielleicht mit Ausnahme des „befreiten Landrekruten“ noch heute den Vorzug vor tausend sogenannten Volksstücken verdienten.

Maurus Lindemayr hat aber durch seine Dichtungen nicht unbedeutend die Anerkennung unserer Mundart gefördert. Wir besitzen keine wichtigeren Belege für die feine Differenzirung der Volksmundart zwischen der Traun und dem Hausruck und sie sind uns um so werthvoller, je mehr die Volksmundart vom Flachlande sich zurückzieht und das Landvolk seiner ererbten Muttersprache sich zu schämen beginnt.

Es war übrigens ein gnädiges Geschick der Vorsehung, welches dem Dichter, dessen Herz so treu und warm für sein Kloster und sein Herrscherhaus schlug, es ersparte, den Anblick und Genuß der äußersten Bitterkeiten, welche falschverstandene Volksbeglückung über Land und Leute heraufbeschwor, noch zu erleben. Er starb nach kurzen schmerzlichen Leiden am 19. Juli 1783 und wurde zwei Tage später zu Neukirchen begraben, nachdem ihm sein Bruder Paul Mathias schon am 13. Mai 1776 zu Schwannenstadt in's bessere Jenseits vorangegangen war.

Im J. 1822 wurde ein Großtheil der mundartlichen Dichtungen Lindemayr's gesammelt und durch den Druck veröffentlicht.

Eine vollständige Ausgabe sämmtlicher mundartlicher Dichtungen auf Grund der Handschriften und ersten Ausgaben einzelner Stücke mit sorgfältiger Beibehaltung des für die dialektische Sprachforschung so wichtigen ursprünglichen Vokalismus wurde durch den ehemaligen Archivar des Stiftes Lambach, z. Z. Seelsorger des Vikariates Neukirchen, Dr. P. Pius Schmieder — zur Abtragung einer alten Ehrenschuld gegen den ebenso begabten Volksdichter als gründlich gebildeten Theologen — veröffentlicht.

Von P. Maurus gilt das Wort: Dilectus Deo et hominibus!

IV.

Zeitläufe.

Der preußische „Culturkampf" im Prediger-Ornat.

St. Johannis-Tag 1875.

Bei der heftigen Aufregung, welche die bayerischen Landtagswahlen von 1869 begleitet hat, ist auf einmal, ich weiß selbst nicht wo und wie, das Schlagwort aufgetaucht: „Man will uns preußisch und lutherisch machen." Dabei ist wohl zu verstehen, daß in den katholischen Gegenden Süddeutschlands das Wort „lutherisch" im Volksmunde keineswegs das Bekenntniß zur unveränderten Augsburgischen Confession bedeutet, sondern das Volk versteht darunter so ziemlich Alles was antikatholisch ist. In diesem Sinne war der Angstruf wie aus einem dunkeln Volksinstinkt heraus entstanden, und auch in die populären Tagsblätter übergegangen zum Gebrauch bei der Wahlagitation.

Als dann die neugewählte Kammer zusammentrat und über die Adresse zur Beantwortung der Thronrede berieth, da ergingen sich die Liberalen in den bittersten Vorwürfen darüber, daß man sich sogar nicht gescheut habe, zum Zwecke der Wahlen das Schlagwort in das Volk zu schleudern: „man wolle es preußisch und lutherisch machen", während doch Preußen die Freiheit der katholischen Kirche wie kein anderer deutscher Staat achte und die nationale Sache mit Kirchenfragen schlechthin nichts zu thun habe. Es sei, sagten uns die Herren in der Kammer, ein gewissenloser Frevel, den

politischen Kampf auf das confessionelle Gebiet zu zerren und das Volk mit der verleumderischen Anklage zu bethören, als wenn Preußen eine protestantische Hegemonie überhaupt und insbesondere in feindseliger Richtung gegen die katholische Kirche anstrebe. In der That waren wir damals selber der Meinung, daß sich eine solche Anklage schwer beweisen ließe, und wir haben das Wort vom „Lutherisch-machen" unsererseits nicht nur vermieden, sondern auch aufrichtig bedauert.

Fünf Jahre sind seitdem verflossen und heute, wo in Bayern abermals die Landtagswahlen bevorstehen, ist der Angstruf vollinhaltlich wahr geworden: „man will uns preußisch und protestantisch machen." Gerade die Leute welche vor fünf Jahren über die Vermischung des confessionellen Moments mit der nationalen Sache zetterten, haben seit der Gründung des neuen Reichs den Schlachtruf erhoben „los von Rom", und sie dürfen sich rühmen, daß ihr großer Staatsmann, der allmächtige Kanzler des deutschen Reichs, mit ganzem Herzen und aller seiner Thatkraft an ihrer Spitze stehe. Er hat erst jüngst die protestantische Fahne offen entfaltet. Alle Gesetze und Maßregeln die seine Regierung seit 1872 in kirchlicher Beziehung in's Leben gerufen, haben thatsächlich den entsprechenden Stempel getragen, und endlich hat er's selber mit dürren Worten und rund heraus gesagt. Daß er's gesagt, und nicht bloß darnach gethan, das will selbst manchem „Culturkämpfer" nicht gefallen, insoferne es in diesen Reihen immer noch Leute gibt, die wenigstens zum Scheine am Recht der Parität festhalten möchten. „Fürst Bismark ruft in seiner Rede (vom 14. April) die Geister der Reformation wach, er wendet sich, das Evangelium hoch emporhaltend, an das protestantische Selbstgefühl, er zeigt auf den evangelischen Staat Preußen; fürwahr, es klingt etwas durch diese Rede wie der hugenottische Choral" 2c.[1]) — so hat jüngst einer jener Leute seine Besorgnisse eingekleidet.

1) Allg. Zeitung vom 24. April 1875.

Gerade seit der berühmten Rede des Reichskanzlers vom 14. April, wo er seiner eigenen Seele Seligkeit vom Kampf gegen die römisch-katholische Kirche abhängig machte, hat sich allerdings ein Strom von Licht auf die gesammte Politik des zum deutschen Reich beförderten preußischen Staats, auf ihre Erfolge oder Mißerfolge, geworfen. Wir die wir im Jahre 1869 uns das Schlagwort: „Man will uns preußisch und lutherisch machen", noch nicht aneignen mochten, wir wissen jetzt, woran wir sind; aber wie die Dinge gerade so verlaufen mußten, da sie unzweifelhaft auch anders kommen konnten — das ist uns trotz Alldem noch unklar. Immer wieder kehrt die Frage darauf zurück, ob denn wirklich der Impuls zu einer solchen Entwicklung nicht nur Preußens, sondern der gerühmten Einigung der „deutschen Nation" auf die persönlichen Eigenthümlichkeiten eines einzigen Mannes zurückzuführen, also ein psychologisches Problem sei. Neuerlich ist auch ein Berliner Blatt, auf das wir um seiner praktischen Verständigkeit willen schon wiederholt Bezug genommen haben, auf den gleichen Gedanken gekommen: „Zu den Faktoren der Situation rechnen wir in hervorragender Weise den Gesundheitszustand des höchsten Leiters unserer Politik, dessen Persönlichkeit im Laufe der Jahre eine so mächtige und beherrschende geworden ist, daß sein Unwohlseyn fast als eine Krankheit der Politik selber in die Erscheinung tritt"[1]).

Es ist allerdings kein Zweifel, daß diese Persönlichkeit im gegebenen Momente die Situation beherrscht hat; aber es ist ebenso wahr, daß, nachdem der verhängnißvolle Impuls einmal gegeben war, die Situation allmählig stärker geworden ist und nun ihren Gründer beherrscht. Alles periodische Aufbäumen dagegen ist seitdem vergebens; auch wenn der Urheber den besten Willen hätte das mißrathene Werk ungeschehen zu machen und zu einem bessern Anfange zurück-

---

1) Deutsche Eisenbahn-Zeitung vom 16. Mai 1875.

zukehren, es wäre seiner Person nicht mehr möglich. Wer kann wissen, was in der Seele des Mannes vorgeht, wenn er in stillen nächtlichen Stunden den Blick rückwärts wendet bis zu dem Ausgangspunkt der von ihm eingeführten Politik, und wenn er die Stadien überschaut welche der von ihm gegebene Anstoß bis jetzt durchlaufen hat? Aber das Eine ist bezeichnend, daß er in der Herrenhaus-Sitzung vom 14. April plötzlich mit Gründen und mit einer Sprache hervorgetreten ist, die man bis dahin von ihm doch noch nicht gehört hatte, wohl aber mehr als einmal das entschiedene Gegentheil. Auf uns hat dieses Auftreten vom ersten Moment an den Eindruck eines Vabanque-Einsatzes gemacht.

„Ich kann“, hat Fürst Bismarck gesagt, „denjenigen nicht als Bundesgenossen anerkennen, der sein evangelisches Bekenntniß der Politik unterordnet.“ Man kann auch wirklich der ganzen Rede Sinn, die vom Haß gegen den Katholicismus glühte, nicht anders auffassen, als daß die vom Fürsten als allein richtig anerkannte Politik protestantisch seyn müsse und daß als ihr oberster Leitstern „unsere durch den Papst bedrohte und gefährdete Seligkeit“ zu dienen habe. Denjenigen conservativen Mitgliedern des Herrenhauses welche, treu ihren unter König Friedrich Wilhelm IV. bethätigten Grundsätzen, nicht mit dem gesammten Heerbann des Liberalismus gegen die Kirche vorgehen wollten und somit den sogenannten Kirchengesetzen ihre Zustimmung versagten, warf er vor, daß „sie ein freies fröhliches Bekenntniß zu unserm Evangelium der Reformation vermissen ließen.“ Er wiederholte: „Das Bekenntniß zum Evangelium hat uns gefehlt.“ Und als ein Mitglied auf den Bänken der Conservativen für das sogenannte Brodkorb-Gesetz das Wort ergriff, da erschien dieß dem Fürsten als ein rechtes „Bekenntniß zum Evangelium“.

Im Herrenhause war es, wo Fürst Bismarck am 14. April 1875 eine solche Sprache führte, gegenüber seinen alten Bundesgenossen, den dereinst sogenannten „Feudalen“ und

„christlich Germanischen". Ich weiß nicht, was die Liberalen für Mienen gemacht hätten, wenn dieselbe Rede im Abgeordnetenhause gehalten worden wäre. Denn dort wird das „Evangelium", wie bekannt, meistentheils ganz anders verstanden als vom Reichskanzler im Herrenhause. Das „Evangelium" des Professor Virchow z. B., welchem der Ruhm zukommt der eigentliche Erfinder des Begriffs vom „Culturkampf" zu seyn, ist der baare Materialismus. Freilich hat derselbe Herr in der Sitzung vom 8. Mai offen gestanden, daß es im Grunde nicht einerlei, sondern zweierlei „Evangelium" sei, was unter der Fahne des „Culturkampfs" den Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche führe. Gegen den aus dem Centrum geäußerten Vorwurf nämlich, daß die heutigen Liberalen nur mehr die Bedienten Bismark's seien, erwiderte Hr. Dr. Virchow: „Täuschen Sie sich darüber nicht, das Bündniß des Herrn von Bismark mit dem Liberalismus ist doch nur möglich auf Kosten gewisser Meinungen, welche Herr von Bismark hatte. Indem er diese Kosten trägt, lassen wir uns das billiger Weise gefallen; wir unterstützen ihn dafür unsererseits."

Hätte der Reichskanzler die neue Erläuterung über den Geist seiner und der preußischen Politik nicht im Herrenhause, sondern im Abgeordnetenhause gegeben, so hätte er nichtsdestoweniger wahrscheinlich nicht „Evangelium", sondern „Protestantismus" gesagt. Denn dieses Wort hat das Bequeme, daß sein Begriff beiderlei „Evangelium", ja alle möglichen „Evangelien" deckt, die zwischen dem Fürsten Bismark und dem Herrn Virchow daherschwimmen mögen. Der Fürst wäre im Angesicht der Abgeordneten wohl nicht, wie er vor den hohen Herren im andern Hause gethan, über die breite Basis des gemeinhin üblichen „protestantischen Standpunktes" hinausgegangen bis zu einem Begriff, der immerhin einer sehr exclusiven Deutung fähig ist.

Der einfache „protestantische Standpunkt" hat auch dem Cultusminister gedient, um die Aufhebung der Klöster zu recht-

fertigen, und dem deutschen Botschafter in London, als er den protestantischen Charakter des deutschen Kaiserthums in öffentlicher Rede den Engländern begreiflich machte. Ebenso hat das officielle Organ der Regierung über den Besuch des Königs von Schweden eigens berichtet, daß der schwedische Monarch bei der Vorstellung der Minister noch ganz besonders die ernste Theilnahme und Zustimmung ausgedrückt habe, welche er „als eifriger Protestant allen Schritten der preußischen Regierung auf dem kirchenpolitischen Gebiete widme." — Allerdings wollen auch diese Motivirungen einzelnen Liberalen, wenn sie übrigens auch mit vollem Herzen beim „Culturkampf" sind, aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten nicht ganz entsprechen. Sie fürchten nämlich, daß gemäß solchen Aeußerungen, denen man überdieß sehr häufig begegne, „der Protestantismus fast als eine Art preußisch-deutscher Staatsreligion erscheine", und daß „man mißtrauisch werden möchte gegen die ganze preußische Kirchenpolitik als gegen ein Erzeugniß intoleranten protestantischen Geistes"[1]).

Fürst Bismarck hatte sich bis dahin gehütet, den „protestantischen Standpunkt" und das „Bekenntniß zum Evangelium" als die Seele seiner Politik herauszukehren. Er hat selbst früher, z. B. am 30. Januar 1872, eine solche Vermischung, wenn sie von Anderen geschehen würde, entschieden verurtheilt. So sagte er damals: man dürfe „von der Regierung eines paritätischen Staates nicht verlangen, daß sie confessionell auftrete nach irgendeiner Richtung hin, confessionell könne eine Regierung nur dann auftreten, wenn sie eine Staatsreligion habe." Mit allem Rechte hat auch der Abgeordnete Dr. Windthorst in seiner meisterhaften Ausführung vom 19. April die Bismarkische Rede vom 14. April in ihrem Inhalt als etwas völlig Neues und in ihren Gesichtspunkten Unerhörtes aufgefaßt:

„Wie kommt, sage ich, der Herr Ministerpräsident, der

1) Allg. Zeitung vom 11. Juni 1875.

zu gleicher Zeit Reichskanzler ist, dazu eine solche Rede zu halten vor ganz Deutschland, wo verbündete katholische Fürsten sind, die den Glauben theilen den wir hier vertheidigen, und wo der erheblichste Theil des südlichen Deutschlands unsern Glauben theilt? Kann **das** deutsche Einheit gründen, kann das deutsche Einheit schaffen, kann das deutsche Einheit fördern? Wenn das die Grundsätze sind, von denen der Herr Ministerpräsident ausgehen zu müssen glaubte, dann freilich haben wir jetzt den Commentar zu dem ganzen **innern** Kampfe, der uns bewegt; dann haben wir gleichzeitig auch den Commentar zu vielen Schritten in der **auswärtigen** Politik, welche Deutschland und Europa nicht zur Ruhe kommen lassen." Uebrigens fügt der Redner bei, „er würde wünschen, daß diese Reden in jede deutsche Hütte getragen würden."

Vergleicht man das Datum der Bismark'schen Rede vom 14. April, die denn doch selbst in den liberalen Kreisen weitum verblüffend wirkte, so leuchtet sofort ihr Zusammenhang mit jenen Bewegungen der auswärtigen Politik Preußens ein, welche gleich darauf noch mehr verblüffend wirken sollten. In der ersten Hälfte des April that der deutsche Botschafter in Paris die jetzt officiös eingestandenen Schritte gegen die französische Armee-Reorganisation; damals war die drohende Aufregung in hohen Berliner Kreisen entstanden, die Lord Derby geschildert hat; damals kanzelte Herr Wehrenpfenning mit dem ganzen Schwarm der Reptilien Oesterreich und Italien herunter, weil man in diesen Ländern nicht gleichen Schritt halte mit dem preußischen „Culturkampf", in Wien vielleicht gar zum katholischen Frankreich hinüber schwanke; damals ward der Gedanke einer internationalen Constitution gegen das Papstthum in das Publikum geworfen und das Gespenst der „katholischen Liga" heraufbeschworen; und mitten in diese Lage hinein hielt der Kanzler seine protestantische Kriegsrede. Wäre es damals zum Kriege gekommen, so hätte sich aus der Stimmung des hohen Redners vom 14. April

der Charakter des Religionskriegs wie von selbst ergeben — für einen Friedensbruch der die Armee=Reorganisation Frankreichs zum Vorwand gehabt hätte.

Der diplomatische Versuch den „Culturkampf" auf das internationale Gebiet und in die Kriegs=Politik hinüberzuspielen, ist nun überall mißlungen und der Stillstand diktirt für eine Aktion, die von der allerdings richtigen Einsicht ausging, wie die katholische Kirche über die ganze Welt verbreitet sei, so müsse ihr auch überall mit der gleichen Feindseligkeit entgegengetreten werden, um sie desto gewisser im neuen deutschen Reiche todtzumachen. Das erste Zeichen dieser Absicht oder Einsicht war die Depesche des Reichskanzlers vom 14. Mai 1872 über die Papstwahl, welche fortan unter europäische Polizei=Aufsicht gestellt werden sollte. Es ist noch ein Geheimniß, welche weiteren Schritte in dieser Richtung geschehen sind; wie bekannt wurden im Prozeß Arnim die „kirchenpolitischen Depeschen" verheimlicht, weil aus ihrem Bekanntwerden „Gefahr drohe" für die Sicherheit des Staats. Aber das haben die Reptilien Tag für Tag verkündet, daß das Maß der freundschaftlichen Beziehungen des Reichs zu den fremden Mächten von deren Bereitwilligkeit abhänge, in der Verfolgung der katholischen Kirche dem preußischen Beispiele zu folgen. Unzweifelhaft sind wiederholte Schritte bei verschiedenen Kabineten geschehen; und allenthalben hat man sich Körbe geholt, allerdings zierliche Körbe, aus Zucker und Marzipan gefertigt, aber immerhin nicht geeignet in der Auslage der neupreußischen Politik zu glänzen.

Oesterreich hat im Anfange zwar scheinbar Ordre parirt, aber es ist doch nicht zu verkennen, daß die dortige Kirchen=Gesetzgebung auf einem durchaus andern Boden steht als die preußische und den Conflikt mit der Kirche nicht ganz unvermeidlich macht. Italien bezahlt mit schönen Worten, aber es will doch nicht, nach preußischem Rathschlag, das Garantiegesetz für den Papst in ein Garantiegesetz gegen den Papst verwandeln. In Spanien glaubte man in Serrano

oder Alfonso einen Bundesgenossen gegen die katholische Sache zu gewinnen, und nun legt sich Alfonso wetteifernd mit seinem Gegner zu den Füßen des heiligen Vaters. In Belgien hat man vergeblich das conservative Kabinet durch eine Freimaurer-Regierung zu ersetzen gesucht. In England hat die Hetze der Reptilien den guten Geschmack und den freiheitlichen Sinn der Nation beleidigt. Von Rußland verlautet nun gar, daß es eine Convention mit dem heiligen Stuhle abgeschlossen und mit der Kirche den Frieden gemacht habe, den man in Berlin als schmachvollen Gang nach Canossa detestirt hat und als unmöglich für die Ehre des Staats hinzustellen nicht aufhört.

Täuscht nicht Alles, so waren gerade diese gehäuften Mißerfolge die Ursache des plötzlich ausgebrochenen Kriegslärms. Die ganze Situation, wie Lord Derby sie geschildert hat, macht den Eindruck, als ob in kochendem Unmuth und Grimm ein Berserker emporgefahren sei und mit dem Arm zum Schlagen ausgeholt habe, unmittelbar bevor Rußlands Machtgebot den Frieden diktirte und dann der Kanzler des Czaren der Welt verkündete, daß der Berserkermuth wieder zur Ruhe gebracht worden sei. In der That ist erzählt worden, Fürst Gortschakoff habe den französischen Botschafter in Berlin dringend um die größte Vorsicht angegangen, da die maßgebende Persönlichkeit in Berlin ohnehin schon auf's Aeußerste gereizt sei. Ein im Uebrigen warmer Bewunderer der auswärtigen Politik des Fürsten Bismark, indem er den eben geschilderten Verlauf des diplomatischen „Culturkampfs" überschaut, schließt seine Betrachtung mit folgenden Worten: „Auf den Lärm ist nun tiefe Ruhe gefolgt; . . . aber die Nachwirkungen der ganzen Aktion werden nicht sobald verschmerzt werden; wir haben nichts erreicht und überall Mißtrauen gesäet; ein Blick auf die ausländischen Zeitungen, welche Deutschland sonst wohlwollen, reicht hin sich davon zu überzeugen"[1]).

---

1) Kreuzzeitung vom 21. Mai 1875.

Als einen besonders blamabeln Schlußeffekt des verunglückten Versuchs, den „Culturkampf", sei es in Güte oder mit Gewalt, auf die internationale Bahn zu bringen, erkennt derselbe Mann mit allem Recht die Thatsache, daß die Beruhigung der besorgten Gemüther in Deutschland und Europa dem russischen Kanzler überlassen blieb. Nicht Fürst Bismarck hat erklärt, daß kriegerische Absichten seiner Regierung ferne gelegen seien, sondern der Russe hat der Welt bekannt gegeben, daß von derlei Absichten für den Frieden nichts zu besorgen sei. Darüber stößt derselbe Mann, der die Politik Bismark bis dahin bewundert hat, seinen Schmerzensschrei aus: „Wir haben jederzeit dem Einverständniß mit Rußland das Wort geredet; aber wir gestehen, daß unser deutsches Selbstgefühl sich empfindlich durch das Telegramm des Fürsten Gortschakoff berührt fand, in welchem er verkündete, der Friede sei gesichert, und können uns nicht darüber täuschen, daß unsere Politik allein ihm diese unverdiente Huldigung bereitet hat."

In dem Lande selbst war die Rede des Fürsten Bismark vom 14. April allerdings wie der zündende Funken in das Pulverfaß des protestantischen Fanatismus gefallen. Am gleichen Tage hatte die Erklärung, wodurch der Baron Maltzahn seine conservative Politik dem „Evangelium", d. i. dem Hasse gegen die katholische Kirche, „unterordnete", das Herz des Reichskanzlers zu seiner politischen Predigt vom „Evangelium" entflammt. Der katholische Freiherr von Landsberg hat nachher ganz richtig bemerkt: „Als ich die Rede des Freiherrn von Maltzahn vernahm, hatte ich unwillkürlich den Eindruck, daß man bald mit Lederkoller, Federhut und gezogenem Schwert ausziehen werde zur Vertilgung der Papisten." In der Herrenhaus-Sitzung vom 17. April wurde das gegebene Beispiel des Reichskanzlers noch eifriger nachgeahmt, um die Geister des 30jährigen Kriegs heraufzuschwören. Graf Udo Stolberg sprach der katholischen Kirche in Deutschland geradezu das Existenzrecht ab; denn diese

Kirche sei „keine universale, sondern die Nationalkirche der großen romanischen Völkergruppe." Herr von Rath sagte mit dürren Worten: „Als Feind will ich den deutschen Langmuth in diesem Kampfe bei Seite lassen, und ziehe es vor alle Waffen, die mir in die Hand gegeben werden, zu gebrauchen unter der Parole Frischvoran" ꝛc. Das Unglaublichste in der Enthüllung des „Culturkampfs" nach seinem wahren Charakter hat aber der Graf Münster, welcher Se. Majestät den deutschen Kaiser als Botschafter bei Ihrer englischen Majestät vertritt, in einer Rede geleistet, die er am 12. Mai im „National-Club" zu London, einem Hauptsammelpunkt der Nopopery-Partei, gehalten hat.

Auch von dieser Rede wäre dringend zu wünschen, daß sie in jede deutsche Hütte getragen würde. Sie steht der Bismark'schen vom 14. April in ihren Gesichtspunkten würdig zur Seite, und wäre wahrscheinlich nicht gehalten worden ohne das vom Reichskanzler gegebene Beispiel. Graf Münster hat, als er unter den ersten abtrünnigen Hannoveranern seinen König und Wohlthäter verließ, bewiesen, daß er vortrefflich auf den herrschenden Wind sich versteht. Er mußte zum voraus wissen, daß eine derartige Sprache eines Mannes in seiner Stellung bei allen anständigen Leuten, die nicht unter die „Culturkämpfer" gegangen sind, das peinlichste Aufsehen erregen würde; und er hätte sicherlich nicht so gesprochen, wenn er hätte besorgen müssen das Schicksal des Grafen Arnim zu befahren. Der englische Minister Disraeli, im Parlament wegen des unerhörten Vorgangs interpellirt, hat freilich mit feiner Ironie ungefähr gemeint, das sei Geschmackssache der preußischen Regierung: da aber der Herr Graf bis jetzt weder desavouirt noch abberufen ist, so beweist dieß, daß er den Berliner Geschmack besser kannte als Herr Disraeli.

Somit weiß jetzt die Welt, was einem Botschafter des deutschen Reichs öffentlich gegen die katholische Kirche und über den confessionellen Charakter eines Reichs, das gut ein

Drittel katholischer Bevölkerung zu seinen Bürgern zählen will, zu sagen erlaubt ist. Und zwar zu sagen im Namen des deutschen Kaisers und des Fürsten Bismarck. Denn das hat der Botschafter ausdrücklich gethan. Wenn er sich nur wenigstens noch auf das publicirte Schreiben des deutschen Kaisers an Graf Russel vom 18. Februar 1874 berufen hätte, worin der königliche Dank für die Adressen der englischen „Sympathie-Meetings" ausgesprochen war, als deren rührigster Anstifter, nebenbei gesagt, der Herr Botschafter selber aus Eifer für den „Culturkampf" dringend verdächtig ist! So sprach er sich aber in einer Weise aus, daß man hätte glauben können, er sei erst neuerlich vom deutschen Kaiser und dem Fürsten Bismarck instruirt und bevollmächtigt worden, gerade so zu sprechen, wie er that, und gegen die Katholiken mit wenig verblümten Worten den Religionskrieg zu erklären.

Wir wollen hier nur Eine Stelle aus diesem historischen Trinkspruch wiedergeben. „Sie wissen, was zum 30jährigen Kriege geführt und wie viel Elend dieser über Deutschland verbreitet hat. Sie wissen, wie zerrissen Deutschland war und daß es Jahrhunderte bedurft hat um sich wieder zu erheben, und zu werden was es heute ist — ein großes protestantisches Kaiserreich. Dieses protestantische Reich lieben die Dunkelmänner von Rom nicht. Das geeinigte Deutschland, das geeinigte Italien liebt Rom nicht, es fürchtet, daß man in den Ländern, wo der nationale Geist sich entwickelt, wo mit ihm die Moralität und die Erziehung an Größe gewinnen, unvermeidlich zu einer Nationalkirche schreitet." Von allen dazwischen liegenden Phrasen entkleidet, bezieht sich hierauf wohl auch die Versicherung des Botschafters, daß „sein erlauchter Herr und Fürst Bismarck die Aufgabe zu Ende führen werden, welche sie in Angriff genommen haben." Zugleich untersteht sich der Vertreter des „protestantischen Kaiserreichs" auch England als „protestantisches Land" gegen Irland zu verhetzen und überhaupt zur

baldigen Aufnahme des gleichen Kampfes gegen die katholische Kirche in England aufzurufen mittelst nichtswürdiger Denunciation.

Merkwürdig ist uns dieses Auftreten eines der höchstgestellten Diplomaten im Reich deßhalb, weil es beweist, welcher Geist die Reichsdiplomatie überhaupt beseelt und welchen Ideen sie bei den fremden Kabineten Eingang zu verschaffen hat. Man wird freilich nicht überall wie in London gerade das „protestantische Kaiserreich" in den Vordergrund stellen; aber die Idee der „Nationalkirche" durfte man wohl als einen Artikel erachten, der die Nachahmung des preußischen „Culturkampfs" überall empfehlen könnte. Und doch ist es jetzt klar geworden, daß man nirgends in den Kabineten, wohl aber allenthalben beim politischen Radikalismus die erwünschten Sympathien gefunden hat. Je radikaler irgendein Organ, desto ergebener ist es an die Ideen des preußischen „Culturkampfs" und seine Führer. In diesem Augenblicke, wo der französische Radikalismus aus Rand und Band geräth gegen das Gesetz über die Universitäts-Freiheit, kann man sich überzeugen, daß die Organe Gambetta's über die katholische Kirche, Papst und Concil, genau so reden, wie die preußischen „Culturkämpfer" in ihren Parlamenten, so daß man wirklich meinen könnte, es wären nur deren stenographische Berichte in's Französische übersetzt. Das ist freilich auch nicht mehr als billig, da sich in Preußen selbst ministerielle Stimmen schon wiederholt auf das Beispiel der — französischen Revolution berufen haben. Eine Hand wäscht somit die andere.

Die nicht länger zu verbergende Niederlage des „Culturkampfs" in der auswärtigen Politik, welcher auch der offene Appell an den protestantischen Fanatismus als letzter Versuch nicht mehr aufzuhelfen vermochte, erscheint als ein erster großer Sieg der katholischen Treue und Standhaftigkeit unserer Glaubensgenossen im Norden. Sie haben die Reputation der katholischen Kirche vor den Augen der ganzen

... und gefestigt. Hätte das Machtgebot der liberalen Staatsomnipotenz in Preußen mit ihr so leichtes Spiel gehabt, wie Fürst Bismarck in seiner kalten Menschenverachtung annahm, dann hätten die fremden Kabinete auch ihrerseits Muth gefaßt in seine Fußstapfen zu treten und seinem „Culturkampf" huldigend beizuspringen. So aber stand der Erfolg zum ersten Male gegen ihn. Nicht als Sieger sondern als Hülfesuchender erschien er in seinen diplomatischen Vertretern; der Mißerfolg und das Bewußtseyn der peinlichen Lage im eigenen Lande war ihren Mienen eingeprägt, und überall glaubte man in ihren Physiognomien zu lesen und las man schadenfroh, daß der mächtige Kanzler sich da in einer völlig verfehlten Politik festgefahren habe. Habeat sibi: so lautete der kühle Bescheid.

Man sagt mit Recht, daß die innere Politik eines Staats stets auch dessen äußere Politik beeinflusse und ihr die Richtung gebe. Das hat sich wieder ganz klar am Fürsten Bismarck in den jüngsten Bewegungen erwiesen. Schon der erste „kalte Wasserstrahl", den er nach Versailles dirigirte, hatte eine culturkämpferische Veranlassung und sofort erfüllte der „Culturkampf" wie die ganze Administration und Justizpflege, so auch die ganze Diplomatie Preußens. Umgekehrt kann aber auch der Fehlschlag einer solchen Politik nach außen nicht ohne Rückwirkung auf dieselbe Politik bei sich zu Hause bleiben. Internationale Abweisung, die man ruhig hinnehmen muß, bedeutet einheimische Schwächung. Es ist keine Frage, daß dieser Fehlschlag die seinerzeitige Entlassung des allmächtigen Ministers wesentlich erleichtert hat, sowie den nachfolgenden Bruch mit dem herrsch- und verfolgungssüchtigen Liberalismus. Für diese Partei und ihre Ziele ist die Fortführung des wüsten Vernichtungskriegs gegen die katholische Kirche eine Lebensfrage, und daß es dem Fürsten Bismarck selbst noch möglich seyn sollte, den Bruch mit der Partei zu vollziehen, ist nicht wahrscheinlich. Jedenfalls wäre es mit seiner Macht und dem Glauben an deren Unwider-

stehlichkeit zu Ende, sobald er den Bruch auch nur versuchen wollte. Zwar hat er in der denkwürdigen Rede vom 14. April Aeußerungen fallen lassen, die auf die Möglichkeit einer Versöhnung mit den protestantisch Conservativen oder den sogenannten Feudalen gedeutet wurden. Aber er hat damit eben nur die Conservativen gemeint, die im „Culturkampf" geradeso wie er selber aufgehört haben, es zu seyn.

Drei Tage darauf hat der Fürst vor den Abgeordneten eine jener eigenthümlichen Reden gehalten, wo die stoßweise auftretenden Sätze nicht selten den logischen Zusammenhang durchbrechen. So sprach er inmitten der grimmigsten Ausfälle gegen die katholische Kirche, ihre Regierung und ihre Geschichte — von dem „Frieden" den er eifrig erstreben werde, sobald durch die neuen Kirchengesetze dem Staat die nothwendige Festigkeit zurückgegeben worden sei: „den Frieden selbst mit dem Centrum, namentlich aber mit dem sehr viel mäßiger gesinnten römischen Stuhl." Er kam dabei auch wieder auf die sonderbare Behauptung zurück, daß Cardinal Antonelli schon einmal auf seinen geäußerten Wunsch das Centrum desavouirt habe. Nebenbei gesagt erinnert der Reichskanzler mit dieser mysteriösen Geschichte immer nur wieder an die Zeit, wo er und sein Hof vom Papst und dem heil. Stuhl noch ganz anders sprachen als jetzt, und an die Zeit von der die „Italie" in einem Artikel über die Rede des Kanzlers sagte: „Waren die Insassen des Vatikans nicht freudestrahlend bei der Kunde von den preußischen Siegen? das ist notorische Thatsache." Von dem frühern Verhältniß ist nun kein Stein auf dem andern geblieben, und dennoch versicherte Fürst Bismark, daß er auf dem Grund seines Zerstörungs-Werkes zum Frieden mit dem römischen Stuhl zu gelangen hoffe! Alles Uebrige wolle er dann der „Schulbildung" überlassen, der Schulbildung nämlich im Sinne der Maigesetze. Wiederholt kam er auf dieses sein neu angewöhntes Schlagwort zurück, das freilich einen sehr einfachen Sinn hat: wenn nämlich durch die maigesetzliche Schule der

Staatskatholicismus derart verbreitet werde, daß es wahre Katholiken in Preußen und dem Reich nicht mehr gäbe, dann bedürfte es auch keiner Gesetze mehr zur „Aggression" und Verfolgung gegen sie.

In gleichem Sinne dürften gewisse Aeußerungen der Minister und ihres Organs auszulegen seyn, daß man nicht immer neue Gesetze der Art machen könne, daß die Aufregung welche dadurch im Lande bewirkt wurde, nicht vom Guten sei, sowie die Angabe, daß der Kaiser die Reihe der sogenannten Kirchengesetze als definitiv abgeschlossen erklärt habe. Man hat sich in den Bischöfen und dem Klerus der katholischen Kirche verrechnet, dessen hat man kaum mehr ein Hehl; man mag sich müde fühlen, dem Geiste des Jahrhunderts und der eigenen Vergangenheit täglich und stündlich in's Gesicht zu schlagen; man mag sich insgeheim auch geniren vor dem Auslande, das mit verschränkten Armen dem merkwürdigen Versuche zuschaut ein neues Reich durch die Führung des Religionskriegs im Innern zu befestigen: aber ansehen läßt man sich vorderhand noch nichts. Der große Krach wird plötzlich und mit Einem Schlage eintreten, und die Partei und ihre Regierung zumal über den Haufen werfen.

Der beredte Mund der ruhmreichen Vertheidiger unserer guten Sache ist inzwischen mit dem Schluß der Kammer auch verstummt, und es ist jene feierliche Stille geworden, in der sich durch die ganze Welt nur das Knarren und Stampfen der Maschine vernehmen läßt, welche im „protestantischen Kaiserreich" von und für Deutschland aufgestellt ist zur Zermalmung der katholischen Kirche in seinem Bereich. Der Lärm der Exekutionen, die Kerker und die Sequestrationen, die an den Bettelstab gebrachten Priester und Bischöfe, die auswandernden Mönche und Nonnen — verkünden allen Völkern, was Preußen von seinem „deutschen Reich" versprochen und was es als „protestantisches Kaiserreich" gehalten hat.

V.

Deutsche Beobachtungen des „Amerikaners“.

In den berühmten Juniusbriefen findet sich folgende Stelle, die man in Deutschlands maßgebenden Kreisen wohl beachten möge: „Der Ruin oder die Wohlfahrt eines Staates hängt so sehr von dem Geiste seiner Regierung ab, daß wir nur den Zustand seiner Einwohner zu beobachten brauchen, wenn wir den Werth eines Ministeriums beurtheilen wollen. Sehen wir sie gehorsam gegen die Gesetze, erfolgreich in ihrer Industrie, im Inlande einig und im Auslande geachtet, so dürfen wir mit Recht annehmen, daß ihre Angelegenheiten durch Männer von Erfahrung, Fähigkeiten und Tugend geleitet werden. Sehen wir dagegen einen allgemeinen Geist des Mißtrauens und der Unzufriedenheit, einen raschen Verfall des Handels, Streitigkeiten in allen Theilen des Reiches und gänzlichen Verlust der Achtung in den Augen der fremden Mächte, so dürfen wir ohne Zögern behaupten, daß die Regierung dieses Landes eine unverständige und corrupte ist.“ Diese Worte sollten auch in der Gegenwart und in Deutschland wohl beherzigt werden ...

In der Adresse, mit welcher der Reichstag die Frieden athmende Thronrede vom 21. März 1871 beantwortete, erklärte er: „Deutschland gönnt jedem Staate, die beste Form seiner Gestaltung nach eigener Weise zu finden. Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und unter keiner Form wiederkehren.“ Und heute? Nun heute, nach vier Jahren sind diese Worte zum längst überwundenen Standpunkt geworden. Ueberall herrscht das größte Mißtrauen gegen Preußen,

die auswärtige Politik des Reichskanzlers läßt Europa nicht mehr zur Ruhe kommen; bei den Staaten, welche früher in Deutschland den Hort des Völkerfriedens erkannten, traut man seiner friedlichen Gesinnung nicht mehr und selbst diejenigen welche wie die Schweiz Bismark zugejubelt hatten, weil er sich im Kampfe gegen Rom zum Vorkämpfer aufgeworfen, wenden sich ab. Soviel ist gewiß, aus den Positionen welche Preußen im Auslande gewonnen hatte, ist es nacheinander verdrängt worden und Rußland ist Herr der Situation in Europa. Mit Recht konnte Fürst Gortschakoff sagen: „Rußland will keine Störung des Friedens und deßhalb wird es keine Störung geben." Doch wird man wohl thun, auf die russische Friedensliebe nicht allzuviel zu bauen. Allerdings herrscht auch in russischen Kreisen Mißtrauen gegen Preußen, einige russische Blätter haben sogar jüngst die preußische Treue mit der punischen verglichen, indem sie an den Dank erinnerten, welchen der französische Kaiser von Preußen erntete; allein man kennt die zwischen Preußen und Rußland bestehenden geheimen Abmachungen nicht und es ist leicht möglich, daß Rußland nur deßhalb jetzt für den Frieden eintrat, weil es selbst noch nicht hinreichend zum Kriege gerüstet ist.

Dem sei nun, wie ihm wolle, die letzten Ereignisse, besonders aber die ungeschickte Preßleitung und die vielen Taktlosigkeiten der officiösen Presse haben den festen Glauben an die hohe staatsmännische Begabung Bismark's, der seine großen Erfolge und sein großes Glück, auf das er allzuviel zu vertrauen scheint, erweckt hatten, tief erschüttert. Häufig begegnet man jetzt der Ansicht, Bismarck sei wohl ein gewandter Minister des Auswärtigen für einen Eroberungsstaat, aber kein Staatsmann der etwas Dauerndes gründen könne, und man beginnt schließlich einzusehen, daß man ihn ebenso überschätzt hat, wie dies früher bei seinem Vorgänger Louis Napoleon der Fall war. Denn wohin wir jetzt die Blicke wenden, nirgends finden wir für die preußische Politik einen Erfolg zu verzeichnen, überall hat sie den Kürzeren gezogen.

Um Frankreich im Rücken zu gefährden, mag es gut geschienen haben — ebenso wie im Jahre 1868 die Revo=

lution gegen die Königin Isabel — den spanischen Liberalis
und die Regierung des Ehrenmannes Serrano durch
Mittel zu begünstigen, Don Carlos hingegen auf eine W
anzufeinden, daß man allgemein an eine preußische Inter-
vention in Spanien glaubte, wozu sich übrigens Russl
abwehrend zu verhalten schien. Nun ward aber durch
neue Pronunciamiento der Sohn der franzosenfreundl
Isabel, der ebenso franzosenfreundliche Alfonso auf
spanischen Thron erhoben und Frankreich sieht sich wieder
seinem Rücken gedeckt. Mit dem vielverleumdeten Don Carl
anzuknüpfen, den die Reptilienpresse stets als blutdürsti
Ungeheuer darzustellen bemüht war, geht nicht im Inter
des „Culturkampfes“, in den man sich auf ungeschickte W
zu tief eingelassen; auch fühlt man wohl in Berlin g
richtig heraus, daß Don Carlos sich nicht dazu herge
würde, mit seinen Verlästerern in irgend welche Beziehung
zu treten, geschweige denn für ihre Pläne Dienste zu leist
obgleich er gerechten Grund zu großen Beschwerden ge
Frankreich hätte, das seinen Gegner Alfonso auf jede mö
liche Weise unterstützt. Die preußische Politik ist also au
hier in eine Sackgasse gerathen und hat — wenn ihr ni
der biedere Serrano durch eine neue Revolution zu Hülf
kommt — ein klägliches Fiasko gemacht.

Aehnlich wie in Spanien finden wir überall in Europ
die schlimmen Folgen der neupreußischen Politik. Emil
Girardin sagte neulich sehr lehrreich in der France: „Frank
reich legt in aller Bescheidenheit das Bekenntniß ab, daß es
um sein Unglück wieder gut zu machen, nicht auf das Geni
seiner Generäle und den Muth seiner Soldaten zählt, sondern
auf den Ehrgeiz Deutschlands, der keine Schranken meh
kennt und nach allen Seiten überströmt. Was wir zu befürchten
haben, ist nicht der durch den Fürsten Bismarck aufgestachelte
Ehrgeiz, es ist die Mäßigung des Kaisers. Sein Ehrgei
wäre unser mächtigster Bundesgenosse, seine Mäßigung is
unser furchtbarster Feind. Wenn Deutschland gemäßigt ist
wenn der Siegesrausch es nicht zum Wanken bringt, dann
müssen wir um Elsaß und um Lothringen weinen. Wenn
aber das Gegentheil stattfindet, wenn Deutschland, außer

Stande auf der abschüssigen Bahn inne zu halten, von der sich die Eroberer gemeiniglich mit fortreißen lassen, Belgien bedroht, Holland, Dänemark, Triest, dann dürfen wir unsere Thränen trocknen. Unsere Haltung ist uns deutlich vorgezeichnet. Wissen wir zu warten! Geben wir Deutschland keinen Grund, keinen Vorwand, den die germanische Presse ausbeuten könnte, um die europäische Meinung über unsere Absichten irre zu führen."

Leider ist es nur zu wahr, daß die Fehler der äußeren und inneren Politik, ebenso wie die finanziellen und wirthschaftlichen Schäden, der Verfall der Sitten, des Rechtsgefühles und der Religiosität, vor Allem aber die auf eine zuvor nie geahnte Weise zunehmende Corruption die schlimmsten Befürchtungen für das neue Reich rechtfertigen. In Frankreich war die Ausbreitung der Corruption die natürliche Consequenz des napoleonischen Systems, in Deutschland zeigt nun ebenfalls die gleiche Ursache eine gleiche Wirkung. Und man täusche sich darüber nicht, in Deutschland hat die Corruption einen ausnehmend fruchtbaren Boden gefunden. Denn von Deutschland's sog. „Gebildeten" glaubt kaum noch ein Drittheil an Gott und Unsterblichkeit und wo der Glaube an eine göttliche Gerechtigkeit abhanden gekommen ist, da verflüchtigt sich auch das Rechtsgefühl und verschwindet die Ehre. Die Religion ist die Quelle aller Sittlichkeit und „der Ehre reine Gluth" erlischt in vertrockneten, nur der Selbstsucht offenen Herzen. Nirgends tritt diese Wahrheit klarer zu Tage, als in Nordamerika, wo gerade die „gebildeten" Deutschen, da sie dort nicht wie in ihrer Heimath durch Familienbande oder andere gesellschaftliche Rücksichten zurückgehalten werden, am schnellsten und verhältnißmäßig weit häufiger als die deutschen Handwerker und Bauern alle Grundsätze von Ehre über Bord werfen. Wenn dort die Noth an sie tritt oder ein großer Vortheil winkt, dann hält ihre erkünstelte Ehre nur selten Stand; wie ich namentlich zu Anfang der fünfziger Jahre drüben häufig Gelegenheit hatte zu beobachten, nicht etwa bei „gebildeten" Schwindlern, sondern gerade bei den politischen Flüchtlingen von 1848 und 1849, welche sich in Amerika vorzugsweise mit ihrem Atheismus brüsten.

Und jetzt in Deutschland, wo die Entsittlichung so riesige Dimensionen angenommen und immer weiter um sich frißt, macht man ebenfalls täglich die Erfahrung, daß die gesellschaftlichen Rücksichten keinen wirksamen Damm mehr abgeben. Früher als Niemand da war, der die „Streber“ kaufen wollte, da war alles ehrlich; heute aber haben sich die Verhältnisse gründlich geändert. Auch hier findet man bereits verhältnißmäßig mehr Verbrecher unter „Gebildeten“, als im arbeitenden Volke, nur verstehen es Jene besser, hart mit dem Aermel am Zuchthause vorbeizustreifen, und im „liberalen“ Bourgeoisstaate straft man die armen Diebe, die reichen Gründer und Volksausbeuter hingegen behängt man mit Orden und macht sie zu Volksvertretern.

Wie sehr die Begriffe von Ehre in „Jungdeutschland“ sich bereits geändert und abgeschwächt haben, zeigte neulich wieder der Grazer Scandal, der, wie es heißt, hauptsächlich von der deutschen Burschenschaft ausging, einer Studentenverbindung welche, vollgesogen von „deutscher Bildung“, am meisten ihre preußischen Sympathien zur Schau trägt. Abgesehen davon daß es diesen Studenten bekannt seyn mußte, daß die Anklagen gegen Don Alfonso auf Lüge und Verleumdung beruhten, bewies schon ihr pöbelhaftes Benehmen gegen eine wehrlose fremde Dame eine so bodenlose Feigheit und eine Niedrigkeit der Gesinnung, daß sie — hätte sich der Fall in England oder Nordamerika ereignet — dort der Strenge der Volksjustiz schwerlich entgangen wären, während ein großer Theil der deutschen Presse nur Worte des Lobes oder der Entschuldigung für diese Buben fand! Ein anderes Symptom des Verfalles der alten deutschen Ehrenhaftigkeit war die empörende Verhöhnung des achtzigjährigen Herrn v. Gerlach im preußischen Abgeordnetenhause am 16. März d. J. Wo solche Leute die Majorität der Volksvertretung beherrschen, da ist es mit der Corruption weit gediehen, denn nie und nirgends wird ein Mann von Ehre einen achtbaren Greis verletzen, selbst die rohesten Völker haben Achtung vor dem Alter.

Dieselben Faktoren, welche während der Herrschaft des letzten Imperators so sehr zur Entsittlichung des französischen Volkes beigetragen hatten, sind jetzt auch in Deutschland in

voller Wirksamkeit: das Denunciantenwesen, die agents provocateurs, das Streberthum, die systematische Bestechung der Presse u. s. w. Das Denunciantenwesen, worin namentlich unsere „sittlich ernsten“ Liberalen sich hervorthun, hat bereits eine solche Ausdehnung gewonnen, daß kürzlich ein preußischer Oberpräsident, der noch seine „altmodische“ Ehrenhaftigkeit bewahrt hat, einem Freunde gegenüber äußerte, täglich werde er mit Denunciationen jeder Art auf eine Weise behelligt, wie er es früher nicht für möglich gehalten; oft sei es ihm unmöglich, das Gefühl des Eckels zu unterdrücken. Ein ebenso widriges Produkt der „liberalen Aufklärung“ ist das „Streberthum“, das sich heute in der Verwaltung und leider auch schon in der Justiz so breit macht. Gerade in jenen Staaten, wo der Liberalismus zur unbestrittensten Herrschaft gelangt ist, fragt man im Publicum weniger danach, wer im Rechte sei, als nach der Zusammensetzung des Richtercollegiums oder nach dem politischen Einflusse des Litiganten. Kein Wunder, wenn bei Anstellungen in der Justiz, Verwaltung, im Lehrfache weniger auf Kenntnisse oder Moralität als auf die Parteistellung oder servile Gesinnung gesehen wird. Einen geradezu unheilvollen Einfluß auf die deutsche Sittlichkeit äußert ferner die durch Reptilienfonds und Börse vergiftete Mehrheit der Presse. Die liberale Presse, die sich großentheils in den Händen der Juden befindet, ist — mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen — bestochen und schreibt nur, was ihr von oben diktirt wird oder der Börse genehm ist, und deßhalb ist es leicht erklärlich, warum die deutsche Journalistik in Europa so wenig geachtet dasteht.

Fast scheint es, als ob alles aus Rand und Band gehen wolle, alle Achtung vor der Autorität beginnt zu schwinden. Soweit sind wir schon gekommen, daß man officiellen Documenten, die man früher in Deutschland fast für unfehlbar hielt, heute kaum mehr Glauben schenkt als gewöhnlichen Zeitungsnachrichten. Allein auch dies ist nicht zu verwundern, wenn Fälle möglich sind, wie die Fälschung des angeblichen Briefes des Erzbischofs von Paris in der Affaire Duchesne, welche letztere überhaupt eine auffallende Aehnlichkeit zeigt mit dem Anerbieten des Wiesinger und stark an die agents

provocateurs unter Louis Napoleon erinnert. Und unsere „liberalen" Generalpächter der Sittlichkeit und Bildung? Sie finden selbst bei den scandalösesten Vorgängen kein Wort mehr des Tadels, seitdem sie wähnen zur Herrschaft gelangt zu seyn. Heute begünstigen die „liberalen Volksmänner" gerade das Gegentheil von all jenen „Volksrechten und Volksfreiheiten", die sie früher stets so laut proclamirt hatten, und aus den reißenden Wölfen von 1848 sind nun sanft blöckende Schafe geworden. Die einzigen Freiheiten, die dem deutschen Volke Dank seinen liberalen Volksvertretern geblieben, sind: die Freiheit das Volk auszusaugen für die Bourgeoisie, und die Freiheit die Katholiken nach Herzenslust zu quälen für die „protestantische Toleranz". Mit diesen „Errungenschaften" hat sich auch die „öffentliche Meinung" in Deutschland vollständig befriedigt erklärt. Auf diesem Wege erfüllt sich auch das bekannte Wort wie von selbst: den Parlamentarismus durch den Parlamentarismus zu verderben.

Und wodurch sind alle diese Erfolge errungen worden? Durch den „Culturkampf," den man zur Basis der Politik gemacht hat. Durch den Kampf gegen Rom hoffte man — was nicht gelang — die öffentliche Meinung Europa's ganz für Preußen zu gewinnen und dadurch einen unumschränkten Einfluß dem Reiche zu sichern. Ferner hoffte man mit Hülfe des „Culturkampfes" das eigentliche Regierungsideal verwirklichen zu können: die Einführung des russischen Absolutismus. Inzwischen lag der Culturkampf ganz im Interesse der „liberalen" Bourgeoisie, welche unter seiner Decke ihre Volksausbeutung verbirgt und die Aufmerksamkeit der planmäßig fanatisirten Massen davon ablenkt.

Das Ganze ist freilich nur eine kurzsichtige Politik, die auf augenblicklich blendende Erfolge berechnet ist, aber nichts Dauerndes gründen kann und mit einem erschütternden „Krache" enden wird. Jedenfalls hat der „Culturkampf" das Gute gehabt, daß nun vieles offenbar wurde, was sonst verborgen geblieben wäre. Er hat klar gemacht die unter seiner Decke verfolgten Eroberungs- und Reaktionspläne, die „Principientreue" der deutschen Liberalen, die protestantische Toleranz u. s. w. In der Hitze des „Culturkampfes" ward aufgedeckt,

was die deutschen Katholiken von Preußen zu erwarten haben, und nun werden sie vorkommenden Falles sich wohl hüten, für Andere wieder die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wie sie es im Jahre 1848 gethan. Der unleugbare Verfall des deutschen Handels und der deutschen Industrie, wozu gleichfalls der „Culturkampf" das Seinige beigetragen, hat ferner den deutschen Katholiken ein wirksames Vertheidigungsmittel gezeigt, das zu ergreifen die Gegner selbst in ihrer Blindheit sie noch zwingen werden, ich meine — die Massenauswanderung.

Denn wenn nur zwei Millionen auswandern, so gehen mit Naturnothwendigkeit die Arbeitslöhne so in die Höhe, daß die jetzt schon so kränkelnde deutsche Industrie gegenüber dem Auslande nicht mehr concurrenzfähig seyn wird und die Steuer- und Wehrkraft des Reiches auf bedenkliche Weise geschwächt wird. Hierdurch können die deutschen Katholiken gerade ihren giftigsten Feind — die liberale Bourgeoisie — zur Raison bringen. Wenn dabei diese Auswanderung vorzugsweise nach Oesterreich, wo noch Raum für Millionen vorhanden, geleitet und richtig organisirt wird, so wird diese Monarchie gekräftigt und gegen gewisse Annexionsgelüste vertheidigungsfähiger gemacht werden. Die Militärlasten und die Steuern des neuen Reichs würden noch drückender werden und sehr bald dürften sogar die enragirtesten Culturkämpfer die Lust verlieren, ihre „volksbildenden" Kasernen und ihre Steuerschraube allein zu hüten. Sie werden klein beigeben müssen, um die Auswanderung nicht noch mehr zu vergrößern — gerade wie durch die Massenauswanderung der deutschen Mennoniten nach Amerika jetzt Rußland gezwungen wurde nachzugeben — und so könnte es kommen, daß die deutschen Katholiken, welche zum Opfer der Auswanderung sich entschließen, ihren zurückbleibenden Brüdern die Freiheit und eine gerechtere Behandlung wieder erobern.

Ohnehin entwickeln sich die wirthschaftlichen Zustände Deutschlands auf eine Weise, daß sie selbst die kühnsten Hoffnungen seiner Feinde übertreffen. So sprach neulich der bayerische Reichsrath v. Neuffer ein richtiges Mene Tekel in die reichsseligen Gelage hinein, indem er den volkswirth-

schaftlichen Rückgang Deutschlands, der sich auf den meisten Gebieten der Industrie und Landwirthschaft schon von 1868 her datirt, mit unwiderlegbaren Ziffern klar nachwies. Die Handelsbilanzen Deutschlands haben in den letzten Jahren mit ungewöhnlichen Ausfällen abgeschlossen. Sie betrugen nämlich im Jahre 1872 nicht weniger als 325 Millionen Thaler, während sie im Jahre 1873 nach Ausscheidung der Einfuhr an Münzen und Edelmetallen sogar die Summe von 485 Millionen Thaler beziffern und seitdem ist es nicht besser geworden. Die Ursachen dieser Calamität werden nun zunächst zu suchen seyn in dem französischen Handelsvertrage und den Beschlüssen, die demselben im Zollparlamente gefolgt sind und welche die liberale Manchesterpartei durchsetzte; dann in dem üppigen Wachsthum des Börsen- und Aktienschwindels mit seiner riesigen Ueberproduktion im Gefolge; ferner in den Nachwehen der Kriege die geschlagen, und in den Vorwehen derjenigen welche in naher Zukunft zu erwarten sind; in der Erschütterung des Vertrauens und in der allgemeinen Unsicherheit aller Verhältnisse, und — last not least — im „frischen fröhlichen" Culturkampf, „für den zwar täglich neue Waffen geschmiedet werden, der aber trotzdem", wie Carl Vogt sagte, „der armen Eisenindustrie nicht aufhelfen will."

Also auf volkswirthschaftlichem Gebiete hat die „deutsche Wissenschaft", oder vielmehr die tonangebenden Professoren des Liberalismus, Deutschland seinem Ruine zugeführt. In der Praxis bekommen leider oft die schönsten volkswirthschaftlichen Systeme gar bald ein Loch, das Systematisiren und Generalisiren, ohne auf die besonderen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, so schön es sich in den akademischen Lehrsälen anhört, geht hier nicht. Das Freihandelssystem der Manchesterschule mag recht ersprießlich seyn für ein Volk das, wie das englische, sich auf der Höhe des Handels und der Industrie befindet und jede Concurrenz durch die Macht seines Capitals umbringen kann. Und diese Handelspolitik hat auch England von jeher befolgt, wie folgendes auf Befehl des englischen Unterhauses im J. 1854 veröffentlichte officielle Dokument beweist: „Die arbeitenden Classen in den Manufaktur-Distrikten dieses Landes wissen es kaum, in wie hohem Maße sie oft die Fortsetzung

ihrer Arbeit den ungeheuren Verlusten zu verdanken haben, welche ihre Arbeitgeber in schlechten Zeiten sich zuziehen, um die Concurrenz des Auslandes zu vernichten und den Besitz der auswärtigen Märkte zu gewinnen und zu erhalten. Authentische Beispiele sind uns bekannt, daß Arbeitgeber in solchen Zeiten ihre Unternehmungen mit einem Verluste durchführten, der sich im Verlaufe von drei oder vier Jahren auf drei- oder vierhunderttausend Pfund belief. Die großen Capitalien dieses Landes sind die großen Werkzeuge der Kriegführung gegen das concurrirende Capital der fremden Länder und sind die wesentlichsten Werkzeuge, die uns jetzt übrig bleiben, um die Ueberlegenheit unserer Manufakturen aufrecht erhalten zu können, während die übrigen Elemente, billige Arbeit, Ueberfluß an Rohstoffen, Communikationsmittel und geschickte Arbeit rasch auf denselben Standpunkt gelangen werden, wie bei uns."

Ich bin nun durchaus kein Anhänger eines übertriebenen Schutzzollsystems und halte sogar den Freihandel für das zu erstrebende Ideal; allein nach meiner Ansicht müssen jene Industriezweige, welche der Mehrzahl des Volkes direkten oder indirekten Nutzen gewähren, so sehr und so lange geschützt werden, bis sie hinlänglich erstarkt sind, um den Kampf gegen das concurrirende Ausland mit Aussicht auf Erfolg bestehen zu können. Zu diesen Industriezweigen rechne ich aber nur diejenigen welche sich mit der Fabrikation heimischer Bodenprodukte beschäftigen und so der Landwirthschaft einen erhöhten Absatz und gesichertere Märkte verschaffen. „In einem Stück Tuch", sagt Adam Smith, „das achtzig Pfund wiegt, sind nicht nur achtzig Pfund Wolle, sondern auch einige tausend Pfund Korn, der Unterhalt der Arbeiter und ihrer unmittelbaren Arbeitgeber enthalten. Das Korn, das nur schwer in seiner eigenen Gestalt in's Ausland geführt werden könnte, wird auf diese Art in der Form der vollendeten Manufakturwaare transportirt und kann leicht zu den entlegensten Winkeln der Welt verschickt werden."

Aber nur Verarbeitung der eigenen Bodenprodukte kömmt der großen Mehrzahl des Volkes zu gute; die Fabrikation fremder Rohstoffe hingegen entzieht der Landwirthschaft Arbeitskräfte und nützt nur den Fabrikanten, hier würde also ein

Schutzzoll nur eine kleine Anzahl von Capitalisten, Kaufleuten und Fabrikanten auf Kosten der übrigen Volksclassen bereichern. Wenn sich die Industrie auf Kosten der Landwirthschaft zu sehr ausdehnt, so wird sie ein Fluch für das Land, indem sie die Kluft zwischen Reich und Arm übermäßig erweitert und die größten socialen Gefahren hervorruft. Macaulay hatte Recht, als er sagte: „Adam Smith und Gibbon meinten, daß die Civilisation nie wieder durch Barbaren vernichtet werden könne, und fragten, woher diese Hunnen, woher diese Vandalen kommen sollten. Sie vergaßen, daß im Herzen der großen Hauptstädte, in der Nachbarschaft der glänzendsten Paläste, Kirchen, Theater, Bibliotheken und Museen das Laster, die Unwissenheit und das Elend eine wildere Race von Hunnen erzeugen könnten, als jene die unter Attila kämpften, und Vandalen, die zerstörungssüchtiger sind, als jene welche Genserich folgten." Möge man diese Worte auch in Deutschland beherzigen und, statt sich mit „Culturkampf" und ähnlichem Humbug zu beschäftigen, ernstlich an die sociale Reform gehen, ehe es zu spät wird.

VI.

Schulte's Kirchenrechtswissenschaft einst und jetzt.

Unter diesem Titel ist bei dem Universitätsbuchhändler Alfred Hölder in Wien jüngst schon in zweiter vermehrter Auflage eine Schrift von Dr. Franz Laurin, k. k. Hofkaplan und Universitätsprofessor in Wien, erschienen, auf welche die Leser dieser Blätter nachdrücklich aufmerksam zu machen uns geboten erscheint. Der jetzige k. preußische Geheime Justizrath und ordentliche Professor der Rechte in Bonn, Herr Dr. Johann Friedrich Ritter von Schulte, früher lange Jahre Professor des Kirchenrechts und der deutschen Rechtsgeschichte

in Prag, auch fürsterzbischöflicher Rath und Ritter des St. Gregoriusorden, spielt bekanntlich seit 1870 eine hervorragende Rolle als einer der sogenannten Altkatholiken, ist auch häufig als moralischer Urheber des sogenannten Brodkorb-Gesetzes bezeichnet worden. Bei dem Rufe, dessen derselbe als Kirchenrechtsgelehrter genoß, und mit gutem Grund, wenngleich seine Werke wohl auch überschätzt worden sind und nicht classische genannt zu werden verdienen, ist es begreiflich, daß dessen Parteinahme für jene Sekte auf manche unkundige ehrliche Katholiken einen bedenklichen Eindruck machte. Dieser Eindruck aber muß schwinden, wenn man erfährt, wie bedenklich es mit dem wissenschaftlichen Charakter des Gelehrten aussieht, den man als eine Autorität achten zu können glaubte. Der Verfasser der obengenannten Schrift hat sich daher ein wahres Verdienst erworben, indem er überzeugend nachweist, wie Schulte in neuerer Zeit Ansichten und Behauptungen vertritt, die mit dem was er früher gelehrt hat, in offenbarem Widerspruche stehen, und vergeblich sich bemüht, sich dagegen zu verwahren und sich als wesentlich noch derselbe, der er früher war, hinzustellen.

Zu Anfang des Jahres 1874 hat Schulte in der „Neuen freien Presse“ eine Reihe von Artikeln über die damals von der österreichischen Regierung vorgelegten Entwürfe confessioneller Gesetze veröffentlicht, Aufsätze die durch ihren Ton und Inhalt das höchste Erstaunen bei denjenigen hervorrufen mußten, die mit gutem Grunde vermutheten, daß deren Verfasser derselbe Gelehrte sei, der in einem Gutachten über die confessionellen Gesetzvorlagen vom J. 1867 mit der ihm eigenen Derbheit des Ausdrucks geäußert hatte, durch diese werde der katholischen Kirche in Oesterreich ein Fußtritt versetzt, und die insbesondere über das österreichische Concordat von 1855 Behauptungen enthielten, welche mit den früher von Schulte, dem eifrigsten Vertheidiger und Lobredner dieses Staatsvertrags und der damit in Verbindung stehenden Gesetze, vorgetragenen Ansichten in schroffem Gegensatze stehen. Durch diese fand sich Professor Laurin zunächst veranlaßt zu einer Reihe von Aufsätzen, die im Februar und März 1874 im Wiener „Vaterland“ erschienen sind, und deren besonderer Abdruck die erste Auflage seiner bezüglichen Schrift bildet. In zweiter Auflage ist diese mit sachgemäß veränderter Anordnung und nicht unerheblicher Mehrung des Stoffes erschienen und ist darin zum Schluß das Ergebniß der ganzen Ausführung in Aussprüchen, „die Herr Professor von Schulte ... einst und jetzt gethan hat“, unter Nr. I—VII übersichtlich vorgelegt. Es genüge hier, nur zwei derselben von allgemeinster Bedeutung hervorzuheben:

Nr. II.

„Einst. Der Papst besitzt nach göttlicher Anordnung in der Kirche die höchste, ordentliche und unmittelbare Gewalt und ist durch die Sendung des heiligen Geistes mit der Unfehlbarkeit ausgestattet."

„Jetzt. Die Constitution des Vatikanischen Concils vom 18. Juli 1870, laut deren der Papst in der Kirche die höchste, ordentliche und unmittelbare Gewalt besitzt und in Ausübung seines obersten kirchlichen Lehramtes bezüglich der den Glauben und die Sitten betreffenden Lehren vermöge des göttlichen Beistandes mit der Unfehlbarkeit ausgestattet ist, ist eine verwerfliche, dem Geiste der Kirche widerstreitende Neuerung."

Nr. III.

„Einst. Das Grenzgebiet zwischen der katholischen Kirche und dem Staate kann in gerechter und segenbringender Weise nur durch Vereinbarung der beiden Gewalten, durch Concordat, abgesteckt werden."

„Jetzt. Das Grenzgebiet zwischen der katholischen Kirche und dem österreichischen Staate hat dieser allein, mit Ausschluß der Kirche, auf dem Wege des Gesetzes, abzustecken."

Die folgenden Nr. IV—VII betreffen insbesondre das österreichische Concordat und tritt auch darin der grellste Widerspruch zwischen Einst und Jetzt hervor. Alle diese Widersprüche sind klar und mit unbefangener Objektivität in Schulte's Schriften nachgewiesen, mit öfter wiederholtem Ausdruck der Hochschätzung der früheren kirchenrechtlichen Leistungen desselben; aber sie sind so arg und erscheinen so schwach begründet und so wenig erklärt, daß Laurin sich wohl berechtigt finden konnte, öfter auszurufen: „O Ueberzeugungstreue! o Consequenz!" und seine Darlegung mit der Bemerkung zu schließen:

„Daß eine so tiefgreifende Wandlung der kirchenrechtlichen Anschauungen eines so hervorragenden Juristen und Canonisten auf die Verehrer der Kirchenrechtswissenschaft keinen erfreulichen Eindruck zu machen geeignet ist, liegt auf der Hand. Ja, fast möchte man sagen, sie mache den Eindruck eines an der Kirchenrechtswissenschaft begangenen Verrathes."

„Eines Verrathes" — möchten wir sagen — nicht bloß an der Kirchenrechtswissenschaft, sondern an der von diesem Canonisten früher mit Entschiedenheit und Energie vertheidigten Sache!

Ein Anhang zu unserer Schrift bespricht noch einen Widerlegungsversuch gegen die fünf ersten im Wiener „Vaterland" er-

schienenen Artikel, welchen Schulte in der „Neuen freien Presse" vom 4. März 1874 unter der Ueberschrift: „in eigener Sache" veröffentlicht hat. Dieser gestand dort, seine Anschauungen theilweise geändert zu haben, dies aber nur wegen der Veränderung, welche durch die Vaticanische Constitution in der Kirche bewirkt worden sei; sonst stellte er eine Aenderung seiner kirchenrechtlichen Ansichten in Abrede, jedoch bemerkend, daß nicht alles was er in seinen früheren Schriften gesagt habe, seine eigenen Ansichten gewesen seien, da er zunächst nur die Anschauungen der katholischen Kirche dargestellt habe, ohne denselben seinerseits durchweg beizustimmen, daher ihm eine jetzige Abweichung davon nicht ohne Weiteres als Widerspruch mit sich selbst vorzuwerfen sei. Jener Anhang (zuerst im „Vaterland" von 1874, Nr. 93, 94 gedruckt) zeigt nun kurz und bündig, wie unglaublich schwach dieser Schulte'sche Artikel „in eigener Sache" ist.

Was soll man von dem wissenschaftlichen Charakter eines Mannes halten, der mit aller Entschiedenheit Behauptungen aufstellt, ohne die mindeste Andeutung, daß diesen seine eigene Ansicht nicht entspricht, dieselben wohl auch mit Gründen belegt, als logisch richtige charakterisirt, ihr Gegentheil unjuristisch, falsch nennt, und dann, wenn er später Anderes behauptet, gegen den Vorwurf eines Widerspruchs mit sich selbst durch den allgemeinen Vorwand sich decken will, daß nicht alles was er behauptet habe, seine eigene Ansicht gewesen sei? dabei aber auch nicht eine einzige der ihm vorgehaltenen Behauptungen als solche hervorhebt, worin er nicht seiner eigenen, sondern fremder Anschauung Ausdruck gegeben habe? Und wenn der gelehrte Herr im Jahre 1856 und noch 1861 über das österreichische Concordat Ansichten aufgestellt hat, welchen seine jetzigen so evident widersprechen, wie Laurin S. 67 f. 70 f. nachweist, soll man sich den Widerspruch vielleicht daraus erklären, daß jener damals als k. k. Professor in Prag nicht seine eigene, sondern fremde, etwa des Cardinals Schwarzenberg oder Rauscher, Ansicht ausgesprochen habe, jetzt aber als königlich preußischer Geheimejustizrath seine wahre eigene Ansicht vortrage?

Die Aenderung einer Ansicht über wichtige Punkte auf Seiten eines bedeutenden Mannes mag man bedauern, als irrig bekämpfen, auch als sehr schwach begründet anfechten, ohne seinem Charakter nahezutreten. Wer aber in so nichtiger Weise den Vorwurf, mit sich selbst in Widerspruch getreten zu seyn, abzuwehren sucht, darf sich nicht wundern, wenn Jemand sich versucht findet, die Aechtheit der Ueberzeugung einst oder jetzt zu bezweifeln. Und dasselbe trifft auch zu, wenn zwar die Aenderung einer Ansicht offen zugestanden,

diese aber als Folge einer objektiven Aenderung gerechtfertigt wird, welche als geschehen anzunehmen früher ausgesprochenen Ansichten handgreiflich widerstreitet. So verhält es sich mit Schulte's Behauptung einer durch die Vatikanischen Beschlüsse bewirkten Aenderung in der römisch-katholischen Kirche. Wie Laurin S. 31—43 (2. Aufl.) nachweist, hat Schulte früher über den Primat des römischen Bischofs, über die Stellung und Machtfülle des Papstes in der Kirche, Ansichten vorgetragen und mit aller Energie vertheidigt, nach denen es schlechterdings unbegreiflich ist, daß derselbe jetzt in der Vaticanischen Constitution, die nur eine dogmatisch festgestellte Bestätigung jener Ansichten ist, eine Neuerung, eine Aenderung der Stellung des Papstes, erzielt finden kann. —

Im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Schrift nimmt Professor Laurin noch Bezug auf einen im Februar dieses Jahres in der „Neuen freien Presse" erschienenen Artikel von Schulte, betitelt „die altkatholische Bewegung", worin die Führer der Altkatholiken gegen den Vorwurf eines Wechsels der Ueberzeugung in Schutz genommen werden. Vor dem Vaticanischen Concil, so heißt es, hätten jene wohl die ordentliche uud unmittelbare Gewalt des Papstes in der Kirche anerkannt, aber nur als eine auf historischer Entwickelung beruhende, die sich ändern könne. Als man nun aber die Thatsache zum geoffenbarten Dogma stempelte, da habe ihr Gewissen und ihre Wissenschaft entschieden dagegen sich erheben müssen. — Vergleicht man damit, was S. 34—48 unter Angabe der Quelle zu lesen ist, so wird man es schwer finden, Gewissen und Wissenschaft aller jener Führer hoch zu achten.

VII.

Dr. Karl Bader.

III. (Schlußartikel.)

Als Bader bei solcher schriftstellerischen Thätigkeit und ernsten lebhaften Conversationen in manchen Kreisen oft starken Widerspruch erfuhr, und darum bisweilen sich sehr vereinsamt fühlte, mißmuthig und bitter über Freiburg klagte, erhielt er einen erwünschten Ersatz in seiner treuen Schwester Sophie, welche nach dem Tode ihres Gemahls, des pensionirten Regimentsarztes Dr. Haller, von Karlsruhe nach Freiburg übergesiedelt war, wo sie mit dem lieben Bruder die schöne Jugend verlebt hatte. Sie hing ja mit ganzer Seele an ihm und seiner Familie und hat noch kurz vor ihrem Tode (19. Mai 1863) in sehr sinniger Weise die Töchter Carola und Maria bedacht, den nahen Tod der letztern nicht ahnend. Dieser Tod der Schwester brachte Bader das erste schwere Herzeleid in Freiburg. Er klagte darüber: „Sie war meine einzige Schwester; sie hat mich unendlich geliebt, sie war mir eine so wohlthuende Erscheinung in dem Kreise meiner eigenen Familie. Mit ihr war mein früheres Leben in das Grab gesenkt. Tiefbetrübt habe ich an ihrem Grabe gestanden, aber mein Schmerz war sanft, war ein freundlicher, wenngleich sehr schmerzlicher Abschied."

Schrecklicher für ihn war, was er in demselben Briefe weiter berichten muß. „Aber was steht mir noch bevor?

Meine jüngere Tochter Maria liegt auch auf dem Sterbebette, es kann nur noch wenige Tage dauern." Wirklich erfolgte nur zu bald der Tod dieser Tochter, welche das Meiste von seiner geistigen Eigenthümlichkeit ererbt hatte, darum war seine Furcht vor ihrem frühen Tode eine so qualvolle, seine Trauer um ihren Verlust eine so nachhaltige. Mit bebender Hand schrieb er seinem vertrautesten Freunde: „Meine jüngere Tochter liegt auf dem Sterbebett; noch gestern hatte die Mutter einige Hoffnung genährt, doch hat der heute herbeigerufene dritte Arzt nach sorgfältiger Untersuchung erklärt, daß sie sich im letzten Stadium der Krankheit befinde. Dieses Todesurtheil hat mich fast niedergeschlagen, doch Gottes Gnade gibt mir noch Thränen. Das noch nicht 18jährige Mädchen hat während ihrer langen, zehrenden Krankheit eine fast wunderbare Ergebung gezeigt, nie ist eine Klage, niemals ein Murren über ihre Lippen gekommen: ‚Es ist Gottes Wille' hat sie stets gesagt und die Mutter getröstet. Noch jetzt ist sie vollkommen heiter, verständig, selbst geistreich und jeder Blick und jedes Wort ist Liebe. — Gestern hatte ich ein langes Gespräch mit ihr, worin ich ihr sagte, daß mich ihr frommer Sinn fromm gemacht habe, daß ich jetzt erst recht beten könne, viel und recht innig bete. Da strahlte ihr Gesicht und sagte sie: ‚So hat die heilige Jungfrau mein Flehen erhört; ich danke dir Vater für dieses Wort.' Das hochbegabte Kind, eine durchaus edle Natur, hat mich verstanden wie kein anderer Mensch, jeden Gedanken hat es aus mir herausgelesen und mit Klarheit aufgefaßt, wie oft hat ihr richtiger Sinn mich geleitet. Doch mißverstehen Sie meine Klagen nicht, ich ertrage das hereingebrochene Geschick mit Ergebung und habe nie gemurrt. Zur Erde geworfen habe ich zu Gott um die Rettung meines Kindes gefleht und gesagt, wie unendlich schwer es mir auch geworden: Herr nicht mein, sondern dein Wille geschehe; ich habe mich überwunden, ich habe es gesagt."

Schon drei Tage darauf erfüllte sich der Wille Gottes.

Bader berichtet darüber an denselben Freund unterm 30. Mai 1863 in den wenigen ergreifenden Worten: „Es ist vollbracht. Heute Morgen um 4 Uhr 50 Minuten ist meine Tochter Maria verschieden. Gestern hat sie gewissermaßen Abschied von uns genommen. Der Himmel war in ihrem Blicke und in ihrem Lächeln, ich habe das niemals gesehen. Ein edler Geist ist in seine Heimath zurückgekehrt. — Jetzt noch ist meine Frau gefaßt und ich wundere mich, daß sie diese Stunde überlebt hat, beten Sie für uns."

Bader's christlicher Sinn bewährte sich hier auf's unzweideutigste. Am 14. Juni schon konnte er demselben Freunde schreiben: „Der Schmerz und die Trauer um meine Tochter sind noch dieselben, aber ich habe mir die Fassung errungen, welche dem Manne, dem Christen geziemt. Die traurigen Briefe sind geschrieben, gestern ist der traurigste abgegangen an die Oberin von Sacré Coeur in Riedenburg, welche mein geschiedenes Kind in ungeschwächter Erinnerung an die dort im Pensionate verlebten glücklichen Tage stets seine zweite Mutter nannte. Dagegen leidet meine ältere Tochter, nun mein einziges Kind, erst jetzt recht an dem Heimweh nach ihrer Schwester, sie fühlt sich vereinsamt, hatten ja beide Schwestern sich so unzertrennlich ineinander hineingelebt. Zum Glück hatte sich während der Krankheit Maria's und unmittelbar nach ihrem Scheiden ein wahrer Gottesfrieden in Carola's ruhigem Gemüthe gebildet und befestigt. Am meisten Sorge macht mir meine Frau, welche sich unaufhörlich mit ganz unbegründeten Selbstvorwürfen quält, die ihr schwer auszureden sind. Unendlich viel Trost brachten Sie ihr in dem so herzlichen und theilnehmenden Schreiben mit der Versicherung: ‚Um so mehr wird auf Ihren fernern Lebenswegen das eigenthümliche Gefühl Sie aufrecht halten, daß Sie nun eine besondere Vertretung am Throne Gottes haben, und wenn Sie im Herzen mit dem Jenseits sprechen wollen, Sie unwillkürlich die beruhigendste Adresse finden' — zumal Sie noch beifügen: Ich habe dieß selbst fühlen und wissen gelernt." Mit be-

diese aber als Folge einer objektiven Aenderung gerechtfertigt wird, welche als geschehen anzunehmen früher ausgesprochenen Ansichten handgreiflich widerstreitet. So verhält es sich mit Schulte's Behauptung einer durch die Vatikanischen Beschlüsse bewirkten Aenderung in der römisch-katholischen Kirche. Wie Laurin S. 31—43 (2. Aufl.) nachweist, hat Schulte früher über den Primat des römischen Bischofs, über die Stellung und Machtfülle des Papstes in der Kirche, Ansichten vorgetragen und mit aller Energie vertheidigt, nach denen es schlechterdings unbegreiflich ist, daß derselbe jetzt in der Vaticanischen Constitution, die nur eine dogmatisch festgestellte Bestätigung jener Ansichten ist, eine Neuerung, eine *Aenderung* der Stellung des Papstes, erzielt finden kann. —

Im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Schrift nimmt Professor Laurin noch Bezug auf einen im Februar dieses Jahres in der „Neuen freien Presse" erschienenen Artikel von Schulte, betitelt „die altkatholische Bewegung", worin die Führer der Altkatholiken gegen den Vorwurf eines Wechsels der Ueberzeugung in Schutz genommen werden. *Vor* dem Vaticanischen Concil, so heißt es, hätten jene wohl die ordentliche uud unmittelbare Gewalt des Papstes in der Kirche anerkannt, aber nur als eine auf historischer Entwickelung beruhende, die sich ändern könne. Als man nun aber die Thatsache zum geoffenbarten Dogma stempelte, da habe ihr Gewissen und ihre Wissenschaft entschieden dagegen sich erheben müssen. — Vergleicht man damit, was S. 34—48 unter Angabe der Quelle zu lesen ist, so wird man es schwer finden, Gewissen und Wissenschaft *aller* jener Führer hoch zu achten.

VII.

Dr. Karl Bader.

III. (Schlußartikel.)

Als Bader bei solcher schriftstellerischen Thätigkeit und ernsten lebhaften Conversationen in manchen Kreisen oft starken Widerspruch erfuhr, und darum bisweilen sich sehr vereinsamt fühlte, mißmuthig und bitter über Freiburg klagte, erhielt er einen erwünschten Ersatz in seiner treuen Schwester Sophie, welche nach dem Tode ihres Gemahls, des pensionirten Regimentsarztes Dr. Haller, von Karlsruhe nach Freiburg übergesiedelt war, wo sie mit dem lieben Bruder die schöne Jugend verlebt hatte. Sie hing ja mit ganzer Seele an ihm und seiner Familie und hat noch kurz vor ihrem Tode (19. Mai 1863) in sehr sinniger Weise die Töchter Carola und Maria bedacht, den nahen Tod der letztern nicht ahnend. Dieser Tod der Schwester brachte Bader das erste schwere Herzeleid in Freiburg. Er klagte darüber: „Sie war meine einzige Schwester; sie hat mich unendlich geliebt, sie war mir eine so wohlthuende Erscheinung in dem Kreise meiner eigenen Familie. Mit ihr war mein früheres Leben in das Grab gesenkt. Tiefbetrübt habe ich an ihrem Grabe gestanden, aber mein Schmerz war sanft, war ein freundlicher, wenngleich sehr schmerzlicher Abschied."

Schrecklicher für ihn war, was er in demselben Briefe weiter berichten muß. „Aber was steht mir noch bevor?

Meine jüngere Tochter Maria liegt auch auf dem Sterbebette, es kann nur noch wenige Tage dauern." Wirklich erfolgte nur zu bald der Tod dieser Tochter, welche das Meiste von seiner geistigen Eigenthümlichkeit ererbt hatte, darum war seine Furcht vor ihrem frühen Tode eine so qualvolle, seine Trauer um ihren Verlust eine so nachhaltige. Mit bebender Hand schrieb er seinem vertrautesten Freunde: „Meine jüngere Tochter liegt auf dem Sterbebett; noch gestern hatte die Mutter einige Hoffnung genährt, doch hat der heute herbeigerufene dritte Arzt nach sorgfältiger Untersuchung erklärt, daß sie sich im letzten Stadium der Krankheit befinde. Dieses Todesurtheil hat mich fast niedergeschlagen, doch Gottes Gnade gibt mir noch Thränen. Das noch nicht 18jährige Mädchen hat während ihrer langen, zehrenden Krankheit eine fast wunderbare Ergebung gezeigt, nie ist eine Klage, niemals ein Murren über ihre Lippen gekommen: ‚Es ist Gottes Wille' hat sie stets gesagt und die Mutter getröstet. Noch jetzt ist sie vollkommen heiter, verständig, selbst geistreich und jeder Blick und jedes Wort ist Liebe. — Gestern hatte ich ein langes Gespräch mit ihr, worin ich ihr sagte, daß mich ihr frommer Sinn fromm gemacht habe, daß ich jetzt erst recht beten könne, viel und recht innig bete. Da strahlte ihr Gesicht und sagte sie: ‚So hat die heilige Jungfrau mein Flehen erhört; ich danke dir Vater für dieses Wort.' Das hochbegabte Kind, eine durchaus edle Natur, hat mich verstanden wie kein anderer Mensch, jeden Gedanken hat es aus mir herausgelesen und mit Klarheit aufgefaßt, wie oft hat ihr richtiger Sinn mich geleitet. Doch mißverstehen Sie meine Klagen nicht, ich ertrage das hereingebrochene Geschick mit Ergebung und habe nie gemurrt. Zur Erde geworfen habe ich zu Gott um die Rettung meines Kindes gefleht und gesagt, wie unendlich schwer es mir auch geworden: Herr nicht mein, sondern dein Wille geschehe; ich habe mich überwunden, ich habe es gesagt."

Schon drei Tage darauf erfüllte sich der Wille Gottes.

Bader berichtet darüber an denselben Freund unterm 30. Mai 1863 in den wenigen ergreifenden Worten: „Es ist vollbracht. Heute Morgen um 4 Uhr 50 Minuten ist meine Tochter Maria verschieden. Gestern hat sie gewissermaßen Abschied von uns genommen. Der Himmel war in ihrem Blicke und in ihrem Lächeln, ich habe das niemals gesehen. Ein edler Geist ist in seine Heimath zurückgekehrt. — Jetzt noch ist meine Frau gefaßt und ich wundere mich, daß sie diese Stunde überlebt hat, beten Sie für uns."

Bader's christlicher Sinn bewährte sich hier auf's unzweideutigste. Am 14. Juni schon konnte er demselben Freunde schreiben: „Der Schmerz und die Trauer um meine Tochter sind noch dieselben, aber ich habe mir die Fassung errungen, welche dem Manne, dem Christen geziemt. Die traurigen Briefe sind geschrieben, gestern ist der traurigste abgegangen an die Oberin von Sacré Coeur in Riedenburg, welche mein geschiedenes Kind in ungeschwächter Erinnerung an die dort im Pensionate verlebten glücklichen Tage stets seine zweite Mutter nannte. Dagegen leidet meine ältere Tochter, nun mein einziges Kind, erst jetzt recht an dem Heimweh nach ihrer Schwester, sie fühlt sich vereinsamt, hatten ja beide Schwestern sich so unzertrennlich ineinander hineingelebt. Zum Glück hatte sich während der Krankheit Maria's und unmittelbar nach ihrem Scheiden ein wahrer Gottesfrieden in Carola's ruhigem Gemüthe gebildet und befestigt. Am meisten Sorge macht mir meine Frau, welche sich unaufhörlich mit ganz unbegründeten Selbstvorwürfen quält, die ihr schwer auszureden sind. Unendlich viel Trost brachten Sie ihr in dem so herzlichen und theilnehmenden Schreiben mit der Versicherung: ‚Um so mehr wird auf Ihren fernern Lebenswegen das eigenthümliche Gefühl Sie aufrecht halten, daß Sie nun eine besondere Vertretung am Throne Gottes haben, und wenn Sie im Herzen mit dem Jenseits sprechen wollen, Sie unwillkürlich die beruhigendste Adresse finden' — zumal Sie noch beifügen: Ich habe dieß selbst fühlen und wissen gelernt." Mit be-

sonderem Dankgefühl erwähnt Bader auch der innigen Theilnahme, welche der greise Freiburger Erzbischof ihm und seiner Familie bei diesem schweren Trauerfalle in einfach herzlicher Weise bezeugt hat. Er hatte die Familie am 15. Juni in seine Hauskapelle eingeladen, wo er für die theure Verstorbene eine stille Seelenmesse celebriren werde. Unmittelbar darnach schreibt Bader: „Ich komme soeben aus der Messe, welche der hochw. Herr Erzbischof v. Vicari für die Ruhe meines Kindes gelesen hat. Ich mußte weinen als ich sah, wie lange und innig der greise Kirchenfürst nach der Wandlung für ihre Seele gebetet hat. Gott lohn' es Ihm."

Zur Linderung seiner Trauer hielt es Bader und seine Freunde für angemessen, daß er auf einige Zeit die Stätte des Schmerzes verlasse, und so entschloß er sich Anfangs August 1863 zu einer Reise mit Frau und Tochter zunächst nach der Schweiz, die sich dann nach Uebersteigung des St. Gotthard über und an den Lago maggiore, vorbei an Magenta und Novara nach Mailand, über Bergamo, Brescia, Peschiera und Verona nach Venedig erstreckte, von welch' wunderbarem Orte er seine Damen nur mit Mühe wegbrachte, und darauf in dem stolzen Genua das Endziel erreichte. Bader hat nachmals mit seiner meisterhaften Beobachtungs- und Darstellungsgabe interessante Schilderungen dieser Reise den „Histor.-polit. Blätttern" in Band 54 und 55 vom J. 1864 und 1865 geliefert, worin er auch das berühmte Festungsviereck beschreibt, welches er in Begleitung eines Italieners sorgfältig studirt hatte. Den Rückweg nahm die Reisegesellschaft über den Splügen nach Chur, Ragatz, über den Bodensee von Friedrichshafen nach Ludwigsburg zu dem Schwager und Bruder, Hauptmann Fraenzinger im Artillerie-Regiment (gegenwärtig Oberst und Adjutant Sr. Maj. des Königs von Württemberg).

Die gleich darauf in Frankfurt a. M. tagende „Versammlung der Großdeutschen" zur Verwirklichung des auf dem vom Kaiser von Oesterreich 1863 abgehaltenen deutschen

Fürstencongresse Beschlossenen bot der publicistischen Thätigkeit eine willkommene Veranlassung, bei den dortigen Verhandlungen persönlich mitzuwirken, und über die dabei gewonnene Ueberzeugung einen detaillirten Bericht für die „Histor.-polit. Blätter" zu liefern, der trostlos genug ausfiel und im Bande 56 dieser Zeitschrift erschienen ist.

Getröstet und gestärkt nach dem gemüthlichen Freiburg zurückgekehrt, das man immer schön findet, so viel Großes und Interessantes man je gesehen haben mag, trat Bader frohen Muthes an sein Arbeitspult, nicht ahnend, welche weitere Folgen die eben zurückgelegte schöne Reise noch haben sollte.

Wie wunderbar sind doch Gottes Führungen! Gerade die Reise, welche den Schmerz Bader's über den herben Verlust eines seiner Kinder lindern sollte, hat den Grund zu dem nachmaligen Glücke der anderen Tochter gelegt, eine ganz unverhoffte Freude für die Eltern vorbereitet. Der im J. 1863 wider Willen verlängerte Aufenthalt in Luzern ward die Veranlassung zu dem freudigen Ereignisse, welches Bader am 4. Mai 1864 seinem treuen Freunde meldete: „Ich habe meine Tochter Carola verlobt; ihr Bräutigam ist ein Engländer Mister Luis Blacker, früher brittischer Consul in Matomoros, dessen Vater aus einer alten englischen Familie stammte und dessen Mutter eine Deutsche aus Holstein war, beide sind längst gestorben. Der eine Bruder ist eben sehr reich aus Amerika mit einer spanischen Frau zurückgekehrt, die Schwester in Braunschweig an einen Baron v. Schmidt-Phiseldek verheirathet. Die nun Verlobten haben sich im vorigen Jahre am Vierwaldstätter See kennen gelernt; nach unserer Rückkehr nach Freiburg besuchte uns Mister Blacker wiederholt von Hamburg und London aus, und schließlich hielt er um meine Tochter Carola an. Die Verbindung ist scheinbar dadurch geworden, daß es am 18. August 1863 in Luzern sehr stark geregnet hat. Doch schreibe ich dieselbe einer wunderbaren Fügung bei: sie ist auf das Gebet der

verstorbenen Schwester Maria erfolgt." — Eine gleiche Ueberzeugung hatte Bader auch von seiner eigenen Errettung aus einer großen Gefahr auf derselben Reise, indem er am 19. September 1863 aus Ludwigsburg schrieb: „Unter uns gesagt, jetzt habe ich auch den festen Glauben, daß mein geschiedenes Kind über uns wacht; denn ohne seinen Schutz läg ich mit zerschmetterten Gliedern in der Schweiz. Die Meinigen wissen nichts darum." — Diese unerschütterliche Ueberzeugung zog den Vater auch so oft zum Grabe der verstorbenen Tochter und Schwester; am 3. November 1868 schrieb er: „Gestern habe ich auf den Gräbern meiner geschiedenen Lieben gekniet; ich habe für sie und zu ihnen gebetet; ich habe gerufen: Vergebet mir was ich gegen euch im Leben gefehlt, und zuletzt mir gesagt: Es ist doch etwas gar Schönes in der katholischen Kirche, daß sie die menschlichen Empfindungen so ehrt und heiligt. Auch darin ist sie hoch erhaben dem trockenen, gemüthlosen Protestantismus gegenüber."

Schon am 7. Juni 1864 erfolgte die Verheirathung Carola's in Stuttgart, weil sie auf englischem Boden, von englischer Behörde d. h. vom englischen Gesandten und Geistlichen vollzogen werden mußte, unmittelbar darauf wurden die Brautleute auch in der dortigen katholischen Kirche getraut. Sie gingen sofort auf Reisen nach der Schweiz; aus Luzern, dem Orte ihrer ersten Bekanntschaft, empfingen die Eltern auch die erste Schilderung des gegenseitigen ehelichen Glückes. In London kaufte Mister Blacker ein schönes Landhaus zu Flowermead im Wimbledon-Park in der Nähe von London, das man mit der Eisenbahn in einer halben, zu Wagen in fünf Viertelstunden erreichen kann.

Das Jahr 1864 bereitete Bader noch eine andere Freude, indem er, der eifrigste, sicher der geschickteste Vertheidiger der Rechte der Kirche im badischen Kirchenstreite, von dem heil. Vater P. Pius IX. mit dem Gregorius-Orden geschmückt wurde. Er schrieb darüber am 7. Juni 1864: „Das freute mich

sehr, denn die Anerkennung von Seiten des Oberhauptes der katholischen Kirche ist in jeder Zeit ehrenhaft, jetzt aber mehr als jemals." Doch kann er seine Empfindlichkeit darüber nicht unterdrücken, daß die Anregung zu dieser Auszeichnung nicht von der Stelle ausging, welche die erste und meiste Verpflichtung dafür gehabt habe. Denn bald darauf schreibt er dem fernen Freunde: „Daß ich die Danksagung an Sie richten müßte, weiß ich nur zu gut, und erhält die Auszeichnung für mich noch einen höheren Werth dadurch, daß sie ein unvergänglicher Beweis Ihrer Freundschaft ist."

Bader ging jetzt mit frohem Muthe an seine ihm zur andern Natur gewordene publicistische Thätigkeit, allen Strömungen und Bewegungen der Zeit besonders in Deutschland und dessen Beziehungen zu Frankreich, England, Rußland sorgfältig folgend und sie eingänglich besprechend. Die „Histor.-polit. Blätter", für welche er damals fast ausschließlich arbeitete, haben seit **1864** bis zum Beginn der oft lange anhaltenden Kränklichkeit Bader's nicht allein zahlreiche sondern wohl auch die gereiftesten Arbeiten von ihm erhalten.

Leider haben die seit dem verunglückten Fürsten-Congreß in Frankfurt immer trostloser werdenden Zustände am deutschen Bundestage und die von Tag zu Tag sich steigernde Spannung zwischen den Großmächten Oesterreich und Preußen Bader oft schwere Stunden bereitet. Doch hoffte er in dem jetzt beiderseitigen kräftigen Einschreiten in der schleswig-holstein'schen Frage auf eine bessere politische Gestaltung Deutschlands. Er sah nämlich „in dem Schleswig-Holstein-Rausch eine nationale Erregtheit, das Erwachen des nationalen Interesses", obschon ihn andererseits die auch deutlicher hervortretende Zerfahrenheit der Parteien sehr anwiderte. Daß aber der gemeinsame militärische Erfolg gegen Dänemark und dessen für unüberwindlich gehaltene Bollwerke den Keim zu größerer Spannung zwischen Oesterreich und Preußen legen und die Uneinigkeit und Zerklüftung am deutschen Bunde noch vergrößern, in Bälde sogar zum deutschen

Bruderkriege drängen würde, daran hatte er bei allen frühern Combinationen kaum gedacht[1]). Vor dem Resultate der entscheidenden Schlacht bei Königgrätz (Sadowa 1866) stand er verblüfft da; selbst der Glaube an die bei weitem überlegene österreichische Cavallerie war nun erschüttert. Daß Oesterreich für Deutschland verloren sei, schmerzte ihn am tiefsten. Fürchtete er ja in düstern Augenblicken, ob Oesterreich bei seinen trostlosen Finanzzuständen und der Zerklüftung in zahlreiche Nationalitäten noch als europäische Großmacht werde bestehen können; doch setzte er in seinem christlichen Vertrauen stets bei: Deus providebit. Er unterbrach jetzt sogar für längere Zeit die politisirende Correspondenz mit seinem vertrautesten Freunde; ein beredtes Schweigen trat an Stelle der früher lebhaften Discussionen bei derartigen politischen Katastrophen.

Der wiederholten dringenden Einladung seiner Tochter und des edeln Schwiegersohns folgend reiste Bader mit seiner Gemahlin nach dem prächtigen Landsitz Flowermead Wimbledon-Park bei London im Sommer 1865 und 1869. Hatte er für England seit seinem dortigen Aufenthalt im Jahre 1838, und nach den wiederholten publicistischen Besprechungen seines großen staatlichen Lebens: des unvergleichlich ausgebreiteten Handels, besonders der politischen Bildung und Achtung vor den Gesetzen selbst in den untersten Volksclassen, wobei ihm aber auch der eigennutzige Charakter der engherzigen Politik der Engländer nicht entging, ein immer steigendes Interesse gefaßt, so mußte ein also dargebotener längerer Aufenthalt im glücklichsten Familienleben mit jeglichem Comfort sehr erwünscht erscheinen.

In seinem „aristokratischen Sinne" imponirte ihm und entzückte ihn zunächst der schöne Landsitz seiner Kinder, wie er sich einen solchen wohl oft gewünscht; um so glücklicher war er, daß er den lieben Seinigen zu Theil geworden.

1) Drei Briefe des „alten Soldaten" über den deutsch-dänischen Krieg in Histor.-polit. Blätter Bd. 57. vom J. 1866.

„Gar oft erreichen ja die Kinder ohne Sorgen, ohne Arbeit und Mühe, häufig sogar ohne Wunsch, was die Eltern vergeblich gewünscht, gehofft und erstrebt haben.“ Er schrieb am 14. Juli 1865: „Wie ich dasitze an meinem Schreibtische, sehe ich gen Norden die Thürme der Westminster Abtei und des Parlamentshauses aus dem Dunste von London herausragen, weiter östlich glänzt und blinkt der Krystallpalast von Sydenham in dem heitern Sonnenlicht, und nach allen andern Seiten fällt mein Blick auf prachtvolle Bäume, zwischen welchen die eigenthümlichen Landhäuser der reichen Engländer herausschauen. — Sie ist gar schön diese Grafschaft Surrey, es ist aber eine Schönheit, welche nur mit dem ungeheuern Reichthum bestehen kann, welcher uns von allen Seiten umgibt. Wir haben hier vortreffliche Luft, es ist ländlich, wie man es in der Nähe der ungeheuern Stadt kaum für möglich halten sollte. Freilich werden wir manchmal an diese Nähe gemahnt, wie wir denn an zwei Abenden die Flammen brennender Fabriken und vieler Häuser höher als die glühenden Thürme über die unabsehbare Linie der Gaslaternen herausschlagen sehen.“ Doch was den Vater am meisten beglückte, war die Beobachtung, daß seine Tochter jetzt eine vollkommene Lady geworden, und doch das frühere einfache Mädchen geblieben war.

Aber auch hier ließ Bader seine Feder nicht ruhen. Fesselte englischer Nebel und Regen ihn an das Zimmer, so benützte er die Muße, „um die allerlei Materialien im Kopf auf dem Papiere für ‚englische Briefe‘ zurechtzulegen.“ Und er hat wirklich viel Interessantes gesehen, was er in seiner Weise schön und pikant wie in den italienischen Briefen geschildert und dadurch die Leser der „Histor.-polit. Blätter“ (Band 65 und 66 vom Jahre 1870) erfreut und zu Dank verpflichtet hat. Die Rückreise von dem traulichen Flowermead erfolgte im J. 1865 über Paris, im J. 1869 über Brüssel, welche ihm so wohl bekannten Städte Bader seiner Frau zeigen wollte. Wie alle Reisenden, welche von London kommen,

fand auch Bader Paris jetzt im Vergleich zu jenem klein und still, während Brüssel, das kleine Paris, durch seine Eleganz, freundliche Plätze und Parke in beiden Reisenden einen lieblichen Eindruck zurückließ.

Nach der Heimkehr in das zwar kleine aber gemüthliche, vor zwei Jahren als Eigenthum erworbene ganz freistehende Haus mit hübschen Gartenanlagen in einer Vorstadt Freiburgs, nahm Bader mit neuem Muthe die publicistischen Arbeiten wieder auf, sich zunächst über die aller Orten hervortretende unruhige Bewegung bezüglich des am 8. Dezember 1869 zu eröffnenden Vatikanischen Concils orientirend[1]). In politischer Beziehung interessirte er sich lebhaft für das aus direkten Wahlen in Nord- und Süddeutschland entstandene deutsche Zollparlament und dessen Wirksamkeit in Berlin[2]). Er erkannte in dieser zunächst auf dem commerciellen Gebiete weiter geförderten Einigung zwischen Süd- und Norddeutschland einen allmähligen Fortschritt zu weiterer politischer Einigung. Nur machte ihn der immer gesteigerte europäische Militarismus und die daraus erwachsenden ungeheuren Schulden der Staaten sehr bedenklich, und legte er die Gründe seiner Befürchtungen in einem sehr klaren Resumé mit beredten Zahlen Allen vor Augen, welche sehen wollen[3]).

Am meisten betrübten ihn die Zustände seines engern Vaterlandes seit der neuen Aera Badens vom Jahre 1860, welche mit der Vernichtung der so mühsam zu Stande gebrachten Convention mit dem apostolischen Stuhle begannen, und die sich fortsetzten in den Verhandlungen der Stände für

1) Vergl. Ein anglikanischer Publicist über Papst, Concil und europäisches Völkerrecht (Histor.-polit. Blätter Bd. 64 vom J. 1869. S. 443 ff. S. 612—631).

2) Vergl. Die badischen Wahlen zum Zollparlament (Histor.-polit. Blätter Bd. 61. S. 760—793).

3) Vergl. Die Heere und die Schulden der europäischen Staaten (Histor.-polit. Blätter Bd. 63 und 64 vom J. 1869).

immer aggressiveres Verfahren auf dem Gebiete des Staates, der Kirche und Schule[1]). Die gegenwärtigen Kammermajoritäten, welche in eiliger Hast Gesetze auf Gesetze häufen, sind ihm im höchsten Grade widerwärtig und leider sei eine wahre und wirkliche Volksvertretung vorerst nicht herzustellen.

Die schon sobald wie ein Blitz aus heiterm Himmel hereinbrechende Katastrophe des deutsch-französischen Krieges und die in erster Linie für Baden und Süddeutschland entstehende Gefahr in erschreckender Gestalt haben dem „alten Soldaten" am Anfange wohl eine betrübende Genugthuung gewährt für seine immer erneute Mahnung zum bessern Schutze dieser Staaten, andererseits aber bei den ebenso rasch als unerwartet errungenen unvergleichlichen Siegen der deutschen Heere ihn auch veranlaßt, seine früheren Ansichten über das französische und deutsche Militärwesen in vielen Punkten zu rectificiren, mehr noch als nach dem Kriege von 1866. Die darauf noch in Versailles erfolgte von ihm schon als Jüngling und Mann so sehnlich gehoffte politische Einigung Deutschlands unter einem Kaiser, welche der, wenn auch vom Auslande entzündete Nationalgeist, dann aber aus eigener Macht und durch Kämpfe ohne Vorbild geschaffen hatte, begrüßte er als die größte patriotische That Deutschlands seit Jahrhunderten, obschon sie sich anders erfüllte als er gedacht hatte. Was noch fehle und was noch drücke, werde innerhalb der gewonnenen Form des einigen Reiches Abhilfe finden. Frank und frei erklärte er: „Dem Vorwurf, daß ich — der frühere Großdeutsche — jetzt dem neuen Wesen mich anschließe, entgegne ich ganz einfach: himmelhoch über Meinungen und Gefühle steht mir die Idee des großen Vaterlandes; die Bildung eines solchen im Sinne der Großdeutschen ist eine Unmöglichkeit geworden, und als ich die Unmöglichkeit erkannt, habe ich mich nach der Seite

1) Politische Gedanken vom Oberrhein: Epoche von 1859 — neue Aera in Baden (Histor.-polit. Blätter Bd. 57. S. 857 ff.).

gewendet, auf welcher mir für die Wiederherstellung der nationalen Einheit die Macht erschien und der Wille. Daß ich nicht der blinde Anbeter eines starren Preußenthums geworden bin, so wenig als ich jemals der urtheilslose Dienstmann in dem Gefolge des Sonderwesens und seiner verschiedenen Anhängsel gewesen — das dürfte sich aus meinen hier folgenden ‚Gedanken und Betrachtungen über das Föderativ-Princip' ergeben"[1]).

Diese Auseinandersetzung nach mehreren Seiten war eine der letzten größern Arbeiten Bader's, und trotz trüber Anzeichen von drohenden Gefahren im deutschen Kaiserreiche hielt er noch zu Anfang seines Todesjahres an diesem Standpunkte fest. In erregter Stimmung schrieb er am 1. Januar 1874: „Die Wirren der Zeit werden Ihre Ruhe nicht stören, denn Sie wissen besser als ich, daß wir in der Periode einer ungeheuern Umgestaltung der Verhältnisse leben, welche allen Verhältnissen ihre oft recht harte Nothwendigkeit aufdrängt. Wenn man in seinem Wohnhause baut, so ist immer die gewohnte Ordnung des häuslichen Lebens gestört. Aus momentanen, wenn auch schweren Mißgriffen der Gewalthaber kann ich als rechter Deutscher nicht sogleich nur Unglück und Verderben sehen. — Was auch das Jahr 1874 uns bringen möge, ich habe insbesondere keine Angst für die katholische Kirche. Eine solche Weltanstalt mit ihren Gnaden, Verheißungen und Leistungen fällt nicht von einigen Gewalthandlungen, die gegen sie ausgeübt werden. Mögen ihr nur nicht unvernünftige Freunde schaden! Sie wissen, wie oft und wie gern ich meine unerschütterliche Ueberzeugung von der Unvertilgbarkeit der unveränderlichen römischen Kirche in den Worten des englischen Geschichtsschreibers Macaulay ausgesprochen, welche

1) In den Histor.-polit. Blättern Bd. 73 vom J. 1874. S. 317 ff. 553 ff Bader stellte diesen Erörterungen als Motto voran: Nemo doctus unquam mutationem consilii inconstantiam dixit esse (*Cicero* ad Attic. 16, 7.)

dieser den träumerischen Verkündern ihres Untergangs entgegengerufen hat: ‚Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Stiftungen, welche jetzt in der Welt bestehen, und sie wird vielleicht auch das Ende von allen sehen und überleben. Sie war groß und geachtet bevor der Sachse einen Fuß nach Britannien gesetzt, bevor der Franke den Rhein überschritten, als griechische Beredsamkeit noch in Antiochien blühte, als in dem Tempel von Mekka noch die Götzenbilder angebetet wurden. Und sie mag noch in unveränderter Kraft bestehen, wenn einst irgend ein Reisender von Neuseeland, inmitten einer weiten Einöde, sich auf einen zerbrochenen Bogen der Londonbrücke stellt, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen."

In den Jahren 1872 bis zum seinem Tode 1874 ward Bader von einer oft länger andauernden Krankheit heimgesucht, welche in verschiedenen Formen zu Tage trat: meist in einem fast erstickenden krampfartigen Husten von starken Ohnmachten begleitet, bald in Zeichen von Herzerweiterung oder Wassersucht. Im Grunde aber waren es nur die Symptome der allmähligen innern Auflösung des hereingebrochenen Alters von 78 Jahren, von denen er sich jedoch öfters für längere Zeit erholte und ohne Unterbrechung die volle Geisteskraft und Lust zum Arbeiten bis an sein Ende bewahrte. Am 26. Januar 1873 verfaßte er den „Kranz auf ein Grab" für einen der besten Männer, der seinem Herzen nahe gestanden: den badischen Geh. Hofrath Dr. Karl Zell, „der ein Katholik in des Wortes rechter Bedeutung, ein wahrer Gelehrter ohne Hochmuth und Dünkel, voll Freundlichkeit und Milde gegen Jedermann, ein herzlicher, stiller Wohlthäter für Bedürftige jeglicher Art war." (Histor.-polit. Blätter Bd. 71.)

In den Stunden der Gefahr und schwerer Leiden war ihm die innige Theilnahme der Seinigen, jetzt nur noch seiner Gattin und deren Tante, welche seit 1858 alle Leiden und Freuden der Familie getheilt, erquickend und trostreich,

wenn sie auch nicht verbergen konnten, daß ihre liebevolle Pflege einem unrettbaren Greise gelte. Unendliche Freude und Erleichterung in seinen Leiden brachten ihm noch seine Kinder in England, welche damals auf Reisen in Italien waren und auf die Kunde von dem bedenklichen Zustande des lieben Vaters sofort an's Krankenlager eilten und hier mehrere Wochen mit inniger Theilnahme ausharrten. Als der Zustand des Kranken sich nochmals besserte, gingen sie auf den Wunsch der Eltern in ihre Heimath, wo sie aber, wenige Tage nach ihrer Ankunft, von dem nahe bevorstehenden Tode benachrichtigt wurden. Hier bewährte sich der Edelmuth des Schwiegersohnes Mr. Blacker auf's schönste; sofort entschloß er sich mit seiner Gattin die beschwerliche Rückreise anzutreten; und sie waren so glücklich den leidenden Vater noch am Leben zu treffen und seinen Segen zu empfangen. Unter den vielen theilnehmenden Freunden, die zu seinem Krankenlager eilten, war auch der hochwürdigste Weihbischof und Verweser der Erzdiöcese Freiburg Lothar von Kübel, welcher den um die Kirche wohlverdienten Streiter zum letzten Kampfe vorbereitet, nachmals auch seinen Leichnam zu Grabe begleitet, und bei den Exequien eine stille Seelenmesse für ihn celebrirt hat. Durch die heiligen Sakramente gestärkt entschlief Karl Bader am 19. Juni 1874 im Herrn: glücklich, daß er die Abnahme seiner geistigen Kräfte, das Ermatten seines Talentes nicht fühlen durfte.

Wie er den Seinigen unvergeßlich bleiben wird, so möge er auch Freunden in seiner Liebe zur katholischen Kirche, in seinem Rechtsgefühl, seiner Uneigennützigkeit, seiner lautern Nächstenliebe noch lange als Vorbild leuchten. Have anima candida!

Hier entsinkt dem schreibenden Freunde die Feder — er kann nur noch auf das frische Grab diesen Kranz legen, welchen der in Gott Ruhende zum großen Theil sich selbst geflochten hat: in seiner angestrengten Geistesarbeit, in den Ausdrücken seiner Liebe und ausdauernden Anhänglichkeit

an seine Freunde, in den Ergüssen über die erlebten Freuden und Leiden.

VIII.

Bilder aus Tyrol.

Die Bäder in Tyrol (Schluß).

Unter den verschiedenen Bädern verdient das „Wildbad am Brenner" durch seine Lage wie sein Alter und die damit verbundenen Stiftungen unsere Aufmerksamkeit. Ehedem ein Bäuerlesbad, hat seit Eröffnung der Südbahn die Frequenz von Jahr zu Jahr sich gehoben, und es ist auf dem besten Wege den großen Anstalten dieser Art sich ebenbürtig zu gestalten.

Ein viele Räume umfassendes, nach drei Richtungen im Thale sich hinstreckendes Gasthaus, jetzt bereits zur Hälfte fertig und bewohnt, wurde gebaut, um den höheren Ständen entsprechendes Unterkommen zu bieten und den feineren Lebensgewohnheiten Rechnung zu tragen. Da das Ganze Eigenthum der Stadtgemeinde Sterzing ist, so trägt es den stolzen Namen „Sterzinger Hof", während die beiden älteren Häuser, in denen die dii minorum gentium wohnen, bis jetzt noch anonym sind; doch findet auch hier sich ganz behaglich, wer keine großen Ansprüche macht und den Umgang mit den „minderen" Leuten, den einfachen natürlichen Menschen aus dem Bauern- und Bürgerstande dem bereits etwas gespreizten Tone im „Hof" vorzieht. Diesen haben nämlich die Engländer unglücklicherweise auf ihren Entdeckungsreisen auch schon gefunden, und zugleich mit vereinzelten Russen sich wenigstens vorübergehend häuslich daselbst niedergelassen, was, wie ich vermuthe, vielleicht Ursache ist, daß der löbl.

Magistrat von Sterzing die Preise etwas in die Höhe schraubte, denn der Engländer schätzt ja bekanntlich nur das was um schweres Geld zu haben ist. Andere dagegen sagen, wegen der Kürze der Saison (Juli und August) könne man es nicht anders machen, sollen die Sterzinger nicht zu Schaden kommen. Welche dieser Meinungen die richtige ist, kann ich aus mangelnder Einsicht in den Sachverhalt nicht entscheiden; ich bemerke nur, daß die letztere bis jetzt die amtlich recipirte ist. Nur wäre zu wünschen, daß der löbliche Magistrat auch noch für ein oder das andere Blatt Sorge trüge, schon der Abwechslung halber; denn es gehören doch nicht alle Badegäste zu der Classe jener Wiener, welche die „Neue freie Presse“ als Orakel verehren, hinter den Bergen wohnen auch noch Leute die gewohnt sind von Zeit zu Zeit auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Jene freilich lesen „immer nur im eigenen Brevier“, und es ist in der That rührend zu beobachten, wie sie, wohin auch immer sie reisen, dieses Blatt und vielleicht noch die Augsburger Allg. Zeitung als Compendium aller politischen, nationalökonomischen, philosophischen und vorab theologischen Weisheit sich nachsenden lassen, mit heißer Sehnsucht es erwarten und, ist es endlich angelangt, mit wahrer Andacht sich hineinversenken. Auch eine kleine Handbibliothek, nicht aus Romanen, wohl aber aus guten Atlanten, statistischen, geographischen und geognostischen Werken über Tyrol bestehend, sollte vorhanden seyn; denn der Mensch lebt doch nicht vom Brod allein, zumal wenn der Wein, der dazu kommt, wie in diesem Sommer, das angeborne Verlangen nach Besserem und Edlerem in des Menschen Brust nicht stillt.

Das Brennerbad liegt 4300′ ü. M. eine halbe Stunde vom Ursprunge des Eisack und der Sill, der Wasserscheide zwischen den Po- und Donauländern, da wo die vom Norden kommende, nur allmählich von der Jochhöhe aus sich senkende Straße rascher nach Süden abzufallen beginnt; das Thal ist eng, rechts und links steil aufsteigende und mäßig bewaldete

Berge hemmen die Aussicht; bald ist es der kalte (Nord-) Wind, bald der warme (Süd-)Wind, welcher hindurchstreicht, bald kämpfen sie lange, bis der eine oder andere die Oberhand gewinnt. Aber immer ist die Luft stark bewegt, selten im ganzen Jahre ein windstiller Tag, die Kälte deßwegen empfindlicher als anderswo auf gleicher Höhe, „derowegen", sagt mein Gewährsmann — der Verfasser des Büchleins: Kurtzer Inhalt und Unterweisung, wie nemlichen das alt und wohlberühmte Kraft- und Tugendwürckende also genannte Heylbrunner oder Brenner-Baad in der Fürstlichen Grafschaft Tyrol entspringend, von denen Baad-Gästen fürsichtig beobachtet, und nächst Göttlicher Hülf nutzlichist solle gebraucht werden. Allen Patienten dieser vorhabenden Cur zu Lieb, das vierte mal in Druck aufgelegt. Zu Ynsbrugg 1759 — „derowegen zu solcher (Winters-) Zeit dieser Berg vielmehr der Frörer, als der Brenner sollte benamset werden." Die Etymologie dieses Namens wissen nun freilich die Gymnasiasten zu Innsbruck und Brixen jetzt besser als unser ehrwürdiger Badarzt von 1759, und mancher von ihnen ist nicht wenig stolz darauf, ein Abkömmling jener Breuni oder Brenni zu seyn, welche Horatius und Plinius erwähnen, aber nichtsdestoweniger bleibt er doch den größten Theil des Jahres hindurch ein „Frörer". Wunderbar belebend wirkt die reine, kräftige, würzige Luft; alle Bewegungen werden leichter, die Glieder elastischer, wir fühlen uns wie verjüngt. Die Therme selbst, in ausgiebigster Fülle aus dem Gefels sprudelnd, hat 18° R. Die chemische Analyse derselben wurde erst vor wenigen Jahren vorgenommen, und ist der Befund auf einer im Speisesaal des „Sterzinger Hofes" ausgehängten Tabelle zu lesen. Was ihre Wirkungen betrifft, so schildert sie unser treuherziger Fachmann von 1759 also: „Dieses Heyl Wasser führet in seinen Mineren, sowie von verschiedenen hochgelehrten Herren Medicis in den Proben und vernünftigen Erweisungen erschienen und bewähret worden, auch deren, so daselbst gebadet, bekannte und würkliche Erfahrnuß berichtet, einen guten Theil Gal-

mey, etwas wenigers Schwefel und Nitersatz; dannenhero die Kraft, mittelmäßig zu wärmen, mehrers zu trücknen, zu zertheilen, an sich zu halten, zu säubern und zu heylen bekommen. Dienet derowegen nicht allein denen äusserlichen, sondern auch etlichen innerlichen kalt und feuchten Krankheiten, und daher entstandenen Zufällen rc." (folgt eine lange Liste von Schäden und Leiden).

Noch bis vor wenig Jahren war das Brennerbad in der allerursprünglichsten Verfassung. Viele kamen, wie auch jetzt noch geschieht, mit eigenem Bettgeräthe; ein Säckchen Gries und Mehl, um sich selbst die Nahrung zu bereiten, bildet bei den Landleuten ein wesentliches Erforderniß zum Antritt der Badereise. Zu diesem Zwecke befindet sich im Badhause eine Küche mit mehreren Herden, zum Selbstkochen. Die Wannen sind bei den Freibädern nur durch Vorhänge, bei den übrigen durch einen hölzernen Verschlag voneinander geschieden; aber auch diese sind bis auf wenige, die man dadurch der Civilisation etwas näher bringen wollte, nach oben offen, darüber das Dach. Gerade dieß fand ich sehr angenehm; man wird nicht durch den aufsteigenden Dampf belästigt, da dieser in dem nach oben offenen Raume nach allen Seiten einen Ausweg findet. Im „Sterzinger Hof" dagegen sind die Badezimmer ganz nach dem Muster ähnlicher großer Anstalten eingerichtet, und selbst heizbar. Das Faktotum des Bades war bis in die letzten Jahre ein frischer Bursche aus der Gegend mit klugen Augen, sehr viel praktischem Verstand und bedächtiger Rede; überall sah man ihn in der standesgemäßen Kleidung, in reinlichen Hemdärmeln und weißer Schürze. Der Badapparat, Finanz und Polizei waren ihm unterstellt; dabei war er auch Küster und betete jeden Abend vor in der Kapelle beim gemeinsamen Rosenkranz, was regelmäßig vor Sonnenuntergang stattfindet, in Beiseyn vieler Badgäste. Wie er heißt, weiß ich nicht; Alles nannte ihn vertraulich nur mit dem Vornamen. Nachdem das Brennerbad seit dem letzten Jahre einen höhern Rang gewonnen hat, mußte auch

ein klingender Titel geschaffen werden. Jetzt ist unserm guten „Martl" ein „Inspektor" vorgesetzt, an welchen er seine souveräne Gewalt abzutreten hatte. Badearzt ist der Gerichtsarzt zu Sterzing.

Wie gründlich man in den „Bäuerlesbädern" es nahm mit dem Baden, beweist die bereits erwähnte „Unterweisung". „Den ersten Tag Anfangs", mahnt sie, „soll man über zwei Stund nicht baden; hernach mit einer halben Stund zunehmen, bis man zu soviel Stunden kommet, als die Leibs-Kräfte vertragen mögen." So saßen denn die guten Tyroler, wie es auch jetzt noch zuweilen vorkommt, den ganzen Morgen in der Badwanne; zur Kurzweil führen sie über die Verschläge hinweg recht laut miteinander allerlei unterhaltende Gespräche über Zustände und Leute, so daß der Fremde bald Gelegenheit erhält, eine ganz amüsante Charakteristik seiner eigenen Person zu hören; früher wurde während des Badens gemeinsam der Rosenkranz gebetet, denn „im Allerhöchsten Namen", sagt mein Gewährsmann, „muß solche Cur angefangen und beschlossen werden." Bis in die jüngste Zeit wurden auch Männer von Badmägden bedient; diese wickelten den Badenden, war er in die mit Brettern bedeckte Wanne gestiegen, sorgfältig mit großen Tüchern derart ein, daß nur der Kopf frei blieb; zur Regelung der Temperatur bildete ihre Hand das Thermometer. Nichts bewies mir so sehr die frühere Einfalt und Sittenreinheit dieser Aelpler als gerade dieser Gebrauch; je keuscher ein Volk, je lauterer seine Phantasie, desto unbefangener und natürlicher der Verkehr der Geschlechter; nur in der ungesunden Atmosphäre eines von der Sünde angefressenen Volkes entwickelt sich jener widerliche, weil unnatürliche Auswuchs der Prüderie, die nur den Schein, nicht die Sache flieht, und nichts mehr mit seinem rechten Namen benennen will. Allerdings, wo die inneren Schranken gebrochen sind, müssen strenge äußere Formen sie ersetzen. So hat man denn jetzt auch auf dem Brenner für Männer nur männliche Diener, der meinige

war ein Schullehrer aus der Nachbarschaft, der im Winter die jungen Tyroler Staatsbürger in die Wissenschaften einführt, im Sommer dagegen als „Badreiber" angestellt ist. Da er manche halbe Stunde an meiner Badwanne saß, mit der redlichen Absicht, mich zu unterhalten, so hatte ich volle Gelegenheit zu erfahren, wie enge der Gesichtskreis ist, in welchem der Tyroler durch den „klerikalen" Despotismus gebannt bleibt. Von dem „Lehrer der Zukunft" wußte er noch gar nichts; was „die Emancipation der Schule von der Kirche" sei, verstand er nicht einmal; und als ich ihm erklärte, was eine confessionslose Schule bedeutet, von der das Heil der künftigen Generationen abhängen soll, ging ihm vor lauter Schrecken die Tabakspfeife aus. Sein ganzes Erziebungssystem bestand in den Worten: „Wenn nur meine Kinder fromm und fleißig sind"; was offenbar eine recht reaktionäre Gesinnung und einen längst überwundenen Standpunkt kennzeichnet.

Das Bad selbst, wahrscheinlich schon in ältester Zeit bekannt und besucht, ist im J. 1606 von dem „Wohl Edlgebohrnen Herrn Zacharias Geitzkofler von und zu Gaillenbach, auf Haunßhaimb, Ritter, und Ihro Röm. Kayserl. Maj. Rudolphi II. 2c. 2c. auch beeder Churfürstl. Durchl. Ertz-Hertzogen zu Oesterreich Ferdinandi und Maximiliani 2c. 2c. im Leben gewester Rath 2c. wiederum erbauet und restauriret worden." Zacharias Geitzkofler war ein älterer von den eilf Brüdern des in neuester Zeit bekannt gewordenen Lukas Geitzkofler; dieser, von welchem wir eine Selbstbiographie, herausgegeben von Wolf (Wien, Braumüller 1873) besitzen, welche neben der Geschichte seines vielbewegten Lebens — er lebte zu Paris als Student während der Bartholomäus-Nacht — anziehende Beiträge zur Sittenschilderung jener wilden Zeit liefert, starb als Fugger'scher Rath und Anwalt. Ihr Vater war Bürger und Gutsbesitzer zu Sterzing, das in früherer Zeit durch seinen Bergbau eines blühenden Wohlstandes sich erfreute. Zacharias Geitzkofler war seinem alten

katholischen Glauben treu geblieben, und nicht abgefallen wie sein Bruder Lukas, Bürger der lutherischen Reichsstadt Augsburg. Und daß sein Glaube für ihn keine todte Formel war, noch von weltlichen Rücksichten bestimmt, vielmehr in Liebe wirkte und ächter Humanität, beweist das Werk, welches er schuf und das noch fortdauert. Er setzte nämlich nicht nur das Bad von neuem in Stand, sondern verband auch eine wohlthätige Stiftung damit; darum bewahrt die Sakristei der Badkapelle sein Bildniß — ein regelmäßiges, ausdrucksvolles Profil (er starb im 58. Lebensjahre), und eine Marmortafel über dem Eingange zum alten Badhause meldet:

Aspice Viator et Deum lauda
In rigidis illis ac olim inhospitis tesquis
Ubi cautes et montium juga coelo imminent
Ubi feris potius latebras quam hominibus
Habitationem molitam esse naturam dixeris
Zacharias Geizcofler
A Gailenbach in Haunsheim
Eques auratus D. Rudolfi II.
Rom. Imp. a Consil.
Fumantes latices terra obrutos
Et frigido affluente turpatos
Aperuit mundavit ab hoste suo distinxit
Et in hunc usum dedit
Adjectis commoditatis gratia hospitiis
Et ad sustentationem pauperiorum
Quotidiana stipe
Vos qui hic salutem quaeritis
Pro salute instauratoris
Et posteriorum ejus vota facite
Ita vos et bonos omnes respiciat salus
Extr. anno sal. hum.
MDCVI.

Seine Stiftung besteht noch. Und so sehen wir denn, wie einst am Teiche Bethesda, tagtäglich an der sonnigen Südseite des alten Badhauses, das mit Bänken versehen und durch eine Galerie gedeckt ist, Arme, Preßhafte und Kranke weither aus dem Lande versammelt. Auf das Zeugniß der

Ortsgemeinde ihrer Heimath hin haben sie freies Bad un
Obdach, ein Plätzchen an einem der drei großen Herde i
der allgemeinen „Kuchel" je nach der Reihenfolge, wo s
von dem von ihnen mitgebrachten schwarzen Plenten (Buch
weizenmehl) sich ihre Suppe kochen können; Holz zur Feuerun
und das Salz zur Suppe reicht die Stiftung. Bei ihrem Weg
gange erhalten sie obendrein ein kleines Zehrgeld, etwa eine
halben Gulden. Ist das nicht rührend schön, ein wohlthuen
anmuthendes Denkmal ächt katholischer Liebe zu den Armen
Welch' ein Gegensatz zu unseren modernen Badanstalten, wo
ein weniger gut Gekleideter schon deßwegen beinahe Gefah
lauft, durch die Polizei von dem Curplatze weggewiesen zu
werden! Sie mögen sich getrösten, die Armen, denn auch die
„Schwarzen" sind, wie wir jüngst gesehen, an diesen Orten
selbst ihres Lebens nicht mehr recht sicher.

Doch auch Tyrol hat seine Curorte modernen Style.
Wir erinnern an **Meran**, das viel genannte und zahlreich be
suchte, mitten in einem Ring von Burgen von den fein
geschwungenen Linien der Mendola begrenzt, über dem üppigen
Grün der Rebhügel, aus denen das dunkle Roth der Traube
leuchtet, die in heißer Sonnengluth heranreift zur Labung
für die kranke Brust. Doch soll in letzter Zeit der Spekula
tionsgeist hier zu stark gearbeitet haben, so daß die Bilanz
zwischen „Angebot und Nachfrage" bedenkliche Schwankungen
zu zeigen beginnt. Nicht weit davon die Etsch hinab liegt
Gries mit seiner weichen milden Luft und warmem Sonnen
schein, wo eben eine Aktiengesellschaft großartige Bauten aus
geführt hat. Auch **Eppan** ist in den letzten Jahren mit ein
getreten in den Wettstreit als Luftcurort. Auf mäßig hohen
Mittelgebirge gelegen, ist die Luft hier frischer, als in de
zum Theil von Fiebern heimgesuchten Orten des Etschthales
über den Kranz von sieben Schlössern, darunter das kühn
Hoheneppan, die malerische Ruine von Boimont, die da
Auge von Einem Punkte aus überschaut, reicht weit hinau
der Blick bis zu den Gebirgen des Passeyrerthals. Ein Bil

von überwältigender Großheit erscheint vor uns vom Calvarienberge aus auf dem Gleif (clivus?), gegen Osten nach den im Lichte der Abendsonne warm glühenden Dolomiten des Fassathales, gegen Süden nach dem bereits von den blauen Abendschatten umflorten Thale der Etsch bis weit über Trient hinab, gegen Norden über Bozen hinweg nach den leuchtenden Gipfeln des Schlern und Rosengarten. Dazu die herrliche, von dem trefflichen Pfarrer, Frhrn. A. v. Giovanelli unter vielen persönlichen Opfern stilgerecht restaurirte, reich und geschmackvoll ausgestattete gothische Pfarrkirche zu St. Pauls; Kaltern auf freundlich sonniger Höhe hoch über dem stillen melancholischen See mit seinen geräumigen, in der edeln Form der Arcaden und Fensterbögen Wohlstand und Geschmack verrathenden Häusern, einem gewissenhaften, unterrichteten Klerus, höflichen und verständigen Beamten, freundlicher und guter Bewirthung im weitläufigen Gasthaus zum „Rößle“, und manchem Ansitze, in dem noch ein wahrhaft adeliges Geschlecht wohnt. Glücklich, wer hier sein Heim gefunden.

Arco in Welschtyrol, wo ein Glied des österreichischen Kaiserhauses eine liebliche Villa sich erbaut und einen Kreis edler Familien um sich gesammelt, ist von den Aerzten als Winteraufenthalt für Leidende neuestens warm empfohlen worden. Mit Recht; der Genius Italiens, der dieses Land so reich ausgestattet, scheint hier wie zum Abschiede noch einmal alle seine Schätze in verschwenderischer Fülle ausgeschüttet zu haben.

Extrema per illos
Excedens terris vestigia fecit.

Wenn der Wanderer am einsamen Loppio-See vorüber über wilde Felstrümmer nach Nago und zum Monte Brione gelangt ist, liegt das herrliche reiche Land wie ein Juwelenkästlein vor ihm da. Gen Süden das reine lichte Blau des Garda-Sees zwischen den hochaufragenden Wänden des Monte Baldo und den saftig grünen Citronengärten am steil

ansteigenden westlichen Ufer, ein für den Nordländer überraschender Anblick; nur am Albaner See und dem träumerischen See von Nemi, sowie an dem kleinen See von Santa Croce im Venetianischen sah ich ein gleiches Blau; unsere bayerischen und Schweizer Seen, selbst der so reizende Comer-See hat eine weniger reine, mehr in's Grünliche spielende Färbung. Weiter gegen Nordwest die Gebirge von Judicarien, deren Ausläufer malerische Schlösser aus dem Mittelalter krönen; gegen Norden auf einem hohen Fels, der das Bild abschließt, die Ruine des Castells Arco. Im Thale der Sarca, zwischen Riva am Nordende des Sees und Arco, reifen die edelsten Früchte des Südens; über das glänzende frische Grün des Feigenbaumes und Weinstocks legen sich wie ein leichter Schleier die feingeschnittenen silbergrünen Blätter der Oliven. So ist, von allen Seiten vor den Winden geschützt, das Städtchen nur gegen Süden offen, von wo der täglich von zehn Uhr bis gegen Abend wiederkehrende Wind das Thal bestreicht und selbst an den heißesten Tagen die Luft erfrischt. Und damit der Deutsche an italienischer Sprache und Sitte keinen Anstoß finde, ist in dem Curhause die Bedienung und Lebensweise auf deutschen Fuß eingerichtet.

Uebrigens schwinden die vielen Vorurtheile, die fast jeder Deutsche nach Italien anfangs mitbringt, sehr leicht, hat er nur Zeit und Gelegenheit, sich in italienische Sitten und Eigenart hineinzuleben. Beweis dessen ist ja doch, daß Alle, wessen Standes sie immer sind, auf niederer oder höherer Bildungsstufe stehend, wenn sie länger in Italien gelebt haben, dieses Land so liebgewinnen und eine bleibende Sehnsucht darnach in die Heimath mitnehmen. Erst jüngst sagte mir eine Frau, die in dienender Stellung längere Zeit in Verona und Mailand zugebracht hatte: „Ich ginge heute wieder zurück; es gibt auch dort, wie überall, böse Menschen, aber auch viele gute; und diese sind besser als bei uns.“ Wie groß die Voreingenommenheit des Deutschen ist, habe ich im letzten Herbste wieder erfahren. Ein protestantischer

Geistlicher fuhr mit Begleitung im Omnibus, auf dem zugleich ein reisender Kapuziner, aber auf dem Kutscherbock, Platz genommen hatte. „Sehen Sie", sagte er zu den Leuten seiner Gesellschaft, „wie diese Mönche in plumper Weise sich populär zu machen suchen." Und sie stimmten bei. Er wußte aber nicht, daß der arme Kapuziner dort zu Land kein Reisegeld hat und unentgeltlich fährt; da konnte er doch wohl bei besetztem Wagen keinen andern Platz beanspruchen. Kaum hatte derselbe Herr im Gasthause die Rechnung erhalten, so fand er sich schon betrogen; es bedurfte nur einen Blick auf das Papier, um alsbald zu wissen, daß er die Ansätze unrichtig verstanden hatte, was jedoch ihm begreiflich zu machen längere Zeit brauchte. Daß dagegen deutsche Führer die Unkenntniß unserer Sprache bei den Fremden ausbeuten, dessen war ich mehr als einmal Zeuge. Wer wollte aber daraus einen Schluß auf unser ganzes deutsches Volk ziehen?

Es ist noch nicht lange her, da stieg ich einen der Alpenpässe hinan, die Italien von Deutschland trennen. Es war ein heißer Tag gewesen; die Sonne war im Untergange, als ich die Jochhöhe erreicht hatte; tief unten wallten die Nebel auf und zogen immer näher und näher heran. Der Bergrücken selbst war äußerst schmal; die Grenzpfähle mit den italienischen und schweizer Farben und der Aufschrift: Italia-Helvetia standen nur wenige Schritte von einander. Beide führen das Kreuz in ihrem Wappen. Das gibt zu denken. Von woher haben sie das Kreuz empfangen? Ich war allein, ringsumher die erhabene Einsamkeit der Alpenwelt. Da wandte ich mich um, blieb stehen, um noch einmal den Blick hinabzuwerfen. Ich dachte an die Millionen Deutsche, die über diese Berge gezogen und die Heimath nicht mehr sahen; ihre Gebeine bleichen in fremder Erde. Ich dachte an die Missionäre, die diese Päſſe überschritten, um uns das Kreuz zu bringen, sich den Tod. Dort unten liegt Rom; was faßt nicht Alles dieses Wort in sich! Trotz Viktor Emmanuel und

Bismarck bleibt es denn doch unser übernatürliches Heimathland, die Metropole im Reiche Gottes auf Erden, seiner heil. katholischen Kirche. Dort liegen Subiaco und Montecassino, das Grab des heil. Benediktus, die Wiege seines Ordens; was Europa besitzt an Bildung und Gesittung, hat von da seinen Ursprung genommen. Dort liegt Assisi, wie ein himmlisches Gedicht zum Lobe der Armuth, das in Franciscus Leben und Wirklichkeit ward.

Però chi d'esso loco fa parole,
Non dica Ascesi, che direbbe corto;
Ma Oriente, se proprio dir vuole.

Er hat so die Kirche gereinigt, die sociale Frage des Mittelalters gelöst.

Francesco e Povertà
La loro concordia e i lor lieti sembianti
Amore e maraviglia e dolce sguardo
Faceano esser cagion de' pensier santi.

Dort liegt Mailand, wo zwei Kirchenväter weilten, das Grab des Einen, die Geburtsstätte des Anderen, welcher der gesammten abendländischen Spekulation seinen Geist einhauchte.

Eisig kalt zogen die Winde von dem Surettagletscher her; ich hüllte mich fester in mein Gewand und eilte raschen Schrittes den Berg hinab. Nach wenigen Stunden weckten die Laute der deutschen Sprache, die aus dem Dunkel an mein Ohr schlugen, mich aus meinen Träumereien. Ich war in Splügen, dem ersten Dorfe der Schweiz, wo sie auf Priester fahnden und Augustin Keller sein Apostolat übt.

IX.

Eusebius Amort.

(Zum hundertsten Gedächtnißtage seines Hinganges.)

Das Erscheinen der „Allgemeinen deutschen Biographie“ welche die „historische Commission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften“ zu München „auf Veranlassung und mit Unterstützung Se. Maj. des Königs von Bayern Maximilian II.“ herauszugeben begonnen hat, wird gewiß allenthalben mit Freuden begrüßt werden. Aber nicht ohne Grund wurde bereits zum voraus die Besorgniß laut, daß die Zeitverhältnisse, unter deren Einfluß das Werk erscheint, der wissenschaftlichen Ruhe, Würde und Unparteilichkeit, also dem bleibenden Werthe desselben, nicht geringe Gefahren bringen dürften. In der That bedarf es von Seite aller die daran arbeiten, großer Selbstbeherrschung, unbefangener Gerechtigkeitsliebe, eines ungetrübten Blickes und eines weitumfassenden Gesichtskreises, und vor allem vollständiger Freiheit von jeglicher Voreingenommenheit, Eigenschaften die dermalen fast selten geworden sind. Doch was soll uns das? Das Werk erscheint nun einmal, erscheint eben jetzt, ausgestattet mit allen Vorzügen und Mängeln der Zeit, und erscheint unter äußerlich so günstigen Verhältnissen, daß sich sobald kein anderes wieder ähnlicher zu erfreuen haben möchte. Freuen wir uns seiner Vorzüge, aber lassen wir uns auch die Freiheit nicht verkümmern, es rund herauszusagen, wenn wir dagegen etwas auszusetzen haben.

Von dieser Freiheit wollen wir sofort pflichtschuldigst

Gebrauch machen gegenüber einem Artikel über Eusebius Amort von Herrn Woker, in Münchener altkatholischen Kreisen zur Genüge bekannt. Der Aufsatz hat unsere ganze Verwunderung erregt, und das aus einem doppelten Grunde. Denn ist es schon zum Verwundern, wie man über einen so bedeutenden, vielseitigen und einflußreichen Mann einen so unbedeutenden, einseitigen und leeren Aufsatz schreiben kann, so verdient noch mehr die Kunst alle Bewunderung, die einen dürftigen Aufsatz von anderthalb Seiten mit einem verhältnißmäßig so ergiebigen Apparat von Phrasen, und zwar wohlberechneten Phrasen auszustatten versteht. Fast möchte man meinen, der Artikel sei nicht geschrieben um eine biographische Skizze zu geben, sondern es sei nur einiges armselige Material zusammengewürfelt, um eine Gelegenheit zur Abbrennung von Culturpulver zu finden, wie denn solche Schreiberei überhaupt mehr und mehr bei uns Mode zu werden drohet, noch dazu nicht selten in schriftstellerischen Arbeiten mit denen man den Titel „gelehrte Werke" verunziert. Das arme Publikum dauert uns, wenn diese Schriftstellerei noch mehr um sich greift. Denn das wäre doch zu arg, wollte man glauben, es sei bereits so weit, daß die ganze Lesewelt nichts mehr liebt als was bereits den Hautgout der Verwesung und Knoblauchduft an sich genommen hat. Vielmehr wollen wir vorerst, bis uns das Gegentheil erwiesen wird, noch immer annehmen, es möchte zum größeren Theile um sein gutes Geld statt leerer Phraseologie wahrhaftige Wissenschaft und etwas Positives in den Kauf erhalten. Und davon wollen wir hier im Namen des Publikums offen Zeugniß ablegen. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät. Es wäre traurig, sollte es bereits soweit gekommen sein, daß die Stimmführer und Tonangeber in Deutschland, wie sie im öffentlichen Leben mit dem Publikum nur noch wie mit Stimmvieh rechnen und sich nicht einmal entblöden es offen so zu nennen, so auch auf dem literarischen Markte uns Leser wie Leservieh zu behandeln wagten. Daß solches

nicht geschehe, das zu hintertreiben ist freilich Sache der Lesewelt.

Diese Sätze treffen nun allerdings nicht in ihrer ganzen Schärfe den oben beregten Aufsatz von Woker, aber zu einem Theile hat derselbe wohl dazu herausgefordert. Um so mehr aber bietet er Anlaß zu vielen Berichtigungen besonderer Art.

Eusebius Amort aus der Congregation der regulirten Chorherren vom Lateran, Dekan des Stiftes Polling und Mitglied der kurbayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, wurde geboren am 15. November 1692 auf der Bibermühle bei Tölz. Wenn der Schulunterricht den er zu München genoß, wirklich so schlecht war, wie seine neuesten Münchner Recensenten behaupten, dann muß man großen Respekt vor der Gelehrsamkeit hegen, welche damals in den bayerischen Klöstern und in Rom zu haben war. Denn das gestehen sogar jene zu, daß er die Mängel seiner früheren Bildung in Polling und in Rom „in hohem Maße" ersetzt, und daß er sich dortselbst ein „breites Wissen" angeeignet habe. Nach Beendigung der philosophischen Studien trat er in Polling ein — den Mangel an positiven Angaben in den bisherigen Mittheilungen hat Woker nirgend ergänzt, obgleich ihm das ein Leichtes gewesen seyn mußte — und studirte hier abermals Philosophie, Sprachen, Theologie und Literaturgeschichte. Im J. 1717 erhielt er die Priesterweihe und sofort auch Verwendung als Lehrer der Philosophie, später der Theologie und des Kirchenrechts im Stifte. Alsbald begann er Proben seiner Gelehrsamkeit zu zeigen, und begnügte sich nicht mit dem eigenen Fortschritte in jeglicher Wissenschaft, sondern er suchte das Streben darnach zu verallgemeinern und zugleich zu erleichtern durch eine gelehrte Gesellschaft, welche so recht eigentlich die Mutter der bayerischen Akademie der Wissenschaften geworden ist. Er stiftete nämlich im Jahre 1720 den „bayerischen Musenberg", auch „Academia Carolo-Albertina" genannt, im Vereine mit dem berühmten Augustiner-Eremiten Gelasius Hieber, dem berühmtesten Prediger Mün-

chens[1]), und dessen Ordensgenossen Agnellus Cändler der sich insbesondere als Genealog einen Namen gemacht hat, zu welchen sich „noch einige geschickte Männer“ gesellten. Ihre Arbeiten erschienen von 1722 bis 1740 in 6 Bänden unter dem Titel: Parnassus boicus, Bd. I—IV in München bei Lukas Straub, Bd. V. 1 in Constanz bei Heiß, Bd. V. 2 in München bei Vöter, Bd. VI in Weißenburg im Nordgau. Da dieses Sammelwerk schon längst ziemlich selten geworden, so ist es sehr gesucht. Sogar Männer von hochgradiger Aufklärung, wie Baader in seinem gelehrten Bayern, vermochte nicht zu läugnen, daß diese Gesellschaft und ihr Organ „damals wirkliche Verdienste um Ausbreitung eines besseren Geschmackes und der Wissenschaft“ hatte. Deßhalb spendet Baader dem Amort das im Munde eines solchen Lichtfreundes freilich zweideutige Lob, daß derselbe unter diejenigen gehört „welche in Bayern die literarische Finsterniß zu verscheuchen und Licht zu verbreiten anfingen.“ Was unter besagter Finsterniß in Bayern zu verstehen ist und worin das Licht von dem der Aufklärer redet bestehe, ist unseren Lesern aus früheren Mittheilungen zur Genüge bekannt. Das Folgende wird zeigen, daß Amort das Lob in diesem Sinne nicht verdient hat.

Inzwischen war Amort's, des eigentlichen Herausgebers des Parnassus, Name rasch weithin bekannt geworden und auch bis Rom gedrungen. Der später unter Benedikt XIV. als Staats-Sekretär und durch seine merkwürdig vielseitige kirchliche Thätigkeit so berühmt gewordene Nikolaus Maria Lercari, welchen Benedikt XIII. am 9. Dezember 1726 zum Cardinal erhoben hatte, ernannte unseren Landsmann zu seinem Theologen und berief ihn sogar zu sich in die Hauptstadt der Christenheit. Wann das geschehen, sagen die älteren Mittheilungen über Amort nicht, und Woker hat sich auch um das nicht bekümmert, wie überhaupt seine biographischen Mittheilungen, unbestimmt wie sie sind, sich auf etliche Zeilen

1) Vergl. über ihn Histor.-polit. Blätter LXXI. 708 ff.

beschränken. Es wird wohl in den letzten zwanziger Jahren, vielleicht erst im J. 1733, geschehen seyn[1]). In Rom selber benützte Amort die reiche ihm gebotene Gelegenheit zu seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung mit allem Fleiße und studirte Alterthümer und Künste, besuchte die Bibliotheken und knüpfte Verbindungen mit gelehrten und bedeutenden Männern an, deren manche ihm in seinen späteren gelehrten Streitigkeiten wohl zu statten kommen mochten. Besonders schenkte ihm Clemens XII. seine Gewogenheit. Endlich kehrte er, mit vielen Kenntnissen bereichert, 1735 nach Polling zurück. Von einem fünfzehnjährigen Studium in Rom, zu dem ihn sein erfindungsreicher Landsmann, Herr Sepp, verurtheilte[2]), kann wohl keine Rede seyn.

Von jetzt an lebte Amort fast ausschließlich der Pflege der Wissenschaften und der Schriftstellerei. Große Verdienste erwarb er sich um die Bibliothek seines Stiftes, deren herrliche Werke mit ihren prachtvollen Bänden, heute überallum zerstreut, wohl oft schon in Bibliothekfreunden Zorn und Bedauern über die unverantwortliche Barbarei hervorgerufen haben, mit der die Zeiten der Aufklärung jene fast unschätzbaren Kleinodien behandelt haben. Mit der Bibliothek von Polling scheint man insbesondere roh und rücksichtslos umgegangen zu seyn. Wenigstens versicherte uns einmal ein alter Klostergeistlicher, man habe etliche Jahrzehnte später noch Leiterwägen, hochgethürmt mit Büchern, im offenen Klosterhofe unter freiem Himmel stehen sehen, weil die lichtfreundlichen Ausräumer der mönchischen Unwissenheit zu faul und wohl auch zu unwissend gewesen, um ein Interesse daran zu finden, diese Schätze vor dem Vermodern zu erretten. Was an der Erzählung ist, wissen wir nicht. Aber angesichts der Wissenschaftlichkeit

---

1) Im J. 1730 erschien nämlich zu Augsburg seine Philosophia Pollingiana, und am 6. Dezember 1732 schrieb er zu Polling die Widmung des Dictionarium an Lercari. Er kann übrigens auch öfter in Rom gewesen seyn.

2) Augsburger Allg. Zeitung Beilage 19. Juni 1872. Nr. 171.

mancher Klosterstürmer des 19. Jahrhunderts möchten wir solcherlei nicht eben für Unmöglichkeit halten.

Im J. 1740 ernannten ihn seine Brüder zum Dekan des Stiftes. Da aber mit dieser Stellung mancherlei ökonomische und äußerliche Geschäfte verbunden waren welche der ungestörten wissenschaftlichen Beschäftigung hinderlich seyn mußten, suchte er sich wiederholt davon loszumachen.

Im J. 1758 faßten zu München Linbrunn und Lori den Entschluß, der Finsterniß in Bayern durch Stiftung einer Akademie nach dem Vorbilde der Pariser und Berliner ein Ende zu machen. Es war nicht auf Verbreitung wahrhaft gründlicher, zumal besserer philosophischer Bildung, sondern auf Vermehrung äußerlichen Wissens abgesehen. Gerade im Gegensatze zu der alten Bildungsweise welche weniger Gelehrsamkeit, aber dafür mehr Gediegenheit und Einheit anstrebte, non multa sed multum, begann man damals Vielwisserei um jeden Preis als das Ziel aller Wissenschaft und jeglichen Unterrichts zu verfolgen, multa, non multum. Diesem Zwecke, nebenbei auch anderen die man noch weniger gerade heraus sagen mochte, sollte auch die neue Stiftung dienen. Deßhalb mußte dieselbe anfangs im größten Geheimniß betrieben werden. Nach einer Vorberathung am 12. Oktober 1758 fand man für gut, um einerseits keinen Verdacht zu erregen und andererseits auch deßhalb, weil ohne geistliche Hülfe nun einmal nichts zu erreichen schien, eilf Geistliche, meist Ordensleute, voran aber den Gründer des Musenberges mit seinem Propst Franz Döpsel und seinem Ordensgenossen Prosper Goldhofer, in's Vertrauen zu ziehen und um Rath anzugehen. Das geschah am 19. Oktober 1758. Die gelehrten geistlichen Herren thaten freudig und gutwillig mit, und so kam es am 28. März 1759 zur eigentlichen Stiftung der Akademie, deren erstes Mitglied Amort war. Neben ihm waren in dem ersten Jahre noch 28 Geistliche in derselben. So hat es wohl wenig zu bedeuten, wenn Woker sagt, seine Schriften hätten dem Amort „die Ehre

eingetragen, von der bayerischen Akademie zum Mitglied gewählt zu werden." Nun ja, es war keine Unehre für ihn. Aber einen Mann der ob seiner theologischen und allgemeinen Kenntniß in ganz Europa bekannt war, der mit den hervorragendsten Gelehrten Europa's, Brucker, Bianchini, Manfredi u. s. f. in Briefwechsel stand, den die gelehrte Gesellschaft in Roveredo zu den Ihrigen aufnahm, der selber eine solche gestiftet hatte, den der große und gelehrte Benedikt XIV. mit solcher Auszeichnung behandelte, ehrte man nicht eben übermäßig durch diese Wahl. Uns scheint, daß die Akademie hiebei nicht dem Amort, sondern mehr sich eine Ehre anthat, und wohl auch auf ihren Nutzen für den Anfang bedacht war. Warum wir so kühl urtheilen, dafür glauben wir Grund zu haben. Sie hat auch den gelehrten Fürstabt von St. Emmeram, Frobenius Forster, den Herausgeber der Werke Alcuins aufgenommen. Warum? Um ihn zu ehren, oder weil sie zu Anfang seiner bedurfte? Wir glauben das Letztere. Warum wurde denn, wenn man etwas auf ihn und seine Leistungen gab, das herrliche Exemplar der Werke Alcuin's welches der Herausgeber mit eigenhändiger Namenseintragung der Körperschaft gewidmet hatte, schnöde verschachert? Wenn man aber auf einen Mann der nicht ohne Grund für freisinnig galt (obgleich er es mit Mäßigung war[1]) so wenig hielt, was wird dann erst von der Wahl anderer Männer, wie eben unseres Amort, zu halten seyn?

Bei der Feier seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums 1767 erfuhr der greise Gelehrte von allenthalben her große Auszeichnung. Bischof Joseph von Augsburg, Landgraf von Hessen-Darmstadt, der ihn ebenfalls zu seinem Theologen ernannt hatte, ehrte ihn durch das Geschenk eines prachtvollen Kelches. Endlich starb er, thätig bis zuletzt, am 5. Februar 1775 in seinem 83. Lebensjahre.

In einer recht kleinlichen und engherzigen und dazu recht

---

1) Vergl. Histor.-polit. Blätter LXXII. 513 ff.

übermüthigen Zeit war Amort ein ungewöhnlich unbefangener und starker Mann; aber ganz konnte auch er sich von den Fehlern derselben nicht frei halten. Das sehen wir vor allem an der ganzen Richtung des Denkens, die er in seinem großen dogmatischen Hauptwerke selber als Eklekticismus bezeichnet. Nach unseren Begriffen ist dieses System, wenn je der Name hier berechtigt ist, der Tod aller wahren tieferen Wissenschaft. Von einer logischen Consequenz im Denken eines Eklektikers, von einer den ganzen Mann beherrschenden Grundanschauung, von einem ebenmäßig ausgebildeten Systeme kann dabei keine Rede seyn. Nur Zeiten des Verfalles und geistiger Schwäche mögen daran ihr Gefallen finden. Denn entweder kömmt dieses Auslesen davon, daß die Nachkommen nicht mehr fähig sind, die Summe dessen was ihnen die Vorfahren gesammelt überliefert haben, zu beherrschen und zu durchdringen. Oder sie erkennen, daß dieselben in der Consequenz der Ausbildung ihrer Systeme bereits so ziemlich das Mögliche geleistet haben, und ihnen nicht mehr viel Ruhm zu ernten übrig bleibt. Unfähig aber Neues zu schaffen und es jenen an Selbstständigkeit und eisernem Ernste gleichzumachen, verlegen sie sich auf's Auswählen, wähnend, mit dem geistlosen Zusammenstellen je des Geistreichsten aus den Leistungen aller sie alle immerhin noch überbieten zu können. Oder es sind endlich kleinliche Geister die an allem und jeglichem etwas zu nergeln wissen, die Consequenz mehr fürchten als das Feuer, das Bedürfniß in sich spüren vornehm zu thun und den verschiedensten Standpunkten gerecht zu werden, wie sie sagen, selber aber, wie natürlich, mit vollständiger Unfruchtbarkeit geschlagen sind, und zumeist auch mit barer Unfähigkeit das zu würdigen was sie kritisiren. Diese mattherzige Richtung welche stets etwas Widerwärtiges an sich trägt, feierte im vorigen Jahrhundert und wohl noch weit in's unsere herein ihre höchsten Triumphe. Diese Philosophen für die Welt, die ächten Nachbilder der Sophisten, fanden im lauteren Eklekticismus und Synkretismus das

Ideal alles Denkens. Aus Allem Alles, auch aus einem schlechten Handel einen guten machen zu können, das ging ihnen über Alles. Aber allen geschlossenen Schulen, wie man sagte, d. h. auf gut deutsch aller Consequenz des Denkens, hatten sie die grimmigste Feindschaft geschworen. Nur keine Schule, nur kein System, nur kein Extrem, und immer das Eine schön mit dem Anderen verbunden! war ihre Losung. So war es von Frankreich mit so vielen anderen Errungenschaften herübergekommen. Dort finden wir diese unglückselige Art auch zuerst in die Theologie eingedrungen, und leider hat auch Amort ihr seine Huldigung gebracht[1]). Das ist eigentlich der schlimmste Vorwurf den wir ihm machen zu sollen glauben. Zwar das mag ihn dabei sofort wieder viel rechtfertigen, daß er nach Kräften die gediegene alte Lehrweise zu erhalten suchte, und daß er insbesondere auf die großen Scholastiker der älteren Zeit zurückging, was freilich andere aus den besseren Vertretern der sogenannten Spätscholastik auch stets gethan[2]). Allein sein eklektischer Standpunkt rächt sich hiebei an ihm selbst dann, wenn er sein reiches Material von Stellen aus den Vätern und großen Theologen vor dem Leser aufführt. Es ist doch der ganze Apparat nichts als eine schematische Blumenlese von abgerissenen Sätzen, auch nicht reichhaltiger als die Sammlungen bei seinen Zeitgenossen Simonnet, Gotti oder Billuart, von Tournely, Boucat oder gar Thomassin und Petavius nicht zu reden, dabei aber auch nicht eine Spur von der lebendigen Verarbeitung dieser Stellen in die Darstellung und das System, wie sie sich z. B. bei Estius oder Gotti u. a. findet.

Vom Gesichtspunkte einer Materialien-Sammlung aus

1) Merkwürdig genug findet Woker den Eklekticismus des Amort darin, daß derselbe seine scholastischen Lehren auch aus den Vätern und in Verbindung mit geschichtlichen Erörterungen entwickelte. Und was sich dann Herr Woker unter Scholastik denken mag!

2) Daß Herr Woker hievon keinen Begriff hat, wollen wir ihm nicht verdenken.

muß also diesem Werke allerdings Lob gezollt werden, wenn wir gleich eine Reihe von reichhaltigeren haben. Dagegen konnte es gar nicht anders kommen, als daß Amort bei einer solchen Stellung mit seinem Bestreben vollständig scheiterte, dem Einsturze der bisherigen Richtung entgegen zu arbeiten. Wie andere einsichtsvolle und besonnene Männer sah auch er „besorgt den Gefahren entgegen, welchen die katholische Wissenschaft durch eine ungeprüfte Verwerfung von Schulüberlieferungen die mit der doktrinellen Ausbildung des kirchlichen Bekenntnisses auf's engste verwachsen waren, preisgegeben werden konnte"[1]). Und deßhalb hatte er bereits im Jahre 1730 in seiner Philosophia Pollingiana eine ausdrückliche Vertheidigung der peripatetischen Lehrweise versucht. Aber wie sollte von seinem Standpunkte aus ein durchschlagender Erfolg möglich seyn! Wenn er der neuen Richtung siegreich begegnen wollte, so mußte er auf's allerentschiedenste Stellung für ein bestimmtes, consequent durchgebildetes und zur schneidigen Waffe geschliffenes System nehmen, dasselbe von dem Roste der sich etwa in Zeiten der Ruhe möchte festgesetzt haben reinigen, das Eine oder Andere was unabweislich in Hinsicht auf die veränderten Anforderungen der Zeit geändert werden mußte, ändern — vorausgesetzt daß die Aenderung zweifellos eine wirkliche und dauerhafte Besserung zu werden verhieß — vor allem aber auf Grund dieses geschlossenen und fertigen Systemes mit der nämlichen Schärfe und Folgerichtigkeit mit der die früheren es gebaut, das weiterbauen was gegenüber den neuen Gefahren neu ausgearbeitet und zum Alten aus dem Geiste des Alten heraus hinzugefügt werden mußte. So aber hat er zwar klüger gehandelt als jene welche just im Augenblicke wo der Feind aufbricht, ihr ganzes Kriegsmaterial verbrennen und anfangen junge Bäume zu pflanzen und über neue zeitgemäßere Ausbeutung der Erz-

---

1) Werner, Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trientiner Concil. 168.

bergwerke zu brüten, um ja einen neuen Grund für bessere Ausrüstung zu legen. Aber klug war in der Stunde höchster Gefahr dieses Weglegen einer vollen Rüstung in der ein Stück zum anderen paßte, um dafür eine neue aus den Stücken vieler anderer zu schmieden, die wohl an ihrem Orte mochten Dienste geleistet haben, in diesem Nebeneinander jedoch sich nicht zusammenfügten, auch nicht.

Doch warum sollen wir bloß von den Schwächen des großen Mannes reden! Das rechnet ihm der katholische Sinn ewig zu großer Ehre an, daß er, wahrhaftig vertraut genug mit den Fortschritten der profanen Wissenschaften und hoch begeistert für dieselben, nichtsdestoweniger im Ganzen so entschieden für die Erhaltung der unerschütterlichen ewigen Wahrheit der Kirche sowie der aus dem kirchlichen Geiste geborenen und ihrer Lehre so ganz entsprechenden Lehrweise Stand hielt, und das in einer Zeit in welcher bereits Säulen zu wanken anfingen. Das hat schon manchem viel Kopfzerbrechens gemacht, wie ein Mann von dem Wissen des Amort an der alten Lehre noch Geschmack haben, ja gar für sie einstehen konnte. Dieß kennzeichnet wieder einmal so recht die Unselbstständigkeit der neueren Zeit. Entweder beten diese modernen Geister einem Vorbeter alles nach bis zum letzten Wörtlein, oder, wenn sie ja einmal an einem einzigen Worte von ihm nicht Gefallen gefunden, dann künden sie ihm den Dienst, nicht um auf eigenen Füßen zu stehen — beileibe nein! — sondern um sofort ebenso knechtisch sich einem Anderen zu verkaufen. So denken sie sich nun aber auch alle Menschen. Sagen wir von Rückkehr zur alten Schule, zum heiligen Thomas, so können sie sich das gar nicht anders vorstellen als daß wir uns auf's Abschreiben seiner *Summa* verlegen, und damit fertig. Ist die Rede von Männern wie von unserem Gelehrten, so kommen sie aus der Verwunderung über solchen Widerspruch nicht hinaus. So steht es freilich schon lange genug in der Welt. Eben in der Zeit in welcher Amort lebte, nahm die gerügte Rich-

tung überhand. Das sind jene Theologen die im Stande waren, um der allergeringfügigsten Sache willen die eben auf ein halbes Jahr oder auch kürzer als die neuestentdeckte Wahrheit galt, die ganze alte Theologie wegzuwerfen in der sie das bisher nicht gefunden, um mit dem nächsten Frühjahrsanzuge ihre Ueberzeugungen abermals zu wechseln[1]). Zum Glücke für seinen Namen war Amort besonnen und weitblickend genug um zu begreifen, daß man recht gut andere astronomische und chemische Meinungen haben könne als Thomas von Aquin, und dennoch seine Summa theologica, ja auch seine Commentare zum Philosophen nicht in den Ofen zu schieben brauche. Hätte er aber erst das recht erfaßt, daß man der entschiedenste Anhänger einer bestimmten Schule seyn kann ohne damit auf eigenes Denken zu verzichten, wäre er sich dessen klar geworden, daß man in einem Systeme die endgiltige Lösung einer Aufgabe erblicken, und trotzdem einen großen Raum für eigene Selbstthätigkeit in der Aufgabe, dasselbe in sich zu vervollkommnen und wo möglich zu vollenden, finden kann, dann wäre er wohl weniger der Versuchung erlegen, in dem unglückseligen Auswählen das Heil zu suchen, und würde dann auch heute noch für uns bedeutsamer dastehen. Immerhin aber erhebt er sich schon durch das was er 'zur Richtschnur seines Denkens gemacht, weit über den größten Theil seiner befangenen Zeitgenossen.

Weit größer war der Einfluß welchen Amort als Moralist auf seine Zeit ausübte. Und nach dieser Seite hin ist er auch heute noch von großer Bedeutung. Seit etwa 1580 bis etwa 1650 oder 1660 darf der sogenannte Proba-

1) Von all diesem krankhaften Haschen jener Theologen nach den unbedeutendsten und hinfälligsten Errungenschaften dessen was man damals moderne Wissenschaft nannte, hat Herr Wofer keine Ahnung. Ja wollt Gott, es wäre so gewesen, wie er sagt, und es hätten sich die Gottesgelehrten von damals dem unnützen oder schädlichen Tande den man als Gelehrsamkeit mit unbegreiflicher Einfältigkeit feilbot, mehr verschlossen!

bilismus als die herrschende Richtung in der Moraltheologie betrachtet werden. Ueber wenige Worte ist mehr gesprochen und geschrieben worden als über das Wort Probabilismus. An wenigen anderen hat auch Bosheit und Unverstand mehr gesündigt. Nur wenn man gewiß ist, daß eine Handlung dem Gesetze entspricht, darf man sie setzen; wer aber gewiß ist, daß sie demselben widerspricht, muß sie unterlassen, lautet der oberste Grundsatz der Moral. Wenn aber dem Menschen im einzelnen Falle das nicht klar ist, wenn es nicht gewiß ist, ob ihn das Gesetz bindet oder hindert, so oder anders zu handeln? Dann kann ich ihm zwar rathen, das Sicherere zu wählen. Aber kann ich ihn auch zwingen? zwingen unter Androhung der Sünde und ihrer Folgen? Muß er seine Freiheit einem zweifelhaften Gesetze opfern und das Sicherere thun, d. h. unter allen Umständen so handeln, als bände ihn das Gesetz? Die bejahende Antwort wurde von der Kirche entschieden verdammt, mit Recht, da sie unerträglicher Rigorismus ist. Aber ein Zweifel, ob das Gesetz bindet oder verbietet, besteht nun doch einmal, und im Zweifel darf ohne Sünde nicht gehandelt werden. Ist also Gewißheit nicht zu erreichen, so muß man sich mit Wahrscheinlichkeit begnügen. Wahrscheinlichkeit aber läßt ein Mehr oder Minder zu. Es kann also zur Wahl kommen zwischen zwei Meinungen von denen die eine, zu Gunsten des Gesetzes sprechende, also an und für sich sicherere ihre Wahrscheinlichkeit hat, aber auch die andere wahrscheinlich macht, daß die Freiheit ungebunden bleibt. Was nun? Darauf sagten die milderen Theologen also: Ist die sicherere Meinung zugleich auch ganz entschieden und weitaus überwiegend wahrscheinlicher, dann muß man natürlich ihr folgen. Aber es gibt auch Sätze die für sich allein betrachtet eine so große Wahrscheinlichkeit (und darum auch moralische Sicherheit) gewähren, daß sie auch im Vergleich mit einer mehr wahrscheinlichen immerhin nicht aufhören, gleichwohl noch wahrhaft wahrscheinlich zu bleiben. Und in solchem

Falle dürfe man der milderen Entscheidung folgen, also der Freiheit gegenüber dem Gesetze das Wort sprechen. Andere dagegen sprachen sich immer zu Gunsten des Gesetzes aus, d. h. sie ließen der Freiheit nur dann ihren Lauf, wenn diese entschieden die wahrscheinlicheren Gründe für sich anführen konnte. Man nannte die ersteren Theologen Probabilisten, die letzteren Probabilioristen. Da es sich um Sünden handelt, mußte die Frage mit großem Ernste behandelt werden. Daß die mittlere Ansicht, der Probabilismus schließlich doch, trotz mancher in der Natur der Sache gelegenen Bedenklichkeiten, die richtige ist, scheint uns unzweifelhaft, obgleich wir, solange die Kirche eine andere Richtung duldet, dieselbe nicht verwerfen möchten. Wie überhaupt, wenn es sich um Wahl zwischen mehreren an sich zulässigen Systemen handelt, so muß auch in diesem Falle nach dem soeben ausgesprochenen Grundsatze gehandelt werden. Ich kann z. B. in Sachen der Moral den Probabilismus, oder in anderen Fragen irgend eine besondere Schule für das richtigere System ansehen. Aber damit, daß ich dem einen Systeme mehr Zuverlässigkeit beilege, kann ich recht wohl aussprechen, daß ich dem anderen eine wahre und wirkliche Zuverlässigkeit nicht abspreche, was, wohl beachtet, in der Geschichte mancherlei Kämpfe hätte verhüten können. Wir nehmen also, unbeirrt durch das Geschrei des Unverstandes oder der Böswilligkeit, mit aller Entschiedenheit Partei für den Probabilismus. Das hindert uns aber nicht zuzugestehen, daß manche Vertreter dieser Richtung in der That zu weit gingen. Mit Recht hat deßhalb die Kirche mehrere Sätze solcher zu laren Grundsätzen ergebener Schriftsteller verdammt, so daß mithin die zwei äußersten Gruppen, die Laristen und die Tutioristen aus dem katholischen Lager ausgeschlossen waren, während die beiden mittleren Grundanschauungen, der Probabilismus und der Probabiliorismus geduldet blieben. Wir finden aber auch andererseits keinen Grund zu läugnen, daß die Vertreter des strengeren

Systemes immerhin auch Gründe, wir wollen sogar zugeben, gute Gründe für ihre Lehre anführen konnten. Bei Fragen rücksichtlich deren Gewißheit einfach nicht zu erreichen ist — sonst wäre ja die ganze so berühmte Controverse mit ihrer unermeßlichen Literatur gar nicht entstanden — liegt ein solches Verhältniß in der Natur der Sache. Wir wollen auch das gerne zugeben, daß die Probabilioristen aus den Ausschreitungen mancher Laristen sich im Eifer für ihre Meinung leicht bestärkt fühlen konnten, und daß das zunehmende Sittenverderbniß jener Zeiten ihnen wieder ein Sporn werden mochte, in der Strenge zuzunehmen.

Aber eben diese stetig wachsende Strenge hatte auch unläugbar große Nachtheile. In einer sittlich so schwachen Zeit, wie die zweite Hälfte des 17. und das 18. Jahrhundert waren, mußten solch strenge Anforderungen schließlich entmuthigen, ja wohl auch ganz gleichgiltig gegen die Religion machen. Nun aber hatte, nachdem etwa von 1650 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts allenthalben der Streit mit größter Leidenschaft geführt worden war, seit Beginn des 18. Jahrhunderts der Probabiliorismus nicht bloß in Frankreich, seiner eigentlichen Heimath, sondern auch in den übrigen Ländern große Verbreitung gefunden, ja er schien geradezu die Herrschaft an sich reißen zu wollen. Das geschah namentlich von der Zeit an, da auch durch manche Jesuiten, die bisher nur wenige Probabilioristen unter ihren Mitgliedern gezählt hatten, die Strenge gepredigt wurde. Der strenge Gonzalez that nach seiner Erhebung zum General der Gesellschaft was er konnte, um seine Meinung weiter zu verbreiten. Und so erhob eine ganze Reihe von Jesuiten ihre Stimme gegen die mildere Richtung, und immer größer wurde die Zahl und damit hinwieder die Strenge der Probabilioristen. Man konnte fürchten, daß die Barmherzigkeit und die Milde des Evangeliums ihr Recht verlieren, und daß der düstere Ernst des Alten Gesetzes wieder zur Herrschaft kommen werde. Keiner hatte davon größeren Nutzen als der Unglaube mit

seinem natürlichen Heerbanne, der Unsitte, und — der Jansenismus. So ungerecht es wäre, die guten und besten Absichten weitaus der meisten Probabilioristen zu verkennen — waren ja doch unter ihnen die ausgezeichnetsten Männer und eifrige Gegner der Jansenisten! — und so unverantwortlich es gethan wäre, wollte man, wie es wirklich geschehen ist, Probabiliorismus und Jansenismus zusammen in Eine Classe versetzen, so wenig dürfte aber auch das Gesagte in Abrede gestellt werden können.

Da erweckte der barmherzige Gott zwei Männer, um nach und nach dem milden Geiste Christi wieder die unbestrittene Herrschaft über die christliche Welt zu erobern. Das waren der heil. Alfonsus Maria von Liguori und unser guter Eusebius Amort. Beide, der erstere etwas milder, der andere etwas strenger, stellten sich vermittelnd und ausgleichend zwischen die beiden Parteiungen und setzten in ihre Mitte das System des Aequiprobabilismus. Im Allgemeinen wird damit der strengeren Richtung soviel zugestanden, daß es nur dann erlaubt ist von der sicherern Meinung, also von der Befolgung des fraglichen Gesetzes abzugehen, wenn die Freiheit ganz entschieden mehr oder auch allein Wahrscheinlichkeit für sich vorbringen kann. Dagegen nimmt dieses System für die Freiheit auch dann noch gegen den Probabiliorismus Stellung, wenn die sicherere, also für das Gesetz sprechende Meinung höchstens gleiche (und, setzt der heil. Alfons bei, um ein unbedeutendes höhere) Wahrscheinlichkeit hat als die der Freiheit günstige. Wie man wohl nicht gut läugnen kann, war dieses System nur ein Vermittlungsversuch, ein Auskunftsmittel in der Noth, um die strengere Partei nach und nach vorläufig zu beschwichtigen, bis die Aufregung des Kampfes einer ruhigeren Würdigung der Sache Platz gemacht und eine unbefangenere Prüfung des Probabilismus, den man in der Hitze des Streites stets mit dem Laxismus verwechselte, ermöglichet hatte. Es war überdieß dasselbe mit so manchen Einschränkungen ver-

bunden, daß es als ein allgemein anwendbares System gar nicht gelten wollte. Ueberdieß ist es mit der vom heil. Alfons beigesetzten Erweiterung im Grunde denn doch schon wieder der Probabilismus selber. Aber dennoch muß ihm als einstweiligem Behelfe zur Beruhigung der Gemüther, zur Versöhnung der Parteien und zur Herbeiführung milderer Grundsätze ein großes Verdienst zuerkannt werden. Seine beiden Vertreter haben manches darum zu leiden gehabt. Das vermehrt nur ihr Verdienst und ihren Anspruch auf unsere Dankbarkeit gegen sie. Was unseren Amort insbesondere anbelangt, so hat er in diesem Stücke allerdings für Deutschland, wo ja im Ganzen die mildere Meinung immer obenauf geblieben war, weniger Bedeutung als vielleicht insoferne, daß er dort dem weiteren Umsichgreifen der Strenge vorbeugte. Dafür erwarb er sich einen um so größeren Einfluß im Auslande, errang also seinem Namen eine weit allgemeinere Bedeutsamkeit.

Wir sagten, daß Amort gleich dem heil. Alfons als Lohn für seine Bestrebungen große Anfeindungen erntete. Insbesondere erfuhr er diese wegen seiner Bearbeitung des großen kasuistischen Lexikons von Pontas. Johann Pontas, Großpönitentiar von Paris, † 1728, hatte mit seinem französisch geschriebenen Werke solchen Beifall gefunden, daß er es noch zu seinen Lebzeiten dreimal herausgeben konnte. Um 1730 begannen mehrere anonyme Gelehrte, wie es hieß, Pfarrer der Diöcese Genf, eine lateinische Uebersetzung vorzubereiten, die denn auch 1732 in drei großen Foliobänden zu Luxemburg (oder eigentlich zu Genf?) erschien. Da aber das Werk einmal, im gallikanischen Geiste gehalten, sehr unehrerbietig vom apostolischen Stuhle sprach, da es außerdem, gestützt auf das französische Partikularrecht, eine große Zahl von Entscheidungen umfaßte die lediglich für Frankreich Bedeutung hatten, und da es endlich im Sinne der strengeren Richtung, des Probabiliorismus abgefaßt war, so veranstaltete Amort im J. 1733 eine kürzere lateinische

freie Ueberarbeitung[1]) die einerseits alles specifisch für Frankreich Berechnete ausschloß, andererseits aber nach seiner eigenen Erklärung der Verbreitung gallikanischer und probabilioristischer Grundsätze welche jene lateinische Ausgabe befördern konnte, entgegen arbeiten sollte. Im J. 1738, wenn wir nicht irren, erschien nun in Venedig abermals eine lateinische Ausgabe des Werkes, in welcher zwar die gallikanischen Meinungen des Verfassers sehr heftig geahndet wurden, dagegen dieselbe Strenge des Moralsystems beibehalten war. Diese Ausgabe erhob gegen Amort so viele und schwere Anklagen auf Vertretung larer Meinungen, daß er sich genöthiget sah, zu seiner Vertheidigung im J. 1739 die Controversiae novae morales in Augsburg erscheinen zu lassen. Vornehmlich sind es zwei schwere Beschuldigungen gegen die er sich neben vielen anderen rechtfertigt. Die eine warf ihm vor, daß er in Milderung der strengeren Lehren des Pontas bis zu völliger Verleugnung der evangelischen Grundsätze gegangen sei (p. 15 sq.). Die andere beschuldigte ihn, er habe seinen Haß gegen den Probabiliorismus soweit getrieben, daß er sie ohne weiteres mit den Jansenisten als Eine Partei betrachte (p. 111 sq. 424 sq.). Es war ihm wohl nicht schwer sich dagegen zu vertheidigen. Es wäre auch uns nicht schwer, den guten Amort gegen das unqualificirbare Gerede Wokers zu vertheidigen. Denn mit seinen Phrasen, Amort habe den „Muth gehabt, der jesuitischen Sittenlehre entgegenzutreten und den Probabilismus als verderblich zu brandmarken", und er habe „in dem[2]) Sinne" das

1) Nicht zu verwechseln mit seinem anderen ebenfalls aus dem Französischen übersetzten Dictionarium Casuum Conscientiae. A. V. 1759. 4.; ib. 1784. 3 voll. 8. Der ursprüngliche Verfasser des letzteren war Franz Morenas, Exfranziskaner aus Avignon, † 1774 in Monaco. Das Werk, übrigens ebenfalls nach Pontas bearbeitet, erschien später auch unter dem Namen des Collet.

2) Und noch extra hat Herr Woker das „dem" gesperrt drucken lassen, damit es ja in keinem anderen Sinne könne ausgelegt werden.

Lexikon von Pontas abgeändert, stellt dieser die Sache so dar, als sei Pontas ein Jesuit und nach Amorts Begriffen zu lax gewesen. Doch gegen solche Darstellungen deren Grund wohl weit mehr Unkenntniß als absichtliche Verdrehung ist, bedarf es keiner Vertheidigung. Vielleicht hat einmal Woker eines der Werke von Amort gesehen und gefunden, daß er, und zwar ziemlich heftig, wie das schon so seine Art ist, gegen zu laxe Meinungen kämpft. Das ist wahr; alles andere ist bare Erfindung. Wir drücken uns milde aus.

„Es entging", um auf ein anderes Feld der Thätigkeit unseres Gelehrten zu kommen, „Amort nicht, wie wenig eine Frömmigkeit dem Geiste des Christenthums entspricht welche sich mit Vorliebe von den ungesunden Produkten der krankhaft erregten Phantasie exstatischer Nonnen nährt." So Herr Woker, indem er auf die Schrift Amort's „de revelationibus visionibus et apparitionibus" (A. V. 1744) zu sprechen kömmt. Von der anderen hieher gehörigen, „Controversia de revelationibus Agredanis" betitelt, weiß er nichts. Das was Woker mit seinem angeführten Spruche sagen will, sagt Amort allerdings, nur nicht so anzüglich, indem er einfach Gerson und den heil. Johannes vom Kreuz, den Fürsten der Mystik, redend einführt[1]). Aber das fällt dem ebenso frommen wie gläubigen, wenn auch kritisch vielleicht zu strengen Chorherrn nicht ein, Visionen als ungesunde, krankhafte Erregungen der Phantasie und wahre Visionen als eine Gefährdung des christlichen Geistes anzusehen. Eben weil er Glaube und Frömmigkeit selber hoch anschlug und auch bei Anderen vor Gefahren schützen wollte, lag ihm alles daran zu verhindern, daß das was er, nicht für ungesunde Phantasterei, sondern für möglicher Weise sichere göttliche Offenbarung ansah, die man nie verwerfen dürfe ohne anderweitige sichere Anzeichen der Falschheit[2]), mit Unächtem oder Zweifelhaftem

1) Controv. Agred. praef. p. XXXI.

2) ib. p. 596.

vermischt werde. Deßhalb, um nach dem Worte des P pheten das Kostbare vom Gemeinen abzusondern, begab sich auf dieses Feld, dabei alles das was über das Geb rein historischer und profaner Fragen hinausging, ausdrü lich der Entscheidung des apostolischen Stuhles vorbehaltend[1] Zu den unächten und werthlosen Offenbarungen rechnete nun die unter dem Namen der ehrwürdigen Maria von Agred verbreiteten. Seine Kritik ist überaus strenge. Kein Wunder, daß die Ordensgenossen der Angegriffenen, die Franziskaner, ihn nicht schonten. Ihnen zahlte er nach seinem eigenen Ausdrucke[2]) wieder mit Zinsen heim in einer Weise die ganz an die Art des Natalis Alexander erinnert. Damit hat er, wenn auch seine Kritik der Offenbarungen selbst nicht eine zu herbe seyn sollte, jedenfalls das rechte Maß überschritten und bewiesen, daß es nur eine leere Phrase ist, wenn Woker aus diesem Streite herausfühlt, daß der auf Amort lastende kirchliche Druck und die Pflicht, mit der Censurbehörde sich auseinanderzusetzen, ihn von schärferem Hervortreten abhielt. Wenn aber endlich Woker den armen Amort seines „Mitleids" darob versichert, daß er „sich abmüht für die Blasphemien und sittlichen Monstrositäten von denen z. B. das Buch der Maria d'Agreda strotzt", eine mildere Deutung zu finden, haben wir keine Antwort. Gelesen hat Woker die umfänglichen Werke der Seherin sicher nicht. Warum also sich auf Reden mit ihm einlassen? Hätte er aber auch nur die Kritik des Amort, oder das Gutachten des in der Sache beschäftigten Promotor fidei Ludwig Valenti, Rektors der römischen Universität, später Cardinalbischofs von Rimini, gesehen, so würde er wenigstens soviel haben begreifen können, daß in der katholischen Kirche jegliche Offenbarung und das Leben eines frommen Dieners Gottes die peinlichste und äußerste Kritik ungefährdet muß bestanden haben, ehe auch

1) ib. p. X. cf. XXXIV.
2) ib. p. 107

nur „zu weiterem geschritten werden“ kann, d. h. ehe die eigentliche Approbation oder Beatifikation auch nur begonnen wird.

Was uns recht Verwunderung einflößte, war, daß Herr Woker den Ultramontanismus des Amort so ruhig durchgehen ließ, oder vielmehr sich an ihm so völlig schweigsam vorüberdrückte. In dem Stücke hat Herr Sepp, Amort's Landsmann, kühn wie er ist, seiner Zeit viel mehr Muth gezeigt. „Ein katholischer Altbayer von ächtem Schrot und Korn, der, obwohl er fast drei Lustren (?) in Rom gelebt und dort seine theologische Bildung (?) und Weltanschauung empfangen, doch seine deutsche Art nicht verläugnete. Er war der ausgesprochenste Gegner der Schulmeinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit“[1]). Der Bearbeiter des Katechismus von Bellarmin (1737), der Theologe des päpstlichen Staats-Sekretärs, der Günstling der Päpste der seine Werke den Päpsten widmet und dafür von ihnen belobt wird — der ausgesprochenste Gegner der Schulmeinung von der ‚päpstlichen Unfehlbarkeit: das stimmt! Amort der besonders auch deßhalb den Pontas umarbeitet, damit seine gallikanischen Grundsätze sich nicht weiter verbreiten, Amort, der Erste auf dem Schlachtfelde, sobald es sich um die Vertheidigung der kirchlichen Einheit und Centralisation gegen das Bestreben, sie in Nationalkirchen aufzulösen, handelt — so in der Schrift: Reflexiones de jurisdictione ecclesiastica 1757 — Amort, einer der frühesten Gegner des Febronius dem er bereits im ersten Jahre nach seinem Hervortreten mit der epistola Justiniani Frobenii (1764) sich entgegen stellte, Amort also doch auch Gallikaner und Febronianer! Amort ein guter Deutscher, ein katholischer Altbayer von ächtem Schrot und Korn und dabei ein Feind der päpstlichen Gewalt — nein, nun wird's zu viel!

Glücklicher Weise behandelt Amort diese Frage in größter

---

1) Augsburger Allg. Zeitung 1872. 19. Juni Nr. 171 Beil.

Ausführlichkeit und mit einer Deutlichkeit die nichts zu wünschen übrig läßt, in jenem Abschnitte seiner Theologia eclectica welcher vom Glauben handelt. Er schickt eine Unterscheidung voraus welche zwar selbstverständlich ist und von der ganzen katholischen Theologie beharrlich zu allen Zeiten festgehalten wurde, welche aber in den letzten Jahren von gewissen Leuten immer verleugnet wurde, um der katholischen Kirche den Vorwurf anzuhängen, sie habe ihren Glauben geändert. Denn das ist althergebrachter Brauch der Feinde der Kirche und des Glaubens, daß sie sich manchmal thöricht stellen, wenn sie es gleich nicht sind, und sich geberden als könnten sie das Vernünftigste und Selbstverständliche nicht begreifen, sobald sie sich daraus Nutzen versprechen. So auch hier. Das begreift jeder ohne viele Worte was Amort sagt[1]), es sei ein Unterschied, wenn man behaupte, die päpstliche Unfehlbarkeit sei gewiß, und wenn man abermals sage, sie sei Glaubensartikel. Und abermals sei es ein Unterschied, ob man sie als ausdrücklich ausgesprochene und definirte Glaubenslehre ausgebe, oder behaupte sie sei in der Offenbarung nur vorläufig enthalten, könne aber von der Kirche, eben weil sie aus der Schrift, der einförmigen Ueberlieferung aller Kirchen und guten Gründen als Lehre der Schrift und der einhelligen Tradition leicht nachzuweisen ist, jeden Augenblick als Glaubensartikel definirt werden. Im ersteren Falle nenne die Theologie einen Satz de fide explicita ac definita, im andern de fide saltem implicita ac *definibili*. So lange ein Satz in die letztere Classe gehört — und das war zu Amort's Zeiten in Bezug auf die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit allerdings noch wohl annehmbar — ist ein Leugner desselben nicht als Häretiker und Sektirer, folglich als losgetrennt vom Leibe der Kirche zu betrachten. Ist aber eine Lehre definirt, so macht deren

---

1) Theologia Eclectica, tract. de fide d. 1. q. 4. not. 2.

Läugnung zum Häretiker und trennt los von dem allgemeinen Bekenntniß und der Gemeinschaft der Gläubigen.

Das vorausgeschickt, und nachdem er, bezeichnend genug für seinen eigenen Standpunkt, das Werk von Orsi über die Lehre von der päpstlichen Infallibilität empfohlen, sagt er: Ich behaupte nun, der römische Papst ist, wenn er *ex cathedra* lehrt, unfehlbar. Das beweist er zuerst aus der Auslegung von 21 Vätern zu der Stelle: „Du bist Petrus" (Matth. 16, 16), dann aus der von 20 Vätern zu Luc. 22, 32: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht vergehe, du aber hinwider bestärke deine Brüder"; zum dritten durch weitere 26 Belege aus Vätern die dasselbe aussprechen, ohne sich auf diese Schriftterte zu beziehen, endlich aus sieben theologischen Gründen. Noch ausführlicher läßt er sich in die Widerlegung der gemachten Einwände wider diese Lehre ein. Unter den theologischen Gründen auf die er sich stützt, ist besonders zu beachten, daß er sagt, der Papst müsse deßhalb unfehlbar seyn, weil er erst den Beschluß eines allgemeinen Concils zur unfehlbaren Glaubensregel mache, ohne seine Unfehlbarkeit also auch die allgemeinen Concilien keine Unfehlbarkeit besitzen würden. Und so entscheidet er auch die andere Frage[1]), ob der Papst in Beurtheilung der sogenannten facta doctrinalia oder dogmatica unfehlbar sei, mit ja. Das heißt also nach Amort's Lehre soviel: Nicht bloß dann ist der Papst unfehlbar, wenn er irgend eine Lehre als Glaubensartikel definirt, oder einen Satz als Verletzung der Offenbarung verdammt, sondern auch dann, wenn er sich über irgend etwas zu einer Entscheidung bewogen findet, was mit dem Glaubensinhalte in einem näheren, wenn auch nicht gerade unmittelbaren Zusammenhange steht oder auf ihn einen unmittelbaren oder auch bloß mittelbaren Einfluß übt. Also auch dann, wenn er z. B. sagt, daß in irgend einem Buche, in dem Systeme eines Lehrers ein Satz

1) ib. d. 1. q. 6.

nicht bloß herausgerissen aus dem Zusammenhange und für sich allein betrachtet irrig sei, sondern auch gerade so und in eben jenem Sinne in welchem er in dem Buche und in dem Sinne und Zusammenhange jenes Systemes gemeint ist, nicht bloß dann wenn er eine Lehre ausspricht, sondern auch wenn er einen Ausdruck, ein Wort, welches auf die Darstellung der Lehre Bezug hat, amtlich anerkennt oder verwirft u. s. f. Bekanntermaßen hat diese letztere Lehre noch mehr Anfechtung gefunden als die erstere, und sogar solche welche dem Papste im Allgemeinen Unfehlbarkeit nicht gerade absprachen, wollten sie doch hier im Besonderen nicht anerkennen, wo sie der Willkür des Einzelnen am ehesten gefährlich wird und den Ausflüchten mit denen man die im Allgemeinen zugestandene Gewalt für sich wieder unschädlich machen könnte, so leicht hemmend in den Weg tritt. Amort's Ultramontanismus hat sich also auch in dieser Frage, die so recht ein Prüfstein der Herzen geworden ist, bewährt und probehaltig gezeigt. Und doch sagt Herr Sepp gepreßten Herzens: „Die Wahrheit welche Amort offen aussprach, darf heute kein Gottesgelehrter mehr vortragen.“ Wirklich? Doch ja, wir erinnern uns eben, daß es zwar die kirchliche Gewalt nicht ist welche verbietet, Amort's Lehre vorzutragen, daß aber andere Gewalten stark Lust tragen, den Gottesgelehrten den Mund zu verkörben. Doch dafür mag Gott sorgen. Das Wort Gottes läßt sich nicht anbinden.

Amort war bei aller theologischen Gelehrsamkeit und seinem eifrigen Bemühen, das Studium der schönen und der exakten Wissenschaften zu pflegen, zugleich auch ein Mann des Gebetes. Und wie er keine Gelegenheit versäumte, wo es galt die kirchliche Sache zu vertheidigen, so hielt er es auch für angemessen, daß der Lehrer der Wissenschaft und des kirchlichen Sinnes zugleich die Frömmigkeit pflege. Deßhalb gab er mitten unter seinen gelehrten Arbeiten und Kämpfen zur eigenen Erfrischung und Anderer Erbauung eine Anleitung zu geistlichen Uebungen heraus (1745).

In dem Devotionale majus für Geistliche finden wir den ganzen Amort wieder. Unter den Sünden deren ein Geistlicher bei einer Generalbeicht sich möglicherweise anzuklagen hat, zählt er auf (p. 38), daß er unsichere Wunder, unsichere Offenbarungen, ungewisse Reliquien und Ablässe ohne bischöfliche Gutheißung verbreitet, nicht approbirte Gebetlein, neue Andachten öffentlich ohne bischöfliche Genehmigung eingeführt habe. Er heißt den Geistlichen sich erforschen (p. 34), ob er sich durch Lesen ketzerischer Bücher, durch gefährlichen Umgang mit Nichtkatholiken in große Glaubensgefahr gestürzt, ob er häretische oder glaubenswidrige Bücher verkauft, empfohlen, geduldet, ob er sonst der Irrlehre Duldung und Begünstigung zukommen habe lassen, ob er dauernd oder gar hartnäckig Zweifel in Glaubenssachen gehegt habe. Hast du nicht, fragt er endlich und berührt damit einen Punkt in dem die spätere liberal sich nennende Zeit fast empfindlich geworden ist, hast du nicht aus bloßer Hartnäckigkeit des Urtheils dich solchen Artikeln widersetzt, die zwar noch nicht definirt sind, von denen aber doch wegen der Uebereinstimmung der Kirchen und der L e h r e r moralisch gewiß ist, daß sie aus der heiligen Schrift und aus der Tradition sich gut nachweisen lassen? Dem neugeweihten Priester räth er (p. 383 sq.), die Beichte in der Regel nicht über acht Tage zu verschieben, täglich wo möglich eine Besuchung des Allerheiligsten vorzunehmen, bei Entscheidung wichtigerer Angelegenheiten dem Rathe seines Beichtvaters zu folgen.

In Einem Stücke stimmen wir Herrn Sepp aufrichtig bei, daß Amort einer Monographie höchst würdig ist. Das was der Illuminat Graf Alexander Savioli Corbelli in der akademischen Rede vom 17. April 1777 und der Aufklärer Baader in seinem „gelehrten Bayern“ (I. 20—29) über ihn bieten, reicht zu einer Würdigung des großen Gelehrten nicht von ferne aus. Der letztere hat übrigens fleißige bibliographische Nachweise über den literarischen Nachlaß Amort's. Gebe Gott, daß sich endlich einmal einer an diese Aufgabe

mache welcher fähig ist wahre Größe zu würdigen, welcher sich wenigstens soweit erschwingt, um zu begreifen, daß es keine Ehre sondern eine Schmähung ist, will man aus einem treuen Sohne der Kirche, aus einem frommen und gelehrten Ordensmanne einen Vorläufer seichter Aufklärung und glaubensloser Frivolität machen!

X.

In Sachen der gefährdeten bayerischen Klöster.

Von einem praktischen bayerischen Schulmanne.

„Culturkampf in Sicht?" — so fragt schon seit manchem Monate sich jeder ebenso aufrichtig seiner Kirche als seiner Dynastie ergebene Katholik Bayerns. Und die schweren Besorgnisse, welche sich für ihn an diese Frage knüpfen, haben jüngste Beruhigungsartikel über die Lage der bayerischen Kloster-Frage nicht im mindesten zerstreut. Ja, es will uns bedünken: die Gefahr für ihre fernere Existenz wie die Einschwärzung des ganzen „Culturkampfes" in die gesegneten Fluren unseres engeren Vaterlandes sei bereits mehr als bloß signalisirt durch die Art, wie auf das landesherrliche Placet jüngst zurückgegriffen wurde. Wenigstens ist diese Thatsache im Zusammenhalte mit der ganzen inneren und äußeren Geschichte des berühmten Kanzelparagraphen 130ª nicht geeignet, uns bayerische Katholiken mit irgend welchem Vertrauen zu unserer gegenwärtigen Staatsleitung zu erfüllen.

Der Eindruck läßt sich hienach leicht errathen, den die jüngste officiöse Kunde hervorbrachte, „daß der Bundesrath

eine Initiative (von wegen des „angeblichen" Widerstrebens Bayerns) zur reichsgesetzlichen Regelung des bayerischen Klosterwesens nicht ergreifen werde, dieselbe vielmehr dem Reichstage vorbehalten bleiben solle."

Wer die Geschichte des „Jesuitengesetzes" bis zu dem Reichsgesetz über die Verbannung renitenter Geistlichen noch in Erinnerung hat, und wer das innerste Wesen der „Regelung" des Klosterwesens in Preußen sich betrachtet: der kann keinen Augenblick im Zweifel seyn, was die „reichsgesetzliche Regelung des bayerischen Klosterwesens" eigentlich zu bedeuten habe. Sie wird abzielen auf Vernichtung aller bayerischen Klöster, für einzelne mit der Galgenfrist eines vorläufigen Bestandes.

Dieß wird durch das gegenwärtige Verhalten der bayerischen liberalen Partei und, sagen wir es offen, der Protestanten in Bayern vornehmlich aus der Schule des Protestanten-Vereins außer allen Zweifel gesetzt.

Haben nämlich die besseren Elemente aus den Reihen der beiden Alliirten sich in diesem Betreffe bisher eine gewisse Reserve auferlegt und die Verpflanzung des ganzen preußischen „Culturkampfes" nach Bayern aus Gründen der specifischen Lage des Landes und seiner überwiegend katholischen und kirchentreuen Bevölkerung für höchst unwahrscheinlich erklärt: so ist das jetzt auf einmal und wie auf erhaltene Ordre ganz anders geworden. Denn was sie noch vor Kurzem für höchst „unwahrscheinlich" erklärten, das ist ihnen nunmehr „sehr wahrscheinlich"; ja, sie sagen in Privatgesprächen wie anderwärts ganz offen: die Klöster in Bayern müssen fallen, und da nicht zu erhoffen steht, daß der schmerzliche Schnitt in's Fleisch der bayerischen Katholiken durch Bayern selbst geschehe, müsse ohne weiters das „Reich" ein Einsehen nehmen und der „Klosterwirthschaft" auch in Bayern ein gründliches Ende bereiten.

Wer sich den Haß der liberalen Sekte gegen alle Aeußer-

ungen katholisch-kirchlichen Lebens einer- und die colossalen Vorurtheile der Protestanten gegen die katholische Kirche andererseits vergegenwärtigt und hinzudenkt, wie beide Geistes-Richtungen aus der „maigesetzlichen“ Prozedur Preußens wider die alte Kirche die ausgiebigste Nahrung finden: der wird das plötzliche Auftreten der beiden Alliirten „im Kampfe gegen Rom“ sich sattsam erklären können und rufen: Herr, verzeihe ihnen, sie wissen nicht was sie thun.

Aber wer gab ihnen die „Ordre?“ Kam sie von den Ufern der Spree oder der Isar? Diese Frage drängt sich dem unbefangenen Beobachter um so mehr auf, je verwunderlicher jedem „Uneingeweihten“ erscheinen muß, daß die bayerische liberale Partei mit ihren Vorbereitungen zur Inscenirung des Kloster-Sturms gerade jetzt an's Tageslicht tritt, da der von ihr mit so unverholener Besorgniß betrachtete Moment der Neuwahlen zum bayerischen Landtage vor der Thüre steht und ihr doch die Regeln der einfachsten politischen Klugheit rathen müßten, mit dem Kloster-Sturm vorerst noch hübsch zurückzuhalten, um wenigstens die vertrauensseligen Katholiken des Landes noch eine Weile bei ihren Illusionen zu erhalten.

Nichts destoweniger sieht man sie tapfer in's Zeug gehen, als gelte es wieder einmal die Rettung des Vaterlandes. Also wer gab die Ordre?

Sei dem jedoch, wie ihm wolle; Eines dürfte außer allem Zweifel stehen: dort, wo man als die höchste politische Weisheit den Satz aufstellte: „Bayern dürfe sich im Bundesrath nicht majorisiren lassen“, und doch vor der Initiative zum Klostersturm zurückschreckt, dort braucht man das Feigenblatt der „öffentlichen Meinung“ und die Ausrede auf ihren unwiderstehlichen Druck. Die Katholiken Bayerns sind ja seit Jahr und Tag wie „herrenloses“ Gut geworden und nichts ist daher dem Liberalismus leichter gemacht, als offenen Landesverrath zu betreiben und ihn — über die Versailler

Verträge hinweg — mit der „Regelung des bayerischen Klosterwesens" zu inauguriren. Andere „Regelungen" kommen dann wie von selbst nach. Oder hat der Liberalismus sich nicht überall als den Todtengräber wie jeder Freiheit, so auch der Dynastien erwiesen?

Lag diese „Begabung" schon von Anfang in ihm, so hat sie sich auf „deutschem" Boden inzwischen gar wundersam gesteigert. Und der bayerische Liberalismus ist kein anderer. Das bezeugt das neueste Verhalten der Partei in ihren „vorbereitenden" Wahlversammlungen zum Landtage, woselbst sie die berechtigten Klagen des Volkes über den Druck der Militärlast und die sociale Lage damit abfertiget, daß das Reich zuvor die Ultramontanen niederwerfen müsse, ehe es an diese und ähnliche Fragen Hand anlegen könne[1]).

---

1) Sehr lehrreich ist, was der „Berliner Börsen-Courier" in einem Leitartikel jüngst „über die bayerischen Liberalen" u. A. sagte: „Seit den großen weltgeschichtlichen Ereignissen, welche die Wiedergeburt des deutschen Reiches zur Folge hatten, haben die Führer der bayerischen Fortschrittspartei in ihrer Gravitation nach Berlin ein zu schleuniges Tempo eingeschlagen, dem das bayerische Volk in seiner Majorität nicht zu folgen vermochte; viele der gemachten Versprechungen wurden gerade durch die Reichspolitik unmöglich erfüllt zu werden ... Das Programm der liberalen Partei macht auch jetzt wieder viele Versprechungen, es ist wieder von Verringerung der Steuern die Rede, die bayerischen Reservatrechte sollen unangetastet bleiben. Vor sechs Jahren während der Wahlcampagne hatten die Liberalen eine Erleichterung der Militärlast in Aussicht gestellt; unzweifelhaft ist durch die Reichsgesetzgebung das Gegentheil eingetreten. ... wir wollen auch den bayerischen Liberalen nicht die Schuld dafür aufwälzen; aber das bayerische Volk hat nun einmal kein Vertrauen mehr zu den liberalen Verheißungen: ‚wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht.'"

Wäre der Liberalismus noch der der früheren Tage, so könnte man wenigstens mit der Aussicht einigen Erfolgs auf seine vielbelobten Grundsätze von Freiheit, Recht und Wahrheit zurückgreifen und ihn fragen: was doch haben die bayerischen Klöster neuestens verbrochen, daß ihr den Sturmlauf von „Reichswegen" wider sie plötzlich organisirt? Haben nicht die verschiedenen Ministerien und Kreisregierungen die Einführung geistlicher Genossenschaften z. B. für die Zwecke der Erziehung des weiblichen Geschlechts, für Krankenpflege auf alle Weise empfohlen und selbst befördert? Haben sie und deren Vollzugsorgane bei unterschiedlichen Anläßen nicht wiederholt öffentliches Zeugniß für die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit dieser geistlichen Institutionen abgelegt? Standen sie nicht von Anfang unter unmittelbarer Staatsaufsicht? Waren die geistlichen Lehrer und Lehrerinen nicht ganz den allgemeinen Normen des Staates über Bildung, Prüfung und Anstellung unterworfen? Fungiren nicht bis heute die verschiedenen Kreisregierungen als Schul-Obercuratel an diesen geistlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten und haben die letzteren sich nicht in Allem und Jedem ohne Widerrede den allgemeinen und sonderheitlichen Schulverordnungen ausnahmslos unterworfen? Sind nicht erst neuestens die höheren Erziehungsinstitute einer wiederholten commissarischen Visitation unterzogen worden, deren Resultate für manche derselben ganze Neubauten waren?

Man sollte nun denken, Institutionen, auf welche der Staat und immer nur der Staat und zwar „der Staat von heute" seine keineswegs zarte Hand im ergiebigsten Maße legt und die er voll und ganz beherrscht, könnten und müßten ja auch zur Zufriedenheit des bayerischen Liberalismus seyn, sintemalen auch dieser ja nur Eine Hoheit kennt, verehrt und anbetet, die Staatshoheit.

Aber was ihm dieselben so widerwärtig macht, das hat jüngst das (jüdische) Berliner „Tagblatt" in einem Artikel

über das Klostergesetz ausgesprochen. Es nennt die Klöster „behagliche Schlupfwinkel unthätiger Gottseligkeit", „die Parasiten der katholischen Bevölkerung", „das Handwerk des Nichtsthuns, die Anwartschaft auf Müssiggang, Auswüchse einer ganz verirrten Weltanschauung" u. s. f. und preist die Vertreibung der Nonnen und Mönche aus dem Reiche „als die größte, wichtigste und segensreichste That des Culturkampfes." —

Das sagt das „liberale Blatt" und das denkt die Partei in einem Momente, da in immer weiteren Kreisen sich die Ueberzeugung Bahn bricht, daß die größten Parasiten am gesunden Leibe desselben Volkes jene Börsenhelden und Gründer sind, welche mit täglich einer halben Stunde Börsenspiel und ähnlicher „Arbeit" tausende von Gulden aus den Taschen des Volkes erschwindeln und ein Wohlleben und Prasserthum gleich dem Manne im Evangelium führen, der sich in Purpur und feine Leinwand hüllte und täglich üppige Tafel gab!

Die demokratische „Frankfurter Zeitung" hat sich, wie in manch anderem, so auch in Betreff der „Klöster" soviel gesunden Sinn, Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe bewahrt, daß sie jüngst die katholischen Klöster, Orden und Congregationen „ein Stück Lösung der socialen Frage" nannte.

Und in der That! Ist es in unseren Tagen ein „sociales Uebel, eine Einbuße am Wohle des Volkes", daß (um zunächst nur von den weiblichen Klöstern zu reden, da diese ja in Bayern die Mehrzahl bilden) Hunderte von Töchtern „aus dem Volke" in eben diesen Klöstern eine ihrem Herzen und Geiste entsprechende würdige Lebensstellung finden, in einer Zeit welche laut statistischen Nachweisungen der häuslichen und ehelichen Versorgung gerade des weiblichen Geschlechtes so überaus ungünstig ist, daß selbst „unsere liberalen Größen" schon mit Dutzenden von Projekten an's Tageslicht traten, um diesem „socialen Uebel" durch Eröffnung

nener weiblichen Ernährungs- und Subsistenzquellen zu begegnen?

Oder ist es vielleicht eine Einbuße am Staatssäckel, an der Steuerkraft des Volkes, an seiner materiellen Wohlfahrt, wenn in den „düstern" Klostermauern alltäglich Dutzende von Hungernden eine warme Suppe und ein freundliches Gesicht wissen und eine milde Hand, welche diesem und jenem Kranken, der zu seiner Wiedergenesung einer kräftigen Kost bedarf, dieselbe reicht? Wo „bei Rehbraten und Champagner Geschäfte gemacht" und bei Zweckessen von des Volkes Wohl und Nothstand gerednert wird: da will's uns bedünken, geht die bittere Noth vorüber und wagt nicht die Schwelle des festlich erleuchteten Saales zu betreten und für den hungernden Magen und den frierenden Leib einen warmen Imbiß und ein Röcklein sich zu erbitten.

Und sind es vielleicht „Parasiten am Leibe des katholischen Volkes, Müssiggänger und Faullenzer", die die Kinder der Armen täglich unter ihre Obhut nehmen, sie von Ungeziefer reinigen und vom Schmutze, und in diesen oft unsagbar verwahrlosten jungen Herzen die menschlichen Gefühle wecken, welche daheim verkümmerten bis zur Thierheit? Ist es die „Anwartschaft auf Müssiggang, das Handwerk des Nichtsthuns", wenn diese weiblichen geistlichen Lehrkräfte in überfüllten Lehrzimmern und bei 250 fl. Jahreslohn dreiviertel des Jahres täglich 6—8 Stunden zubringen, so daß vor der Zeit die Lungen ihren Dienst versagen und Eine nach der andern in der Blüthe der Jahre aus Ueberanstrengung in's Grab sinkt?

Ist es vielleicht ein sociales Unglück, daß der Staat, d. h. das steuerzahlende Volk jährlich tausende von Gulden an diesen weiblichen geistlichen Lehrerinen erspart und die „dienstesuntauglich Gewordenen" nicht zu pensioniren braucht? Ist es vielleicht eine „materielle" Benachtheiligung des Volkes, daß in so mancher größeren und kleineren Stadt des Landes

die dort errichteten geistlichen Erziehungsanstalten mit weiblichen Pensionaten jährlich tausende von Gulden in Umlauf setzen, also daß sie bei Schuster und Schneider, Schmied und Schlosser, Metzger und Bäcker sehr willkommene, gern gesehene und prompt bezahlende Kunden sind?

Ist es ein socialer Nachtheil für das Volk, wenn es in den Spitälern und Krankenanstalten seine Kranken und Siechen, seine mittellosen Greise und Matronen, seine Preßhaften und Unheilbaren in den milden Händen der „Engel der Barmherzigkeit“ weiß, welche wegen ihrer Hingabe und Opferwilligkeit selbst den christenfeindlichen Türken das Höchste an Bewunderung abgewonnen haben? — wenn es angesichts menschenfressender Seuchen und Epidemien mit aller Sicherheit darauf rechnen kann, daß diese Hände selbst mit dem Einsatze des eigenen Lebens an sein selbst von den eigenen Angehörigen geflohenes Siechbett eilen und um Christi willen die verpestete Stubenluft einathmen, müßten sie sich auch — wie bei Blatternepidemien — selbst Tage und Nächte lang bei den Kranken einsperren lassen?

Wo sind denn da die liberalen Helden, welche so salbungsvoll vom Volkswohl zu schwätzen wissen? Wo sind denn da die liberalen Größen, welche dem katholischen Volke die Klöster als „behagliche Schlupfwinkel unthätiger Gottseligkeit“, als ein Leben ohne Arbeit, als faule Frömmelei, als ein Daseyn voll genußreicher Sorglosigkeit hinstellen?

Wahrhaftig, jeden ehrlichen katholischen Bayern überkommt im Angesichte dieses Klostersturmes ein unsagbarer Ekel; denn er eröffnet den Einblick in die ganze Tiefe und Höhe der inneren Entartung des modernen Liberalismus und eines geistigen Verderbens, das ihn gleich einer schleichenden Krankheit erfaßt hat, daß er in demselben Athem, da er vom Wohl des Volkes spricht, mit allen Mitteln der Lüge und Verdrehung, der Intrigue und Verstellung auf die Zerstörung von Anstalten sinnt, welche eben diesem Volke

so unzähliges Gute all' die Tage ihres Bestehens geleistet haben! —

Was aber den Ekel vor der „Partei“ und den Unmuth jedes ehrlichen bayerischen Katholiken über ihre neuesten Absichten womöglich noch steigert, das sind einige weitere Erwägungen, die sich von selbst aufdrängen.

Die Alliirten der bayerischen Liberalen sind, wie oben angedeutet, die Protestanten aus der Schule des „Protestantenvereins.“ Ist es nun schon eine peinliche Thatsache, daß der „Culturkampf“ in Preußen die immense Majorität der preußischen Protestanten auf seiner Seite hat, die katholische Bevölkerung aber die Minorität bildet, also die Minderheit einfach von der Mehrheit unterdrückt wird: so muß die schon seit einem Jahrzehnt fühlbare und täglich schmerzlicher sich gestaltende Stimmung der überwiegend katholischen und der alten Kirche treu ergebenen Bevölkerung des bayerischen Landes bis zum Uebermaß sich steigern, wenn sie sehen muß, wie die protestantische Minderheit, der von Altersher stets ganz besondere Fürsorge zu Theil geworden ist, sich dazu anschickt, der liberalen Partei in deren Appell an's Reich zur „gesetzlichen Regelung des bayerischen Klosterwesens“, also einer specifisch katholischen Angelegenheit die Schleppe zu tragen. Tritt da ein Zusammenhalten dieser „vaterländischen“ Erscheinung mit Expectorationen wie die des Grafen Münster vom „protestantischen Kaiserthum“ und mit Fürst Bismarks letzten Herrenhausreden ähnlichen Inhaltes nicht stets deutlicher und in erschreckender Weise zu Tage, welch' ein Geist unter uns Deutschen bereits umgeht und wie wir mit vollen Segeln hineinsteuern in die blutige Zerrissenheit des gemeinsamen Vaterlandes zur Zeit des dreißigjährigen Krieges? Können das die Menschen, welche bewußt oder unbewußt diesem schrecklichen Ausgange entgegentreiben, und welche bewußt oder unbewußt die Hände in den Schooß legen, da sie dem entgegentreten könnten und

sollten, es vor Gott, der Mit- und Nachwelt jemals verantworten?

Wie empörend für jedes katholische Herz und jeden nur noch einigermaßen rechtlich denkenden Mann ist des weiteren die Thatsache, wie die „Höhlen des Lasters, die Stätten der Prostitution" sich des polizeilichen Schutzes und warmer Fürsprecher unter den Aposteln der „Humanität" erfreuen, während die Stätten stiller Arbeit, des Gebetes und rastloser Thätigkeit in christlicher Erziehung und Unterricht zertrümmert und von ihrer Zertrümmerung hunderte armer Frauen getroffen werden, die im Dienste der Krankenpflege, im kärglich bezahlten Schuldienste siech und krank geworden sind und — o, der „Humanität" des aufgeklärten Jahrhunderts! — nicht einmal in ihrem rechtlich erworbenen Eigenthum absterben dürfen.

Man täusche sich indessen nicht auf katholischer Seite und träume nicht: die Abschlachtung der bayerischen Klöster sei ein Opfer, das eben die „rasende See" nun einmal verlange. Sie ist vielmehr gleichbedeutend mit der Verpflanzung des ganzen „Culturkampfes" nach Bayern, ein weiteres Glied an der Kette der vollen politischen Knechtung des Landes. Der Liberalismus ist ja rachsüchtig wie nicht leicht eine andere doktrinär-politische Sekte, und er hat es dem kirchentreuen katholischen Volke Bayerns doppelt und dreifach auf's Kerbholz geschnitten, daß es ihm bei den letzten Reichstagswahlen und auch sonst schon so unsanft den Strohsack vor die Thüre gestellt hat. Und wer die Energie und Rücksichtslosigkeit der politischen Sekten- und Parteirache kennt, der weiß, daß sie auch im Stande ist das eigene Haus anzuzünden, wenn es dem verhaßten Gegner und Nachbar den Vortheil des Schattens zur Zeit der glühenden Mittagshitze gewährt.

Soll nun die Parteirache im Bunde mit den Protestantenvereinlern allein Berücksichtigung an maßgebender Stelle

finden?* Soll deßhalb ein Kampf der, nach den eigen Worten des preußischen Cultusministers bei Berathung d Klostergesetzes vom 22. Mai, eine Erregung im Lande h vorruft, „die ein Faktor ist der nicht gedeihlich wirken ka für das Ganze", in das gute Bayerland getragen werde Oder ist der alte bayerische Löwe bereits so weit hera gekommen, daß er nur mehr von der — Furcht beherrscht und bei den Vaterlandsverräthern aus der Schule des m dernen Liberalismus um — Schutz und Schonung bett geht in demselben Momente, da die Partei ihm durch E schwärzung des Klostergesetzes die einst so gewaltigen Pra ken noch mehr zuzustutzen sich anschickt? Sollen wir deßha helotisirt seyn von jenen Doktrinären, die von „Reichsfreun lichkeit" überfließen und in demselben Athem als des Reich grimmigste Feinde sich erweisen, da sie den religiösen Feu brand in unsere stillen Wohnungen tragen und den Brud gegen den Bruder, den Nachbar gegen den Nachbar hetz zum grimmigsten alles Hasses, zum confessionellen?

Das sind Fragen wie die an die räthselhafte Sphin aber sie finden ein Echo in hunderttausenden bayerischer k tholischer Herzen, dessen sind wir gewiß; denn was still der Tiefe derselben gedacht wird seit langen Monden, w sie dort fühlen und empfinden, dem haben diese Worte n den entsprechenden Ausdruck gegeben.

Wir stehen im Umlauf der Zeiten wieder vor der alt Geschichte: der Geschichte mit der katholischen „Wagenbur und dem Versuche zum so und so vieltenmale wider sie Sturm laufen, um sie endlich für immer zu brechen. Alle Geister Verneinung haben sich wider sie zusammengethan; alle Schleu der Lüge und des Hasses, der Entstellung und Corruptio der politischen wie staatsmännischen Kurzsichtigkeit, der p testantischen Vorurtheile und des Sektenhasses abgefallen Katholiken sind aufgezogen und die Gewässer der Tiefe u fluthen in brandenden und zischenden Wogen die Feste Gott

In ihr sind geborgen die höchsten idealen Güter der Menschheit, die einzige Grundlage der socialen Wohlfahrt der Völker, die Autorität und der Gehorsam, die Freiheit des Gewissens und die sittliche Würde des Menschen, das ewige Gesetz des Rechtes und der göttlich geoffenbarten Wahrheit.

Wohl hat Er, der göttliche Gründer dieser Wagenburg, seit achtzehnhundert Jahren den Menschen zu aller Zeit die rechten Wege gewiesen, auf denen sie Gutes und Würdiges leisten konnten; er hat die zwei großen Ordnungen, Kirche und Staat, gegründet, daß jede derselben auf ihrem sonderheitlichen Gebiete Herr und Meister seyn sollte zum Wohle der Völker und Nationen und daß beide dort, wo sie im Contakte des Lebens einander berühren und vielfach durchschlingen, im Frieden sich vertragen und im Wege billigen und einsichtsvollen Entgegen- und Uebereinkommens die Grenzscheiden von hüben und drüben feststellen sollten. Und es will uns bedünken, es habe der Herr 1870 der deutschen Nation in ganz absonderlicher Weise zur Seite gestanden, daß sie ihre geschichtliche Mission erfüllen könne inmitten des alternden Europa's und an der Schwelle einer Zeitenwende Allen ein Hort des Rechtes, ein Kämpe der Wahrheit, eine feste Burg für die Schwachen und der rächende Arm gegen jede brutale Gewalt und nackte Willkür zu seyn.

Aber der alte Unverstand hat nicht begriffen oder nicht begreifen wollen, daß das nur auf dem Wege der einfachen Gerechtigkeit wie gegen Alle, so auch gegen die alte Kirche geschehen könne und erreichbar sei. Er hat, wiewohl seit den langen Jahrhunderten so oft auf's Haupt geschlagen, in seinem ungebeugten Trotz und Hochmuth wieder zur alten Methode gegriffen und arbeitet nun mit Hochdruck, nicht an der Zerstörung der alten Wagenburg, wohl aber an der des so mühsam errichteten eigenen Werkes.

Wohl fällt ein zeitlicher Vertheidiger derselben um den

[redacted]

anderen; wohl werden sie zu Bettlern gemacht, eingesperrt, exilirt. Wohl betrachtet der alte Unverstand dieses seiner Hände Werk mit triumphirender Miene, ohne zu gewahren, daß er dabei nur in seinen eigenen Eingeweiden wühlt und der von der Sehne geschnellte Pfeil sich wider den Schützen kehrt.

Und so hat der unsichtbare Vertheidiger seiner Wagenburg, dem man nicht beikommen kann und zu dem hinauf weder Kerker noch Häscher, weder Pfändungen noch Exilirungen reichen, bereits ein Einsehen in das verkehrte Getriebe der Anstürmenden genommen, und ist hervorgetreten aus seiner gleichmüthigen Ruhe und steht als schützender und abwehrender Arm vor seiner Feste. Und ist seine Stunde voll und ganz gekommen, dann ist die Mühe und Arbeit so vieler Tage und Monden in einem Augenblicke verloren. Mag dann der menschliche Unverstand auf den angehäuften Trümmern und Ruinen klagend sitzen und sprechen: „Ich habe gebaut und mir Bauleute erküret, die da waren nach meinem Herzen, daß sie rasch fördern sollten das Werk, das ich kühn entworfen nach meinem Geist; und sie legten weislich Stein auf Stein und der Bau schwoll immer höher an, ein anderer Thurm von Babel, als Mausoleum für die altgewordene Kirche. Da war ein Blitz ausgefahren aus der Höhe und alle Steine des Baues rührten sich in ihrem Lager und zusammenbrach der Bau in sich selber...“

[redacted]

XI.

Zeitläufe.

Die Thronfolge=Frage in Spanien.

Seit 42 Jahren schwebt der Successions=Streit in Spanien unter unablässigen Parteikämpfen. Zum zweitenmale überschwemmt er gegenwärtig das unglückliche Land mit einem langwierigen Bürgerkrieg voll blutiger Gräuel, und dennoch fragt sich bei uns noch mancher hochgebildete Zeitungsleser: was denn eigentlich streng juristisch und staatsrechtlich die Wahrheit sei in Bezug auf das Recht und die Thronfolge=Ordnung in Spanien? Eine sehr gründliche Orientirung über die verwickelte Frage gibt ein neuerlich erschienenes Büchlein, dessen Verfasser zwar entschieden für das Recht König Karl's VII., des sogenannten Prätendenten, einsteht, aber nicht ohne alle möglichen Einwendungen offen darzulegen und kritisch zu beleuchten[1]). Es wird daher Manchen er=

1) „Die Thronfolge=Ordnung in Spanien und das Recht König Karls VII. von Freiherrn B. von Schroetter." Berlin 1875. S. 134, mit genealogischen Tafeln. — Die ersten Exemplare seines Buches erhielt der Herr Verfasser im Gefängniß zu Plötzensee in Berlin, wo er sein Auftreten gegen den Fürsten Bismark in der „Germania" abzubüßen hat. Als preußischer Landrath a. D. benützte nämlich der Freiherr von Schroetter seine Muße, um publicistische Studien in dem genannten Blatte zu veröffentlichen. In

wünscht seyn, nähere Auskunft über den Inhalt der Broschüre und ihre Resultate zu erhalten.

Mit der wesentlich juristischen und staatsrechtlichen Frage haben sich nicht nur in Deutschland sondern auch in anderen Ländern die gesammten Partei-Tendenzen der Zeit vermischt. Und zwar geschah dieß von ihrem ersten Anfang an. Die Vermischung und Trübung des Rechts durch die Politik war damals auch ganz natürlich, da es unzweifelhaft ist, daß die von Ferdinand VII. im Jahre 1832 vorgenommene Aenderung der Thronfolge in Spanien im Interesse der emporstrebenden liberalen Partei lag, ja für dieselbe eine Lebensfrage war. Auch heute steht unläugbar Alles was liberal ist, auf der Seite der Nachkommen dieses Fürsten von der traurigsten Gestalt, während Viele gerade deßhalb, und weil sie in dem Gegner der isabellinischen Usurpation den alleinigen Vertreter der conservativen und katholischen Sache Spaniens erblicken, für den Prinzen Don Carlos schwärmen, ohne die Legitimität seiner Ansprüche genau geprüft und darüber ein juristisches Urtheil sich gebildet zu haben.

Wahr ist indeß nur so viel, daß die isabellinische Dynastie von jeher wie das Geschöpf so auch der Spielball der liberalen Partei war, und daß es ohne Zweifel auch dem europäisch anerkannten König Alfonso niemals gelingen würde sich der Fesseln jener Parteiherrschaft zu entledigen, welche das schöne Land in so unsägliches Elend gestürzt hat. Aber es gibt in Spanien doch auch streng kirchlich gesinnte Männer, welche die Rechtsfrage zu Gunsten Alfonso's beantworten; und wir werden im Folgenden eine hervorragende Stimme aus diesem Kreise vernehmen. Der heilige Stuhl selbst hat sich in die staatsrechtliche Controverse gar

---

der Zeit seiner Verurtheilung ist er — wenn wir nicht irren, mit seiner ganzen Familie — aus dem weiland conservativ-protestantischen Lager zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

nicht eingemischt, und einen Nuntius nach Madrid gesendet, obwohl der Sohn der seinerzeit vom Papste anerkannten Königin-Mutter thatsächlich den spanischen Thron bestiegen hatte, ohne dadurch ein Präjudiz gegen den Herzog von Madrid zu schaffen.

Andererseits ist allerdings auch das gewiß, daß die carlistische Partei durch die Bank der streng conservativen und katholischen Richtung angehört und, wenigstens solange als sie nur eine kämpfende Partei ist und nicht selber auf dem Throne sitzt, angehören muß. Diese innere Nothwendigkeit der Partei ist bedingt durch ihre ganze Geschichte und den Rechtsboden der Legitimität, auf den die Partei gestellt ist. Daß liberale Neigungen mit der Stellung in der Partei unverträglich sind, davon hat der ehemals berühmte Kriegsheld Cabrera an seiner eigenen Person den kläglichen Beweis geliefert. Es ist daher auch ein richtiger Instinkt, welcher den möglichen Sieg der Carlisten als den ersten großen Erfolg der conservativen Sache gegen den modernen Liberalismus in ganz Europa herbeisehnt. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß mit der Thronbesteigung Karls VII. nur ein guter Anfang gemacht wäre, und daß der schwierigere Theil der Aufgabe erst nachfolgen würde. Diese Aufgabe bestünde für die legitime Regierung in Spanien darin, sich gleichmäßig ferne zu halten wie von den Verirrungen des modernen Liberalismus so auch von den absolutistischen Ideen einer vergangenen Zeit. Es müßte gezeigt werden, daß der Legitimismus auch mit dem 19. Jahrhundert zu leben versteht.

Unsere Sympathien sind für den Carlismus, weil wir seine Sache für die gerechte und legitime halten. In dieser Ueberzeugung hat uns die Schrift des Freiherrn v. Schroetter juristisch und staatsrechtlich wesentlich bestärkt, und sie ist durch die Klarheit ihrer Gliederung geeignet, auch solchen Lesern eine wohlbegründete Einsicht in die Rechts-

ausführung beider Parteien zu gewähren, welche sich um die eigentliche Rechtsfrage im spanischen Bürgerkrieg bisher weniger bekümmert haben oder verzeihliche Scheu trugen in die durch den Schmutz des Parteitreibens getrübten Wasser dieser Controverse hinabzusteigen.

In der Literatur ist das zeitweise erloschene Interesse an der spanischen Thronfolge-Frage mit der bewaffneten Schilderhebung des Carlismus vom Jahre 1872 von Neuem erwacht. Der Herr Verfasser bezeichnet namentlich die Arbeit des Grafen del Pinar: „Le droit de Charles VII. au trône d'Espagne demontré au point de vue historique et légal“ als ein mit großer historischer Kenntniß und staatsmännischer Schärfe abgefaßtes Werk. Kurz vorher, und zwar in Frankreich vor zwei Jahren, war eine Vertheidigung der alfonsistischen Ansprüche von einem Herrn von Montolin erschienen. Von liberaler Seite sind mehrere Schriften aus früheren Jahren vorhanden, welche bestimmt waren die Parteitaktik des spanischen Liberalismus mit dem Heiligenschein des legitimen Rechts zu umgeben, namentlich in den Augen der Diplomatie und der fremden Höfe. Dazu zählt vor Allem die Denkschrift, welche Herr Zea-Bermudez, selbst liberaler Minister des Auswärtigen in Spanien zur Zeit des Verraths an der legitimen Sache, im Jahre 1832, sieben Jahre später dem Berliner Hofe überreichte. Auf die Autorität dieser Quellen hin hat im gleichen Jahre 1839 ein sonst wohlrenommirter deutscher Rechtsgelehrter eine Schrift über die „spanische Successionsfrage“ veröffentlicht, die der Freiherr von Schroetter besonders zum Gegenstande seiner Kritik macht, und von der er in der Einleitung seiner Broschüre erklärt: „sie setze den unterrichteten Leser in eine peinliche Verlegenheit, ob er über die Unwissenheit des Verfassers erstaunen oder über seine Unwahrhaftigkeit erschrecken solle.“

Es ist noch nicht lange her, daß ich in einer sehr gelehrten Gesellschaft auf die Frage eines berühmten Parlamentsredners,

was denn eigentlich in der spanischen Thronfolge Rechtens sei, einen noch berühmtern Historiker antworten hörte: das Erbfolgerecht der Weiber oder die sogenannte cognatische Erbfolge sei in Spanien nationale Tradition und ein unvordenkliches Herkommen gewesen. Diese Behauptung gipfelt in der Bezugnahme auf die Sammlung castilianischer Gewohnheitsrechte welche, aus dem Jahre 1260 herrührend und unter dem Namen las Siete Partidas („die sieben Theile") bekannt, auf dem Reichstage zu Alcala im J. 1338 Gesetzeskraft beigelegt erhielt. Auf diese Siete Partidas zieht sich die ganze Coalition der Anti-Carlisten von andern verlorenen Posten immer wieder zurück wie in eine uneinnehmbare Festung. Der oben erwähnte strengkatholische Alfonsist bezeichnet sie als den „unsterblichen Coder"; die Aenderung der Bestimmung derselben bezüglich der Thronfolge unter Philipp V. erklärt er für eine antinationale und revolutionäre That, die sich nur aus den unspanischen Sonderinteressen des neuen Königs von französischem Geblüt und durch den unseligen Einfluß Ludwigs XIV. von Frankreich begreifen lasse.

Hier steht die Controverse auf rein historischem Boden, und es gehört eine sehr genaue Kenntniß der Herrschergeschichte Spaniens in seinen verschiedenen Königreichen dazu, um der auf die Siete Partidas gestützten Einwendung durch die Thatsachen zu begegnen. Das unternimmt der Verfasser, indem er den Beweis führt, daß das Herkommen niemals der cognatischen Thronfolge neben der agnatischen ein Recht eingeräumt und in mehr als siebenhundert Jahren jene Erbfolge immer nur dann Platz gegriffen habe, wenn sie die agnatische nicht beeinträchtigte, d. h. wenn keine männlichen Agnaten mehr vorhanden waren, daß endlich vom J. 1338 bis 1713 nach demselben Herkommen verfahren worden sei wie vor dem genannten Jahre und vor dem Reichstage von Alcala, daß somit der in den Siete Partidas aufgestellte

Grundsatz über die Thronfolge niemals praktisch anerkannt worden sei.

Der angetretene Beweis scheint uns vollständig geführt. Hiebei ist noch zu bemerken, daß die Beweisführung bloß vom Königreich Castilien gilt. Denn in Aragonien hatte die gedachte Gesetz-Sammlung ohnehin keine Geltung und waren die Frauen durch Gesetz von 1275 auch ausdrücklich vom Throne ausgeschlossen. Nur nach vielen Schwierigkeiten wurde 1502 die Tochter Ferdinands und Isabellens, der „Katholischen", in Aragonien als Thronerbin anerkannt, aber nur ausnahmsweise und mit dem ausdrücklichen Eides-Vorbehalt: „nur für dieses Mal allein und ohne daß es als ein Beispiel dienen dürfe."

Während die Liberalen ausgesprengt haben, daß König Philipp V. das Gesetz der Partidas beschworen habe, ergibt die Textkritik des Coder, daß gerade bezüglich der Vorschrift über die Thronfolge die Lesarten wesentlich verschieden sind und nichteinmal deren Wortlaut feststeht. Auch wurde die Sammlung im Reichstags-Beschluß von Alcala selber literaliter nur als subsidiäre Rechtsquelle und zwar ausdrücklich in „Prozessen und Rechtsstreitigkeiten" bezeichnet, so daß der Verfasser ein gewisses Recht zu haben scheint, die Siete Partidas mehr als eine rechtswissenschaftliche Sammlung denn als einen Gesetzcoder zu betrachten. Ueber die Succession-Frage insbesondere bezeugt noch der Geschichtschreiber Mariana zur Zeit Philipps II., daß „es über diesen Gegenstand in der Theorie nur die sich widersprechenden Meinungen der Rechtsgelehrten gebe, und in der Praxis nur die Spitzen der Lanzen."

Immerhin schwebt aber über den hier in Frage kommenden Titel der Partidas ein gewisses Dunkel, und dieses Dunkel hat der liberalen Publicistik trefflich gedient, um sich darin zu verstecken. Nur daß um sich in das Dämmerlicht

… fernen Vorzeit zurückziehen zu können, noch Ein schweres Hinderniß weggeräumt werden mußte, nämlich das einzige …liche Gesetz über die Thronfolge in den vereinigten Königreichen Spaniens. Es ist dieß das sogenannte Auto-Accordado Philipp's V. vom 10. Mai 1713, wodurch das salische Gesetz, jedoch ohne völligen Ausschluß der weiblichen Erbfolge, in Spanien eingeführt wurde.

Unmittelbar nach der Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges mußte es dem Repräsentanten der neuen Dynastie anliegen, ähnlichen Verwicklungen für die Zukunft vorzubeugen, und so kam das pragmatische Gesetz vom J. 1713 zu Stande. Dasselbe war in legaler Form erlassen, von der …ien angenommen und von den auswärtigen Mächten anerkannt; bis zum Jahre 1789, wo ein erster Versuch zur Aufhebung des Gesetzes gemacht wurde, hat Niemand an seiner Rechtsverbindlichkeit gezweifelt. Um das Auto-Accordado dreht sich der zweitwichtigste Punkt der Beweisführung.

Die Liberalen wenden, um auf die angebliche Thronfolge-Ordnung der Siete Partidas zurückzukommen, ein, daß das Auto-Accordado nicht auf verfassungsmäßige Weise errichtet worden sei, und diese Behauptung stützen sie hauptsächlich auf das Vorgeben, daß die Vertreter der Städte in den Cortes nicht besonders zu dem Zwecke einberufen worden und also auch nicht hiefür bevollmächtigt gewesen seien. Aber in vollen hundertzwanzig Jahren hat Niemand von diesem Mangel des Gesetzes gewußt, keine spanische Geschichtsquelle thut davon Erwähnung, und als im J. 1833 unter der Regentschaft der Königin Christine die völlig neue Behauptung authentisch bewiesen werden sollte, da waren — nichts ist bezeichnender für das liberale Staatsrecht in Spanien — die Akten welche auf das pragmatische Gesetz vom 10. Mai 1713 Bezug hatten, aus den königlichen Archiven zu Madrid verschwunden. Hätten sie für die Usurpation der Liberalen

günstig gelautet, so wären diese Akten in jeder Biblioth
gedruckt zu haben.

Die Hauptbestimmung des Gesetzes schreibt vor, daß di
von Philipp V. abstammenden Prinzen in gerader wie i
der Seitenlinie vor den Prinzessinen zum Throne berufe
werden sollten und die letzteren erst nach dem Aussterbe
der ganzen männlichen Descendenz die Krone erben könnten
Der mehrerwähnte katholisch-conservative Alfonsist, Herr von
Villarroya[1]) läßt das Gesetz noch die weitere Bestimmung
treffen: „jedoch stets unter Bedingung daß der Fürst in
Spanien geboren und erzogen sei.“ In Gemäßheit seiner
Angabe bemerkt Hr. von Villarroya: wenn auch Don Carlos,
der Bruder des Königs Ferdinand, und der Graf Monte-
molin, sein Sohn, „auf dieses zwar unspanische, aber immer-
hin durch ein einstimmiges Votum der National-Vertretung
angenommene Gesetz sich berufen konnten“, so komme es doch
dem jüngern Don Carlos nicht zu Gute, denn derselbe sei
in Spanien weder geboren noch erzogen.

Es zeugt von der grenzenlosen Verwirrung welche die
Successionsfrage in den Köpfen auch wohlmeinender Spanier
angerichtet hat, wenn selbst Männer wie Villarroya öffent-
lich solche Behauptungen aufstellen können. Denn in Wahr-
heit enthält das pragmatische Gesetz von 1713 kein Wor
von der angeführten Bedingung. Es bestimmt vielmehr am
Schlusse, daß wenn der ganze männliche und weibliche Stamm
des Königs aussterben sollte, das Haus Savoyen in Spanien
zur Erbfolge zu gelangen habe.

Indeß hat selbst König Ferdinand, als er im J. 183

1) M. de Villarroya, auch Mitglied der Cortes, war bei de
großen Katholiken-Congreß zu Mecheln als Vertreter Spanien
anwesend. Seine Auseinandersetzung über die „dynastische Fra
in Spanien“ findet sich in der Brüsseler Revue générale. D
1874. S. 606 ff.

die sogenannte pragmatische Sanktion vom 29. März erließ, keineswegs behauptet, daß das Grundgesetz von 1713 in sich ungültig und nichtig sei; sondern er hat bekannt gemacht, daß sein Vater König Karl IV. im J. 1789 ein pragmatisches Gesetz errichtet, damals aber nicht publicirt habe, wodurch das Auto-Accordado Philipps V. aufgehoben und die cognatische Thronfolge in der Art festgesetzt sei, daß die Töchter aus der geraden Linie den Agnaten aus den Seitenlinien vorgehen sollten. Dieses seit 41 Jahren zurückgelegte und verheimlichte Gesetz wollte Ferdinand nunmehr nachträglich publicirt und zur pragmatischen Sanktion erhoben haben.

Mit dieser That des Königs erhielten die Liberalen in Spanien das Heft in die Hände; herrschsüchtige und gierige Umtriebe unsittlicher Weiber, welche die spanischen Kronenträger in jener unseligen Zeit willenlos unter ihrem Einflusse hielten, halfen der Partei auf den Thron. Aber die liberalen Publicisten Spaniens stützen sich doch lieber auf das vermeintliche Partidas-Gesetz und auf die angebliche Ungültigkeit des Auto-Accordado als auf die Daten von 1789 und 1830. Denn von allem Andern abgesehen und insbesondere von der Beleidigung aller constitutionellen Idee, welche sich an diese Daten knüpft, ist es doch ein anerkannter staatsrechtlicher Grundsatz, daß zu jeder Aenderung der Thronfolge-Ordnung die Zustimmung der Successionsberechtigten, hier also der damals lebenden Agnaten erforderlich ist. Dem Gesetz von 1713 stand dieses Bedenken nicht entgegen, denn Philipp V. hatte überhaupt keine Agnaten, wohl aber den Manövern von 1789 und 1830.

Der Verfasser beschreibt die wunderbare Geschichte des Gesetz-Versuches von 1789 sehr genau. Hier ist nicht der Ort näher darauf einzugehen. Genug, daß das von den Cortes angenommene, oder vielmehr denselben eingeschwärzte Gesetz vom Könige selbst bei Seite gelegt, nicht publicirt und

nicht vollzogen wurde. Gerade hier war es allerdings der Fall, daß die Cortes nicht zu dem Zwecke einberufen und also ohne Specialvollmachten waren. Ja, die Deputirten mußten nachher sogar eidlich versprechen von der Verhandlung zu schweigen; die Nation blieb in Unwissenheit darüber, bis Königin Christine im Jahre 1830 die Papiere aus einem geheimen Fache des Staatsarchivs hervorziehen ließ. Der König hat das Gesetz nicht nur nicht publicirt, sondern als 1805 eine neue Rechtssammlung unter königlicher Autorität veranstaltet wurde, da fand sich in dieser „novisima recopilacion“ — das Gesetz Philipps V. von 1713 aufgenommen und von Neuem publicirt.

Abermals liegen die Gründe des Zurückweichens von dem mit so viel List und Energie unternommenen, und bis dahin auch gelungenen Versuch von 1789 im Dunkeln. Man kann nur vermuthen, daß die bereits losgebrochenen Stürme der französischen Revolution selbst auf die weiblichen Leidenschaften in der königlichen Camarilla ihre abschreckende Wirkung nicht verfehlt haben dürften. Auch blieb die Diplomatie kein müßiger Zuschauer, denn die Verträge von Utrecht waren auf Grund der Regelung der spanischen Thronfolge durch das Accordado von 1713 geschlossen worden und sie waren die Grundlage der damaligen europäischen Ordnung. In der That hat der spanische Minister dem französischen Gesandten auf seine Anfrage den ganzen Vorgang von 1789 aus dem Gesichte weggeläugnet.

Als König Ferdinand auf den Versuch seines Vaters zurückgriff, hatte die Revolution schon jede Scham und Scheu verloren und der König war auch ganz die Person, deren sie für ihre Zwecke bedurfte. Maßlos feig und verlogen, gehorchte er jedesmal denjenigen die ihn einzuschüchtern verstanden. Daraus erklärt sich die schmachvolle Geschichte des Widerrufs der pragmatischen Sanktion vom 29. März 1830 und dann, kaum drittthalb Monate später, ihre Wieder-

herstellung durch Widerruf des Widerrufs, Alles ohne Zuziehung der Cortes, vor deren Berufung man berechtigte Scheu trug.

Die Sanktion vom 29. März hatte befohlen, daß der buchstäbliche Inhalt des Gesetzes 2 Titel 15 Partidas 2 „auf ewige Zeiten zu befolgen" sei. Am 18. September 1832 unterzeichnete der König ein vorerst geheim zu haltendes Dekret, wodurch dieses angebliche Partidas-Gesetz aufgehoben wurde, sowie „alle Clauseln irgendeiner Art, die im Testamente des Königs als diesem Beschlusse zuwiderlaufend sich vorfinden könnten." Durch Dekret vom 31. Dez. 1832 wurde die eben aufgehobene pragmatische Sanktion von Neuem proklamirt.

Im September 1832 war der König gichtkrank darnieder gelegen, er redete sich daher in seiner Proklamation vom letzten Dezember damit aus: das Dekret vom 18. September sei erschlichen, „da in den Augenblicken des Todeskampfes sein königlicher Geist überlistet worden sei." „In den letzten Zügen liegend, sei sein Geist mit falschen Schrecknissen bestürmt worden." „Unredliche oder selbst hintergangene Menschen" — so fährt dieser König vor aller Welt zu sprechen fort — „umgaben mein Bett, mißbrauchten meine und meiner theuern Gemahlin Liebe zu den Spaniern und vermehrten meine Schmerzen, indem sie mich versicherten, daß das ganze Königreich sich der pragmatischen Sanktion widersetze und Ströme Bluts nebst allgemeiner Auflösung die nothwendige Folge von deren Aufrechthaltung seyn würden. Diese abscheuliche Erklärung verwirrte meinen ermüdeten Geist und nahm mir vollends den letzten Rest von Einsicht!"

Der wahre Hergang besteht darin, daß die königlichen Weiber sich inzwischen völlig den Revolutionären in die Arme geworfen und den Lügen und Verläumdungen der Liberalen den Zugang zu dem König eröffnet hatten. Am 1. Oktober waren die Minister entlassen worden, am 6.

Oktober wurde die Königin zur Stellvertretung ihres kranken Gemahls berufen; alle öffentlichen Aemter wurden mit andern Personen besetzt, und nun waren allerdings die zum offenen Aufruhr bereiten Liberalen mehr zu fürchten als die europäische Diplomatie, welche über die Sanktion von 1830 insgesammt in Allarm gerathen war. Vier Tage nachdem Ferdinand durch die Proklamation vom 31. Dezember sich vor aller Welt prostituirt hatte, übernahm er wieder die Regierung und ein halb Jahr später getraute man sich die Wirkungen der liberalen Corruption zu versuchen und die Cortes in hinreichender Zahl zusammenzubringen, um sie der ältesten Tochter des Königs, einem dritthalbjährigen Kinde, huldigen zu lassen.

Noch in demselben Jahre starb Ferdinand, und von Stund an begann sich die Prophezeiung der von ihm öffentlich und lügenhaft gebrandmarkten Minister zu erfüllen: daß „Ströme Bluts nebst allgemeiner Auflösung die nothwendige Folge“ seiner That vom 29. März 1830 seyn würden. Zur Stunde noch ist das Maß nicht voll. Wie immer aber schließlich die Würfel fallen mögen, das Recht und die Ehre Spaniens hängt an dem Sieg oder der Niederlage des Herzogs von Madrid.

XII.

Jugenderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Aufgezeichnet nach seinen mündlichen Erzählungen und nach Briefen.

Drittes Capitel: Vom Abgang nach Wien bis zur Heimkehr aus Vohenstrauß, 1812—1814.

1. In Wien 1812—1813.

Im September 1812 traten wir beiden Brüder eine Studienreise an nach Wien, ich im Genuß eines königlichen Stipendiums von 300 fl., das natürlich nicht ausreichte, Sebastian ganz auf elterliche Kosten. Von Regensburg fuhren wir die Donau hinab in einem der damals üblichen großen, mit Cajüten versehenen Ruderschiffe und es mag die heut vom Dampf Entführten interessiren, daß wir nach des ersten Tages Fahrt um zwei Uhr Nachts, zum Glück bei schönem Mondschein, in Deggendorf, den zweiten Tag in Passau, den dritten im österreichischen Aschach, den vierten in Mauthausen unterhalb Linz, den fünften in Stein Und Krems, den sechsten, sage sechsten Tag in Wien ankamen, daß unsere Päße fünfmal, nämlich in Passau, Engelhardszell, Aschach, Linz und Wien vidimirt wurden, das Gepäck an letzteren drei Orten visitirt, also wahrlich der Plackereien genug! Dazu stellten nach zwei schönen Fahrttagen sich für die übrigen vier auch Wind, Regen, Schnee und Hagel ein; wir froren wie die Hunde und noch durften wir von Glück sagen, daß es kein Windfeiern gab, weil eine

halbe Stunde vor dem Strudel und Wirbel der Wind sich legte. Verdarb uns das Wetter den Anblick der schönen Gegenden, so gefiel uns, besonders Sebastian, um so besser das Gespräch mit einem schönen und geistreichen 22jährigen Fräulein, einer Gräfin Dublois aus Mons in Belgien, welche mit Verwandten sich nach Wien begab. Stundenlang ruderten wir unverdrossen mit ihr und einer Landsmännin. Da wir auf Literatur zu sprechen kamen, merkten wir aus ihren Reden, daß sie noch kein Theater gesehen; verwundert fragten wir und sie bestätigte: ihr Beichtvater gestatte ihr den Besuch des Theaters nicht. Die damals schon große Verderbtheit der französischen Bühne mochte das Verbot genügend rechtfertigen; vielleicht aber spielte auch jansenistische Strenge mit hinein. — Einem drohenden Unfall entrannen wir glücklich. Als in Mauthausen wegen Kälte und Nässe alle Passagiere möglichst schnell vom Schiff in's Gasthaus wollten, drängten sie sich ungeduldig auf dem Gerüst zusammen, von welchem aus die zwei Ruder am vorderen Theil des Schiffes geführt wurden. Ich stund mit ein paar Personen unterhalb dieses Raumes, Sebastian aber, sehend daß wir doch so bald nicht hinauskommen würden, rief uns ab — da plötzlich barst das Gerüst und Alles lag unter- und übereinander. Vor Allem sahen wir uns um nach einer auf dem Schiff befindlichen hoffenden Frau; sieh, weder diese noch irgend Jemand hatte Schaden genommen und der Schrecken löste sich bald in allgemeine Heiterkeit; uns aber, die wir unter dem Gerüst gestanden, wäre dasselbe, wenn nicht Sebastian uns abberufen hätte, auf den Kopf gefallen, ohne Zweifel mit schlimmeren Folgen als für die Einbrechenden.

In Wien fanden wir für den ersten Augenblick freundliche Unterkunft bei Verwandten; weil aber die Wohnung so weit vom Spitale lag „wie Schwarzhofen von Neunburg", so mietheten wir nach einigen Kreuz- und Querzügen, gleich den meisten Medizinern, in der Alservorstadt ein. Für ein Zimmerchen von 13 Schuh im Geviert mit zwei Betten

zahlten wir monatlich 12 fl., ein sehr hoher Preis im Vergleich mit den uns geläufigen. Noch kurz vorher konnte man in Wien fünfmal so wohlfeil leben, wenn man baares Geld hatte; nun aber änderte sich der Curs stets zu unseren Ungunsten: „Was hör' ich soeben? Mich trifft der Schlag!" meint Sebastian bei solcher Gelegenheit, berichtet aber ganz naiv ein andermal, es sei eine Wohlfeilheits-Commission niedergesetzt, im nächsten Monat solle Alles billiger werden.

Im fleißigen Besuche der ärztlichen Anstalten pflegten wir bis 1 Uhr nach Mittag nüchtern zu bleiben, theils um der Abhärtung willen, theils aus Sparsamkeit, wie denn überhaupt die große Theurung und der Wunsch, unsere Geldmittel so viel möglich der geistigen Ausbildung zuzuwenden, uns mit Frost und Hunger mehr als einmal Bekanntschaft erneuern ließen. In den wenigen erhaltenen Briefen in's Elternhaus, die wir gemeinschaftlich, Einer dem Anderen die Feder aus der Hand nehmend, schrieben, findet sich getreue Meldung über unseren Geldverbrauch und unsere Schulden. „Wie befinden Sie sich, theuerste Aeltern", heißt es am 14. Oktober, „und wie Ihr euch, geliebteste Schwestern? Wir hoffen, wohl. Wir haben schon unzähligemal nach Hause gedacht, und uns mit wehmüthiger Sehnsucht aller der theueren Personen erinnert, die wir dort verlassen haben, um so mehr, da es uns hier noch nicht so wohl geworden ist, als wir es zu Hause bei Ihnen hatten. Wien ist gegenwärtig das gelobte Land nicht für Ausländer; kein Wunder daher, wenn uns das Heimweh nach dem lieben, von uns verlassenen Vaterlande anwandelt; so sehr es uns auch noch vor einem Monat am Herzen lag, dieß zu verlassen und ausländische Kunst und Sitten kennen zu lernen." Freilich, ein anderer Mediziner, der sich zu gleichen Zwecken wie wir in Wien aufhält, verzehrt, so berichten wir, ohne einen Pfennig Unterstützung von Haus zu erhalten, doch mehr als wir Beide zusammen. Wie das? Er hat ein goldenes Liebchen und das Liebchen eine goldene Mutter, die ihn seit Jahren unterstützt. „Sollen wir uns

auch um ein so goldenes Liebchen umsehen?" Zugleich aber erkundigten wir uns fleißig nach den in der Heimath von uns behandelten Kranken; auch frägt Sebastian neugierig: „Was geht für ein Ruf von uns?"

Wir besuchten die innere Klinik von Valentin Hildebrand, der als erfahrener, ruhiger und gediegener Arzt uns einen trefflichen Eindruck machte. An Kern durch den von ihm hochverehrten Röschlaub empfohlen, hatten wir uns der Bevorzugung zu erfreuen, daß er in der chirurgischen Klinik uns an seine Seite zu rufen pflegte, wenn er operirte, insbesondere beim Steinschnitt, welcher in Wien häufig vorkömmt. Außerdem fanden wir uns nebst anderen fremden Aerzten bei Gölis' höchst lehrreichen Ordinationen an Kindern ein, besuchten Rust's und Eisele's Kranken-Abtheilungen, sowie Klinik und Vorträge des Augenarztes Beer, bei dessen Assistenten Friedrich Jäger wir zudem einen Privatkurs über Augenkrankheiten und -Operationen nahmen, und übten uns daneben sehr fleißig im Operiren an Leichen des Militär-Spitals.

Rust, der vormals Professor in Krakau gewesen, besaß geniale Anlagen; namentlich hatte er für die Diagnose der Geschwüre charakteristische Zeichen gefunden. Dennoch verfuhr er in seinen chirurgischen Operationen zuweilen unbesonnen, ja sinnlos. So war ich Zeuge, als er einem Mann, an welchem der obere Theil des Oberarmknochens und das Schultergelenk ganz in eine Speckgeschwulst entartet waren — von Heilung konnte nicht die Rede seyn, es galt nur das Leben zu fristen — mit einem Schnitte mitten durch die Speckgeschwulst, also deren Hälfte zurücklassend, den Arm aus dem Gelenke nahm. Wir gegenwärtigen fremden Aerzte sahen kopfschüttelnd uns an. Den nächsten Tag war der Mann eine Leiche. — Später kam Rust als Vorstand des Medizinalwesens nach Berlin, wo er mit seiner urwüchsigen Grobheit Furore machte. Als er in den Zwanzigerjahren des Jahrhunderts gegen die nahende Cholera die Grenzabsperrung

organisirt hatte, die nach Verschlingung vieler Millionen sich gänzlich nutzlos erwies, ward die Abbildung eines Spatzen verbreitet mit der Unterschrift: „Passer Rust.“ (Abkürzung für rusticus, bäurisch) „der gemeine Landsperrling.“ — Folgendes Anekdötchen über ihn hat Tieck in Abendgesellschaft bei mir in München zum Besten gegeben. Als der Dichter einmal seine Vaterstadt Berlin besuchte und viel gefeiert wurde, erhielt er von Rust, mit dem er noch nicht bekannt gewesen, eine Einladung. Während der Mahlzeit ergriff der Hausherr das Glas und sprach: „Oranien hoch!“ Niemand begriff den geheimnißvollen Toast. Es hatte aber Rust's Gemahlin, eine polnische Dame, die sich mit Literatur beschäftigte und die Veranlasserin der Einladung gewesen war, den Dichter mit Tiedge, dem Verfasser der „Urania“ verwechselt und Rust kam es auf eine Verwandlung der Urania in Oranien auch nicht mehr an. Wenn nicht etwa Tieck das Geschichtchen erfunden hat, jedenfalls erzählte er es mit besonderem Humor, weil er über Tiedge und sein unpoetisch trockenes, kantisch-moralisches Verswerk sich lustig zu machen pflegte.

Malfatti, seinerzeit der vornehmste praktische Arzt in Wien — er selbst hat mir nachmals erzählt, daß er im Congreßjahr die bis dahin im deutschen Ärzteleben unerhörte Summe von 100,000 fl. eingenommen habe — erwies sich uns freundlich und bewahrte mir sein Wohlwollen. Als er einige Jahre darauf nach München kam, wo ich im Anfang meiner Praxis stund, wurde ich unverhofft in der Nacht zu einem kranken Kind der Gräfin Montgelas, Gattin des mächtigen Ministers, gerufen und vernahm, es sei geschehen, weil Malfatti geäußert hatte, ich werde noch ein berühmter Arzt werden. —

Malfatti hat mir bei jenem Besuch um das Jahr 1817 erzählt, wie er seine Frau, eine polnische Gräfin, die er von einer langwährenden Lahmheit nicht zu heilen vermocht, zu dem bekannten Bauern Michel bei Würzburg gebracht habe, dem Manne welcher dem Fürsten Hohenlohe Vorbild und

Aneiferung zu dessen Gebetsheilungen gewesen. Vom Hause, wo die Kranke Wohnung genommen, ward sie die Treppe hinabgetragen, bei ihrer Rückkehr aber vom Bauern stieg sie dieselbe zu Fuß hinauf; sie war und blieb genesen. Ebenso sprach Malfatti seine Ueberzeugung aus, daß es mit der Heilung der gelähmten Prinzessin Schwarzenberg durch Fürst Hohenlohe seine volle Richtigkeit habe. Malfatti hatte die Prinzessin von Kindheit an behandelt; dann war sie nach Würzburg in Heine's orthopädische Anstalt gebracht; daß aber Maschinen ihre plötzlich erfolgte Herstellung bewirkt haben könnten, wie man hat deuteln und erklären wollen, das galt dem Arzte Malfatti für unmöglich, ja lächerlich. Noch den Tag bevor Hohenlohe sie heilte, hatten sich die bisher angewendeten Maschinen völlig erfolglos gezeigt; Heine, dem sonst vielfache Verdienste nicht abzusprechen waren, befand sich daher völlig im Unrecht zu klagen, als sei ihm der Ruhm einer schönen Kur ungerechterweise geraubt worden. Wie sich Malfatti die Sache zurechtgelegt, ob als natürliche oder übernatürliche, darüber sprach er mir gegenüber sich nicht aus.

Der hochberühmte Peter Frank, aus den Ostseeprovinzen nach Wien übergesiedelt, wo er schon früher gelebt hatte, genoß damals der Ruhe mit russischer Pension; an ihn wies mich ein Empfehlungsschreiben von Röschlaub, über dessen „Pathogenie" Frank sich öffentlich geäußert hat, solch eines Buches Verfasser wünschte er zu seyn, er habe die ganze Nacht hindurch nicht aufhören können darin fortzulesen bis an's Ende.

Mit einigen Genossen des Augenoperations-Curses wurden wir von Friedrich Jäger zu seines Lehrers Beer altem berühmten Lehrer Barth, einem gebornen Malteser in dessen ansehnliche Wohnung in der Nähe des Belvedere geführt. Wir fanden den stattlichen Greis, der sein Haus nicht mehr verließ, in seinem gewöhnlichen Anzug oder Nichtanzug, d. i. in Hemdärmeln und einer Art von kurzem weißen

Weiberrock anstatt der Beinkleider; hierüber erzählten die Wiener: ehedem hatte Barth als schöner und stattlichgewachsener Mann sehr oft die Aufmerksamkeit der Hofdamen erregt, wenn er wohlgekleidet, in knappanliegender lederner Reithose an der Burg vorbeigeritten sei, und eine mißvergnügte Aeußerung hierüber seitens der Kaiserin Maria Theresia habe ihn geärgert und vermocht sich also zurückzuziehen. In der Praxis, namentlich durch Augenheilkunde, hatte er sich großes Vermögen erworben, Kunstschätze gesammelt und lebte nun behaglich in eigenem Haus und Garten. Freundlich unterhielt er sich mit uns jungen Collegen, zeigte uns seine köstliche Gemmensammlung und erzählte mancherlei Denkwürdiges. Er ist es, der den berühmten Ilioneus besaß, den man für die einzige Original-Figur aus der Niobidengruppe hält; derselbe stammte aus Kaiser Rudolf's II. prächtigen Kunstsammlungen zu Prag, welche unter der in mehrfacher Beziehung vandalischen Regierung Joseph's II. versteigert, ja theilweis — so erzählte Barth — aus den Fenstern auf die Gasse geworfen wurden. So fand denn in der böhmischen Hauptstadt der kunstsinnige Doktor jenes Juwel einer Statue am Eingang einer Kegelbahn als Huthalter für die Schiebenden und erwarb sie für ein paar Thaler. Vom Kronprinzen Ludwig von Bayern verlangte er dafür sechstausend Dukaten, ausdrücklich in Gold, und erhielt sie; in Wahrheit ist das Kunstwerk unbezahlbar und eine der kostbarsten Zierden der Münchner Glyptothek. — Als Barth einst durch einen berühmten Arzt, aber nicht Oculisten, zur Consultation gerufen wurde, fand er an dem betreffenden Patienten das kranke Auge sammt Umgebung unter einem großen Kataplasma begraben; „Herr Collega", meinte Barth, „wenn das Leide hier säße" — auf eine nur durch die Blume zu bezeichnende Stelle des Körpers deutend — „dann ließe ich mir das Kataplasma gefallen, auf dem Aug' aber nicht."

Dr. Ketterling in Regensburg (Elsäßer und ehe-

maliger Arzt der Condé'schen Armee) hatte uns an Fürst Metternich's Mutter einen Brief mitgegeben; sie empfing uns auf das höflichste und stellte uns dem Minister und seiner Familie vor, jedoch erlaubten uns Bescheidenheit und Zeitmangel bei großer Entfernung nicht, den Besuch zu wiederholen, umsomehr als des Fürsten Art uns wenig angesprochen hatte. „Was? Solch eine Gelegenheit nicht auszunützen!" rief, pfiffiger als wir, ein junger Medıziner, dem wir zufällig davon sprachen. Erst 24 Jahre später ward mir in München auf des Fürsten Veranlassung nochmal eine Unterredung mit ihm.

Empfehlungsbriefe von Röschlaub und Ast führten uns zu Friedrich Schlegel, wo wir öfter zum Thee geladen wurden. Seinen Stiefsohn Philipp Veit trafen wir im Begriff nach Berlin zu gehen, um als Freiwilliger gegen Napoleon zu dienen. — Sehr gemüthvolle Abende dankten wir dem in Wien anwesenden Clemens Brentano durch Einführung bei Adam Müller, der gleich seiner Frau uns mit großer Herzlichkeit behandelte. Die staatswirthschaftlichen Grundsätze, die ich bei diesem bedeutenden Mann eingesogen, halfen im Verein mit dem was schon Freund Baierhammer mich gelehrt, mein späteres dießbezügliches Auftreten in der bayerischen Kammer bestimmen.

Lernte ich bei Schlegel den berühmten Pater Clemens Hoffbauer, den Begründer der Redemptoristen in Deutschland kennen, so fand ich bei Müller oft den Maler Klinkowström, der zu jenem heiligmäßigen Priester in einer merkwürdigen Beziehung stund: Schwede von Abkunft, Norddeutscher von Geburt, sollte Klinkowström in seiner Jugend die Fremde besuchen, um sich in der Kunst auszubilden. In Hamburg brachten ihn einst junge Leute in ein schlimmer als zweideutiges Tanzlokal, da gewahrte er plötzlich in fremdartiger, etwa orientalischer Tracht einen ehrwürdig aussehenden Mann, der den Raum durchschreitend ihm mit Blick und Geberde warnende Zeichen gab; ergriffen und bestürzt ent-

wich der Jüngling dem gefährlichen Platz, skizzirte aber, in seine Wohnung zurückgekehrt, sogleich aus dem Gedächtniß das gesehene Bild. Hierauf nach Paris und von da nach Wien gekommen, trat er eines Tages, weil in der französischen Hauptstadt eben damals die große Revolution allen Gottesdienst aufgehoben und der Nordländer darum noch selten eine katholische Feierlichkeit gesehen hatte, Neugier halber in die Dominikanerkirche, um daselbst der Vesper beizuwohnen. Wie staunte er, als der fungirende Priester in den ritualen Gewändern heraustrat und er Gestalt, Züge, Ausdruck und Tracht jener geheimnißvollen Erscheinung wieder fand! Es war Pater Clemens Hoffbauer, der aber niemals Hamburgs Boden betreten hatte. Jene Farbenskizze war noch vorhanden und gab Zeugniß für die Echtheit der Erinnerung. Ohne Zweifel hat dieß Erlebniß einen ersten Grund gelegt zu K.'s, jedoch erst nach Jahren, unter eigenthümlichen Umständen erfolgtem Uebertritt. Zugleich mit ihm empfand nämlich seine Gemahlin den Zug zur katholischen Kirche; im Stillen ließ Jedes sich unterrichten, nicht ohne Sorge, was der andere Ehetheil dazu sagen werde, endlich bewogen sie Treue und Zärtlichkeit, vor dem enscheidenden Schritt einander Kunde zu geben, und mit Wonne vernahmen sie gegenseitig ihre gänzliche Uebereinstimmung.

Bezeichnend ist es, daß der poetisch gestimmte Brentano trotz seines Unglaubens sich in jenem katholischwarmen Kreis behagte[1]), dagegen sich höchlich mißfiel in der Berührung mit der nüchtern trockenen Unausstehlichkeit der josephinischen Unglaubensphilister. Diese letzteren lebten in solcher Selbstsicherheit der Anschauungen, daß sie eines Schlegel, eines Müller Uebertritt zum Katholicismus, anders denn aus äußeren Gründen, ganz undenkbar fanden. Mir dagegen

1) Ob Klinkowström damals schon katholisch war, ist mir nicht erinnerlich. (Nach Rosenthal, Convertitenbilder 2. Aufl. I. 254, convertirte Klinkowström im Spätjahr 1813, also in der Zeit, die Brentano in Wien verbrachte. — A. d. R.)

ließen Wort und Wesen dieser Männer nicht den geringsten Zweifel darüber, daß sie aus innerster Ueberzeugung jenen Schritt gethan. Außer ihnen aber, den Ausländern und einigen Männern ihres Kreises, erinnere ich mich kaum, einen gläubigen Gelehrten in Wien getroffen zu haben. Insbesondere die Aerzte schienen fast ausnahmslos der Aufklärung verfallen. Doch hab' ich oben schon angedeutet, daß Malfatti zum mindesten kein Spötter war, ja daß seine Reden die Möglichkeit offen ließen, ihn für religiös positiv zu halten. Unter den Geistlichen fielen die modernen österreichisch staatsgläubigen, mit Vorzug auch derlei Ordensmänner, weit mehr in's Auge, als die ohne Zweifel vorhandenen kirchlich-frommen Elemente; den Beruf, eine Reinigung und Hebung des Klerus anzubahnen, bethätigte vor Allem Hoffbauer. Nicht besser als mit den Professoren stund es mit der akademischen Jugend. Doch muß ich erwähnen, daß ein damals in Wien studirender Böhme nach absolvirter Medizin sich nach Landshut wandte, daselbst der Theologie sich widmete und der für seine Verdienste um classische Kirchenmusik weitbekannte Canonikus Proske zu Regensburg geworden ist.

Bei Karoline Pichler (in ihrem Gartenhaus in der Alservorstadt) hörte ich Brentano's Vorlesung seiner „Libussa" zu; die Schriftstellerin zeigte Unwillen, weil er darin vor ihrer Tochter Ohr Dinge gebracht, die für ein junges Mädchen ungeeignet seien; nicht minder unwillig vertheidigte sich der Verfasser, seine höchst ehrbaren Schwestern hätten keinen Anstoß genommen.

Von einer Mahlzeit, welche Wien's junge Dichter zu Ehren von Brentano gaben und wozu wir geladen wurden, weiß ich nur noch, daß Philipp Veit als Verfasser eines eben auf die Bühne gelangten Drama's zu den Gastgebern gehörte.

Zum Hochzeitsfest des berühmten Musikers Hummel, nachmals Kapellmeister in Weimar, gelangten wir durch Röckel, den Bruder seiner Braut, unserer Landsmännin aus

Neunburg vor'm Wald, die als kleines Mädchen wegen trauriger Vermögensumstände durch eben jenen Bruder nach Wien gebracht worden war, um ihr musikalisches Talent und ihre Stimme auszubilden; so ward sie zuerst in Provinzstädten, dann in der Residenz eine beliebte Bühnensängerin, die sich besonders als Emmeline in der Schweizerfamilie einen Namen gemacht hat, aber mit ihrer Verheirathung nunmehr, vom Kaiser glänzend beschenkt, die Bühne verließ.

Die Kunstsammlungen besuchten wir mit Eifer, die vorzüglicheren wiederholt; in des Grafen Fries berühmter Privatsammlung machten wir so fleißig Notizen, daß der Besitzer uns fragen ließ, ob wir ausübende Künstler seien.

Mit den Genossen eines botanischen Privatkurses ward eine Wanderung nach dem Schneeberg an der österreichisch-steyermärkisch-ungarischen Grenze unternommen trotz eines Bären, welcher vor Kurzem einen Menschen dort sollte zerrissen haben, uns aber ungeschoren ließ. Ein anderer Ausflug geschah in den Osterferien nach dem Neusiedlersee.

Alle sechs Wochen kam der Münchner-Flößer Heiß nach Wien und das war immer ein Augenblick der Vereinigung für viele Bayern, die sich bei dem mitgebrachten vaterländischen Bier versammelten und ergötzten. Da konnte man denn beobachten, welch eine beträchtliche Anzahl unserer Landsleute damals die Residenzstadt des weiland römisch-deutschen Kaisers beherbergte. Es mochten wenige größere Orte Bayerns seyn, namentlich in der Nähe der Donau, die nicht Söhne in's stammverwandte Oesterreich sandten; mit den Medizinern darunter (Fuchs, Raab, Textor u. A.) hielten wir gute Kameradschaft. Aber auch nicht-bayerische Deutsche versammelte das gute Bier um seine Stätte, und namentlich brachten unsere Mediziner mecklenburgische und sächsische Genossen mit.

Was die politische Stimmung anlangt, so freuten wir uns, daß alles Volk in Wien, ohne Zweifel im ganzen Land, ausgezeichnet antifranzösisch, d. h. antinapoleonisch gesinnt

war. Von Kriegsnachrichten schwärmte es um unsere Ohren; auf einmal vernahmen wir, Amberg sei von den Russen zerstört worden, weil die Bewohner Widerstand geleistet hätten; lang konnten wir nichts Sicheres erfahren, dann wurde berichtiget: Nicht Amberg, sondern Annaberg in Sachsen.

Im September 1813, ein Jahr nach der Ankunft, kehrte ich, nachdem Sebastian schon vor mir Wien verlassen hatte, mit Anderen in die Heimath zurück; eine beabsichtigte Reise nach Croatien, Triest, Venedig und Florenz hatte ich wegen des ausgebrochenen Krieges aufgeben müssen. Der nachmalige Medizinalrath und in München meistbeschäftigte Arzt Dr. Fuchs reiste mit mir. Wir fuhren mit der Post, aber in einem sogenannten Zeiselwagen, in welchem man, anstatt zu sitzen, lag, und zwar auf Stroh. „Sie können Sich denken", schrieb ich nach Haus, „was ich bei fortdauernd heftigem Regen in einem zwar von oben gedeckten, aber von beiden Seiten offenen Wagen, der Tag und Nacht geht und in welchem man auf einer Stelle liegen muß, zu leiden hatte. Der Wind wehte den Regen in das Stroh, auf dem wir lagen wie in eine Brühe eingetaucht, so daß uns bei jedem Windstoß eiskalte Schauder durch die durchnäßten Glieder fuhren. Dr. Fuchs, der schlechtes Bier trank und sich wie jeder von uns erkältete, bekam heftiges würgendes Erbrechen (in einigen Stunden über dreißigmal) und glaubte im Ernste sterben zu müssen." — Er erholte sich mittels Opiumtinktur, welche ich immer mit mir führte.

Die Allianz Bayerns mit Oesterreich war, obschon dem Abschlusse nahe, noch nicht ausgesprochen und so wurde der bayerische Wagen auf österreichischem Boden bis zur Grenze von Wachen geleitet; auf den Stationen genossen wir Reisenden der gleichen Ehre bis an die Schwelle selbst jener Orte, wohin man sonst einsam zu wandeln pflegt. Dem Dr. Fuchs hatte Einer von der croatischen Mannschaft die angezündete Pfeife vom Mund weggenommen, weil das Rauchen vor der Wache für ungeziemend galt, für ein Silberstück sie ihm je-

doch zurückerstattet. „Schämst du dich nicht", sagte ihm hierauf ein Kamerad auf croatisch, „schämst du dich nicht, Geld von einem Schwaben zu nehmen, der doch neunmal schlechter ist als der schlechteste Zigeuner?" (Unter „Schwab", vielmehr „Schwob", verstund bekanntlich der Oesterreicher, namentlich der nichtdeutsche, Jeden aus dem Reich, d. h. jeden nichtösterreichischen Deutschen.) Ein Mitreisender, der croatisch verstund, übersetzte uns den Kraftsatz zu allgemeinem Ergötzen.

Ueber Regensburg ging die Reise dann nach Landshut und von dort fuhr ich in Begleitung des Freundes Herenäus Haid nach München, nicht über Erding, wie ich gewünscht hätte, weil ich es nicht kannte, sondern über Freising, weil Haid daselbst zu thun hatte. Als wir am damaligen Schwabingerthor zu München hielten (nicht weit außerhalb der jetzigen Feldherrnhalle) und unsere Papiere besichtigen ließen, kamen Leute gerannt mit dem Schreckensruf: „Jetzt gerad' ist die Isarbrück' eingebrochen!" Es war dieß der bekannte traurige Fall vom 13. September 1813, wobei gegen hundert Menschen, die das Schauspiel eines Hochwassers auf die Brücke gelockt hatte, zu Grunde gingen. Der Gedanke lag uns nahe, daß wir ohne jene Verhinderung uns ebenso gut auf dem Wege von Erding her im Augenblicke des Einsturzes hätten auf der Brücke vor dem Isarthor befinden können, wie wir nun durch Gottes Fügung am Schwabingerthore hielten.

---

2. Ein Ausflug in die Jachenau; Physikatsverwesung in Vohenstrauß und des Bruders Tod. 1813—1814.

Im nämlichen September 1813 machte ich von München aus einen Abstecher in die Jachenau, der mir einige merkwürdige Erinnerungen hinterließ. Freund Pfetten hatte mich eingeladen, ihn auf einer Inspektionsreise zu begleiten,

die ihm als Oberpostrath oblag. Spät Abends in das Wirthshaus des friedlich abgeschlossenen und lieblichen Thales gelangt, das vom hochgelegenen Walchensee sich östlich mehrere Stunden bis zum Isarthal bei Lenggries fortzieht, vernahmen wir, das Gastzimmer habe der Herr Pfarrer inne, weil eben am Pfarrhof gebaut werde. So möchten sie uns Heu zurichten, war unsere Antwort. Wir aßen zu Nacht und zwar, weil gebotener Abstinenztag war, Fastenspeise, *beteten auch nach unserer Gewohnheit vor und nach dem Essen, was schon damals an Städtern nicht mehr oft gesehen wurde. Als wir müde nach unserem Heulager verlangten, sagte die Wirthin, wir sollten nun doch das „schöne Zimmer" erhalten. „Aber den Herrn Pfarrer wollen wir nicht verdrängen." — „Der Herr Pfarrer ist schon zu Bett, kommen Sie nur!"

Im „schönen Zimmer" aber mit den Familienbildnissen und den Himmelbettstätten aus gedrechseltem Holz fanden wir, als die Führerin aufgeschlossen hatte, auf dem großen in der Mitte stehenden Eichentisch einen hochgethürmten Haufen von Kronen- und anderen Thalern, den man nicht nöthig gefunden der Gäste wegen fortzuräumen, obschon er nach unserer Schätzung 6000 fl. betragen mochte und es nicht möglich gewesen wäre, einen kleinen Raub sogleich zu bemerken. Der nächste Tag war Feiertag und wir wohnten dem Gottesdienste bei. Da wurden wir Zeugen, wie der Pfarrer bei der Christenlehre ein Mädchen aufrief, und wegen eines im Thal ungewohnten neumodischen Halstuches zu Rede stellte. Beim Dankbesuch, den wir des abgetretenen Zimmers halber ihm machten, bemerkte er: „Sie haben sich vielleicht über meine Strenge verwundert, aber ich bemühe mich aus guten Gründen, jede Neuerung in Tracht und Sitte fern zu halten." Und nun entwarf er eine Schilderung der damaligen patriarchalisch merkwürdigen Zustände des Thales. Zu Klosterzeiten Unterthanen des reichen Stiftes Benediktbeuren, waren die Bauern Nutznießer gewesen der mächtigen Waldungen auf den Bergen, welche das Thal der Jachen-

an bilden und begrenzen. Nach Aufhebung des Klosters beanspruchte der Staat jene Wälder, es kam zum Prozeß, die Bauern gewannen und wurden nun reiche Leute. Geschützt durch die eigenthümlichen Verhältnisse, waren sie dennoch nicht üppig geworden. Während die benachbarten Tölzer und Lenggrießer auf ihren Flößen bis Wien, ja bis Constantinopel fuhren und von der Fremde auch vielerlei mitbrachten, was nicht vom Guten war, ließen die Jachenauer die Erzeugnisse ihrer Wiesen und Wälder durch die Kauflustigen selber im Thale holen und kamen dadurch nur wenig in Verkehr mit der Welt. Der schöne, großentheils von Vegetabilien sich nährende Menschenschlag gewährte ein erfreuliches Bild körperlicher Kraft und geistiger Sitte. Sie waren fast alle untereinander verwandt, auch die Knechte meist aus der Familie, und hielten unter dem Einfluß des Pfarrers auf strenge Zucht, wozu denn das Festhalten am Althergebrachten beitragen sollte und in der That beitrug. Es gab nur wenige Tanztage im Jahr und im Gegensatze zu anderen Gebirgsthälern, wo jeder Bursche die ganze Zeit mit „seinem Mädel“ sich umdreht, behielt hier keiner zwei Tänze nacheinander dieselbe Tänzerin, sondern wechselte beständig. Weiber und Mädchen legten ihre grünen, sittsam beschattenden Hüte nicht ab als zur Schlafenszeit, und wir fanden, daß die letzteren ohne Ziererei in züchtig verschämter Weise den Männern auswichen. In den langen Jahren seiner Seelsorgerschaft hatte der Pfarrer nur einmal den Kummer erlebt, daß ein Mädchen sich vergessen. „Und da war's Keiner aus dem Thal, der sie verführt hat“, sagte er, „sondern ein Tyroler Schlanggel.“ Konnte man ihm nun Unrecht geben, wenn er sagte: „Ich leid' es einmal durchaus nicht und ich leid' es nicht, daß Ihr Euch anders tragt, als der Brauch ist!“ — Der Landrichter von Tölz bestätigte uns nachher, daß er in 25 Jahren keinen Streit von Jachenauern zu schlichten gehabt, indem sie selber alle Zwistigkeiten friedlich beilegten. Nun begriffen wir auch die Harmlosigkeit, womit man uns ungezähltes

Geld im Zimmer gelassen, ohne Zweifel, weil man dachte, Leute die beten und das Fastengebot beobachten, können nicht anders als ehrliche Leute seyn. — Ein wunderschönes Mädchen, schlank und groß, das schüchtern und flüchtig wie ein Reh, aber auch ebenso zierlich an uns Wanderern vorüberschlüpfte, wollte mir lang nicht aus dem Sinn. Sodann fiel uns die Freundlichkeit eines Mannes auf, der geraume Zeit von fern auf einem Steig uns folgte bis wir an eine Stelle kamen, wo wir ohne seinen Zuruf einen falschen Weg eingeschlagen hätten, dann kehrte er um; ein Trinkgeld für seine Weisung schlug er aus. — Wieviel von den geschilderten patriarchalischen Zuständen sich bis heut erhalten habe, weiß ich nicht; ich fürchte nicht allzuviel!

Ich hatte mich wieder in die Heimath begeben, wo wir bei der Rückkehr von Reisen häufig mit Böllerschüssen, selbst mit Blasen vom Thurm herab pflegten empfangen zu werden, und dort verlebte ich ahnungslos mit Sebastian die letzte gemeinsame Frist auf Erden. Wie viel gab es den Unserigen zu erzählen! Der Bruder hatte auch mancherlei Noth mit mir gehabt und klagte, wie alle Sorge um's irdische Gut ihm allein anheimgefallen sei und ich meine Habseligkeiten so schlecht gehütet, hier ein Stück Wäsche verlegt, dort einen Schirm vergessen und dergleichen Uebelthaten mehr. „Ich mag mit dem Kumpan nicht mehr zusammengehn", sagte er halb scherzend, halb ärgerlich, „ich habe zu viele Plage davon"; als aber die Stipendien für uns beide nach Berlin genehmigt wurden, da meinte er: „Ich geh' halt doch wieder mit dem Alten" — so ward ich im Gegensatze zu ihm überall genannt. Es war aber im Rathe Gottes beschlossen, daß es beim Nichtmitgehen sein Bewenden hätte.

In der Heimath traf mich unerwartet im Spätherbst eine Aufforderung der Medizinalbehörde von Regensburg, das Physikat von Vohenstrauß in der Oberpfalz vorübergehend zu verwesen. Ein gefangener österreichischer Soldat

hatte aus dem Spital in Dresden den sogenannten Kriegstyphus mitgebracht und sowohl der ihn examinirende Physikus von Vohenstrauß wie sämmtliche sonst mit ihm in Berührung Gekommene hatten die mit heftiger Ansteckung erscheinende Krankheit geerbt. Es war Meldung nach Regensburg geschehen, von dort ward an mich geschrieben, ich erklärte mich sogleich bereit; bis aber diese verschiedenen Botschaften hin- und hergegangen und ich, das nöthige Anstellungsdekret in der Tasche, nach Vohenstrauß geeilt war, hatte die Krankheit schon mächtige Fortschritte in der ohnehin armen und durch den Krieg noch mehr erschöpften Gegend gemacht. Zugleich war in jener kältesten Region der Oberpfalz, wo des schneidenden Windes halber eine gewisse große Linde auf freistehender Anhöhe „das kalte Bäumel"[1]) genannt wird, der Winter schon eingefallen. Da mußten oft ich und meine Begleiter, brusttief in den Schnee gesunken, mit Hülfe von großen Stöcken uns fortarbeiten; von innen her war ich in Schweiß gebadet, von außen her in Schneewasser. Zu Strecken, die sonst eine Viertelstunde in Anspruch nahmen, brauchten wir nicht selten die fünf- und sechsfache Zeit. Dazu die Bilder unsäglichen Elends. Von allen die sich mir darboten, nur Eins: Mit dem Chirurgen und dem Vorsteher eines Dorfes arbeitete ich mich in der eben geschilderten Weise zu einem Bauernhaus, wo Alles erkrankt war, Eltern, Kinder, Knechte, Mägde. Der Vorsteher blieb außen zurück, weil die furchtbare Gewalt der Ansteckung schon mehreren Beistandleistenden verderblich geworden. Als der Chirurg und ich in die Stube traten, empfing uns eine entsetzliche Luft und selt-

1) Obiges war schon geschrieben, da finde ich in Franz v. Kobell's „Pflanzensagen und Pflanzensymbolik" (München 1875), über diese Linde soeben die Sage: „Wenn einst ein Ast an ihr stark genug [illegible]en wird, um einen geharnischten Reiter sammt dem Roß zu tragen, so wird mit eindringenden Feinden eine große blutige Schlacht geschlagen werden und ein neues Geschlecht entstehen."

sam dumpfe Töne. Auf dem Boden lag es durcheinande von Männern, Weibern und Kindern und das lallte Alle in Phantasien, so daß nur ein Murmeln und Surren von unverständlichen Lauten die gräßliche Atmosphäre durchzog; aus dem Ofen war ein Wurzelstock herausgefallen und ver-mehrte halbverkohlt mit seinem Rauch die Beklemmung in der eiskalten Stube. An Stangen, durch den Spalt des Fen-sters hineingeschoben, hatten die Nachbarn Geschirre mit Er-quickendem befestigt, aber da war Niemand, der noch Kraft und Besinnung gehabt hätte, davon Gebrauch zu machen.

Meine erste amtliche Sorge war nun die Herbeischaffung zweckmäßiger Diätmittel und geeigneter Krankenpfleger für die betroffenen Häuser. In dieser armen Gegend schätzten sich immerhin noch Leute glücklich, den Wärterdienst um 24 kr. täglich zu verrichten; ich aber drang darauf, daß ihnen von der Behörde je 1 fl. des Tags ausgesprochen, je-doch nur ein Theil in Baarem verabreicht wurde, der andere in Gestalt von guter Kost (Suppe, Fleisch, Bier, Wein rc.), damit sie nicht etwa das Geld zurücklegten und so, durch Kraftlosigkeit unfähig zur Pflege Anderer gemacht, vielmehr selber der Ansteckung erlägen, wie es vorher den gratis oder für elende Bezahlung Auswartenden geschehen war, so daß unter solchen Umständen sich Niemand mehr bereit ge-funden hätte.

Ich blieb in Vohenstrauß einige Monate, nämlich bis zur Wiederherstellung des Physikus, und trotz aller Strapazen erhielt die freudige Begeisterung für meinen Beruf mich bei Kraft und Gesundheit. Meine Praxis besorgte ich meist zu Pferd, wobei es nicht an winterlichen Abenteuern fehlte. So war ich einst mit dem Landrichter in dessen Schlitten un-behindert auf dem Vicinalweg von Waidhaus über Pleystein nach Vohenstrauß[1]) heimgekehrt und hegte die Absicht, de

1) Waidhaus ist bekannt in der Geschichte des 30jährigen Krieges indem die Mansfeldischen Horden einerseits, die kaiserlichen un

anderen Morgens den nämlichen Weg zu Pferd zurückzulegen. In der Nacht konnte ich nicht schlafen und empfand einen unerklärlichen unruhigen Drang, zu des Landrichters Kutscher zu gehen, mit dem ich doch nichts zu thun hatte, und so heftig ward dieser Drang, daß ich auf einen Vorwand sann, unter welchem ich ihn zu früher Morgenstunde aufsuchen könnte. Endlich kam mir der Einfall, einen Krankheitsbericht, den ich dem Landrichter für die Regierung in Regensburg übergeben wollte, zu Haus zu lassen, als hätte ich ihn vergessen, und dann den Kutscher zu bitten, daß er mir ihn hole. Um 7 Uhr Morgens trat ich in des Mannes Stube. Doch als dieser vernahm, wohin ich reiten wolle, rief er erschrocken: „Um Gotteswillen, den Weg können Sie heut nicht machen! In der Nacht hat es stark geschneit, Sie finden dort nicht Weg noch Steg, können sich verirren, versinken, zu Grund gehen in Schneemassen, in Abgründen, auf vielerlei Weise. Sie müssen auf der Poststraße reiten, wo der Schnee fortwährend ausgeschaufelt wird, oder noch besser, Sie fahren mit mir nach Waidhaus, wohin auch ich heute muß." Gern willigte ich ein, und während sich meine Abreise um anderthalb Stunden verzögerte, ward mir noch von einem Hinzugekommenen ein Mantel aufgedrängt. Die Kälte war aber so grimmig, daß ich, der ich übersehen hatte die obersten Knöpfe meines Rockes zuzumachen, nach wenigen Minuten es vor Erstarrung der Finger nicht mehr nachzuholen vermochte. In der Viertelstunde, deren wir bedurften, um auf die Poststraße zu kommen, hatten wir alle Noth, den steckenbleibenden Schlitten loszukriegen. Trotz der sehr warmen Bekleidung nahm die Erstarrung meiner Glieder so überhand, daß ich erst eine bis zwei Stunden nach der Ankunft in Waidhaus zum juckenden, brennenden Gefühl derselben gelangte. Hätte ich jenen beabsichtigten dreistündigen Ritt

---

bayerischen Truppen andererseits lang dort lagerten. Pleystein ist der Geburtsort des Bischofes Michael Wittmann.

ohne Mantel durch bahnlose Schneemassen versucht, so war Hundert gegen Eins zu wetten, daß ich erfroren oder versunken wäre. Die unbegreifliche Mahnung der vergangenen Nacht hatte mich gerettet.

Eine andere Lebensgefahr bestund ich einst auf dem Weg nach Trausnitz, als ich bei plötzlich eingetretenem Thauwetter die hochgeschwollene Pfreimt mit einem zu schwachen Pferdchen durchritt und die Fluthen eine Weile Herr wurden, bis mit großer Anstrengung für Pferd und Reiter es doch gelang, uns an's bergig aufsteigende Ufer zu arbeiten.

In jener Zeit mag es gewesen seyn, daß ich einem erblindeten Jäger half, indem ich die Linse, sie niederdrückend, aus der Sehare entfernte, wodurch er nothwendigerweise sehr fernsichtig wurde; einem Jäger natürlich mußte gerade dieß Ergebniß sehr willkommen seyn; er pries mich darum allerorten als Ausbund von einem Doktor, weil er ja so herrlich sehe, herrlicher als je zuvor. Ein Schneider wäre an seiner Statt vermuthlich minder begeistert gewesen.

Mein Bruder Sebastian war unterdessen nach München gegangen. Beim Abschied empfand die Mutter eine ahnungsvolle Trauer und äußerte die Besorgniß, ihn nicht wieder zu sehen. Beiden lag es näher, an ihren als an des Sohnes Tod zu denken, und er tröstete sie mündlich und schriftlich, ihre Gesundheit sei ja befriedigend, ihr Fußübel — sie litt an einer offenen Wunde — in der Besserung begriffen und Gott werde, so hoffe er zuversichtlich, ihr noch fernere Jahre schenken, damit ihre Kinder, welchen sie eine so treffliche Mutter gewesen, ihr noch mehr Freude zu bereiten vermöchten, als sie bisher im Stande gewesen. In München erhielt er als Stipendiat den Auftrag der Regierung, an Stelle eines in Regensburg am Typhus gestorbenen Arztes dahin zu gehen und dem Dr. Janson in Behandlung der Typhuskranken im allgemeinen Militärspital

zuhelfen. Es lagen dort Bayern, Oesterreicher, Russen, Preußen u. s. w. Am Tage vor seiner Abreise von München waren er und ein Freund — ich glaube Haid — zusammen nach dem nahen Brunnthal gegangen, ein warmes Bad zu nehmen. Sie befanden sich im gleichen Zimmer, es dunkelte bereits, ein brennendes Licht stund vor ihnen. Plötzlich fiel auf nicht begreifliche Weise, als wäre sie herausgeschwungen, die Kerze aus dem tiefen Leuchter und löschte aus. „Das bedeutet meinen Tod", sagte Sebastian.

Am 9. Januar traf er in Regensburg ein. Etwa drei Wochen darauf erhielt ich in Vohenstrauß durch einen Boten meiner Mutter die Nachricht, welche Dr. Janson ihr hatte zukommen lassen, daß Sebastian am Typhus erkrankt liege. Den nächsten Tag traf ich bei hohem Schnee in Schwarzhofen ein, von wo ich weiter nach Regensburg fuhr. Dr. Janson behandelte den Kranken. Aber nach wenigen Tagen, am 9. Februar, gerade ein Monat nach seiner Ankunft auf dem Posten, war des geliebten Bruders Seele entflohen.

Ich war wie vernichtet. Mir fiel die schreckliche Aufgabe zu, der Mutter und den Schwestern die Todeskunde mitzutheilen. Dem Freunde darum die Sorge für des Bruders Begräbniß und Seelengottesdienst überlassend, fuhr ich mit dem unterdessen eingetroffenen Stiefvater nach Schwarzhofen. Man denke sich meine Ankunft zu Hause, wo die in namenloser Bangigkeit Harrenden auf meinem trostlosen Gesicht das Geschehene lesen mußten, bevor ein Wort gesprochen wurden. Der Jammer war unsäglich und nie wurde der Verlust verschmerzt, weder von der Mutter, noch von den Schwestern und mir. Einen oder zwei Tage konnte ich dort verweilen, dann rief mich die Pflicht auf meinen Posten zurück. Hier lag schon ein landgerichtliches Schreiben, in drei Dörfern, die der Typhus bis dahin verschont, sei er nunmehr ausgebrochen; also augenblicklich dorthin, und für den ersten Augenblick wirkten die Sorgen und Pflichten des Berufes einigermaßen zerstreuend. Dennoch war mir, als könnt' ich

das Leben nicht mehr ertragen. Den ersten kräftigen Trost brachte mir ein Traum; mir schien, der geliebte Bruder schwebe vor mir, wie von Licht umgeben, und blicke mich unaussprechlich tröstend und freudig an. Dieser Traum erquickte mich auf's innigste, ja hob mich derart aus dem Uebermaß von Trauer empor, daß ich von da an wieder Kraft fühlte, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Sei es immerhin nur subjektive Spiegelung gewesen, sie veranschaulichte mir lebendig den Trost des Glaubenssatzes, daß unter Christen der Tod nicht wahrhaft ein Verlust sei[1].

Es starben damals in Ingolstadt allein 13 promovirte junge Aerzte und 500, sage fünfhundert Menschen vom Wärterpersonal. Als ich zwei bis drei Jahre danach die Praxis in München antrat, da waren schon alle die jungen Aerzte in's Grab gesunken, die seit Uebersiedlung der Hochschule nach Landshut daselbst vor mir Assistenten der medizinischen (d. h. der innerlichen, nicht der chirurgischen) Klinik im städtischen Krankenhaus gewesen; und noch 10 Jahre später war von Allen, welche vor oder nach mir jene Stellung innegehabt, d. h. von allen innerlich-medizinischen Assistenten der 25-jährigen Landshuter-Epoche ich der einzige Ueberlebende! Die meisten dieser vielen Verstorbenen waren ihrem Beruf zum Opfer gefallen, und zwar vorzüglich durch den Typhus, und von diesen wieder Viele durch den Kriegstyphus. Es geht uns Aerzten wie den Bauernkindern: wenn wir die ersten Jahre überstehen, dann können wir alt werden, aber wir überstehen sie gar schwer.

---

1) Anm. der Schreiberin. Als aber etwa 40 Jahre später R.'s jüngste Tochter mit ihm in Regensburg vor der weißen Steintafel stund, welche die Ruhestatt des schon so lang Geschiedenen bezeichnet — auf dem katholischen Gottesacker, gleich rechts am Eingang — da sah sie ihren Vater noch bitterlich weinen, und so oft im Freundeskreis ein Verlust sein Herz tiefer ergriff, brach mit der neuen Wunde auch diese alte wieder auf, um eine Weile still zu bluten.

Es war noch tiefer Winter, als meine Aufgabe in Bohenstrauß zu Ende ging und ich mit einem Zeugniß „besonderer Zufriedenheit" vom kgl. General-Commissariat des Regenkreises entlassen wurde — merkwürdigerweise ohne einen Kreuzer Funktionsgehalt, da ich doch auf eigene Rechnung hatte wohnen und leben müssen. Und zwar gebrauchte man den Vorwand, daß ich ja Stipendiengeld zu einer Reise nach Berlin empfangen; als ob ich dasselbe nicht eben für die genannte Bestimmung zu verwenden das Recht und die Pflicht gehabt hätte! Doch ward auf meine gehorsamste Vorstellung das für Sebastian bestimmte, ihm bereits zugekommene Stipendiumsgeld der Familie belassen, um Schulden in Wien sowie Krankheits- und Begräbnißkosten zu decken; was übrig blieb, ward zu meinem Reisegeld geschlagen. —

In der Heimath, wohin ich mich begab, setzte sich die Praxis sogleich wieder fort. Oft war ich den ganzen Tag über Land und nicht selten auch bei Nacht und Nebel. Da gerieth ich einmal auf einen gefrornen Teich und mußte, als ich es merkte, das Pferd langsam zurückzäumen. Ein andermal war dasselbe nächtlicherweile durchaus nicht mehr weiterzubewegen; ich wollte absteigen und fand mit dem Fuße keinen Boden, bis ich unter des Thieres Bauch gelangte; nachdem ich hierhin den zweiten Fuß nachgezogen, taste ich nach der anderen Seite und finde auch hier keinen Grund; ich greife vor die Füße des Pferdes, wiederum nichts; da fängt mir das Herz zu klopfen an; mit äußerster Vorsicht besteige ich wieder mein kluges Thier, zäume es etliche Schritte zurück und überlasse es seinem Instinkt, der es denn auch richtig leitet. Als ich nächsten Tages die Stelle zu ermitteln suchte, gelang es mir nicht mehr; vielleicht war ich weitab von der rechten Richtung auf einen Steg gerathen. — Das blieb überhaupt oft mein letztes Auskunftsmittel, mich dem Pferde blindlings anzuvertrauen; oft genug aber stürzte es auch mit mir zusammen. Nicht selten fand ich, in einem Dorfe angelangt, schon die Berufung in ein

zweites, von hier wieder weiter, und wenn ich auf solche Weise mich sehr verspätete, da bot wohl mehrmals die durch Sebastians Tod gebeugte, nun doppelt geängstigte Mutter die Nachbarschaft auf, mir mit Fackeln und Laternen entgegenzuziehen.

XIII.

Die Papststadt Anagni.

Von Sebastian Brunner.

Wir haben schon früher einmal bemerkt, daß die Ausflüge in kleinere, von der Bahn oder Heerstraße abgelegene Städte in Italien mit mannigfachen Hindernissen verbunden sind. Dr. Jänig von Rom und Schreiber dieses wollten Anagni anschauen, dabei aber auch zuerst Segni mitnehmen. Somit fuhren wir von Rom mit dem Zuge 2 Uhr in anderthalb Stunden zur Station Segni, in der Meinung, es werde sich an dieser Station irgend ein Wagen oder Reitpferde oder Saumthiere vorfinden. Die Stadt Segni sieht man wohl auf dem Berge droben liegen — man braucht aber an zwei Stunden um in der Sonnenhitze hinaufzugehen. Von einem Wagen keine Spur. Hinter dem Stationsgebäude auf einer Anhöhe die „Bahnrestauration“, bestehend in einer aus dürrem schwarzen Reisig geflochtenen, mit Stroh gedeckten kleinen elenden Hütte, in welcher ein Tisch und zwei Bänke die ganze Einrichtung ausmachen. Im Winkel eine Grube, darin ein kleines Weinfäßchen. Eine Landfrau, die Wirthin, und ihre Schwester besorgen das Hotel. Außer dem Wein

nichts, nicht einmal ein Stück Brod zu bekommen. Zwei Gäste sitzen in dieser Restauration, Bauersleute der Umgegend, mit Bocksfellen costümirt. Hinter dieser traurigen Laube grüßen drei starke Pferde, mit ledernen Sätteln beladen. Wir fragen, wem diese Pferde gehören? „Den Feldhütern.“ Wo sind diese? „Beim Boccespiel da unten rechts im Graben.“ Wir suchen die Feldhüter; sie unterhalten sich mit dem landesüblichen Kugelspiel. Wir fragen, ob sie uns zwei Pferde nach Segni vermiethen wollen? Nein, sie dürfen das nicht; in einer Stunde müssen sie im Dienste herumreiten. — Also bleibt nichts übrig, als 2½ Stunden in dieser lustigen Station die nicht sehr gesunde Sumpfesluft einathmen, bis der nächste Zug erscheint.

Endlich kommt der ersehnte Zug. Es geht nun nach Anagni. Dießmal sind wir am Bahnhof glücklicher: es steht eine Kalesche da mit vier Plätzen; selbe waren auch augenblicklich besetzt. Ein fünfter Reisender nimmt beim Kutscher Platz.

Wir fuhren zwei volle Stunden vom Bahnhof zu der alten Bergstadt hinan. Es war schon finster als wir ankamen. Wo nun übernachten? Wer da an ein Hotel nach Art deutscher, auch kleinerer Städte denkt, der täuscht sich über die Maßen. Zuerst geht es in die „Trattoria“ — die Stadt mit jetzt noch 7000 Einwohnern, in welcher Cicero eine Villa besaß, die im Mittelalter so oft glänzende Tage und Feste gesehen, die daliegt umrungen von Oel- und Weingärten, an deren Fuß die Via Labicana und Via Präneſtina zusammenlaufen — diese Stadt hat nur Eine Trattoria, mit Einem Gemache (Küche und Salon zugleich) für die gewöhnliche Menschenclasse und Einem Zimmer sammt Kämmerlein für die „Hochgestellten“ in Anagni. — Hier muß man sich nun vorerst etwas zum Speisen bestellen, dann wird mit einem Jüngling, der zur Trattoria gehört, Wohnung gesucht. Das dauerte netto drei Viertelstunden, bis wir beide nach verschiedenen vergeblichen Versuchen in zwei getrennten

Privatwohnungen Unterkunft fanden. Das Gäßchen, in dem ich Wohnung fand, heißt Via Garibaldi. Wir gehen nun zunächst wieder über den großen Platz durch ein kleines Gäßchen zur „Trattoria" zurück. — Außer uns war in dem Gastzimmer noch ein holländischer Reisender in Leinwand. Nach dem Abendessen wieder retour zur Schlafstelle.

Am Morgen öffnete ich die Läden und sah unten das herrliche Flußbett des Saico, über welchem das ganze Thal entlang ein schwerer Nebel derartig gelagert war, daß es den Anschein hatte, als wäre unten ein Seespiegel ausgebreitet. Im Zimmer lagen auffällig auf einem Kasten mehrere Bibelübersetzungen von Diodati, schon seit der piemontischen Herrschaft durch die englische Bibelgesellschaft in Rom gedruckt: Roma Tip. Cottellini e Bassi, Via di Borgo Vecchio Nr. 166—168 presso il Vaticano. Stampato per la societa biblica Jtaliana 1872. Die italienische Gesellschaft ist ein Ableger der englischen. Nicht ohne Absicht etablirte die Gesellschaft ihre Druckerei neben dem Vatican, und nicht ohne Absicht hatte es diese Gesellschaft geradewegs auf die Protestantisirung der uralten Papststadt Anagni abgesehen. Ich war, wie ich Tags darauf ausführlich erfuhr, im Hause eines Herrn einlogirt, den die Protestantisirungsgesellschaft Italiens für sich gewonnen hatte, der einen Prediger aus Neapel bei sich beherbergte und in dessen Haus die Bibelvorlesungen gehalten wurden. Ich bezahlte das Zimmer und ging weiter; vor demselben Zimmer sah ich in einem kleinen Saale ein Tischlein mit einem Crucifix zwischen zwei Leuchtern mit Kerzen, und auf dem Tisch eine große italienische Bibel; vor dem Tisch standen vier Rohrsessel für das gegenwärtige protestantische Publikum in Anagni. Abends zuvor war nämlich hier wieder eine Vorlesung gehalten worden. Die Zuhörerzahl in Anagni war vor einigen Monaten schon bis an 50 gestiegen. Nun berief man katholischerseits Missionsprediger zur Belehrung der Einwohner von Anagni; und überdieß forderte der Canonicus Petrichoni (der hier das Amt eines Canonicus

theologus begleitet) den Prediger zu einer öffentlichen Disputation auf. Dieser Prediger, ein Neapolitaner, mußte die Aufforderung nolens volens annehmen, obwohl er keine große Freude darüber bezeugte. Er hatte aber immer noch die Hoffnung seinen Gegner durch einen neapolitanischen Wortschwall niederreden zu können. Nun stellte aber Petrichoni die Forderung: es müsse der größeren Sicherheit wegen und daß darnach nichts entstellt oder abdisputirt werden könne — zugleich alles was geredet werde, aufgeschrieben werden; darauf konnte und wollte der Neapolitaner nicht eingehen, er erfuhr, daß er es mit einem tüchtigen Gegner zu thun habe, und erklärte trocken, diese Art Disputes wolle er nicht annehmen. Zu alledem sind die Neapolitaner weder in Rom noch Umgegend beliebt, sondern gerade das Gegentheil. Nun kehrten seine bisherigen Zuhörer wieder zur Kirche zurück und nur vier Schäflein konnte er mühsam erhalten, schon der Ehre wegen: daß er nicht total unverrichteter Sache von Anagni weichen müsse. Auf die an einen Bewohner Anagni's gerichtete Frage, ob denn diese vier Herren durch Stellung oder Wissenschaft oder hervorragende ethische Eigenschaften besondere Zierden der Stadt wären, erwiderte dieser lachend: Es sind nur vier und diese mascalzoni. Nachdem dieses Wort mit dem deutschen „Haderlumpen" so ziemlich gleichbedeutend ist, dürfte abzunehmen seyn, daß die Bibelgesellschaft hier weder mit dem Sendboten aus Neapel, noch mit der Stadt in welche sie denselben geschickt, eine besonders glückliche Auswahl getroffen hat. Die in römischen Judenblättern schon mit Lärm verkündete Nachricht von dem Fortschritte, den die Sache der Aufklärung in Anagni, der Papststadt, gemacht habe — kann somit mindestens als sehr verfrüht angesehen werden.

Der Palast der Familie Gaetani, in welchem der Racheakt der Colonna's gegen Bonifaz VIII. vorgefallen, ist selbst großentheils auch schon als Ruine verschwunden — er war in der Nähe der Domkirche. Der Dom an der Porta di

Ferentino selbst ist oft beschrieben worden. Er sieht von außen ziemlich verwahrlost aus. Kommt man zur Höhe hinan, auf welcher der Dom gelegen, so sieht man hoch oben in der Nähe des Daches in einer Nische die Colossalstatue Bonifaz' VIII. sitzend. Der Dom im Innern ist klein — die Krypta unter Gregor IX. erbaut, sehr interessant, es sind noch viele Spuren uralter Gemälde zu sehen. Der Winterchor, mit einem Baldachinaltar von 1194 und einem Madonnenbild von 1322, hinter welchem in zwei Särgen drei Gaetani's ruhen (Bonifaz VIII. war ein Sprosse dieser Familie). Die zwei Ornate (jeder in einem Pluviale und zwei Dalmatiken bestehend) Innocenz' III. und Bonifaz' VIII. theils als historische Reliquien, theils als merkwürdige Zeugen der alten Seidenweberei besonders interessant. Das Pluviale Innocenz' III. ist roth, auf dem Webstuhl gearbeitet, mit übereinandergestellten Reihen von goldenen Löwen und Doppeladlern, sicilianische Arbeit; König Roger hatte die ersten Seidenweber aus dem Orient berufen. Das Pluviale Bonifaz' VIII. mit einem Reichthum hineingewebter Figuren. Diese Gegenstände sind bekannt und werden auch in den Reisehandbüchern erwähnt. Nun fanden wir aber auch noch in verstaubten Schubladen andere, bisher unerwähnte antiquarische Gegenstände: so zwei Mitren aus der Zeit Innocenz' III., jede eine Handspanne hoch aus weißer Seide. Ein zerbrochenes elfenbeinernes Pastorale, der Arbeit nach aus dem 11. Jahrhundert. Eines der schönsten Antipendien, nach einer Zeichnung von Giotto gestickt. In zwei übereinandergestellten Säulenreihen stehen unter je einem Bogen Heiligengestalten. Den Geldwerth dieses Gegenstandes könnte man nach Kunst, Alterthum und Seltenheit zum mindesten auf 10,000 Lire bemessen.

Canonicus Petrichoni ist auch ein tüchtiger Kenner und Leser alter Handschriften, ganz geeignet zum Archivar des werthvollen Capitel- oder Domarchives.

Dieses Archiv enthält viele unerhobene Schätze für die Geschichte Italiens, obwohl es von seinem ursprünglichen

…thum Vieles eingebüßt hat. Alexander VII. (Chigi 1655—…) ließ die Urkunden mit goldenen Bullen in den Palast … Familie bringen. Im selben Jahrhundert wurden … Mali mit werthvollen Urkunden (die sich auf den päpst…lichen Stuhl beziehen) beladen nach Rom gesendet.

Die Domkirche ist von verschiedenen Sakristeien und …mächern (dabei das Archiv) umgeben, aus denen man die …liche Aussicht in das Thal genießen kann. Anagni be…sitzt noch einen interessanten Hauptplatz, der von drei Seiten … Häusern umschlossen, nach einer Seite hin frei ist: hier … man über das Thal des Saico hin die Campagna, … Volskergebirge mit Monte Fortino und Segni bis links …unter zum Felsennest Frosinone. Von der ehemaligen …deutung dieser Stadt zeugen eine Menge verfallener Paläste, … schönen Säulen gezierte Thorbögen, gothische Fenster, …liche Gallerien in den Höfen. Die engen öden Seiten…gäßchen, in denen jetzt arme Leute wohnen, sind furchtbare …der von Schmutz, Elend, Verfall, Ruinen, zerbröckeltem …stein, Misthaufen, Kindern, die sich auf denselben herum…algen und halbgekleidet mit bloßen Köpfen den brennen…den Sonnenstrahlen Widerstand leisten, der ihnen wenig …ampf und keinen Schmerz zu kosten scheint. Sie hatten … leicht sich in den Schatten zu flüchten, aber das wollten … nicht; solange die Sonnenstrahlen nur noch halbwegs …träglich sind, lassen sie sich von denselben bräunen und braten. … diesen engen Straßen, die in herrliche Aussichten münden, …bet man auch hohe mit üppigem Gebüsch überhängte Cy…klopen- und Quader-Mauern. Fremde kommen selten hieher. …n Bettler kam uns zu Gesicht, mit dem ein Genremaler Ge…schäft machen könnte; ein Original dieser Art ist uns noch …gends vorgekommen. Das Gesicht schwarzbraun mit tausenden …en Runzeln, weiße Bartstacheln um das Kinn, das Gewand … hunderten von buntfärbigen Lappen zusammengenäht … gebunden; einen Brodsack, ebenfalls aus bunten Stücken …flickt und mit einem aus vielen verschiedenen Schnüren

und Knöpfen verschlungenen Tragband über die Schulter gehalten. Der Mann ging an uns vorüber und bettelte uns nicht an — diese Arbeit konnte er sich auch mit Fug und Recht ersparen. Der Anblick dieses Mannes genügte ja schon um selbst einem Knauser und Filz das Herz zu bewegen. Der war im besten Sinne des Wortes Bettler jeder Zoll; denn jeder Zoll der vom Gewande dieses Mannes sichtbar geworden, mußte das Mitleid und das Erbarmen herausfordern. Murillo's Betteljungen erscheinen wie junge gnädige Herren im Vergleich mit dieser in ihrer Art imposanten Gestalt.

Auch hier die Sitte uralte Straßen mit nagelneuen Namen zu belegen. Auch hier eine Strada Vittor Emanuele, derartig verfallen, schmutzig, mit Unrath und Mist belegt, und zu einer ganz gleich aussehenden Porta Principe Uberto führend, daß in Mitteleuropa ein Magistrat, welcher eine ähnliche Straße mit dem Namen des Königs und ein ähnliches Thor mit dem Namen eines königlichen Prinzen bezeichnen würde, allem Anschein nach eine Klage wegen Majestätsbeleidigung und Beleidigung der königlichen Familie an den Hals könnte kriegen.

In den Städten des Volskergebirges wie auch in manchen Städten der Sabinerberge, nehmen die Frauen oft ihre kleinen Kinder zur Feldarbeit mit: das Kind (creatura nennen sie es) wird in ein rundes Körbchen gelegt, und dieses Körbchen mit sicherer Balancirkunst getragen — die Hand kommt nur dann schnell zu Hülfe, wenn die kleine creatura in ihrem Korb das Gleichgewicht zu verlieren droht. Diese Art Kinder mit Sicherheit auf dem Kopf balanciren zu lassen, studiren sich die Jungfrauen dieser Bergstädte an einem minder werthvollen Objekte ein. Sie tragen das Wasser von Quellen oder Bächen auf ihre Berge hinauf und zwar in eigenthümlichen nach Sanduhren-Art geformten Kupfergefäßen. Fällt ein solches Gefäß auch herunter, so erleidet es keinen Schaden dabei, nur das Wasser wird da-

bei ausgegossen. Sind diese Frauengestalten nun Jahre lang gewohnt, mit ihren Wassergefäßen sicher ohne Beihilfe der Hände bergauf zu gehen, so wird dann nach langen Vorstudien dasselbe Experiment mit der creatura versucht.

Auf dem Bahnhof von Anagni wird im Corridor ein großer verschlossener Kasten sichtbar — in diesem ist ein Altar enthalten, bei welchem an Sonn- und Feiertagen für das Personale der Bahn von einem aus Anagni herabkommenden Geistlichen Messe gehalten wird.

Haben wir bei Segni eine Bahnhofrestauration in etwas gezeichnet, so dürfte es auch nicht ohne Belehrung seyn, wenn wir den Bahnhof der berühmten Stadt Anagni beschreiben. In der Nähe desselben eine aus Zweigen geflochtene, mit Stroh gedeckte Hütte, in welcher Pferde von eventuell herkommenden Wägen vor den sengenden Sonnenstrahlen in etwas geschützt werden können. Im Wartsaal erster und zweiter Classe ein handdicker, aus Strohhalmen und Mist gewobener Fußteppich. In einer Ecke stehen in einer Holzkiste in Stroh eingemachte Trinkgläser, welche wahrscheinlich bei Gelegenheit in irgend eine Osteria der Umgegend spedirt werden. Ein Gefäß mit blauer Wasserfarbe steht in dem anderen Winkel des Salons. Es dürften, ebenfalls wieder bei Gelegenheit, damit Versuche angestellt werden den Wartsaal, der übrigens nur drei Schritte breit und sechs Schritte lang ist, mit Himmelbläue zu bearbeiten, um dem ungeduldigen reisenden Warter allhier bei allenfallsigem Nebelwetter den tiefblauen italienischen Himmel in Uebung zu erhalten. In einem Kamine zeigen zwei halbverbrannte Holzstücke, wie auch ein Aschenhaufen, daß im vergangenen oder vielleicht in einem weiter vorigen Winter einmal das Experiment des Einheizens hier in Angriff genommen worden ist. Sessel oder Stuhl gibt es nicht — der müde Pilger kann sich auf eine lange Bank im Corridor heraußen niedersetzen. Dieser Corridor gilt auch zugleich als Wartsaal dritter Classe. Uebrigens ist zu bemerken, daß

man in Süd-Italien nur bei schlechtem Wetter oder drückender Sonnenhitze in die inneren Gemächer eines Bahnhofes hineingeht und in der Regel an einem schattigen Platze im Freien der Ankunft des Zuges entgegensieht.

Die kirchliche Statistik von Anagni anbelangend zählt die Diöcese im ganzen dreißig Pfarreien (fünf davon sind in der Stadt Anagni selbst), am Dome einundzwanzig Domherren, unter denen kein Dignitär sich befindet. In einem Augustinerkloster mitten in der Stadt — viele Zimmer, aber nur mehr zwei Priester, die von ihrer kleinen Pension nothdürftig leben.

So sieht die Stadt aus, die im Mittelalter einen stolzen und begüterten Adel in ihren Mauern einschloß, die so viele Festlichkeiten und Aufzüge, so viele großen Herren als Gäste beherbergte, die als Residenz von Päpsten gedient. Nichts als Verfall, wohin man schaut. — Auch der Springbrunnen mit zwölf Röhren, an der Rampe des Hauptplatzes angebracht, dessen Wasserleitung, wie es die Inschrift besagt, von Päpsten gebaut und restaurirt worden — auch dieser Springbrunnen ist versiegt und rein ausgetrocknet. Die gegenwärtige Regierung hat wenig Geld und dieses wenige Geld wird sicher am wenigsten dazu verwendet, um Werke des alten Regimes in gutem Stand zu erhalten, und das gemeinnützige Wirken der Päpste im Gedächtniß der Einwohner aufzufrischen.

Was hat bei alle dem diese Stadt Anagni für eine großartige Vergangenheit! Nach dem völligen Mangel an einer Locanda mit Schlafzimmern, und nach der einzigen Trattoria, welche an die strenge Einfachheit der uralten Einwohner Latiums erinnert, darf aber die historische Größe einer Stadt nicht gemessen werden. Im Jahre 1749 hat ein Alessandro de Magistris, Doktor beider Rechte, der Philosophie und Theologie und Canonikus Theologus zu Anagni, einen Quartband der Stadtgeschichte herausgegeben[1]), welchen

1) Istoria della città e S. Basilica cattredale d'Anagni. Descritta da *Alessandro de Magistris*. Roma 1749.

er dem Herzog Filippo Sforza Cesarini Savelli Cabrera gewidmet. Schon in der Vorrede verkündigt der Autor mit einem festen widerhallenden Trompetenstoß, daß unter den vielen raren Dingen (tra le moltissime rare cose) er eine sehr lange Reihe von Heroen (una serie ben lunga di Eroi) aufweisen werde, die in dieser Stadt geboren und berühmt geworden sind. „Purpurträger, unbesiegte Feldherren, Heerführer zu des Landes Ruhm zieren außerdem diese Stadt, groß in ihren Celebritäten.“ Es ist diese Hauptstadt der alten Herniker 31 Miglien von Rom entlegen. Nachdem der gelehrte und gründliche Autor dem Ursprung Anagni's vier Quartseiten gewidmet, wornach hier schon bald nach der Sündfluth Ansiedler gewesen, und Anagni zu den fünf von Saturnus gegründeten, mit A anfangenden Städten gehört: Anagni, Alatri, Aquino, Atina, Arpino — handelt er auf weitern vier Seiten über die Luft dieser Stadt. Sie liegt genau bemessen 985 F. über der via latina, hat daher beständige Ventilation (esposta à tutte le ventilationi), besonders vom Norden her. Diese Ventilation hat aber auch eine schöne Arbeit. Wenn man in den Straßen Anagni's herumwandert, so macht man die Entdeckung, daß die Kehrbesen hier als ein halb unbekanntes, ja ein ganz unnützes Instrument angesehen werden; was die Sonne und Luft nicht auftrocknet, das wird vom Regen fortgeschwemmt. Die Straßenreinigung wird völlig den drei Elementen Wasser, Feuer (Sonne) und Luft überlassen, und das vierte Element, die Erde, ist eben das Substrat, auf welchem die andern drei ihre Arbeit als ein dreifach gedrehter Elementarkehrbesen zu vollbringen haben. Nachdem nun schon Hippokrates (liber de aëre, aquis et locis) bemerkt, daß jene Menschen, welche in Gegenden wohnen die kalten, besonders den Nordwinden ausgesetzt sind, auch stark und gesund werden, so stellt dieser alte erfahrene Heilkünstler auch der Stadt Anagni das beste Gesundheits-Zeugniß aus.

Nun folgen Capitel über die Topographie, die Religion

der ältesten Bewohner, in der Zeit da die Stadt die Metr der Herniker gewesen; weiterhin über die Regierungsf über Plünderungen und Verwüstungen. Das achte Ca handelt über die großen Männer in Kirche und Wiss schaft und in Würden. Die Familie Gaetani ist eine ältesten und berühmtesten von Anagni. Ihr Name klingt dem Verzeichniß der Stadt-Celebritäten am öftesten wie besonders viele Cardinäle und Bischöfe gingen aus die Stamme hervor. — Einige Capitel sind der Geschichte Domkirche gewidmet. Ein Hauptstück enthält die merkwürd Ereignisse welche in diesem Dom vorgegangen, von der an als am Gründonnerstag 1160 Alexander III. das thema gegen den Cardinal Ottaviano, der sich unter dem men Viktor III. zum Gegenpapst erklärte, und die Excommu kation gegen Friedrich Barbarossa ausgesprochen hat. wurde Eduard, König von England, vom selben Papst 7. Februar 1161 in die Zahl der heiligen Bekenner vers Eine Seite handelt vom Hierseyn Innocenz' III., der Gl Anagni's u. s. w. Ein Hauptstück führt die 25 Päpste welche hier einige Zeit Residenz gehalten. Bis 1749 wa hier 82 Bischöfe; bis 1873 deren 90[1]). Somit enthält die Quartband von 200 Seiten genug historisches Material.

Wir wiederholen hier nur: Wenn man in der ze fallenen herabgekommenen Stadt herumwandelt, so muß man das ganze historische Bewußtseyn zusammenrufen, um sich di ehemalige Bedeutung derselben vor Augen zu stellen. Anagn ist eben wie so viele andere italienischen Städte eine melan cholisch aussehende Illustration zu dem zerschmetternden Spruch Sic transit gloria mundi.

---

1) Nach Series Episcoporum Ecclesiae catholicae von Dr. Gam Ratisbonae 1874.

XIV.

Geist moderner Staatskunst und Machiavelli's Lehre.

I.

Unter den vielen und langen Reden der Kirchenstürmer, ten in der letztvergangenen Sitzungsperiode des deutschen stages, fand sich doch wenigstens Eine, die des Abge- ten Miquel, der man einen inneren Werth insofern t absprechen kann, als hier nicht die blinde Leidenschaft, dern ein Verstand spricht, der Hegel'schen Bahnen folgt. h ihm wäre der Kampf auf keiner Seite willkürlich her- gerufen; er wäre für beide Theile naturnothwendig. In Einen, den Gegnern der katholischen Kirche, ist Hegel's beit bereits zur vollen Reife gelangt; die Anderen, die chentreuen, verkümmern unbewußt auf einer niederen wicklungsstufe.

Immerhin ist dieß eine Idee, und bei dem schroffen lismus der Reichsgewalt in Deutschland ist diese ideale fassung der Lage recht anerkennenswerth. Die Gesinnungs- ssen in Oesterreich waren so bescheiden, auch auf eine e Anerkennung zu verzichten. Dort hat die Regierung einer breit angelegten Theorie den Ausgangspunkt des ben Kampfes gesucht; es war der Anlaß unmittelbar ten, sich auf das Gebiet der Ideen zu begeben — und , wie kläglich, wie gedankenarm zeigten sich die liberalen iter.

In Preußen — denn Deutschland ist ja doch nur ein Nebenbegriff — sehen wir überall eine wirkende Kraft mit scharf begrenztem Ziele. Alles ist Handlung; jedes gesprochene und geschriebene Wort dient ihr. Wie das Drama endet, ist noch ungewiß, aber die Handlung ist klar, kräftig, zielbewußt. Wo eine hochbegabte Persönlichkeit mit dem und für den Liberalismus arbeitet, wird der Blick unwiderstehlich von der ersteren angezogen; der Abstand ist gar zu groß, man sieht immer nur den Feldherrn, beachtet nicht die Armee. Alle Mühe und Geisteskraft wird aufgeboten, um den Plan des herrschenden Mannes und die wahren Motive des „Culturkampfes“ gegen die Kirche zu erforschen. So soll in der geplanten Annexion Deutschösterreichs das eigentliche Motiv zu suchen seyn; denn um dieselbe für ein protestantisches Reich gefahrlos zu machen, muß vorerst die Kraft der Katholiken Deutschlands gebrochen werden. Ich will die Berechtigung solcher tieferen Einblicke in die Zukunft nicht bekämpfen, aber die Gefahr liegt doch nahe, dadurch für die Gegenwart ein zutreffendes Urtheil zu erschweren.

Dem Liberalismus, diesem Glückskind unserer Tage, ward nicht bloß ein genialer Vorkämpfer, sondern die noch größere Gunst beschieden, in gedeckter Stellung die Wurzeln seines Daseyns ungehindert vertiefen zu können. Alle Aufmerksamkeit ist auf das Genie des Führers, fast gar keine auf das Wesen des freudig dienenden Trosses gerichtet.

Will man den Kampf, der das neue Reich mit Zerrüttung bedroht, persönlich deuten, so gibt die Psychologie das Argument an die Hand, daß die unangeahnte Höhe irdischer Macht einer weisen Selbstbeschränkung ungemein hinderlich ist; eine selbstständige Macht neben sich, und in moralischer Beziehung über sich zu dulden, ist sodann eine harte Prüfung, der auch das Genie, und vielleicht gerade dieses, nicht immer gewachsen ist. Ich halte aber auch solche psychologischen Erklärungsversuche schon deßhalb für überflüssig, weil die Bundesgenossenschaft mit der national

liberalen Partei in den preußischen Plänen von vornherein eine bevorzugte Stelle eingenommen hat.

Am 8. April 1866 ward das Kriegsbündniß zwischen Preußen und Italien geschlossen, und schon am folgenden Tage, 9. April, von Preußen in Frankfurt der Antrag gestellt: „Die Bundesversammlung wolle die Einberufung einer aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehenden Versammlung für einen noch näher zu bestimmenden Tag beschließen.“ Die Sprache war verständlich.

Zu den Besiegten zählten in dem genannten Jahre nicht bloß Oesterreich und die deutschen Bundesstaaten, sondern formell — wenn man sich des preußischen Verfassungskampfes erinnert — auch die liberale Partei; und dennoch hat die preußische Regierung, ausgestattet mit allen physischen und moralischen Machtmitteln, im Landtage von 1867, für ihre Haltung im Verfassungsconflikte die Indemnität von dieser besiegten Partei erbeten! — Nun war es kaum mehr möglich daran zu zweifeln, daß diese Regierung fortan die gleichen Wege mit den Liberalen wandeln werde. Der übermächtige leitende Minister hat die Macht, die dieser politischen Richtung innewohnt, nicht gering geschätzt; er hat es vorgezogen sie zu benützen, statt sie zu bekämpfen, und wenn er auch, nach eigenem Urtheil, sich nur Ziele steckt die zugleich der Partei genehm sind, so ist doch so viel gewiß daß, wenn es anginge, er diese Ziele weit lieber allein oder in anderer Gesellschaft verfolgen würde. Alles Abquälen mit der Erforschung der Gedanken und Pläne eines Menschen, und sei es der mächtigste, ist ziemlich überflüssig und unfruchtbar; man merke auf, wie die meisten Menschen denken und handeln, und man wird auch den einen begreifen. Der Unterschied liegt nur im Grade. Dieser Ausspruch mag Vielen verblüffend kühn erscheinen, aber er wird nicht leichtfertig gethan, er beruht auf ernsten Studien der geschichtlichen Entwicklung, wie auch des Lebens das uns umgibt.

Das Hauptthema unserer Geistesarbeit sollte der Liberalismus, sein Wesen, seine Wurzeln und Grundlagen seyn. Ist er wirklich nichts Anderes als eine politische Partei, die glühender zu hassen versteht, ein weiteres Gewissen hat als eine andere, strammere Disciplin hält, taktisch besser geschult ist u. dgl. m.? Ist es nicht richtiger anzunehmen, daß im Staatsleben nur in die Erscheinung tritt, was die Frucht eines geistigen Prozesses von Jahrhunderten ist, eines Prozesses der die Gesellschaft durchdringt und bewegt, der zwar von christlicher Grundlage (der Idee menschlicher Persönlichkeit) ausgeht, aber im weiteren Verlauf, bei vorwaltender egoistisch-sinnlicher Neigung, den religiös-sittlichen Inhalt immer mehr verliert, bis er bei einem Zerrbild der christlichen Idee, der Vergötterung des „Ich" anlangt? Die seltsame Thatsache ließe sich dann erklären, daß heute dieselben Menschen sich auf das Christenthum berufen, und doch zugleich das Christenthum hassen; auch wäre sodann die logische Nothwendigkeit gegeben daß, bei erwachender Erkenntniß des Irrweges, der menschliche Geist wieder zu dem bezeichneten Ausgangspunkte zurückkehren und die tiefste Verirrung nur zu einer tieferen und allgemeineren Einsicht in die ewigen Wahrheiten christlicher Lehre führen würde.

Philosophische Betrachtungen — wird man mich unterbrechen — in einem Augenblicke, wo ein Kampf auf Leben und Tod geführt wird, sind zum mindesten ganz unnütz. Ich weiß wohl, zur Beruhigung sei dieß gesagt, daß es nur den Hindus Vergnügen macht, wenn, z. B. in dem indischen Heldengedicht Mahabharata, die Schilderung des Kampfes zwischen den Kuru und Pandu unterbrochen wird, um im Angesicht der feindlichen Heere tiefsinnige metaphysische Untersuchungen, durch nicht weniger als achtzehn lange Gesänge, anzustellen. Unser Geschmack ist ein anderer. Aber was wir täglich an Gutem und Schlechtem erleben und verzeichnen, das hat doch nicht allein einer flüchtigen Gemüthsstimmung zu dienen, zu erfreuen oder zu erzürnen; es soll unser Nach-

denken anregen, wie wir in einer bedrängten kummervollen Gegenwart, für uns und unsere Nachkommen, eine bessere frohere Zukunft vorbereiten können. Je schwieriger die Probleme (und uns liegen die allerschwierigsten vor), desto nöthiger ist es die Denkkraft zu ihrer Lösung anzustrengen. Es muß daher auch solche Käuze geben, die mitten im Kampfe spekuliren, wenn sie sich auch umsonst mit der Hoffnung schmeicheln sollten, zum dereinstigen Friedensschluß einen Beitrag zu liefern. Tausende von ausgestreuten Samenkörnern gehen zu Grunde, nur einzelne keimen und sprießen. Die „Lehrmeisterin" Geschichte war bis jetzt gewiß nicht glücklich in der Heranbildung ihrer Schüler, und doch wird gerade jetzt mit erhöhtem Eifer Geschichte docirt, geschrieben und gelesen. Kein Vernünftiger wird wünschen dieses Streben zu ersticken, obwohl wir hier trostlosen Erfahrungen gegenüberstehen.

Die große Mehrzahl neuerer Geschichtswerke läßt erkennen, daß der Liberalismus selbst es ist, der die Geschichte schreibt, und es gibt keine einzige geschichtliche Arbeit (nicht einmal eine Vorarbeit dazu), welche das Keimen und Wachsen des *Individualismus* erkennen und verfolgen ließe. Die Wurzel liberaler Herrschaft ist aber nur in dem — seinem Alter nach sehr ehrwürdigen — individualistischen Geiste zu suchen, nämlich in dem Zerfallen der Gesellschaft in unzählige winzige Mittelpunkte, von welchen aus die Selbstsucht ihre Lebenskreise zieht. Man betrachtet diese Erscheinung gewöhnlich (so auch C. Frantz) als eine „Folge" des Liberalismus, während deutliche Spuren davon doch schon im Mittelalter zu erkennen sind. Es ist auch ein großer Irrthum, wenn man meint, daß eine politische Parteirichtung nicht nur sociale Zustände verschlimmern könne — was allerdings zuzugeben ist — sondern die Macht habe die Gesellschaft förmlich umzuschaffen, mit einem anderen Leben zu erfüllen.

Es bewegt sich eben, trotz aller Wissenschaftlichkeit, das Kämpfen und Ringen der Menschen im dunklen Raume;

erst das Abgestorbene, die Leichen regen zur genauen Untersuchung an, und was am Lebendigen mit Erfolg für das Leben studirt werden könnte, wird, am Todten geprüft, gar leicht zu einem Werke unfruchtbarer Gelehrsamkeit.

Es gibt vortreffliche Schilderungen der erwähnten politischen Parteitendenzen, allein da sie in das Wesen der Sache nicht eindringen, führen sie nur zu einer Belebung des Kampfes gegen Personen, zu keiner Erneuerung von Innen heraus, welche eine tiefere Erkenntniß socialer Gebrechen voraussetzt. Das Urtheil der herrschenden Partei ist in dieser Beziehung einer Beachtung nicht unwerth. Sie sagt: uns handelt es sich nicht um Personen, diese mögen untergehen; es handelt sich um Principien, und die sind unvergänglich. — Den Worten nach ist Alles falsch, und doch enthält der Gedanke eine Wahrheit. Um Personen handelt es sich gar sehr, und zwar um die eigenen, und die „Principien" bestehen darin: keinem Principe treu zu bleiben; aber die Handlungsweise selbst, der Geist der sie belebt und der die moderne Politik beherrscht, dieser ist vom Wechsel der Personen unabhängig. Die Gneist wie die Giskra sind wirklich unsterblich; die Richtung der sie angehören, hat weder mit ihnen begonnen, noch wird sie mit ihnen ihr Ende erreichen.

Wer sich von der vorherrschenden Strömung mit vollem Behagen tragen und treiben läßt, fühlt kein Bedürfniß über deren Ursprung und Ziel Belehrung einzuholen. Jene aber, in denen sich die Ahnung regt, daß der breit getretene Weg den die liberalen Heerschaaren verfolgen, zum Verderben führt, sollten doch emsig bestrebt seyn, die Ahnung zur klaren Erkenntniß zu erheben, um endlich einmal einen festen Sammelpunkt für die Gesinnungsgenossen zu gewinnen, der für die Heranbildung einer Parteimacht unerläßlich ist. Es fehlt gewiß nicht an erfreulichen Erscheinungen, an erhebenden Beispielen; aber wer wollte läugnen, daß dort wo sie auftreten, ein Faustschlag in's Gesicht, geführt von den Gegnern, die Stelle eigener Erkenntniß vertreten hat. Wo dieser Be-

weggrund nicht unmittelbar wirkt, ist Zerfahrenheit oder doch Disciplinlosigkeit so ziemlich der normale Zustand. Alles wird ländlich, örtlich und persönlich verschieden abgemacht; mit Einem Wort es wird auch hier „individualisirt", und auf diese Weise der Liberalismus, den man zu bekämpfen meint, nicht bloß äußerlich, sondern aus inneren Gründen gestützt und gefördert.

Besonders scheint dieß in Oesterreich der Fall zu seyn, wo überhaupt von den Conservativen die politischen Aufgaben recht kindlich sorglos behandelt werden. Um den Gedanken an ein festes Zusammenschließen fern zu halten, verbreiten die Organe dieser Parteifraktionen sehr eifrig die Mähr von dem Siechthum, dem Absterben des Liberalismus. Man braucht den Sterbenden nur zu berühren und er fällt zu Boden. Wozu denn da noch ein Aufraffen und Sammeln der eigenen Kraft? — Ist nur einmal der richtige Regierungsfinger gefunden, der diese Berührung herzhaft ausführt — dann ist Alles wieder gut. Ein Regierungswechsel, eine Aenderung des „Systems", das ist's was allein noth thut. — Einer solchen Auffassung der Lage begegnet man am häufigsten in Oesterreich, sie findet aber auch anderwärts Anhänger. Ich muß gestehen, eine wunderthätige Regierung ebensowenig zu kennen, wie ein wunderwirkendes „System". Insolange die Köpfe der Regierten nicht zur Besinnung kommen, wird auch der erleuchtetste Mann an der Spitze der Regierung nur zwischen der Macht der Liberalen und der Ohnmacht der Conservativen seine Wahl zu treffen haben.

Bei den Debatten über die Kirchengesetze im österreichischen Parlament, wurde von katholisch-conservativer Seite auch das Argument als gewichtig zur Geltung gebracht: „wir brauchen solche Gesetze in Oesterreich nicht", und es ward weiter ausgeführt, daß das Verhältniß zwischen Kirche und Staat in Oesterreich zu der beabsichtigten „Regelung" keinen greifbaren Anlaß biete. Mir fallen dabei unwillkürlich die Worte ein, die C. Frantz („Die Quelle alles

Uebels") ausspricht: „Den Anhängern des sogenannten göttlichen Rechtes ist es sämmtlich gemein, daß ihnen das Talent der Beobachtung fehlt, und damit der kritische Geist, der wesentlich durch die Beobachtung geweckt wird." — In Oesterreich herrschen ja die Liberalen und nicht die Conservativen, und da ist nur die Eine Frage am Platz: Brauchen die Liberalen solche Gesetze? Die Antwort sollte eigentlich ungemein leicht fallen, denn die Selbstherrlichkeit des Individuums, und die Unterordnung desselben unter eine unnahbare göttliche Autorität, sind schlechterdings unvereinbare Dinge. Von liberalem Parteistandpunkte aus, muß es versucht werden, die Kirche unter menschliche, den Liberalen erreichbare Autorität zu bringen. Es ist dieß nicht weniger als eine Existenzfrage; nach beiden Seiten. Nur bei richtiger Beobachtung läßt sich daher der Preis des gegenwärtigen Kampfes ermessen und demgemäß auch handeln.

In diesen „Blättern" (74. Band, 7. Heft) wird darauf hingewiesen, daß die Kirche bereits im dreizehnten Jahrhundert die heftigsten Angriffe ihrer Feinde siegreich abgewehrt habe. „Darum ist es das Zeitalter des heil. Thomas von Aquino, mehr denn ein zweites, an welchem wir uns ein Vorbild zur Nachahmung, sowie tröstliche Aussicht auf den Sieg unserer Sache trotz aller Anfechtungen erholen können. Mehr, sage ich, als ein zweites, selbst das Reformationszeitalter; . . damals stand Kirche gegen christliche Sekten, ehemals aber, wie heute, Christenthum und Kirche gegen das reine Nichts, gegen die beabsichtigte Vernichtung von Allem was an Gott erinnert."

Möge es Gott gefallen, daß ein zweiter Glaubens- und Geistesheros, wie Thomas von Aquin, dieser Welt als Leuchte beschieden werde, oder daß doch die wunderbare Kraft dieses heiligen Mannes unsere Theologenschulen neu belebe und durchdringe!

In solchen geschichtlichen Erinnerungen liegt gewiß ein Trost, eine Stärkung für gläubige Seelen, besonders für

jene die im Gewitter immer nur die verheerende, nicht auch die reinigende und befruchtende Wirkung erblicken wollen. Eine Erklärung unserer eigenen Bedrängnisse sollte aber doch wohl mit dieser Reminiscenz nicht gegeben werden, so-wie überhaupt die Hinweisung, daß Alles schon dagewesen, niemals erleuchtend wirkt und nebenbei die Gefahr einer Erschlaffung eigenen Denkens und Thuns mit sich bringt. An Ungläubigen hat es freilich vor sechshundert Jahren, wie zu allen Zeiten, nicht gefehlt, und sie sind damals frecher her-vorgetreten als vorher. Die Geschichtsquellen sind nicht arm an Nachrichten hierüber, und daß aus jener Periode über die einzelnen Behauptungen und Angriffe der Glaubens-feinde so sorgfältige Aufzeichnungen vorliegen, dieser Um-stand allein schon würde mich zu dem Schlusse geneigt machen: die Aeußerungen des Unglaubens hätten damals den Eindruck des Unerwarteten, des Ungewohnten hervor-gerufen, während in unserer Zeit das Verhältniß fast ein umgekehrtes ist. Im Uebrigen bildeten meines Wissens die Häresien damals denn doch die Hauptsache und ihr bezeich-nendes Merkmal ist gerade eine gewisse Ueberreizung und Ueberschwänglichkeit in der Auffassung des religiösen und sittlichen Lebenselementes, wobei dann der offene Unglaube als Rückschlag nicht ausbleiben konnte.

In der erwähnten Periode des Mittelalters ist Eines von großer Bedeutung, insofern als es die Vergangenheit mit der Gegenwart erklärend verbindet. Es betrifft dieß nicht die Aehnlichkeit einzelner Erscheinungen, die in diesem und jenem Jahrhundert auftauchen, sondern ein Geistesstreben, das schon im 12. Jahrhundert deutlich erkennbar wird und seither, in stetiger ununterbrochener Entwicklung, zur welt-bewegenden Macht geworden ist. Die Reformation betrachte ich nicht als ein schwaches Abbild dessen was sich im drei-zehnten Jahrhundert ereignete, sondern als ein starkes Mittel-glied in einer Entwicklungsreihe, die auch heute noch nicht ihr Ende erreicht hat.

Dr. Weiß sagt in seiner Weltgeschichte (3. Band) über die Zeit Innocenz' III.: „Nie stand die Kirche nach Außen glänzender, gebietender da, als unter Innocenz dem Dritten, nie waren aber auch ihre Gegner rühriger und hat eine stärkere Gefahr ihren ganzen Bestand bedroht. Ein Sturm wie zur Zeit des Arianismus brauste gegen sie heran, alte schon überwundene und neue Ideen gährten zu gleicher Zeit: indische, persische Anschauungen, alexandrinischer Pantheismus, aristotelische Ideen, die auf dem großen Umwege über Bagdad und Cordova in's Abendland gelangten. Wenn auch die Gegner mit ihren Anschauungen miteinander nicht im Einklang waren, so waren sie doch darin einig, die bestehende Kirche zu bekämpfen, und wetteiferten in dem Bestreben, ihr Anhänger zu entziehen, die kirchliche Objektivität zu läugnen und nur die sittliche und religiöse Beschaffenheit des Einzelnen gelten zu lassen." Ganz richtig; das ist aber nicht eine bloß vorübergehende Erscheinung jener mittelalterlichen Periode, sondern es ist der rothe Faden der sich von nun an in allen folgenden Geschichtsepochen auffinden läßt.

Das Bestreben die Religion in die Sphäre subjektiven Meinens zu verweisen, tritt also schon im 12. und 13. Jahrhundert auf, und nicht etwa bloß vereinzelt, wie in früheren Jahrhunderten, sondern in weitester Verbreitung; „vom schwarzen Meere bis zum atlantischen Ocean standen die Gegner (der Kirche) in Verbindung." Eine so weitreichende Verbindung in jener Zeit, bei den damaligen Verbindungsmitteln und Verkehrsverhältnissen, ist wohl der größten Beachtung werth.

Das Autoritätsprincip ist im Mittelalter in seiner tiefsten Wurzel angegriffen worden; denn, wenn das Ansehen der Kirchengewalt — unmittelbar gegründet auf Christi Wort — mißachtet wird, dann ist in der Christenwelt überhaupt jede Autorität erschüttert. Derlei Tendenzen in ihrem Wachsen und Umsichgreifen für alle Zukunft zu hemmen,

dazu reichte Menschenkraft nicht aus; nicht die Kraft eines Innocenz III., nicht die eines heil. Thomas von Aquin und seiner Mitstreiter, ja auch nicht die Kraft eines heil. Bernhard von Clairvaux und Franz von Assisi, obwohl die Thätigkeit der beiden letzteren, mit einer Gluth religiöser Begeisterung und dem erhabensten Opfermuth, direkt auf die Bekämpfung der Individualisirungs-Tendenz gerichtet war, und sie die Gefahr besser erkannt haben als wir im 19. Jahrhundert, die wir es nur mit einer „politischen Partei“ zu thun haben wollen.

Die Fortschritte dieser bedenklichen Richtung zeigen sich im 14. und 15. Jahrhundert, wo neben der Sektenbildung der „Humanismus“ sein Haupt erhebt. Im 16. Jahrhundert sucht man schon den zersetzenden Grundgedanken kirchlich und politisch zu einem System auszubilden; kirchlich durch die Reformation, und politisch zuerst in Machiavelli. Das Eindringen dieses Systems in alle Verhältnisse des praktischen Lebens bildet nun den wesentlichsten Theil der Geschichte der neueren und neuesten Zeit.

Im Mittelalter ist, neben der Anwendung der geistigen Waffe der Belehrung, auch die weltliche Gewalt eingeschritten um die Häresien zu unterdrücken. Es kamen Verfolgungen vor, die wir, vom Standpunkte unserer verfeinerten Anschauungen, als Grausamkeiten bezeichnen. Die Zeitgenossen urtheilten anders, da sich ihr Leben überhaupt in anderen Formen bewegte. Der Kern der Sache wird dadurch auch gar nicht berührt, und dieser bestand darin, daß die Träger weltlicher Gewalt sich den wirksamen Schutz der eigenen Autorität zu der Zeit noch nicht anders denken konnten, als untrennbar verbunden mit dem Schutze, den sie der wahren christlichen Lehre und der Kirche gewährten. Im 16. Jahrhundert sucht sich die Staatsgewalt ihr Interesse durch einen Bund zu schützen, den sie mit der Auflehnung des Individuums gegen die Glaubensautorität schließt. In den letzten Jahrhunderten, bis zur Gegenwart, werden die Mittel welt-

licher Gewalt gegen den religiösen Glauben selbst in Anwendung gebracht!

Das sind die interessanten Entwicklungsstadien eines und desselben Geistes. Diese Zeichnung nach den Hauptmomenten würde wohl noch einer Ergänzung bedürfen, indem bis zu dem Zeitpunkt, wo griechische Philosophie sich mit jüdischer Gelehrsamkeit verbindet, zurückzugehen, und sodann die Einwirkung dieser verbündeten Elemente auf den christlichen Ideenkreis zu schildern wäre. Hier muß es genügen, wenn ich bemerke, daß in altchristlicher Zeit einerseits die Gnostiker, die Manichäer (später auch die Paulicianer), und andererseits die Arianer zu der Philosophie des Heidenthums und insbesondere zu der Lehre des gelehrten Juden und Neuplatonikers Philo in naher Beziehung standen. Während die ersteren den Subjektivismus, und durch diesen die Zerstörung der kirchlichen Autorität und Ordnung, sich zum Ziele wählten, haben die Arianer den dogmatischen Inhalt des kirchlichen Gefäßes zu zersetzen gesucht. Sie läugneten die Gottheit Jesu und suchten die Trinitätslehre zu zerstören, in welcher die christliche Idee der Persönlichkeit (auch der menschlichen) ihre tiefste Begründung findet. Was die erstgenannten Schulen und Sekten für den Individualismus vorbereitend leisteten, das haben, inmitten der christlichen Gesellschaft, die Arianer für den Pantheismus und — da das Alleine als geistiges Princip sich nur gar zu leicht verflüchtigt — auch für den Materialismus grundlegend geleistet. Und diese arianische Feindschaft gegen die katholischen Hauptdogmen, war gepaart mit einer außerordentlichen Zuneigung zur weltlichen Gewalt in kirchlichen Dingen. Die Idee einer „Nationalkirche" unter weltlicher Oberleitung trat schon im vierten christlichen Jahrhundert mächtig in den Vordergrund, und wenn diese Idee heute im Namen unserer hohen Cultur und Bildung so zahlreiche Vertheidiger findet, so bedenkt man dabei gar nicht, daß die rohen germanischen Völkerschaften die der arianischen Lehre folgten, die Gothen,

Burgunden, Langobarden, Sueven und besonders auch die Vandalen, dieser Weisheit schon vollkommen theilhaftig waren. Der Sieg der katholischen Kirche über die Feinde ihres höheren selbstständigen Waltens war ganz unbestreitbar die Grundbedingung aller Cultur in der Christenheit. Zu der späteren Aufnahme von wirklichen Culturelementen des classischen Alterthums, wurde die Christenwelt ja auch nur durch diesen Sieg der Kirche fähig gemacht.

Werden die einzelnen Züge der Verirrung in altchristlicher Zeit unter sich vereinigt, so geben sie ein Bild der Neuzeit in Keimgestalt.

Bekannt ist die Kraft und das Geschick des Mittelalters im Organisiren, in der Bildung von Corporationen. Sie hat sich aber nur in beschränkten engen Kreisen geäußert; das Weitere blieb doch vorzugsweise kraftvollen Persönlichkeiten überlassen; es ist mit ihnen entstanden und vergangen. Es gab nur einen großen, von höherem Leben erfüllten Organismus, die katholische Kirche, und gerade gegen diese, obwohl sie der erwähnten organisatorischen Kraft nichts weniger als feindlich gegenüberstand, richtet sich schon im Mittelalter, in weiter Verbreitung, der geistige Angriff und Kampf, ein Angriff der, wenn auch nicht ausschließlich (wie dieß z. B. die thätige Theilnahme Raimunds VI. von Toulouse zeigt), so doch hauptsächlich von den Volksmassen ausgeht.

Zwei Fragen wären hier zu beantworten. Wie verhält sich die moderne Schule der Culturhistoriker zu dem socialen Crystallisationsprozeß des Mittelalters? und: wie ist die Anfeindung der Kirche, insbesondere der Kirchenverfassung, in jener Zeit, zu erklären? Die eine Frage nimmt Bezug auf die gegenwärtige Geistesbeschaffenheit, die andere auf ihre Genesis.

Den ersten Punkt betreffend, ist mit jenen nicht zu rechten — und sie bilden die Mehrzahl — die das Höchste geleistet zu haben meinen, wenn sie Darwin's naturgeschichtliche Hypothesen frischweg in's Weltgeschichtliche übertragen.

Die Antwort auf jene Frage fällt dann unendlich leicht: „Kampf um's Daseyn." Nur solche Schriften können Beachtung finden, die von selbstständigem Denken und Forschen ihrer Autoren Zeugniß ablegen.

Einen der besten Köpfe die sich culturgeschichtlichen Studien zuwandten, haben wir in W. Kiesselbach verloren. Ueber die Gelehrtenzunft, die ein Inventarstück des liberalen Vermögensbesitzes bildet, hat er sich weit erhoben und einen freien Blick bewahrt, der um so anerkennenswerther ist, als ihm, nach seinen Schriften zu urtheilen, die Zeitströmung in Wissenschaft und Leben doch einen gewaltigen Eindruck machte. — „Die große Macht der Gesellschaft sinkt auf ein Minimum herab, sobald man mit den Linien des Rechtsstaates in sie hineinfährt. Der Rechtsstaat ist das Zwinguri der Gesellschaft; eine wahre Verfassung ist nicht ein juridisches, sondern ein social-politisches Produkt." „Seit Jahrtausenden geht das religiöse Ringen innerhalb gesellschaftlicher Gliederungen, d. h. in kirchlichen Verbänden vor sich. Auch durch die kommenden Jahrtausende wird sich derselbe Zug geltend machen. Das Gottsuchen des Menschen ist die höchste Aufgabe des menschlichen Lebens, dem die Lösung aller übrigen Aufgaben schließlich doch bloß als Mittel dient." „Den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit vermag man ebenso wenig willkürlich abzuschneiden, die Geschichte ebensowenig ganz frisch auf einer tabula rasa zu beginnen, als den körperlichen und geistigen Zusammenhang des Einzelnen mit der Reihe seiner Vorväter zu vernichten." („Socialpolitische Studien.") — Wer solche Sätze niederschreibt, ist gewiß kein Liberaler von echtem Schrott und Korn.

Nebst diesem bestimmt mich auch noch der weitere Umstand, den „Studien" Kiesselbach's meine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, daß der Autor sich die Aufgabe stellte: „den Gang der Verwandlungen" und „den Grund dieser sich ordnenden Welt" zu erforschen, welchem Gedanken er

auch bezüglich des Mittelalters treu bleibt. Eine gleiche (wenigstens versuchte) Vertiefung der Arbeit findet sich, so viel mir bekannt, bei keinem anderen Schriftsteller der in neuerer Zeit sich mit Culturgeschichte beschäftigte. Riehl gibt nur Schilderungen von Zuständen, freilich der anregendsten Art; und da muß es auf den ersten Blick doch auffallen, daß diese Anregung selbst an einem Manne, wie Kiesselbach, spurlos vorüberzog. Er bekämpft das abstrakte Philosophiren, erkennt dessen schädliche Wirkung, und erklärt offen: die Wissenschaft habe kaum mehr etwas einzureißen, sie müsse nun anfangen aufzubauen. Sowie er aber beginnt, selbst die Linien des Bauplanes zu ziehen, sinkt alle Widerstandskraft, und er folgt demselben Geiste, der das Geschäft des Einreißens durch Generationen so vortrefflich besorgt hat.

Die Familie ist das Herz der Volkspersönlichkeit, sagt Riehl, und in trefflichen Schilderungen für verschiedene Geschichtsepochen wird diese Wahrheit dem Leser anschaulich gemacht. Kiesselbach's Untersuchung beginnt beim Individuum, das „mit thierischem Instinkte von unbegrenzter Selbstsucht ausgeht"; nach Jahrtausenden wird „im gesellschaftlichen Zusammenhange des menschlichen Daseyns, den Geboten des Egoismus gegenüber, das Gebot der Liebe herausgearbeitet." Dem Ausgangspunkt der Untersuchung entsprechend, wird der „gesellschaftliche Zusammenhang" bestimmt durch äußere, hauptsächlich durch wirthschaftliche Momente; auch bezüglich der Familie.

Für eine „sociale Anthropologie" sollten die Grundzüge entworfen werden, und dabei wird mit einem Jägervolk, Hirtenvolk u. s. w. nach dem „Einfluß der Ernährungsweise" begonnen. Das erste menschlich Sociale ist doch die Familie, auf ihr beruhen alle weiteren gesellschaftlichen Bildungen, aus ihr holen sie ihre Lebenskraft. „Individuen" kann man addiren so viel man will, man bringt als Resultat, bei aller Rücksicht auf die „Ernährungsweise", doch keine „Familie", kein „Volk", mit Einem Wort keinen Gesellschaftsorganismus heraus.

Das „Herausarbeiten des Gebotes der Liebe" — ist e
Gedanke der das innere Wesen der Familie gänzlich v
kennt, daher es nicht überraschen kann, daß Kiesselbach a
die socialen Gestaltungen des Mittelalters individualisti
zu erklären sucht, obwohl das christliche Gebot der Liebe d
mals schon längst wirksam war. „Der Krieg ist der Va
der Staaten!" Und da die Staaten mit denselben Mitte
erhalten werden, mit welchen sie gegründet wurden, so kön
dieses Diktum Kiesselbach's als ein für unsere Zeit recht passend
Wahrzeichen dienen, wessen man sich von den „Staaten"
versehen hat. Der Gegner „abstrakter Philosophie" tritt hi
mit in innige Gemeinschaft mit derselben. Wir befinden u
wieder bei den „Räuberindividuen", die nach Hegel und G
nossen das übermächtige Rom gegründet haben. Auch d
Commune, die Stadt des Mittelalters, verdankt nach unsere
Autor nur dem Kriege ihr Entstehen. „Die bis dahin vo
der Stadt umfaßten zusammenhangslosen Individuen ve
binden sich miteinander", hiezu veranlaßt durch die nothwendi
gewordene „militärische Deckung nach Außen." So ist den
die Stadtmauer das eigentlich Schöpferische für die mitte
alterlichen Communen, die „Ringmauer ist aber ein Produ
des Krieges."

Lange vor dem Erwachen städtischer Kraft gab es ei
Asylrecht der Kirche. Es hat segensreich gewirkt, und steh
in naher Beziehung zur Städtebildung. Die Rohheit un
Unsicherheit in den damaligen Lebensverhältnissen drängt si
wohl der Erkenntniß auf, aber das Zurückweichen der Roh
heit vor der Macht und Gemeinsamkeit erhabener Ideen un
heiliger Gefühle kömmt nicht in allen Epochen vor.

Ich dächte, daß solche Erscheinungen geradezu aufforder
einen Blick in das innere Leben jener Vergangenheit z
werfen. — Die Culturhistoriker ficht das aber wenig an
die „Stadtmauer" ist interessanter, da sich dann alles g
mechanisch erklären läßt, worin unsere Zeit ihre Befriedigun
findet. Psychologisch ist es bedeutsam, daß dem denkende

Geist das dürrste Resultat genügt, ja als eine Errungenschaft gepriesen wird, wenn es nur auf demselben Wege liegt, den die Menschen durch Generationen gewandelt sind. Schon deßhalb ist die „voraussetzungslose Wissenschaft“ ein gar unbedachtes Wort.

Bloß durch Krieg, durch äußeren mit den Zeitverhältnissen wechselnden Druck, sollen Verbände entstehen, welche Jahrhunderte überdauerten, und endlich der Gesellschaft wie dem Staate ein eigenes Gepräge verliehen! Bevor es eine städtische Ringmauer gab, war schon das einzelne Haus des wohlhabenden Stadtbewohners befestigt, und es ist die Frage, ob bei diesem Vertheidigungssystem, durch eine Reihe von „Festungen“, dem Angreifer nicht größere Hindernisse bereitet worden wären, als durch eine einzige Stadtmauer. Hat nun die letztere die Bewohner des Platzes erst zur Gemeinde „verbunden“, so muß doch nothwendig den Befestigungsmauern des *einzelnen* Hauses die entgegengesetzte Wirkung, die Trennung der Bewohner, zugeschrieben werden. Immer bedurfte es der „Mauern“, um sociale Zustände zu schaffen. Was waren aber dann die Menschen, als überhaupt noch gar nicht „gemauert“ wurde?

Weder getrennt noch verbunden — ein seltsamer Zustand. Daß dieselben Menschen die, trotz der herrschenden Unsicherheit und gemeinsamen Gefahr, sich nicht zu einigen vermögen, plötzlich und nur deßhalb Ein Herz und Eine Seele werden, weil sie sich nun hinter der Ringmauer *sicher* wissen — das ist abermals ein Gedankenproblem der schwierigsten Art. Uebrigens haben die wackeren Bürger die bewußte Ringmauer (wenigstens an vielen Orten) gar nicht selbst gebaut. Es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die umliegenden Dorfschaften zu diesem Bau verpflichtet waren und auch zur Vertheidigung mitwirken mußten. Ein Organismus war also schon vorhanden, der Stadt und Land und, statt „zusammenhangsloser Individuen“, *Gemeinden* umfaßte.

Freilich sind die Organismen das größte Hinderniß für moderne Denk- und Erklärungsweise.

Wenn von Maurer („Geschichte der Städteverfassung") mit seiner Ansicht Recht hat — und er führt gute Gründe an — daß die Städte aus Dörfern und die Stadtverfassungen aus Dorfverfassungen hervorgegangen sind, so zeigt dieser einfache Entwicklungsgang, daß die städtische Ringmauer für Ueberwindung der „Zusammenhangslosigkeit der Individuen" kaum irgendwelche Bedeutung hatte. Jedenfalls halte ich es mit Guizot (hist. de la civilisation), der mit Bezug auf das Städtewesen sagt: „Der Zeitpunkt, in welchem die industrielle Thätigkeit sich wieder zu regen begann, war sicherlich derjenige, wo die Sicherheit am meisten gefährdet erschien. Nichts reizt den Menschen mehr, als wenn er sich sodann in seiner Arbeit gestört und der Früchte beraubt sieht, die er sich davon versprochen hatte. Er nimmt dieß weit übler auf, erzürnt sich darüber weit mehr, als wenn er ein Leiden unter Verhältnissen zu erdulden hätte, die schon lange Zeit unverändert fortbestehen, und durch Einförmigkeit abstumpfen." Gewiß nicht erst hinter der „Mauer" hat die gewerbliche Thätigkeit sich zu regen und zu organisiren begonnen. Es mußte schon ein gewisser Grad von Reichthum eingetreten seyn, um die Gefahren des Angriffes zu steigern, und es mußten schon Viele an dem Reichthum Theil haben, um zum Zwecke der besseren Vertheidigung die ganze Stadt in einen festen Platz zu verwandeln. Um solche Reichthümer zu erwerben, hat man aber auch damals der geordneten Mithülfe seiner Nebenmenschen bedurft.

Absichtlich habe ich diesen Autor und dieses Thema gewählt, um ein treues und verständliches Zustandsbild zu entwerfen. Den Autor, weil er durch seine Begabung, sein Wissen und redliches Wollen hoch emporragt über die Menge der „Gebildeten"; weil er, Besseres ahnend, ernstlich bemüht ist sich loszuringen, zu befreien von den Banden, in welchen die „liberal" denkende Welt sich so wohl fühlt; weil

er endlich überzeugt ist von der Unvergänglichkeit christlichen Geistes und christlicher Lehre. Das Thema habe ich gewählt, weil es keinen besseren Prüfstein moderner Weltanschauung gibt, als wenn man ihr eine Zeit frisch pulsirenden Lebens und organischer Gestaltung gegenüberstellt, und eine Antwort heischt auf die Frage: wie ist dieses Leben, diese Gestaltung nach ihrer inneren schaffenden Kraft zu erklären? — Der Autor ist unterlegen; statt Besseres zu bieten, statt aufzubauen, wie er wollte, läßt er von den verneinenden zerstörenden Mächten, die ihn umgaben, seine Schritte leiten. Krieg, wirthschaftliche Interessen und eine geheimnißvolle „Nothwendigkeit" sollen Alles erklären, von der entferntesten Vergangenheit bis zur Gegenwart, von der Religion angefangen, bis zur einfachsten Erscheinung des alltäglichen Verkehrs!

Kiesselbach hat den „Durchschnittsmenschen" gesucht, der nicht existirt; das Constructive in der Methode war dadurch gegeben, und in die Construktion der lebendigen Welt mußte auch das Christenthum hineingezwängt werden — streng verstandesmäßig, um mit den Resultaten moderner Wissenschaft nicht zu collidiren. Es präsentirte sich ihm, in reicher Menge, das liberale, kriegerisch gestimmte, wirthschaftlich gierige Individuum, welches die Wissenschaft aus lauter „Nothwendigkeiten" aufbaut, weil es sich selbst und die Befriedigung seines egoistischen Begehrens für unbedingt „nothwendig" hält. Kiesselbach's Leistung war hiedurch engbegrenzt und dem gleichen Schicksal müssen Alle verfallen, die ihre Arbeit nicht damit beginnen, sich die Weisheit der atomistischen Gelehrtenwelt genauer zu besehen. Hegel, in dessen Geist wie in keinem anderen die Zeit sich spiegelt, hat seinen Gott und seine Welt sich dialektisch entwickeln lassen; aber das Mechanische läuft immer nebenher. Die Nachfolger, die unter seinem Zauber denken und urtheilen — auch Kiesselbach zählt zu ihnen, obwohl er den Philosophen zu bekämpfen vermeint — haben nicht die Kraft, der Geistesgymnastik des

Meisters zu folgen, und fühlen sich mit dem Mechanischen in der Auffassungsweise vollkommen befriedigt. Die „Ringmauer" — zur Erklärung der corporativen Gebilde des Mittelalters, die übrigens schon in Hegels „Philosophie der Geschichte" eine Rolle spielt — ist hiefür ein schlagendes Argument. Ganz unbeachtet, weil unverstanden, bleibt gerade die Hauptsache, die tiefsittliche Kraft und Bedeutung der Familie in jener Zeit, beschützt durch einen warmen religiösen Glauben. Auf fester religiössittlicher Grundlage ruhend, erweitert sich die Familie zum „Hause", indem sie auch das Gesinde und die Arbeitsgehilfen des Familienhauptes in ihren Lebenskreis organisch einbezieht, und auf diesen Mittelpunkt gestaltender Kräfte ist die Gemeinde, sind die Standes- und Berufsgenossenschaften zurückzuführen.

Der Geist des alten Rom hat, ausgehend von der Familie und dem Geschlechterverein, eine Einheit geschaffen, die selbst die schärfsten Gegensätze, wie die zwischen Patriziern und Plebejern, überwand; aber schließlich hat die Fäulniß die mächtige Gemeinschaft, selbst in ihren Urelementen, ergriffen. Es fehlte die Anerkennung der sittlichen Würde des Menschen, welche erst das Christenthum gebracht hat. Sobald dieser Nerv des Lebens zur Thätigkeit geweckt ist, zeigt sich ein anderer Gang der Entwicklung. Die Idee menschlicher Persönlichkeit tritt leitend und bestimmend auf; die letztere bringt ihre sittlichen Beziehungen, ihre Ergänzung und Entfaltung in der Familie, im Geschlecht, in der Berufsgenossenschaft zum Ausdruck; hier jedoch bleibt die Entwicklung, in der Richtung zur Gemeinschaft, stehen, gleichsam gehemmt durch die Besorgniß, daß ein weiteres Vorschreiten zur Gemeinsamkeit und Einheit die Mannigfaltigkeit und mit ihr die Persönlichkeit selbst gefährde. Die föderirende Kraft hatte sich erschöpft, die zersetzende trat an ihre Stelle. Im Mittelalter liegen die Gegensätze, vertreten in den kleinen socialen Verbänden, unversöhnt und ohne Versöhnungsbedürfniß nebeneinander. Eine weltliche

herrschaft ist nur möglich durch die imponirende Persönlichkeit des Herrschers, der die Gegensätze niederhält, oder dadurch daß diese Gegensätze politisch, durch Theilung der Kräfte, ausgenützt werden.

Ohne die katholische Kirche mit ihrer festgefügten allumfassenden Einheit, ohne den gemeinsamen Glauben und den Gottesfrieden, welcher die Gemüther einigte, hätte der gesellschaftliche Zustand des Mittelalters zur tödtlichen Verwirrung ausarten müssen. Daß die Kirche damals auch staatliche Pflichten übte, war in den Existenzverhältnissen der Gesellschaft begründet.

Die Genossenschaften und corporativen Verbände waren getragen von religiösen Ideen; sie standen großentheils in naher Beziehung zu kirchlichen Einrichtungen, und dennoch — wie ein Protest gegen einen Organismus der gewisse Grenzen überschreitet, erhebt sich ein Sturm gegen den Bau der Kirche, der den ganzen Welttheil durchzieht! Es geschieht dieß zur selben Zeit, wo das Corporationswesen kräftiger hervorzutreten beginnt, und die Macht der Kirche sich nach Außen zur vollen Entfaltung gelangt; nämlich in der zweiten Hälfte des 12. und im 13. Jahrhundert. Die Lehren und Grundsätze die in diesem Zeitraum verkündet werden und beim Volke Anklang finden, zeigen alle einen ausgesprochenen Subjektivismus. Der immer mehr erstarkende Persönlichkeitsgedanken ist es, der hier reagirt, und eine falsch oder halb verstandene christliche Wahrheit verleiht der Bewegung eine religiöse Färbung und nachhaltige Kraft. Damit ist bei der Schwäche der menschlichen Natur, bei der Einseitigkeit der ihre Entwicklung unterworfen ist, ein großer Fortschritt in jener individualistischen Richtung geschehen, der später consequent wird, und heute in einer atomisirten Gesellschaft, in einer atomistischen Politik und in socialdemokratischer Bedrängniß mündet.

Die Kirche hat allen Stürmen siegreich widerstanden; aber was Menschenwerk war an den Gesellschaftsorganismen,

ist den zersetzenden Tendenzen zum Opfer gefallen, um Raum zu schaffen für eine Alleinherrschaft, für den Despotismus, zuerst eines Einzelnen und dann einer Partei. Müßte ich nicht fürchten den Leser durch ein übermäßiges Anschwellen dieser Arbeit zu ermüden, so ließen sich die Züge leicht mehren und dadurch noch deutlicher darthun, daß das Mittelalter zwar nicht, wie Hegel will, die Isolirung der Individuen schon hervorgebracht, aber doch aufgeschlossene Keime der Isolirung in sich getragen hat.

Hier möge nur die Hinweisung auf das Lehensverhältniß gestattet seyn, in welchem die Lebensanschauungen jener Epoche eine klare Gestalt gewinnen. Das sittliche Band, das den Menschen an seinen Nächsten knüpft, ist dort allerdings vorhanden, und es fehlte nicht an Versuchen diesem Bande durch gemeinsame Institutionen, für Lehensherrn und Vasallen, eine weitere Ausdehnung zu geben; aber es war doch eine ganz gewöhnliche, ja, nach damaliger Auffassung, fast selbstverständliche Erscheinung, daß die Person, mit ihrem Willen und ihrer Kraft, sich über die Institutionen stellte.

Der Kampf der Nominalisten und Realisten in der Scholastik, die doch den Boden positiver Religion zu behaupten suchte, steht der Trennung der beiden Grundgedanken des Lebens, des Individuellen und Gemeinsamen, nahe genug. Es ist daher eine Täuschung zu meinen: die Seelenstimmung im Mittelalter biete keinen Erklärungsgrund für die Ereignisse der nächstfolgenden Zeit; das Auftreten der Humanisten, und später der Reformation, sei ein innerlich ganz unvermitteltes, es sei ohne genetische Verbindung mit früheren Jahrhunderten. Die richtige Bezeichnung hat man kaum gefunden, wenn bei der Betrachtung vergangener Zeiten von einem Auf- und Niederwogen, Steigen und Sinken der Glaubenskraft gesprochen, und die sogenannte „Wellenlinie" aus der physischen Weltordnung in die moralische übertragen wird, um mindestens nichts zu erklären. Es liegt vielmehr eine

Stetigkeit in der Entwicklung die uns hier beschäftigt, welche weit über die Zeit der wissenschaftlichen „Wiedergeburt“ zurückreicht. Man darf nicht allein auf die Extreme blicken, auf den offenen Frevel, die Gottesleugnung und den rohen Materialismus. Nur zu leicht wird dabei das Wesen der Verirrung, die Loslösung des selbstsüchtigen „Ich“ aus den gesellschaftlichen Banden, gänzlich aus den Augen verloren. — Unmöglich ist es zu denken, daß dieser sociale Vorgang außer aller Beziehung zum Christenthum stehe. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“ (Ev. Matth. 12. 30.) In diesen Worten des Herrn ist das Gesetz ausgesprochen, dem geschichtlich jede tiefere Geistesregung unterworfen ist.

Einen Abfall der Gesellschaft vom Christenthum möchte ich aber jenen Zustand und seine Geschichte noch nicht nennen; denn das wäre der Tod, ohne Rettung. Eine weite Abirrung ist es von dem Heilswege, den der Heiland durch Wort und That bezeichnet; und daß die gütige Hand der Vorsehung die Menschen auch von den gröbsten Irrthümern zur richtigen Erkenntniß leite, das lehren die Geschicke der Welt. Die Lösung des großen Problems, die beiden im Wesen des Menschen wurzelnden Principien, des Individuellen und Gemeinsamen, versöhnend und ausgleichend zu verbinden, und dadurch dem vollen Persönlichkeitsbegriff ein wahres unvergängliches Leben zu geben — diese Lösung liegt in der christlichen Lehre: liebe den Nächsten wie dich selbst, weil alle Menschen, als Kinder desselben himmlischen Vaters, ein heiliges Band der Gemeinschaft umschlingt. Auch hier werden wir auf den göttlichen Urquell des Christenthums hingewiesen; denn vor Christus hat der schärfste und tiefste Denker diese Lösung nicht zu ahnen vermocht, ja nicht einmal ihre Elemente begriffen; und nach Christus beugt sich der Denker zwar vor dem tiefen Sinn dieser Lehre, aber sie in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen und für das Leben auszugestalten, das vermag er nicht.

Der Besitz solcher Wahrheit will mit dem Leben selbst erstritten werden; allzu schwach ist das Werkzeug des Verstandes. Dieser trennt, was nur vereint die Kraft der Wahrheit birgt; er trennt das individuell Persönliche von dem zweiten, veredelnden Bestandtheil: der Gemeinschaft — und die Selbstsucht besorgt dann das Weitere.

Die Verirrung hat Grade; aber der Hang zur Isolirung, um den eigenen Willen zu behaupten, die Sprödigkeit, wenn es gilt in und mit der Gemeinschaft zu handeln, diese Eigenschaften sind ziemlich allgemein. Das Geständniß sagt wohl nicht zu viel: wir alle sind von dem separatistischen Zuge berührt, und darin liegt eben das Hauptübel unserer Zeit. Ob mit Rücksicht auf eine Wendung zum Besseren, die Extremsten, die sich auf dem Irrwege am weitesten vorgewagt haben, gerade die allerschlimmsten seien, ist erst noch die Frage.

Ist die Verdunkelung christlicher Wahrheit der Grund des Uebels, so liegt auch die Hülfe nur in der Klärung und Vertiefung der Wahrheitserkenntniß, die durch Thaten einen lebendigen Ausdruck finden muß. Jedenfalls sind diejenigen, die sich den religiösen Glauben bewahrt haben, die dem reinen Lichte näher stehen, zunächst verpflichtet sich solcher Hülfe fähig zu machen, und sie der Gesellschaft zu leisten.

XV.

Zeitläufe.

Die „Kreuzzeitung" und die Juden-Camarilla in Preußen.

Den 27. Juli 1875.

Israel nefandum! Bekanntlich bezeichnet die Lehnin'sche Weissagung irgend ein empörendes Thun von Seite des Judenthums — so interpretiren wenigstens die besten Ausleger — als das Signal, wodurch eine große Veränderung in und mit Preußen und Deutschland angezeigt werden würde. Eine Folge dieser Veränderung soll, gemäß dem Vaticinium, vor Allem darin bestehen, daß die zuvor gedrückte und verfolgte Kirche innerhalb der preußischen und deutschen Lande in ihre Ehren und Freiheiten wieder eingesetzt werde. Es ist viel darüber hin und her gerathen worden, wie denn also das Judenthum zu einer entscheidenden Rolle in der politischen Entwicklung und zukünftigen Geschichte des preußischen Staats und beziehungsweise Deutschlands kommen sollte. Aber die Vorhersage wird zusehends durchsichtiger, und jedenfalls erscheint sie in einem wesentlich weniger sonderbaren Lichte, wenn man die Klagen und Anklagen in's Auge faßt, welche das Hauptorgan des loyalen Altpreußenthums soeben vor aller Welt gegen die Juden-Macht in Preußen erhoben hat[1]).

---

1) „Kreuzzeitung" vom 29. Juni bis 3. Juli d. Js.

Sammter in Berlin einen langen Brief an das „Preußische Volksblatt" (1860 Nr. 229) gerichtet, worin er nachweisen wollte, daß die Juden nunmehr an die Stelle des christlichen Adels treten würden, nachdem der alte Adel in der herannahenden Zeit der allgemeinen Aufklärung und Freiheit seine Stellung verlieren müsse. „Erkennen Sie denn nicht", fährt er fort, „den wahren Sinn jener Verheißung, die der Herr Zebaoth unserm Erzvater Abraham that, und die er gewißlich erfüllen wird: daß dem Namen Israel einst unterthan seyn sollten alle Völker der Erde? Glauben Sie, daß Gott hiebei eine Universalmonarchie mit jüdischen Königen im Sinne hatte? O nein! Gott zerstreute die Juden über die ganze Erde, damit sie unter allen Völkern seyn sollten wie der Sauerteig und endlich als die Auserwählten zur Herrschaft gelangen über Alle." Ein halbes Jahr später gab der einst vielgenannte französische Jude und Gründer Mirès, nachdem er in Untersuchung gerathen war, seine Vertheidigungs-Schrift „An meine Richter" heraus. Herr Mirès führt hier die ganze Cultur- und Staatengeschichte der Gegenwart auf einen Conflikt zwischen den deutschen und portugiesischen Juden zurück, welche sich miteinander um die Weltherrschaft zankten. Im Norden wie im Süden Europa's, sagt er, haben es die Juden dahin gebracht, daß sie fast ausschließlich über die beweglichen Reichthümer verfügen; aber die Juden aus dem Süden haben von den lateinischen Völkern edle Instinkte angenommen, während die Juden aus dem Norden, auch die deutschen Juden genannt, keine Großmuth kennen. „Sie gefallen sich in der Ausübung einer drückenden Herrschaft; in Deutschland beherrschen sie zu ihrem ausschließlichen Vortheil alle Geldplätze und ihre Reichthümer frommen niemals dem Staate den sie bewohnen"[1]).

Wie das von den Juden zu gründende Reich der allgemeinen Freiheit und Aufklärung aussehen würde, hat eine

1) Vergl. Augsburger Allg. Zeitung vom 29. Juni 1861.

tungs"-Artikel unwillkürlich an das große Wort erinnert werden, das Herr Gutzkow, der jüdische Schöngeist, vor zwei Jahren in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" aussprach, indem er sagte: die eigentlichen Gründer des neuen deutschen Reichs seien die Juden; die tonangebende Stellung in der Wissenschaft und in der Presse, in der Vertretung und in der Politik sei im Besitz der Juden. Die „Kreuzzeitung" hätte dieses Gutzkow'sche Wort füglich als Motto zu ihren Artikeln über „die Aera Bleichröder-Delbrück-Camphausen und die neudeutsche Wirthschaftspolitik" verwenden können. Die dem jüdischen Einfluß untergeordnete Rolle, welche den maßgebenden Ministern und Häuptern der preußischen und der deutschen Reichsregierung in diesen Artikeln angewiesen wird, stünde ganz im Einklang mit dem Ausspruch des Hrn. Dr. Gutzkow. Berlin wäre hienach nicht so fast die deutsche, als vielmehr die jüdische Hauptstadt.

Mit Recht äußert sich die Wiener „Presse" über dieses Auftreten des großen Berliner Blattes: „So feindlich sich die Ultramontanen gegen die deutsche Reichsregierung und ihre Politik schon ausgesprochen haben, soweit sind sie nie gekommen, wie das Organ des wahrhaften Preußenthums gegen die Staatsmänner vorgeht, welche aus dem Spreelande den Hegemonie-Staat Deutschlands geschaffen haben. Und was das Seltsame vorläufig ist, die ultramontanen Blätter wären auch bei solchen Verdächtigungen confiscirt worden; für das Organ der preußischen Junkerpartei scheinen aber die lithographirten Strafanträge des Reichskanzlers nicht vorhanden zu seyn."

Wirklich sind die betreffenden Nummern der „Kreuzzeitung" nicht beschlagnahmt worden und, wie bis jetzt verlautet, so hat der Staatsanwalt zwar die Ermächtigung verlangt, mit einem Strafantrag gegen die Redaktion vorzugehen, aber vom Staatsministerium die Erlaubniß hiezu nicht erhalten. Indeß ist es gewiß irrig, wenn man in einer solchen Pardonirung eine Rücksichtnahme auf die

gang Menzel die Judenfrage zur Sprache brachte, bezeichnete er die jüdischen Rodomontaden, wie die oben angeführten, als Windbeuteleien und Aufschneidereien, obgleich er es allerdings auffallend fand, „daß unter den Juden selbst keiner es wage, solchen Extravaganzen seiner Glaubensgenossen entgegenzutreten"[1]). Man darf aber ja dabei den gewaltigen Unterschied der Zeiten nicht vergessen, und den ungeheuern Aufschwung den die bürgerliche und politische Stellung des Judenthums seit 15 Jahren gerade in Preußen genommen hat. Es ist deßhalb nicht bescheidener geworden in seinen Ansprüchen, weil es dieselben nicht mehr auf offenem Markte ausschreit, wie vormals in der Zeit der Opposition, sondern die bereits gewonnenen Chancen sogar lieber den Augen des Publikums entzieht, um sich im Besitze und dessen Wachsthum um so sicherer zu fühlen.

Damals kämpften die Berliner „Innungsvorstände" wie gegen die schrankenlose Gewerbefreiheit, so gegen das Judenthum in der Presse noch in einer Sprache, die sich heute kaum mehr hören lassen dürfte. Damals war „der jüdische Commerzienrath Reichenheim als künftiger Handelsminister" in Preußen noch ein Hohnwort[2]). Als damals der Cultusminister die preußischen Fakultäten, die weltlichen natürlich, um ihr Gutachten über die Zulassung der Juden zum Lehramt anging, da kamen von allen Seiten Urtheile, welche heutzutage kaum ein deutscher Professor zu unterschreiben sich getrauen würde. Nur als Beispiel führen wir den medizinischen Professor Purkinje in Breslau an, der historisch nachweist, daß „wo nur immer Völker dem Unglück und Untergange geweiht waren, wo nur immer sociale und politische Krankheiten sich zeigten, da die Juden sich einstellten, um den Untergang zu fördern und aus dem Unglück Nutzen

1) W. Menzel's „Literaturblatt" vom 12. Dezember 1860.
2) Vergl. „Kreuzzeitung" vom 18. September 1861.

zu ziehen"[1]) Das war unmittelbar vor dem Eintritte des Herrn von Bismarck in's Ministerium. Seitdem mußten sich sogar die königlich protegirten Freimaurer-Logen den Juden öffnen und in den wichtigsten Stellen der Ministerien und der Reichsregierung ist das semitische Blut reich vertreten, was auch nicht Wunder nehmen kann, nachdem Fürst Bismarck öffentlich vor dem Parlament die staatsmännischen Talente gepriesen hat, womit der jüdische Stamm von der Natur besonders glänzend ausgestattet sei.

In Berlin, wo auch die Ueberschwemmung mit jüdischen Zuzüglern mit jedem Jahr zunimmt, ist dieß Alles kein Geheimniß mehr. Es ist dort nahezu ein Gemeinplatz, was die „Kreuzzeitung" sagt: „Wir werden ja zur Zeit von den Juden eigentlich regiert." Auch die intime Vertrauensstellung des jüdischen Banquiers Herrn von Bleichröder (selbstverständlich ein Adel neuesten Datums) zu den höchsten Regierungskreisen war in eingeweihten Cirkeln längst bekannt; sogar mit manchen Details, obwohl diese jüdische Sippe außerordentlich vorsichtig geworden ist und sich nicht leicht auf die Schliche kommen läßt. Auch sind schon seit ein paar Jahren neue Blätter oder Blättchen entstanden, welche den jüdischen Börsianismus, die preußische „Bankier-Politik" und die „capitalistische Reichspolitik" — wie sie sich ausdrücken — scharf im Auge behalten. Neu aber ist an den Enthüllungen der „Kreuzzeitung" die Kühnheit des Auftretens gerade in diesem Organ, die Zuversicht der einzelnen Angaben und die historische Herleitung, welche unmittelbar auf die Person des Fürsten Bismarck selbst zurückführt. Das letztere Moment wirkt allerdings frappirend, wenn auch hier wie dort Mangel an thatsächlichen Beweisen sich nicht verkennen läßt, und gewinnt durch die Zusammenstellung mit dem nur allzu bekannten österreichischen Analogon ein kräftiges Relief. Man höre!

„Wenn in einem Lande so bedeutende Wandlungen vor

1) Vergl. „Kreuzzeitung" vom 21 Dezember 1861.

Sammter in Berlin einen langen Brief an das „Preußische Volksblatt“ (1860 Nr. 229) gerichtet, worin er nachweisen wollte, daß die Juden nunmehr an die Stelle des christlichen Adels treten würden, nachdem der alte Adel in der herannahenden Zeit der allgemeinen Aufklärung und Freiheit seine Stellung verlieren müsse. „Erkennen Sie denn nicht“, fährt er fort: „den wahren Sinn jener Verheißung, die der Herr Zebaoth unserm Erzvater Abraham that, und die er gewißlich erfüllen wird: daß dem Namen Israel einst unterthan seyn sollen alle Völker der Erde? Glauben Sie, daß Gott hiebei eine Universalmonarchie mit jüdischen Königen im Sinne hatte? O nein! Gott zerstreute die Juden über die ganze Erde, damit sie unter allen Völkern seyn sollten wie der Sauerteig und endlich als die Auserwählten zur Herrschaft gelangen über Alle.“ Ein halbes Jahr später gab der einst vielgenannte französische Jude und Gründer Mirès, nachdem er in Untersuchung gerathen war, seine Vertheidigungs-Schrift „An meine Richter“ heraus. Herr Mirès führt hier die ganze Cultur- und Staatengeschichte der Gegenwart auf einen Conflikt zwischen den deutschen und portugiesischen Juden zurück, welche sich miteinander um die Weltherrschaft zankten. Im Norden wie im Süden Europa's, sagt er, haben es die Juden dahin gebracht, daß sie fast ausschließlich über die beweglichen Reichthümer verfügen; aber die Juden aus dem Süden haben von den lateinischen Völkern edle Instinkte angenommen, während die Juden aus dem Norden, auch die deutschen Juden genannt, keine Großmuth kennen. „Sie gefallen sich in der Ausübung einer drückenden Herrschaft; in Deutschland beherrschen sie zu ihrem ausschließlichen Vortheil alle Geldplätze und ihre Reichthümer frommen niemals dem Staate den sie bewohnen“[1]).

Wie das von den Juden zu gründende Reich der allgemeinen Freiheit und Aufklärung aussehen würde, hat ein

1) Vergl. Augsburger Allg. Zeitung vom 29. Juni 1861.

jüdische Stimme im „Frankfurter Journal" von 1858 (Nr. 346) sehr gut vorausgesagt: „Rom, welches vor 1800 Jahren das Judenvolk unter die Füße getreten, müsse jetzt durch vereinte Kraft desselben Volkes fallen, welches dadurch Licht auf der ganzen Erde verbreite und sich um die Menschheit unaussprechlich verdient mache." Wer die zahllosen Zeitungen liest, die von Juden beeinflußt oder geschrieben werden, der weiß, mit welcher Furie die Juden im „Culturkampf" an der Erfüllung dieser Vorhersage arbeiten. Gerade ihnen ist der preußische „Culturkampf" besonders auf den Leib geschnitten. Er gibt ihnen das Commando über die vereinigten Massen des fanatischen Protestantismus, und er unterwirft den gesammten Liberalismus im Bunde mit dem preußischen Cäsarismus ihrer obersten Leitung.

Ohne die Juden wäre der „Culturkampf" gar nicht möglich gewesen, eine Baisse an der Börse hätte die ganze Hetzerei weggeblasen. Die Juden aber kühlen in ihm nicht nur ihre Rachsucht, sondern sie decken auch mit der Katholiken-Hetze ihre Börsen-Operationen vor den Augen des Publikums zu. Hiezu leistet der „Culturkampf" ebenso treffliche Dienste wie für die Aktionen des preußischen Cäsarismus. So oft irgend eine große Maßregel in der Einen oder anderen Richtung bevorsteht, kann man jedesmal sicher seyn, daß gleichzeitig oder vorher eine neue Katholikenhetze eintritt. Für die Juden hat aber der „Culturkampf" noch den hochpolitischen Zweck, daß er unmittelbar leistet, was das Geld nur mittelbar leisten könnte, indem er ihnen gestattet auf den Schultern des protestantischen Fanatismus und des liberalen Parteihasses zu einer geradezu mitregierenden Stellung emporzusteigen.

Seitdem die „Neue Aera" in Preußen dem Liberalismus schrittweise zur Herrschaft verholfen hat und somit das Judenthum aus der Opposition heraustrat, hat es von seinen Ansprüchen nicht mehr viel geredet, aber um so mehr darnach gehandelt. Als im Beginn der 60ger Jahre Wolf-

tretung unterstützend zur Seite. Selbstverständlich wirft sich hier die Frage auf: aber wie war es denn möglich, daß in einem Staate, welcher wegen seiner geschickten Finanzpolitik stets einen besonders guten Ruf besaß, der Einfluß fremder und bloß dem privaten Interesse gewisser Geldspekulanten angehöriger Hände in solchem Grade anwachsen konnte? Darauf antwortet das Blatt, daß ein solcher Zustand natürlich nur durch Zulassung, sei es passive oder aktive, von Seite des Reichskanzlers habe eintreten können.

„Wie schon angedeutet, folgen, wie allenthalben, so auch im norddeutschen Bunde und deutschen Reiche, die meist aus Juden bestehenden Hochfinanzkreise mit wachsamem Auge dem Gange der Staatsfinanz- und Wirthschaftspolitik, und unterlassen nichts, was auf den Gang dieser Politik irgend in ihrem Sinne vortheilhaft einwirken kann. So hat denn vor Allem der höchstregierende Banquier in jedem Lande, der natürlich erst recht stets ein Jude ist, ein außergewöhnliches Interesse daran, mit den leitenden Staatsmännern und denen, die es werden könnten, in intimsten Beziehungen zu stehen und sich ihnen gegenüber so zu situiren, daß sein Rath bezüglich der in Finanz- und Wirthschaftssachen zu befolgenden Politik stets gehört und möglichst befolgt werde. Daß auch Herr v. Bleichröder, welcher in Berlin zugleich der Vertreter der ebenfalls regierenden Familie Rothschild ist, sich so zu situiren sucht, und dabei des Erfolges nicht entbehrt, versteht sich im Grunde von selbst und liegt in der Natur der Verhältnisse. Es ist bekannt, daß Herr v. Bleichröder mit dem Fürsten-Reichskanzler vielfach verkehrt. Und mit wie vorsichtig kluger Berechnung Herr v. Bleichröder jedes nicht durchaus unumgängliche persönliche Hervortreten in der Oeffentlichkeit auch vermeidet, so sind wir doch genügend darüber informirt, daß derselbe nicht nur in den persönlichen Finanzangelegenheiten des Fürsten-Reichskanzlers, sondern auch bezüglich der Reichs-Finanz- und Wirthschaftspolitik mit Erfolg seinen Rath vernehmen läßt. Daß dabei mitunter auch Umwege benutzt, absichtlich zuweilen mit der erforderlichen Auswahl dritte Personen vorgeschoben werden, thut dabei nichts zur Sache. Herr

v. Bleichröder verhält sich überhaupt so vorsichtig, daß er eigentlich niemals öffentlich gesehen wird, daß nicht einmal seine Photographie in den Schaufenstern, noch sein Porträt nebst Biographie in den illustrirten Blättern erscheint. Er wünscht durchaus nur hinter der Scene als großer Regisseur der Comödie zu agiren. Denn aus guten Quellen wissen wir, daß die wichtigsten finanzwirthschaftlichen Gesetze des neuen deutschen Reiches der ‚intellektuellen Urheberschaft‘ des Herrn v. Bleichröder zu verdanken sind."

„Um den Einfluß des Herrn v. Bleichröder auf die Herrn Delbrück-Camphausen würdigen zu können, ist aber eine wichtige Thatsache nicht zu übersehen. Der Fürst-Reichskanzler hat nämlich, soweit unser Urtheil und unsere Informationen irgend reichen, dem Consortium Bleichröder-Delbrück-Camphausen die intellektuelle Inspiration der norddeutschen Wirthschaftsgesetzgebung so zu sagen vollständig in Entreprise gegeben. Der sonst so penetrante Verstand des Fürsten, sein praktischer Blick und seine so eminent selbstständige Urtheilsgabe, scheinen vor den Fragen der Wirthschaftsgesetzgebung absichtlich Halt zu machen, um dieselben Männern zu überlassen, deren Standpunkt wir hier klarzulegen bemüht sind."

Welche Früchte hat nun eine solche Leitung der finanziell-wirthschaftlichen Angelegenheiten Preußens und beziehungsweise des Reiches eingetragen? Hierauf gibt uns die „Kreuzzeitung" eine Antwort, mit der sie allerdings nicht allein steht, wie die sich häufenden Klagen, mitunter selbst in liberalen Organen, vollauf beweisen. „Selten", sagt sie, „vielleicht niemals vorher in der Weltgeschichte ist eine Zeitperiode für eine großartig angelegte National-Wirthschaftspolitik günstiger gewesen, als die Zeit nach dem Kriege von 1870 es für Deutschland gewesen ist. Und vielleicht niemals ist ein großer staatswirthschaftlicher Moment kläglicher frustirt, bedauerlicher verkümmert, vollständiger verpfuscht worden, als die Zeit der französischen Milliarden-Zahlungen in Deutschland." Die Thatsache ist so unläugbar, daß man in den Kreisen der hohen Finanz schon anfängt sich unter einander in die

sich gehen, wie 1866 und 1871 in Deutschland, so pfle die Kreise der hohen Finanz, welche, wie wir sahen, zu m als fünf Sechsteln aus Juden bestehen, solchen Wandlun nicht nur passiv mit dem gespanntesten Interesse zu fol sondern sie suchen auch aktiv ihren Einfluß soweit als m lich geltend zu machen, um in die entscheidenden Ste solche Männer hineinzubringen, welche eine dem jüdis Bankgeschäfte und Börsenbetriebe möglichst günstige Hal einzunehmen versprechen. Es ist den regierenden Bankgeschä nicht gleichgültig, wer Präsident des Reichskanzleramtes u wer preußisch-deutscher Finanzminister ist. Ja, die Klug und Voraussicht der regierenden jüdischen Bankgeschäfte g so weit, daß sie nicht nur die Staaten als solche durch D lehen möglichst von sich abhängig zu machen suchen, sond sie suchen auch grundsätzlich, das heißt aus Gründen der zeichneten Geld-Herrschafts-Politik, mit den leitenden Staat männern möglichst viele persönlich-finanzielle Berührungspun zu gewinnen."

„So weiß man, daß die Schulden des Herrn v. Be seinerzeit denselben stets in nächster Verbindung mit den ho Finanzkreisen erhalten haben, und es ist fast selbstverständ lich, daß Herr v. Beust seine Informationen über die in der Finanz- und Wirthschaftspolitik in Oesterreich innezuhaltende Richtung ganz vorzugsweise bei den ihm nahe stehenden hochfinanziellen Kreisen geschöpft hat. Es sind sogar Mittheilungen vorhanden, welche die seiner Zeit überraschende Thatsache, daß Herr v. Beust nach dem Kriege 1866 Lenker der österreichischen Staatsgeschicke wurde, mit den Schulden des Herrn v. Beust und dem Einflusse der hochfinanziellen Kreise in Wien in Verbindung bringen wollen. Aller Welt bekannte Thatsache ist, daß mit der Aera Beust in Oesterreich gleichzeitig die großartige Aktien- und Börsenschwindel-Aera in Scene ging welche angeblich einen ‚Aufschwung der Volkswirthschaft' herbei führen sollte, dagegen in Wirklichkeit Oesterreich dem Rand des wirthschaftlichen Verderbens nahe gebracht hat, währen allerdings die hochfinanziellen Gönner des Herrn v. Beu reiche Ernten gehabt haben."

gewiesen haben — durch seine glänzende Bekämpfung einiger Ausartungen, einiger ganz natürlichen, aber nichts weniger als hübschen Folgen des vom Nationalliberalismus vertretenen Systems, das Publikum und die Gesetzgebung darüber, worauf es ankommt, irre führt, nur — wie er selbst betont hat — die Dilettanten, welche der Gefahr, zu verunglücken und dann die ganze Sache in ein so häßliches Licht zu bringen, am meisten ausgesetzt sind, zurückscheucht, dadurch den vorsichtigen Männern vom Fach das Feld ihrer Thätigkeit frei hält und schließlich durch Beseitigung des gröbsten Unfuges die Sache selbst, das heißt das Aktien- und Börsenspiel, durch welches das nationalliberale Judenthum sich in seiner Weltstellung behauptet, gesetzgeberisch conserviren hilft"[1]).

Und diesem ganzen Spiele haben die liberalen Kammer-Mehrheiten ruhig stattgegeben, was soll man dazu sagen? Wir wollen die Führer nicht aufzählen die mit der hohen Finanz persönlich nur allzu tief verwickelt sind; es liegt eine allgemeine Erklärung sehr nahe.

Die Vertretungen waren eben vom „Culturkampf" allzu sehr in Anspruch genommen, als daß sie der „Juden-Politik" auf die Finger sehen konnten; ja, sie durften eine solche Absicht sich nichteinmal denken und anmerken lassen, denn das Judenthum ist schon um seiner Presse willen der unentbehrlichste Alliirte in der Katholiken-Hetze. Es ist Schade, daß die „Kreuzzeitung" diesen Gesichtspunkt nicht beigezogen hat. Denn dadurch fällt erst das rechte Licht auf den Zusammenhang der Dinge und auf das Schlußresultat ihrer Enthüllungen. Für die herrschenden Parteien hat Eine Hand die andere gewaschen, die deutsche Nation aber ist nicht nur leer ausgegangen, sondern sie wird auch noch die schweren Unkosten zu tragen haben.

„Da ist die möglichst vollständige Verduftung der Milliarden, ohne daß damit irgendein wesentlicher und bleibender Nutzen für die Nation geschaffen worden, eine Leistung ersten Ranges.

1) „Kreuzzeitung" vom 25. Juli d. Js.

Minister, welche dem Bankgeschäfte und den Börsenmächten weniger nahe gestanden hätten, wie die Herren Delbrück-Camphausen, hätten den Milliardensegen benutzt, um das Reich und die Bundesstaaten aus der Schuldunterthänigkeit der Bankgeschäfte unserer israelitischen Mitbürger zu befreien und ein Staatswirthschaftssystem zu inauguriren, welches die dem allgemeinen Nutzen gewidmeten Anlagen herzustellen ermöglicht hätte, ohne dafür den Bankgeschäften tributär und von ihnen abhängig zu werden und zu bleiben. Die Gefahr, daß dergleichen wirklich geschehen könnte, war eminent, und unsere jüdischen Mitbürger durften sich gratuliren, daß in Deutschland und Preußen zwei Minister am Ruder waren, wie die Herren Delbrück und Camphausen, und daß ein Banquier wie Herr v. Bleichröder das Ohr und Vertrauen des leitenden Staatsmannes und seiner Mitminister besaß. Thatsache ist, daß die gewissen Kreisen drohende Gefahr einer gesunden und rationellen deutschen Finanz- und Wirthschaftspolitik, welche die Bankgeschäfte auf ein bescheidenes, dem wirklichen Bedürfnisse entsprechendes Maß reducirt und dem Börsenschwindel einen starken Riegel vorgeschoben hätte, glücklich vermieden worden ist."

Es ist, wir wiederholen es, ein hyperloyal preußisches Blatt, dessen abgedrungenen Schmerzensschrei wir besprochen haben. Wir glauben nicht, daß die Zustände, welche den Schmerzensschrei erpreßt haben, sich allzu lange vertuschen und obrigkeitlich todtschweigen lassen werden. Die Lösung muß kommen, aber sie wird schwerlich aus dem Finanzministerium und Reichskanzleramt allein hervorgehen, und schwerlich auf das finanzielle Gebiet sich beschränken können. Damit sind wir zum Anfang unserer Betrachtung zurückgekehrt: zum Israel nefandum des Bruder Hermann von Lehnin.

XVI.

Die österreichischen Bischöfe und die moderne Gesetzgebung.

Eine Abfertigung aus Oesterreich.

In vielen öffentlichen Blättern antikirchlicher Richtung sind Parallelen zwischen den preußischen und österreichischen Bischöfen, zunächst über deren Verhalten gegenüber dem „Culturkampf" gezogen worden. Bei derlei Urtheilen ist es aber doch vor Allem nothwendig, daß man sich über die beiderseitige Sachlage vollkommen klar werde.

Der österreichische Motivenbericht stellt allerdings denselben Grundsatz auf, von welchem man in Preußen bei der Verfolgung der Katholiken ausgeht, denn es wird da für die Staatsgewalt auch über die Kirche inner dem Staatsgebiete die oberste Gewalt in Anspruch genommen, ja durch mehrere im Abgeordnetenhause gemachten Aenderungen wurden noch einige Zusätze in demselben Sinne in das Gesetz hineingebracht.

Zu diesem Vorgange haben nun die Bischöfe nicht geschwiegen. In einer Erklärung (abgefaßt vom Card. Rauscher, unterfertigt von 32 cisleithanischen Bischöfen unter dem Datum 20. März 1874) wurden dem Eingriff in die kirchliche Gesetzgebung die Bestimmungen des kanonischen Rechts entschieden entgegengestellt. Die Bischöfe machten sich in dieser Erklärung nur anheischig den von der weltlichen Macht gestellten Anforderungen „in so weit zu entsprechen, als dieselben mit dem Concordate der Sache nach im Einklange stehen."

Das apostolische Schreiben vom 5. November 1855 ver-

ordnet aber, daß einem Geistlichen, der keine Sr. Majestät genehme Person sei, eine Pfarre oder andere kirchliche Pfründe nicht solle verliehen werden. Die Bischöfe versprechen also sich die Gewißheit zu verschaffen, daß der zum Pfarramte Ausersehene Sr. Majestät nicht mißfällig sei, vorausgesetzt, daß die Regierung Sr. Majestät nur solche Einwendungen erhebe, welche auf Thatsachen gegründet seien, und rein politische und bürgerliche Dinge betreffen.

Hinsichtlich der Entfernung von Geistlichen, deren Verbleiben im Amte nach dem Ermessen der Regierung für die öffentliche Ordnung gefährlich sei, erklärten die Bischöfe, daß das Entstehen von Schwierigkeiten, die auf die seelsorgerliche Thätigkeit störend einwirken, ein Grund seyn könne, um einen zeitweilig angestellten Geistlichen anderswo zu verwenden, daß aber kein Geistlicher einer rechtmäßig erworbenen Pfründe ohne das durch das Kirchenrecht vorgeschriebene Verfahren entsetzt werden könne.

Uebrigens hat das österreichische Gesetz sich nicht angemaßt, einem Geistlichen dessen Entfernung die Regierung fordere, die geistlichen Verrichtungen zu verbieten, sondern sich darauf beschränkt, die vom Staate ihm anvertrauten Verrichtungen zu entziehen: was allerdings zur Folge hätte, daß eine vor demselben eingegangene Ehe ohne die bürgerlichen Wirkungen bliebe.

Von einem Staatsgerichtshofe zur Maßregelung und Absetzung der Bischöfe und Priester ist in dem österreichischen Gesetze keine Spur zu finden, und die Heranbildung der Geistlichen bleibt unberührt. Somit wird Niemand (außer es wäre sein Urtheil etwa durch politische Hintergedanken getrübt worden) den österreichischen Bischöfen zum Vorwurf machen, daß dieselben gegen die im Mai 1874 sanktionirten Gesetze sich nicht ebenso verhalten haben, wie die preußischen Bischöfe gegen die preußischen Gesetze vom Mai 1873. Außerdem ist noch besonders zu bemerken, daß der heilige Stuhl die Erklärung der österreichischen Bischöfe vollkommen gebilligt, und denselben zu ihren im Herrenhause gehaltenen Reden Glück gewünscht hat.

XVII.

Entwicklungsgeschichte der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse Nordamerika's.

Während man heute den ganzen Apparat des modernen Staates in Bewegung setzt, um die Beziehungen zur Kirche zu „russificiren“, und diese zu nöthigen, nicht mehr als göttliche Anstalt, sondern als staatliche Einrichtung nach zufälligen Mehrheitsbeschlüssen der Parlamente und Kabinete ihrer Aufgabe zu genügen, hat man ehedem auf liberaler Seite gar viel davon gesprochen, daß die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Kirche „amerikanisirt“ werden müßten, damit diese beiden großen Faktoren menschlicher Entwicklung im Stande seien, in gegenseitigem Frieden und mit voller Kraft die Zwecke zu erreichen, nach denen sie ihrer Natur nach ringen und streben müssen.

Auf katholischer Seite hat man sich nun allerdings niemals verhehlt, daß die Zustände, welche mit der Amerikanisirung der staatskirchlichen Verhältnisse eintreten müssen, keineswegs ideale seien, weil Staat und Kirche nicht getrennt ihre Wege gehen sollten, sondern vielmehr beide auf gegenseitige Unterstützung und Förderung Anspruch machen können. Es ist jedoch ebenso gewiß, daß die Staatsomnipotenz auf kirchlichem Gebiete, das Nationalkirchenthum, die Cäsaropapie nach byzantinischem und russischem Muster weit mehr noch zu verabscheuen und zurückzuweisen ist, als die Trennung von Kirche und Staat, wie sie in den staatskirchlichen Verhältnissen der

nordamerikanischen Union sich abspiegelt. Denn eine Kirche, die sich ihrer göttlichen Stiftung bewußt ist, kann ebenso sehr auf die Machtmittel und die Freundschaft des Staates verzichten, als sie umgekehrt sich nie derart erniedrigen darf, daß sie nach den Launen eines Cultusministers eine gehorsame Magd des Staates wird.

Wenn daher heute die katholische Kirche in Preußen den Kampf gegen die Staatsomnipotenz auf kirchlichem Gebiete aufgenommen hat und ihn unter unzähligen, immer sich mehrenden Opfern durchführt, so wird das Schlußresultat, das aus dieser Krisis sich ergeben wird, uns um so sicherer „amerikanisirten" Verhältnissen entgegenführen, je heißer und energischer man die „Russifikation" unseres Staatskirchenrechtes versuchte.

Unter diesen Umständen hat die Untersuchung über die Entwicklungsgeschichte der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse der Union sicher praktischen Werth.

Die Principien der Religionsfreiheit und der Trennung von Kirche und Staat, welche gegenwärtig in den vereinigten Staaten von Nordamerika mit großer Consequenz durchgeführt sind, können keineswegs als althergebracht bezeichnet werden. Die Zeiten, in denen die Colonisation Amerika's sich vollzog, wußten wenig oder gar nicht den Werth religiöser Duldung zu schätzen: ein großer Theil von Nordamerika ist im Gegentheil unter theokratischen Einflüssen bevölkert worden.

Wenn wir uns ein klares Bild der nordamerikanischen Einwanderung verschaffen wollen, so brauchen wir nicht auf die ersten einzelnen Ansiedler zurückzugehen, die wie alle enfants perdus mehr Abenteurer, unruhige Köpfe und Taugenichtse als edlere Naturen waren, vielmehr haben wir es mit den Massenauswanderungen einer späteren Zeit zu thun.

Diese Massenauswanderungen, welche von 1620 an aus England erfolgten, hatten zwei Gründe: die Einen führte der Handel nach Nordamerika und die Anderen religiöse

XVII.

Entwicklungsgeschichte der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse Nordamerika's.

Während man heute den ganzen Apparat des modernen Staates in Bewegung setzt, um die Beziehungen zur Kirche „russificiren", und diese zu nöthigen, nicht mehr als kirchliche Anstalt, sondern als staatliche Einrichtung nach zufälligen Mehrheitsbeschlüssen der Parlamente und Kabinete ihrer Aufgabe zu genügen, hat man ehedem auf liberaler Seite gar viel davon gesprochen, daß die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Kirche „amerikanisirt" werden müßten, damit diese beiden großen Faktoren menschlicher Entwicklung im Stande seien, in gegenseitigem Frieden und mit voller Kraft die Zwecke zu erreichen, nach denen sie ihrer Natur nach ringen und streben müssen.

Auf katholischer Seite hat man sich nun allerdings niemals verhehlt, daß die Zustände, welche mit der Amerikanisirung der staatskirchlichen Verhältnisse eintreten müssen, keineswegs ideale seien, weil Staat und Kirche nicht getrennt ihre Wege gehen sollten, sondern vielmehr beide auf gegenseitige Unterstützung und Förderung Anspruch machen können. Es ist jedoch ebenso gewiß, daß die Staatsomnipotenz auf kirchlichem Gebiete, das Nationalkirchenthum, die Cäsaropapie nach byzantinischem und russiichem Muster weit mehr noch zu verabscheuen und zurückzuweisen ist, als die Trennung von Kirche und Staat, wie sie in den staatskirchlichen Verhältnissen der

nordamerikanischen Union sich abspiegelt. Denn eine Kirche, die sich ihrer göttlichen Stiftung bewußt ist, kann ebenso sehr auf die Machtmittel und die Freundschaft des Staates verzichten, als sie umgekehrt sich nie derart erniedrigen darf, daß sie nach den Launen eines Cultusministers eine gehorsame Magd des Staates wird.

Wenn daher heute die katholische Kirche in Preußen den Kampf gegen die Staatsomnipotenz auf kirchlichem Gebiete aufgenommen hat und ihn unter unzähligen, immer sich mehrenden Opfern durchführt, so wird das Schlußresultat, das aus dieser Krisis sich ergeben wird, uns um so sicherer „amerikanisirten" Verhältnissen entgegenführen, je heißer und energischer man die „Russifikation" unseres Staatskirchenrechtes versuchte.

Unter diesen Umständen hat die Untersuchung über die Entwicklungsgeschichte der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse der Union sicher praktischen Werth.

Die Principien der Religionsfreiheit und der Trennung von Kirche und Staat, welche gegenwärtig in den vereinigten Staaten von Nordamerika mit großer Consequenz durchgeführt sind, können keineswegs als althergebracht bezeichnet werden. Die Zeiten, in denen die Colonisation Amerika's sich vollzog, wußten wenig oder gar nicht den Werth religiöser Duldung zu schätzen: ein großer Theil von Nordamerika ist im Gegentheil unter theokratischen Einflüssen bevölkert worden.

Wenn wir uns ein klares Bild der nordamerikanischen Einwanderung verschaffen wollen, so brauchen wir nicht auf die ersten einzelnen Ansiedler zurückzugehen, die wie die enfants perdus mehr Abenteurer, unruhige Köpfe und Taugenichtse als edlere Naturen waren, vielmehr haben wir es mit den Massenauswanderungen einer späteren Zeit zu thun.

Diese Massenauswanderungen, welche von 1620 an aus England erfolgten, hatten zwei Gründe: die Einen führte der Handel nach Nordamerika und die Anderen religiö-

Intoleranz. Dabei ist zu beachten, daß während die ersten im Süden sich eine Heimath suchten, sich die letztern im Norden niederließen. Daraus allein schon erklärt sich, vom Klima ganz abzusehen, der Grundunterschied, der zwischen dem Norden und dem Süden der Union sich vorfindet.

So ergeben sich denn von selbst zwei große Gruppen in den Colonien Nordamerika's: im Norden das puritanische Neuengland und im Süden das anglikanische Virginien, von dem in der Folge die beiden Carolina's und Georgien sich ablösten. Zwischen diesen beiden Gruppen liegen die Colonien der Mitte, Newyork, Pennsylvanien und Maryland, deren jede ihre besondere charakteristische Geschichte hat.

Beginnen wir mit der Geschichte Virginiens, welches die älteste der Colonien ist. Der erste Colonisationsversuch in diesem Bezirke wurde von einem Ritter am Hofe der Königin Elisabeth, Sir Walter Raleigh, mit ausgedehnten Vollmachten, jedoch ohne Resultat unternommen. Durch die Verurtheilung und Hinrichtung Raleigh's unter König Jakob I. (1618) fiel das Land wieder der Krone anheim, welche es nunmehr der London- und Plymouth-Compagnie verlieh und zwar in der Form eines Lehens unter den freigebigsten Bedingungen. Jakob I. wollte weniger den Theilnehmern der Gesellschaft die Erlaubniß ein Reich zu gründen gewähren, als vielmehr sie ermächtigen, in unbekannten Ländern Handel und Fischfang zu treiben und Pflanzungen anzulegen. Damit begründete er recht eigentlich Virginien derart, daß es nicht eine Provinz des Reiches war, sondern fast dasselbe was heute eine Privateisenbahn ist, d. h. eine besondere Verwaltung, die sich, solange sie nicht die Gesetze verletzt, nach Belieben einrichten kann. Auf diese Weise wurde Virginien colonisirt. Der Tabaksbau gedieh und die Gesellschaft erregte bald die Eifersucht des Königs. Man stellte an sie die Forderung, auf die Niederlassung zu verzichten, und fand Mittel und Wege, auf ihre Weigerung hin Virginien kurzweg als eine

königliche Provinz zu erklären, ohne daß man den Fall der Gesellschaft bedauert hätte.

Man kann Virginien geradezu als Kleinengland bezeichnen. Die Ansiedler fanden dort die englische Gesellschaft mit ihren Sitten, Ideen und Vorurtheilen wieder, zumal gar bald eine Aristokratie von Gutsbesitzern herangewachsen war. Es war darum auch Virginien die letzte Provinz, welche die englische Republik anerkannte, wie sie wieder die erste war, welche nach dem Tode Cromwell's und vor der Restauration die Stuart's ausrief.

Selbstverständlich war auch in staatskirchlicher Beziehung England das Musterbild Virginiens. Die Männer, die auf Handel auszogen und reich zu werden trachteten, kümmerten sich nicht um religiöse Verhältnisse. Darum verschaffte der Einfluß des Mutterlandes der anglikanischen Kirche die Stellung als Staatskirche, deren Bedürfnisse durch allgemeine Landessteuern bestritten werden mußten. Da es indeß in Amerika keinen anglikanischen Bischof gab, der die Geistlichen hätte ordiniren und beaufsichtigen können, weil jeder Versuch in Amerika ein Bisthum zu errichten, an dem hartnäckigen Widerstand der Krone und des Hofes scheiterte, so mußten die Geistlichen aus England berufen werden und dem Bischofe von London untergeordnet bleiben. Selbstverständlich war unter diesen Umständen die Auswahl sehr klein, zumal in Virginien, wo die Gemeinden ihren Geistlichen, die sie mit Tabak bezahlten, beharrlich die förmliche Installation verweigerten, durch die sie ein lebenslängliches Recht auf ihre Pfründe erlangt haben würden. Die anglikanischen Geistlichen waren demnach, zumal bei der großen Entfernung ihrer Aufsichtsbehörden, gar oft allzu frei, so daß virginische Gesetze aus den Jahren 1677 und 1698 Geistlichen, die sich dem Trunke und der Ausschweifung ergaben, mit der Entziehung des halbjährigen Einkommens und im zweiten Rückfalle mit Amtsentsetzung drohen mußten, ohne daß damit Sonderliches erreicht worden wäre. Uebrigens

waren die Verhältnisse der anglikanischen Kirche fast in allen Colonien die gleichen. — Die Dissenters waren in Virginien der Staatskirche gegenüber rechtslos und mit schweren Strafen bedroht.

Wenn wir die staatskirchlichen Verhältnisse Virginiens kennen, kennen wir auch diejenigen der beiden Carolina's. Das ausgedehnte Gebiet dieser beiden Colonien, die von Virginien abgezweigt wurden, war schon einmal (1562 und 1564) auf Anregung Coligny's das Ziel französischer Hugenotten, die zu Ehren Karl's IX. das Land Carolina tauften, aber nicht behaupten konnten. Erst im 17. Jahrhundert dachten Engländer daran sich in diesem Territorium niederzulassen. Im Jahre 1630 erhielt der Generalanwalt Robert Heat von Karl I. das ganze Land südlich vom 36° nördl. Breite an, dem deßwegen abermals der Name Carolana oder Carolina gegeben wurde, indeß wieder ohne Erfolg, weil Heat dort keine Niederlassungen gründete und darum die Abtretung später für nichtig und wirkungslos erklärt wurde. Erst 1663 machte man neue ernstliche Versuche einer Colonisation auf der Landstrecke von Virginien nach Florida, welche als Provinz Carolina auf ewige Zeiten und als Eigenthum an acht der mächtigsten und einflußreichsten Männer am Hofe Karl's II. verliehen wurde. Die Concessionäre, welche zu Lordeigenthümern, mit andern Worten, unbeschadet des der Krone schuldigen Huldigungseides, zu Souveränen gemacht wurden, waren der Minister Clarendon, der General Monk, der unter dem Namen Lord Shaftesbury bekannt gewordene Lord Aschley Cloper, ferner Lord Claven, Sir John Colleton, Sir John Colleto, Sir George Carteret, Lord John Berkely und endlich Sir William Berkely. Nachdem Karl II. 1665 ihnen neuerdings das ganze heutige Landgebiet der beiden Carolina's, Georgien's, Tenessee's, Alabama's, Mississippi's Louisiana's, Arkansas, eines namhaften Theiles von Missouri und Florida, fast ganz Texas und einen Theil von Mexiko mit einer ihn nichtskostenden Freigebigkeit verliehen hatte,

Wir haben nun die Entwicklungsgeschichte der südlichen Gruppe festgestellt. Es waren irdische Beweggründe, Handel, Erwerb, Wohlthätigkeit, welche diese Colonien bevölkerten und die Religion gab wenig oder fast gar nie Grund zur Meinungsverschiedenheit mit dem Mutterland, so daß im Allgemeinen dieselben Formen in diesen Colonien wie in England Eingang fanden.

Eine durchaus gegentheilige Erscheinung bieten uns die Colonien, die man unter dem Namen Neu-England zusammenfaßt, also die Colonien Massachusetts (mit Maine), New-Hampshire, Connektikut (mit Vermont) und Rhode-Island. Hier war es nicht der Handel, der anregte in ein Land zu ziehen, das weder die verführerischen Reize Virginiens noch die Hilfsquellen der Heimath hatte, zumal das Klima rauh und der feuchte Boden von Urwäldern bedeckt und von wilden Stämmen bewohnt war, sondern es waren von Anfang an schon religiöse Motive, welche die Colonisirung veranlaßten.

Als die Herrscher Englands von Rom sich trennten, waren sie lediglich von der Absicht geleitet, fortan selbst Päpste zu seyn ihren Ländern. Sie behielten darum von der katholischen Lehre und den katholischen Gebräuchen gerade so viel bei als ihnen gefiel, so daß Jakob I. sich geistreich äußern konnte, der anglikanische Gottesdienst sei nichts Anderes als eine schlecht gesungene Messe. Die Puritaner dachten jedoch nicht daran ihre Könige als ihre Päpste anzuerkennen, und behaupteten in der Bibel allein die Richtschnur für ihr Glauben und Handeln finden zu können. Darum verlangten sie die unbedingteste Freiheit in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, die Republik im Reiche des Glaubens mit der Anwartschaft, daß sie auch in die Regierung übergehe.

Es war also wesentlich eine Machtfrage, welche die Staatskirche und die Puritaner, diese gemeinsamen Feinde der katholischen Kirche in England, entzweite und sie wurde auch als Machtfrage behandelt, um so mehr als das König-

ihnen in das Interesse der Staatskirche verflochten war. Unter dem Drucke, der demzufolge auf den Puritanern lastete, ward ihnen der Aufenthalt in England verleidet, so daß sie sich nach einer neuen Heimath über dem Meere umsahen.

Im Anfang machten die Anhänger Robert Brown's, eines der Kühnsten von denen, die die puritanischen Lehren in ein gewisses System brachten. Diese Brownisten oder Independenten wurden, weil sie besonders feindlich waren gegen die Hochkirche, auch besonders verfolgt, weßhalb sie nach Holland flohen. Dort faßten sie den Beschluß nach Amerika auszuwandern; sie versicherten sich seitens des Königs Jakob I. eines unbestimmten Versprechens, daß sie nicht beunruhigt werden würden, und fuhren am 17. September 1620 nach einem feierlichen Fasten hundert Personen stark auf dem Schiffe „Maiblume“ ab. Am 22. Dezember landeten sie in New-Plymouth, wo sie unglücklicherweise anfangs gemeinschaftliche Arbeit und gemeinschaftliches Eigenthum bestimmten, so daß beinahe die ganze Einwanderung vor Hunger und Elend zu Grunde gegangen wäre. Durch die Theilung des Bodens lebte die Colonie auf's Neue auf und blühte, bis sie 1692 mit Massachusetts vereinigt wurde.

Eine zweite puritanische Colonie ließ sich 1629 in der Massachusettsbay nieder. Diese zweite Colonie erbat sich vom Könige die Gerichtsbarkeit und die Verwaltung des Landes, den sie bevölkern wollte, und erhielt von Karl I. am 4. März 1629 eine Charte, durch welche sie als eine Körperschaft mit dem Sitz in England bestätigt wurde. Indeß gewährte sie nicht Religionsfreiheit, indem sie im Gegentheil den Statthalter der Colonie beauftragte, den Einwanderern den Suprematie- und den Huldigungseid abzunehmen. Kaum waren jedoch die Auswanderer am 16. Juni 1629 in der Massachusettsbay angekommen, so richteten sie vom ersten Tage an ohne Rücksicht auf die Charte ihre Kirche nach ihren Lehren ein; sie constituirten sich feierlich als Religionsgenossenschaft, wählten Pfarrer und Aelteste und

versprachen sich, Niemand in ihre staatliche Gemeinschaft aufzunehmen, der nicht ihres Glaubens wäre.

Hier sehen wir also das Gegentheil von dem, was in Virginien geschah. War Virginien eine Gesellschaft, so war Massachusetts eine Kirche. Daher leiteten in den ersten Jahren Statthalter und Beisitzer das Volk nach dem Beispiele der Richter Israels und das Volk war damit einverstanden. Allerdings machte sich auch hier Widerspruch geltend; einige von den Einwanderern waren entsetzt über den schroffen Bruch mit der anglikanischen Kirche und vereinigten sich zu einem Separatgottesdienst, was zur Folge hatte, daß die Verfolgten von gestern Verfolger wurden und die Hauptunzufriedenen auf den nämlichen Schiffen, auf denen sie gekommen waren, wieder nach England zurücksandten; denn die Segnungen des gelobten Landes sollten nur den Puritanern vorbehalten bleiben.

Das war ein erstes Vorspiel puritanischer Unduldsamkeit, die sich bald weiter entwickeln sollte. Im Jahre 1636 bestimmte die Eifersucht zwischen den beiden Hauptgeistlichen der puritanischen Colonie, Cotton und Hooker, letzteren zur Auswanderung in das fruchtbare Thal von Connektikut, wo man, um sich niederlassen zu können, zuerst einen blutigen Krieg gegen die eingebornen Indianer führen mußte, der zu ihrer Vertilgung führte. Zwei Jahre später gründete eine neue puritanische Colonie unter der Leitung ihres Geistlichen John Davantport und des ausgezeichneten Theophil Eaton New-Haven, wo sie gleichfalls die Schrift als vollgiltige Richtschnur für den Staat erklärten, die Reinheit des Glaubens und die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht als den großen Zweck der bürgerlichen Ordnung auffaßten und nur den Gliedern der Kirche das Bürgerrecht zuerkannten.

Diese beiden Niederlassungen, Connektikut und New-Haven, wurden mit den Regierungssitzen in Hartford, beziehungsweise New-Haven getrennt verwaltet, bis sie eine sehr liberale Charte Karl's II. zur Colonie Connektikut

vereinigte. In gleicher Weise wurde die Plymouth Colonie und die Colonie in der Bai von Massachusetts, welche Anfangs ebenfalls ihre gesonderte Regierung hatten, erst im Jahre 1685 unter dem Namen Massachusetts vereinigt.

Wir können uns nunmehr über die staatskirchenrechtlichen Verhältnisse dieser beiden Staaten verbreiten. Erwähnt haben wir bereits, daß das staatliche System bei beiden sich sehr der Theokratie näherte. Ein Gesetz von 1631 entschied, daß nur Glieder der Kirche an der Regierung theilnehmen, als Obrigkeit gewählt werden und dem Geschwornenamte obliegen könnten. Dadurch wurden in Massachusetts allein zwei Dritttheile der Einwohnerschaft von der Ausübung politischer Rechte ausgeschlossen. Erst 1680 wurde durch die Regierung Karl's II. das Aktivbürgerrecht vom Glaubensbekenntnisse unabhängig gemacht, nachdem noch 1646 einzelne Personen, welche für diese Neuerung Petitionen eingereicht hatten, mit Geldbußen im Betrag zwischen 40 bis 50 Pfund Sterling belegt worden waren. Zudem war es nicht eine leichte Sache, in die Kirchengemeinschaft aufgenommen zu werden. Man mußte nämlich, sowohl um ein Heiliger als auch um ein Bürger werden zu können, den Augenblick der Rechtfertigung genau bestimmen und noch andere Bedingungen, z. B. eine stundenlange Rede vor der Versammlung, erfüllen. „Hier", sagt ein Zeitgenosse (Lechford, Plain dealing or Newes from New-England), „verlangt man solche öffentliche und private Bekenntnisse und Geständnisse von Männern und Frauen, bevor sie in die Kirche aufgenommen werden, daß drei Viertel des Landes draußen bleiben und in kurzem, wenn man so fortfährt, die meisten Leute ohne Taufe dahinleben werden." (North American Review, Oktober 1849, p. 485.) Indeß siegte 1662 ohne äußern Anstoß eine Partei, welche diese Strenge bei Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft wesentlich milderte und namentlich die Taufe aller Kinder gestattete, deren Eltern getauft waren, wenn sie auch nicht „erweckt" und in die Kirche auf-

genommen waren, obwohl man darauf seine Zuflucht Confirmation der Taufgelübde durch den zu geistiger Re herangewachsenen Täufling nahm, um die alte Form wahren[1]).

Bei dieser Strenge können die übrigen puritanisch Excentricitäten nicht Wunder nehmen. Es paßt ganz und zu den theokratischen Ideen dieser Colonisten, wenn sie Massachusetts und New-Haven das Criminalrecht wörtl dem Exodus und Leviticus entnahmen. Götzendienst, Zaube Gotteslästerung, Verrath, Mord, falsches Zeugniß, Ehebru Empörung des Sohnes in gewissen Fällen wurde mit Tode bestraft, weil Moses es so verordnet hatte, während Gesetze von Massachusetts den Diebstahl, den die englisch Gesetze so schwer bestrafen, nicht als Verbrechen betrach weil die heilige Schrift sich darüber anders äußere.

Selbstverständlich wurde, nachdem die Bibel in die Form ein Staatsgesetz war, auch die Moral amtlich übe wacht und es existirte darum eine Reihe von Vorschrift über das Privatleben, die uns durch ihre Härte erstaun machen. Es gab keine Sünde, die man nicht auch durch Hand der Obrigkeit bestraft hätte. Unkeuschheit, Trägheit Betrunkenheit u. s. w. wurden strenge überwacht und selb die Kleiderordnung geregelt.

So waren also die religiösen Anschauungen der Puri taner die Grundlage, auf welcher sich diese Colonien auf erbauten. Dafür trieben sie die religiöse Intoleranz bis auf Aeußerste, indem sie, nachdem ihre Genossenschaft weniger al

1) Uebrigens wurde zwischen Kirche (church) und der Gemein (parish oder congregation) unterschieden. Zur letzteren gehörte auch diejenigen, welche zwar nicht erweckt waren, aber doch reg mäßig am Gottesdienste in der Ortskirche theilnahmen und kirchlic Lasten trugen. Solche Personen konnten sogar mit der Verwaltu des Kirchenguts betraut werden, obschon sie von allen inner religiösen Fragen ausgeschlossen waren. Die Geistlichen wurden v den Mitgliedern der Kirche gewählt und von den Mitgliedern d Gemeinde bestätigt.

... als eine Religionsgenossenschaft, jedem, der nicht ... anerkannte, ihr Land verschlossen. Es konnte ... in Connektikut Niemand ohne Genehmigung des ... und die Billigung der Nachbarkirchen eine ...nen. Dissidenten hatten durchaus kein Recht auf ... der Gesetze; Quäker, Adamiten und andere be... (so lauten die Worte des Gesetzes) sollten auf ... des Statthalters und der Beigeordneten eingekerkert ...jagt werden. Dem gegenüber drang die englische ... namentlich darauf, daß die anglikanische Kirche ... werde, obwohl erst spät der Eifer und die Unduld... etwas nachließen.

...Uebrigens war die Intoleranz dieser beiden Puritaner... ...en Anlaß zu weiteren Niederlassungen, indem zunächst ...-Hampshire und Maine zum Theil und Rhode-... durchweg dadurch bevölkert wurden. In den beiden ... Colonien ließen sich ebenso wohl Leute nieder, welche ... Interesse anlockte, als Puritaner, welche für ihr ...thum neue Gebiete erobern wollten. Die letzteren ...te haben diesen Provinzen ihren wahren Charakter ... und über ihr Schicksal entschieden. New-Hampshire ... späterhin königliche Provinz, die erste die man in ...ika gründete, und über Maine übte Massachusetts die ...ränetät aus, wie einst Bern über Wallis, bis es zu... nur mehr eine Grafschaft in der Provinz war. Wir ... die Einzelnheiten in der Geschichte dieser beiden Pflan...n füglich übergehen und hier nur bemerken, daß ihren ...hnern Gewissensfreiheit gewährt wurde mit einer einzigen ...ahme, die wir bereits kennen, indem die Katholiken von ... Wohlthat ausgeschlossen waren.

Wichtiger ist die Geschichte von Rhode-Island. Als in ... Colonie an der Massachusetts-Bay die Regierung nach ...tanischen Kirchenideen organisirt wurde, forderte ein junger ...licher in Salem die religiöse Freiheit im Namen der ...letzlichkeit des Gewissens. Seinem Verlangen wurde,

wie wir wissen, nicht Folge geleistet, vielmehr mußte er geächtet und bedroht zu den Indianern flüchten, denen er sich stets freundlich gezeigt hatte. Dann gründete er auf dem Gebiete der Narraganset-Indianer mit deren Einverständniß 1636 die Stadt Providence, welche allen verfolgten Gewissen eine Zufluchtsstätte seyn sollte und auch bald von einer Schaar seiner Anhänger aus Salem bevölkert wurde.

In demselben Jahre 1636 erregten in Massachusetts die Antinomianer, an deren Spitze eine Frau, Anna Hutchinson, stand, ernstere Unruhen. Indem sie, eine Art von Quietisten, den calvinistischen Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben allein auf die Spitze trieben, veranlaßten sie theologische Streitigkeiten, bis Anna Hutchinson verbannt wurde und mit ihren Anhängern nach Rhode-Island in die Nachbarschaft Roger Williams zog. Die kleine Niederlassung entnahm ihre Verwaltungsformen gleichfalls dem alten Testamente und Coddington, einer der eifrigsten Parteigänger der Prophetin, ward zum Richter des neuen Israel erwählt mit drei Aeltesten als Beigeordneten. Dagegen verordnete man, daß Niemand seines Glaubens wegen angefochten werden und das Gesetz der Gewissensfreiheit immerdar Geltung haben solle; es ward darum auch als Staatswappen ein Bündel Pfeile gewählt mit der Inschrift: Amor vincit omnia.

Bei der Gemeinsamkeit der Principien war die Vereinigung der beiden Niederlassungen Roger Williams und der Hutchinsons unvermeidlich und wurde bald unter dem gemeinsamen Namen Rhode-Island Thatsache. Der neue Staat hatte indeß an den Puritanern wüthende Gegner, so daß Anna Hutchinson sich flüchtete und bei den Indianern ihren Tod fand, Roger Williams aber (1643) nach Europa reiste, um den Schutz des Mutterlandes anzurufen. Dort erhielt er vom Parlamente eine Urkunde, welche der Colonie eine freie und unabhängige Regierung sicherte. Diese Akte ward im J. 1663 von Karl II. erneuert und erweitert und darin, von den andern Bestimmungen abzusehen, Religionsfreiheit gewährt.

Wie Karl II. dazu vermocht wurde, der Garantie der Religionsfreiheit seine Zustimmung zu geben, ob aus Feindschaft gegen die Puritaner oder sonstwie, ist nicht ermittelt; die Stelle lautet indeß nach einer Wiederholung des Gesuchs Roger Williams um ein königliches Patent also:

„In ihrer ehrerbietigen Adresse haben sie freimüthig erklärt, sie haben im Sinne, durch ein glänzendes Beispiel zu erhalten, daß ein sehr blühender Staat unter unsern Unterthanen, den Engländern, bei voller Freiheit in religiösen Dingen bestehen und sich vollständig behaupten kann, und daß die wahre Frömmigkeit, die auf den Grundlagen des Evangeliums beruht, dem Königthum die beste und größte Sicherheit geben, und die Verpflichtungen der wahren Loyalität den Menschen am tiefsten in die Seele pflanzen wird;

demgemäß, weil wir das fruchtbare Unternehmen unserer vielgeliebten und wohlgesinnten Unterthanen zu ermuntern wünschen, ihnen die freie Uebung und den freien Genuß ihrer bürgerlichen und religiösen Rechte sichern und jene Glaubens- und Cultusfreiheit, die sie mit soviel Mühe, Sanftmuth und Treue verfolgt haben, erhalten wollen;

und, indem wir darauf Rücksicht nehmen, daß es in der Colonie Menschen gibt, die sich ihrer Ueberzeugung nach nicht nach der Uebung der Religion, wie sie die Liturgie, Form und Ceremonien der Kirche Englands vorschreiben, richten, noch die in Bezug darauf feststehenden Eide und Artikel leisten oder unterschreiben können;

indem wir außerdem erwägen, daß wegen der großen Entfernung nicht zu fürchten ist, diese Ausnahme werde in die Einförmigkeit, welche in unserm Königreich durchgeführt und behauptet wird, eine Lücke machen;

verordnen wir: ‚daß Niemand in besagter Colonie künftig wegen einer abweichenden Ansicht in religiösen Dingen belästigt, bestraft oder belangt werde, sondern daß im Gegentheil Jeder volle und ganze Freiheit des Gewissens und Urtheils darüber habe, wenn er sich nur friedlich aufführt, und diese Freiheit nicht in Zügellosigkeit oder Entweihung, Beleidigungen oder Störung des Nächsten verkehrt.‘

Dieß ist sicher eine edle Erklärung, die dem Staate ungeheure Vortheile brachte. Die Puritaner waren allerdings nichts weniger als günstig dafür zu sprechen und 1695 noch schrieb Colton: „Diese Colonie ist ein Haufe von Antinomianern, Familisten, Anabaptisten, Arminianer, Sabbatgegnern, Socinianern, Quäckern, Geistersehern, mit einem Worte von jedem Auswurf schlechter Christen; wenn ein Mensch seinen Glauben verlöre, so würde er ihn sicher in irgend einem Dorfe Rhode-Islands wiederfinden: bona terra, mala gens.“ (Warden, description des Etats-Unis t. I. p. 519.) Um so zufriedener war dagegen die Colonie, welche an der Charte Karl's II., die kurze Zeit von 1686—88 abgerechnet, bis zum Jahre 1842 festhielt.

Dieß ist die Geschichte Rhode-Islands, des kleinsten Staates der Union, der allein unter allen Staaten, die katholische Colonie Maryland ausgenommen, auch den Katholiken ein Asyl bot. Ueberall sonst waren sie ausgeschlossen, wenn nicht der düstere Geist der Verfolgung noch weitere Ansprüche machte.

Wir kennen nun die staatskirchenrechtliche Entwicklung der Staaten Neu-Englands. Rhode-Island ausgenommen ist es durchweg durch puritanische Elemente bevölkert und organisirt worden; der Staat war für sie nur eine Kirche und darum fand sich auch die Moral unter der Aufsicht des Staates. Es war die vollständigste Verquickung von Religion und Politik, ein Zustand der, wenn er heute auch in's Gegentheil verkehrt ist, gleichwohl in einzelnen Verhältnissen, z. B. in Bezug auf die Sonntagsfeier und die Mäßigkeitsgesetze, noch fortdauert.

(Schluß folgt.)

XVIII.

: moderne Wissenschaft und ihre Stellung zur katholischen.

(Herzog's Real-Encyclopädie nochmal.)

Die Artikel welche voriges Jahr unter dem Titel „pro-antische Polemik gegen die katholische Kirche" diesen Blättern, und später in besonderer Ausgabe er-enen sind, haben vornehmlich den Zweck verfolgt, an ein r abermaligen, neueren und neuesten Beispielen zu zeigen, : jene häßliche religiöse Polemik noch immer, der fortge-ittenen Bildung unserer Tage zum Hohne, in voller Blüthe het, welche einstmals so lange die Geschichte unseres theueren tschen Bodens verunzierte. Freilich schämen sich unsere gner selber jener vergangenen düsteren Zeiten. Sobald die de auf dieselben fällt, schieben sie die Schuld daran auf e „Rohigkeit" der glücklich entschwundenen Jahrhunderte, e Herr Hase sich ausdrückt. Aber, wenn dort der Grund für zu suchen ist, dann ist es gerechtfertiget zu erwarten, ß heute, wo jene übel berufene Rohigkeit einer um so ößeren und allgemeineren Bildung und Gesittung Platz macht hat, derlei unerfreuliche Erscheinungen ein Ding er Unmöglichkeit sind, oder wenn sie ja von einem oder dem nderen hinter dem Fortschritte unserer Zeit zurückgebliebenen rotestantischen Polemiker nochmal sollten heraufbeschworen werden, sofort unter dem allgemeinen Unwillen und dem ittlichen Gefühle der Gegenwart erdrückt erliegen müßten.

Und doch haben wir das Gegentheil hievon mehr als zur Genüge erfahren. Da hat Herr Herzog ungleich besser als der glatte Herr Hase den wahren Grund ausgesprochen, indem er in der Vorrede zu seiner Real-Encyclopädie (I, IV) sich also ausdrückt: „Obwohl die Encyclopädie keineswegs einer polemischen Abzweckung ihre Entstehung verdankt, so kann sie doch nicht umhin, zum römischen Katholicismus eine bestimmte Stellung einzunehmen. Es liegt dieß im Wesen des Protestantismus, und ist auch in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen begründet." Warum also diese Dinge immer nur der Rohigkeit längst abgethaner Jahrhunderte zur Last legen? Warum es nicht eingestehen, daß es die Natur, das Wesen des Protestantismus so mit sich bringt? Warum es nicht offen heraussagen, daß er, da er von seiner Eigenart nun einmal nicht lassen kann, auch heute noch ebenso handeln muß wie ehedem, will er sich nicht selber aufgeben? Da lobe ich mir die Aufrichtigkeit Herzog's der unmittelbar nach der soeben angeführten Stelle fortfährt: „Es gibt eine Art von protestantischer Polemik welche, kleinlich, äußerlich, höchst befangen, entblößt von der gehörigen Sachkenntniß, der protestantischen Kirche nur geringe Dienste leistet, der katholischen Kirche und katholischen Tendenzen innerhalb unserer Kirche nur geringen Abbruch thut. Selbst in dem wissenschaftlichen Deutschland sind wir über diese Art der Polemik noch nicht völlig hinaus." Diesen Satz wird jeder welcher die angezogenen Aufsätze gelesen wohl ohne Bedenken zugeben. Aber das möchte dabei manchen Menschenfreund einigermaßen mit Besorgniß um die Schicksale der Civilisation erfüllen, wenn er liest, daß eben der nämliche Herr Herzog zu wiederholten Malen gleichwohl der Furcht sich nicht entschlagen kann, daß seine Polemik „nicht schneidend genug ist" (I. I vergl. XII. 455).

„Im Wesen des Protestantismus also ist diese Polemik begründet." So sagt es uns einer seiner gelehrten Stimm

führer selber. Mit dieser Auffassung hat er aber nicht bloß seine eigene persönliche Meinung ausgesprochen, sondern sie dar wohl als die Ueberzeugung der gelehrteren und denkenden Protestanten von heute überhaupt hingestellt werden. Denn das Gleiche liegt in dem auf den ersten Blick so anstößigen Satze Ebrard's ausgesprochen: „Die Reformatoren besaßen die Berechtigung zu ihrem Reformationswerke" in der Erkenntniß der Wahrheit, daß Rom die apokalyptische Babel sei[1]). Wenn die Reformatoren nur dann ein Recht hatten mit ihren Umsturzplänen vorzugehen, so sie Rom als Babel verlästerten, dann erhellt unschwer, wie sehr die „Polemik gegen die katholische Kirche" im Wesen des Protestantismus liegen muß. Und wenn nur auf Grund dieser Polemik den Vätern ein Recht zustand, den Zusammenhang mit der apostolischen Ueberlieferung und dem Glauben der Apostel abzubrechen, eine neue Gestaltung des Christenthums einzuführen, wie Herr Hase mit ächt deutscher Ehrlichkeit das Reformationswerk darstellt[2]), so müssen auch die Söhne, wollen sie anders nicht entarten, wenigstens in der Polemik gegen die Kirche ihren Vorfahren treulich nachfolgen, damit sie nicht die „Berechtigung" verlieren, in dem Bruche der Reformatoren mit der apostolischen Vergangenheit und mit dem ächten und ursprünglichen alten Christenthum zu beharren.

Stellt also die göttliche Offenbarung die Kirche dar als die reine unbefleckte Braut Christi die er sich zubereitet hat mit seinem Blute, daß sie heilig sei und ohne Makel und Runzeln (Eph. 5. 25.), wird sie uns dagegen von dieser Polemik geschildert als das Weib voll Lästernamen, trunken vom Blute der Heiligen, auf deren Stirne das Brandmal eingedrückt ist: das große Babel, die Mutter aller Greuel auf Erden, so haben wir hierin nicht bloß einen Bruch mit der apostolischen Lehre, durch welchen das Christenthum von den Reformatoren und ihren Nachfolgern „neu gestaltet"

1) Bei Herzog, Real-Encycl. X. 583.
2) Polemik S. 2. 3. 13.

worden ist, wie in so vielen anderen Fällen auch, sondern es liegt hier der Grund tiefer, nämlich in der „bestimmten Stellung" welche die protestantische Theologie, sogar da wo sie nicht „polemische Abzweckungen" verfolgt, zur Kirche einzunehmen genöthiget ist, mit anderen Worten „im Wesen des Protestantismus" selber, wie Herr Herzog sagt.

Aber freilich auch „in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen." So drückte sich Herzog bereits unter dem 16. Dezember 1853 aus. Das vermögen wir Katholiken heute, im Jahre der Gnade 1875, besser zu verstehen als es vielleicht den Meisten von uns damals gelingen mochte, heute wo ein anderes von eben dem nämlichen Herrn Herzog im J. 1860 wie prophetisch gesprochenes Wort sich erfüllt hat: „In unseren Tagen gibt es einzelne (?) Beispiele von Unterdrückung der Religionsfreiheit welche, ohne daß Folter und Scheiterhaufen angewendet wurden, in Folge der fortgeschrittenen Bildung der Zeit auf uns einen peinlicheren Eindruck machen, als selbst die grausamsten Todesarten der Märtyrer früherer Jahrhunderte auf die Genossen der eigenen Partei gemacht haben mögen"[1]). Ja wohl, wir verstehen es, daß die gerügte sogenannte protestantische Polemik nicht bloß im Wesen des Protestantismus, sondern auch in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen begründet ist. Und vielleicht dürfen wir den Satz sogar umkehren und sagen, daß auch die „gegenwärtigen Zeitverhältnisse" wenigstens zum Theile „im Wesen des Protestantismus" und in der „protestantischen Polemik" begründet sind? So wenigstens drückt sich der Verfasser der oben berührten Aufsätze in dem später dazu geschriebenen Vorworte aus, „daß die Stürme welche die Kirche in Deutschland heute erduldet, nichts sind als die Nutzanwendungen und Ergebnisse der Zeitphilosophie und der protestantischen Polemik gegen die katholische Kirche"[2]). Wir wollen wahr-

1) Real-Encyclopädie XII. 695.
2) Protestantische Polemik S. VII.

haftig die Bedeutung der protestantischen Theologie, insbesondere der polemischen, nicht überschätzen. Ungleich größeren Einfluß auf den Gang der Zeitereignisse hat ohne alle Frage die Zeitphilosophie, die neuere deutsche Spekulation. Wir leben nicht so blind dahin und verschließen unsere Augen dem hellen Lichte nicht bis zu dem Grade, daß wir dieß nicht begriffen, wie unsere Zeit und Alles was sie mit sich bringt nicht aus reinem Zufall, bloßer Laune, lediglich wie Ausbrüche einer ungezügelten Kraft die keinen geistigen Gehalt ausdrücken und keinen vorbedachten Zweck verfolgen, sondern vielmehr als wohlberechnete oder doch naturnothwendige und unvermeidliche Auszeitigungen der modernen Ideen erklärt werden muß. Das ist doch wohl unter Einsichtigen keiner ernstlichen Erörterung zugänglich, daß die Entwickelung der neueren deutschen Philosophie es war welche diesen „Culturkampf" mit all' seinen Erscheinungen vorbereitet hat und leitet. Die Helden in diesem Kampfe sind es die das am offensten zugestehen und sich dessen am lautesten rühmen. Nichtsdestoweniger aber darf der Protestantismus um sein Recht auch nicht verkürzt werden. Hat ja doch gerade der Protestantismus, in dem Herr Hase mit soviel Wahrheit eine neue, und zwar eine deutsche Gestaltung des Christenthums, einen aus dem allgemeinen, Himmel und Erde, die ganze Welt umfassenden Christenthum herausgerissenen und nach dem Maße des engeren deutschen Begriffes und Gefühles zugerichteten Bruchtheil der Offenbarung, eine „mehr volksthümliche, ich möchte sagen, deutschere Religion" erblickt[1]), hat ja, sage ich, gerade der Protestantismus den Anstoß zur modernen Denkweise und sogenannten Cultur gegeben und den Keim der neuen deutschen Philosophie gelegt. Oder vielleicht drücken wir uns besser so aus, daß wir den Protestantismus als einen zurückgebliebenen und verkümmerten Sproß auffassen, der aus der nämlichen Wurzel hervortrieb

---

1) Polemik S. 586. 587. 589.

aus welcher späterhin die zum Unterschiede von der christlichen sogenannte moderne Cultur und Spekulation als ungleich triebkräftigerer Schoß emporwuchs. In jedem Falle aber dürfen wir der protestantischen Theologie, und ihrer Polemik insbesondere, nicht absprechen, daß sie wohlberechtigte Ansprüche um die Anerkennung ihres Einflusses auf die Gestaltung der „Zeitverhältnisse" sich erworben hat.

Doch wir wollten hievon nur im Vorübergehen sprechen und kamen zu weit von dem Wege ab den wir uns vorgesteckt, allerdings in leicht verzeihlichem Versehen. Denn stets scheint es uns, als ob das soeben Besprochene nicht oft und nachdrücklich genug betont werden könnte, und manchmal dünkt es uns fast, es dürften nicht alle Katholiken diese Wahrheiten genügend und nach ihrer ganzen Tragweite würdigen.

Was wir im Auge hatten, war übrigens ein Anderes. Der Verfasser jener Aufsätze über die protestantische Polemik hat, seinem Zwecke entsprechend, nur kurz darauf hingewiesen, daß der eitle Glanz größerer Wissenschaftlichkeit den die Gegner der katholischen Sache um sich verbreiten, und den sie sich gerade deßhalb zulegen weil sie sich von dem katholischen Glauben losgemacht haben, nichts als Blendwerk sei, und er hat das an einer Reihe von Belegen aus den besprochenen Werken hinlänglich bewiesen. Das läßt sich aber, wenn man es darauf im Besonderen abgesehen hat, noch viel eingehender aufzeigen. Wir wollen das hier nur in Bezug auf einen einzigen von demselben bereits berührten Fragepunkt weiter auszuführen versuchen. Es handelt sich nämlich hiebei keineswegs bloß um eine einzelne und als solche höchstens für den Augenblick interessante Thatsache, wodurch manche der gelehrten Gegner des Katholicismus welche auf ihre angeblich so hervorragende Wissenschaft so gerne pochen, mit Leichtigkeit zu Bescheidenheit könnten ermahnt werden, sondern um eine Frage von allgemeinerer Bedeutung.

Womit haben doch von allem Anfange an die Gegner des katholischen Glaubens so große Vortheile über diesen zu

erringen vermocht? In einem großen Theile dadurch, daß sie es stets verstanden, die Kirche und den Glauben der Unwissenschaftlichkeit zu zeihen, während sie sich als die geborenen Alleinbesitzer von Wissen und Gelehrsamkeit gebärdeten, und allen denjenigen welche ihnen folgen würden größere Wissenschaft und tiefere Einsicht als Lohn des Abfalles vom Glauben versprachen. Das mag nun allerdings den gläubigen Christen für seine Person kalt belassen. Denn er weiß wohl, was an der Sache ist, und wie er sich dabei zu verhalten hat. Wer sich Christi und seines Wortes schämen würde, deßhalb weil demselben allenthalben widersprochen wird, weil der menschliche Stolz nichts als Verachtung dagegen hat, der soll lieber aufhören sich Christ oder gar Katholik zu nennen. Haben sie denn nicht schon zu Lebzeiten des Erlösers es förmlich als Beweis der Verwerflichkeit seiner Lehre angeführt, daß von den Angesehenen keiner daran glaubt (Joh. 7, 48)? Hat nicht der Völkerapostel es schon erfahren, daß eben die nämliche Lehre die er von Christus empfing und die wir hinwiederum ebenso von ihm haben, den Einen Thorheit, den Anderen Aergerniß war (1. Kor. 1, 23)? Hat er sich nicht was darauf zu gute gethan, daß seine Predigt und sein Wort nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit bestehe, damit der Glaube nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft beruhe (1. Kor. 2, 3—5)? Hat nicht schon er die Gläubigen erinnert, daß nicht viele unter ihnen seien die in der Welt als Weise gälten, sondern daß Gott gerade das auserwählt habe was vor der Welt als thöricht ausgegeben wird, um das Weise zu Schanden zu machen (1. Kor. 26, 27)? Lesen wir nicht immer und immer wieder dasselbe bei Clemens von Alexandria, bei Irenäus, bei Augustin, bei Gregor dem Großen, bei Bernhard, bei den Vertheidigern der uralten Lehre Christi und der Apostel wider Luther und Calvin, erfahren wir es nicht zur Stunde noch immer in gleicher Weise: die Lehre Christi, die Lehre Pauli, die Lehre der Väter, der Glaube der Kirche als die Thorheit des

Kreuzes verachtet, die wechselnden und täglich neuen Ausgeburten menschlicher Einfälle aber welche dagegen in Kampf treten, als Weisheit und Wissenschaft, als höhere Einsicht verherrlicht? Wie soll sich ein Katholik hievon beirren lassen? Wenn irgend etwas, so muß ihm erst das ein rechter und voller Erweis seyn, daß er auf den Wegen Christi und der Apostel wandelt, daß er ihre Lehre unverfälscht bewahrt hat. Hat man es je einmal gehört von den Tagen der Gnostiker an bis herab zu unserer Stunde, daß man die als Thoren verhöhnte welche darauf ausgingen, die christliche Weltanschauung mit dem was jeweils als moderne Bildung galt, auszugleichen, ein Streben das Herr Hase das allen Gegnern der katholischen Kirche Gemeinsame und sie trotz aller Verschiedenheit unter sich Einigende nennt[1]? Aber Christum unsern Herrn haben sie als Thoren verhöhnt, und Paulus den Apostel, und die Märtyrer des Glaubens und der Liebe. Und wann ist die katholische Kirche je dieser Ehre verlustig gegangen? Wer hat also ein Recht, sich der Aehnlichkeit mit Christus zu rühmen? Wer darf sagen, daß er auf seiner Seite Paulus und Ignatius und Polykarp und Laurentius und Agnes und Augustinus und die Gregore stehen weiß? Wer anders als der dem die Gegner selber das unaufhörlich zugestehen, indem sie ihn der Thorheit zeihen und sich mit ihrer Wissenschaft brüsten? Würde er auch nur auf einen Augenblick die Thorheit des Kreuzes Christi, die Unweisheit der Lehre Pauli verläugnen, sie würden sofort davon abstehen ihn als Thoren zu verachten. Wären wir und unser Glaube von der Welt, so würde die Welt das was von ihr ist als das Ihrige anerkennen und schonend behandeln. Eben darum aber, und nur deßhalb, weil unsere Lehre nicht von der Welt ist, sondern weil uns der Herr von der Welt auserwählt hat, darum haßt sie uns und schilt uns unweise (Joh. 15, 19). Und das ist unser größter Stolz in Christus, unser bester

1) Polemik S. VIII.

Trost in diesen bitteren Zeiten. Daran erkennen wir Kinder der katholischen Kirche, daß wir die Jünger Jesu sind und seine Wahrheit unverkümmert uns bewahrt haben. Da wanken wir nicht in Spott und Verfolgung. Wir danken vielmehr Gott und unseren Gegnern ob dieses Trostes und harren aus in der Zuversicht unserer Auserwählung.

Das ist es was wir Katholiken für uns auf das genannte Vorgeben zu erwidern haben. Aber wir verhehlen uns nicht, wie viele welche es fühlen, daß Wissenschaft und Wahrheit unter die höchsten irdischen Güter gerechnet werden müssen, davon berückt und vom Glauben abwendig gemacht werden. Und um dieser willen, wahrhaftig nicht aus eitler Sorge für unsere Ehre die wir getrost Gott anheim stellen, verdammen wir mit allem Nachdrucke die Lüge, als seien die Gegner der katholischen Kirche deßhalb allein und ohne weiteres im Besitze größerer Wissenschaft, weil sie Feinde des Glaubens Christi sind und das Joch der Thorheit vom Kreuze abgeschüttelt haben. Verdient unter den Gegnern des Glaubens und der Kirche einer ernstlich den Ruhm der Gelehrsamkeit, so werden wir die letzten seyn die ihm absprechen was ihm aus Gerechtigkeit gebührt, ob er gleich unser Widerpart ist. Aber wenn er oder ein Anderer statt seiner uns vorlügt, daß er nur deßhalb diesen Ruhm verdient, weil er ein Feind der Kirche ist, und daß er sicherlich nicht so hoch emporgestiegen wäre, hätte er nicht die beengenden Fesseln des Glaubens abgeworfen, so nennen wir das entschlossen eine berechnete Lüge, abgesehen auf das Verderben der nach Wahrheit dürstenden Seelen. Nur lassen wir uns dann auch hinwiederum das nicht gefallen, daß man uns zur Last legt, wir verstünden nicht die Größe einer wissenschaftlichen Leistung zu würdigen oder doch anzuerkennen, sobald sie mit unserem Glauben in Kampf geräth. O ja! wir vermögen das gar wohl, ebensowohl wie wir auch das anzuerkennen wissen, daß ein Gelehrter oder eine gelehrte Leistung immerhin in vielen Dingen Preis verdienen mag, wenn wir gleichwohl in manchen oder

auch in vielen Stücken großen Tadel dagegen auszusprech uns gezwungen sehen. Vielleicht besitzt dazu der Kathol mehr Unbefangenheit als seine Gegner, da er gelernt ha daß der Mensch den unsere Widersacher so leicht vergötter stets nur ein beschränktes und einseitiges Maß von Gab und Leistungen haben kann, und da ihn seine Offenbarun abermals lehrt, daß der Glaube eine übernatürliche Gna die Wissenschaft ein natürliches Geschenk Gottes ist, bei also wohl auseinanderzuhalten sind, wie sie ja in der Th eine große, von Gott selbst aufgerichtete und deßhalb un zerstörbare Scheidewand von einander trennt. Deßhalb kan er, so er an einem Gelehrten, sei es Freund oder Feind, manches zu tadeln findet, nichtsdestoweniger viele ande Vorzüge desselben bereitwillig zugestehen. Deßhalb kann e auch in demselben einen in seiner Art großen Denker, ein Mann von großer Wissenschaft anerkennen und dennoch sei ganze Richtung auf's entschiedenste bekämpfen. Gera unsere Gegner befehden sich nicht selten untereinander seh ungerecht, indem sie sich gegenseitig möglichst zu Thore machen, weil sie nicht einsehen, daß nicht die einzelne Folgerungen die sich handgreiflich als Unwahrheiten un Ungeheuerlichkeiten darstellen, nicht die mangelnde Consequen des Denkens, nicht der Irrthum der Schlüsse, sondern di ihren Widersachern wie ihnen selber gemeinsamen Grund anschauungen es sind, von welchen jene die sie angreifen ungleich folgerichtiger als sie selber ausgingen. Wie viel treten gegen Hegel, gegen Schopenhauer und Strauß in di Schranken und beschuldigen den Einen des Mangels a Consequenz, den Anderen der Einseitigkeit, den Dritten de Leichtfertigkeit in seinen Behauptungen! Und doch wie un gerecht! Sehet ihr denn nicht, wie strenge diese Männ folgern, wie unerbittlich sie einen jeden einmal zugegebene Satz weiterführen bis zu seinen äußersten Ergebnissen, w sie vor keiner Consequenz zurücktreten, ob sie auch all Glauben und aller Vernunft Hohn spricht, wenn sie n

nothwendig ist? Heißt es nicht alle Gerechtigkeit verleugnen, wenn man ihnen diesen Ruhm abspricht? Nicht die eiserne Consequenz ihres Denkens müßt ihr bestreiten, sondern das müßt ihr ansehen, daß sie, weit consequenter als ihr selber, nur darum zu solch' verletzenden Ergebnissen kamen, weil sie die letzten Grundsätze auf denen auch ihr beharret, klarer erfaßt und schärfer entwickelt haben als ihr. Ihr die ihr auf dem nämlichen Boden stehet wie sie, thuet ihnen groß Unrecht. Warum? Weil ihr, oftmals vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein Interesse daran habt zu leugnen, daß man, wenn man euere obersten und letzten Grundauffassungen, die modernen Ideen, die „christliche Aufklärung", um mit Hase zu reden[1]), annimmt, unmöglich mehr Christ, ja auch nur vernünftig bleiben darf. Wir bekämpfen mit aller Macht eure wie ihre gemeinsamen Ideen, denn wir erblicken in denselben den schroffsten Gegensatz gegen die christlichen Offenbarungslehren, also gegen die Wahrheit überhaupt. Dafür aber haben wir es leicht zu gestehen, daß, falls einmal die Grundsätze der im Gegensatze zu den christlichen sogenannten modernen Ideen zugestanden sind, jene Denker auf Grund derselben eine bewunderungswürdige Consequenz, eine scharfe Dialektik zeigen, deren ihr selber nicht fähig seid, da ihr sonst nicht so ungerecht gegen sie auftreten, nicht hinter ihren Resultaten so weit zurückbleiben könntet.

Also das fällt uns Katholiken, wenn wir das obengenannte Vorurtheil bekämpfen, nicht von ferne ein, berechtigten Ruf der Wissenschaftlichkeit bestreiten zu wollen. Wenn einer unter den Feinden unseres Glaubens sich durch Gelehrsamkeit und Wissen wirklich hervorthuet, so bedauern wir es zwar, daß er die Wahrheit nicht hat, und sprechen es auch offen aus, daß er dem Irrthume dient, aber ihm seine Wissenschaft abstreiten zu wollen das lassen wir uns nicht beikommen. Noch mehr! Wir erblicken, wie aus dem bisher Gesagten schon

---

1) Polemik S. 53.

hervorgehet, wo zwischen Wissenschaft und Wahrheit stets unterschieden ward, in allem wissenschaftlichen Streben nicht das Ziel menschlicher Bemühungen und nicht die Befriedigung des Wissensdurstes, sondern lediglich ein Mittel zur Erreichung des Zieles, das Ziel aber ist uns der Besitz der Wahrheit, unter Umständen auch die Vertheidigung und Begründung derselben. Darum stehen wir gar nicht an es zuzugeben, daß einer welcher die Wahrheit bereits besitzt, und vollends einer dem sie aus Gnade ohne seine eigene Bemühung sozusagen in den Schoß geworfen worden ist, viel eher der Versuchung erliegen mag, sich für dieselbe weniger Anstrengungen zu unterziehen als der welcher erst im Suchen nach ihr begriffen ist. Wenn also manche Gläubige sich weniger um die Wissenschaft bemühen als die Feinde der Offenbarung und der Kirche, so ist das zwar nicht zu billigen, aber immerhin daraus zu erklären, daß sie sich bereits im Besitze dessen befinden wonach jene erst krankhaft haschen. Dagegen ist diese übertriebene, dem Durste des Fieberleidenden oder des Wassersüchtigen zu vergleichende Gier nach Wissen bei den Verächtern des Glaubens ein Beweis dafür, daß sie die Wahrheit nicht besitzen, und nur zu oft ein Zeichen, daß sie das was nur ein Mittel seyn soll, als den eigentlichen Endzweck betrachten, das wahre Endziel aber, den ruhigen Besitz der Wahrheit selber, gar nicht mehr im Sinne haben, oder doch für unerreichbar halten. In der That ist es auch so eine von den modernen Ideen, die zu leugnen fast wie Ketzerei klingt, daß nicht der Besitz, sondern das Streben nach Wahrheit das Ziel aller Bethätigung der Geister sei. Hat man doch selbst das Leben und die Seligkeit Gottes nicht im Besitze, sondern im Erhalten alles dessen gefunden was er will, nicht im Befriedigtseyn, sondern im Befriedigtwerden, nicht in der Bedürfnißlosigkeit, sondern in dem beständigen Wechsel zwischen Bedürfniß und Befriedigung, in einem ewigen Ab- und Zufluß! Das ist der Geist der letzten Tage von denen der Apostel redet, jenen gefährlichen

Zeiten wo Menschen aufstehen die immer lernen, aber nie zum Besitze der Wahrheit gelangen (2. Tim. 3, 1. 7.).

Diesen Unterschied von Wahrheit und Wissenschaft festgestellt können wir mit einem kurzen Nein alle jene so oft wiederholten und nur auf Täuschung argloser Seelen berechneten Behauptungen zurückweisen welche stets darauf beruhen, erst ohne jeglichen Versuch eines Beweises die göttliche Offenbarung, die einzige und volle Wahrheit, als Unwahrheit und Trug zu verschreien und damit jedwede Läugnung derselben, wo nicht als Wahrheit, so doch als Annäherung an die Wahrheit hinzustellen, und dann abermals im Handumdrehen diese Läugnung des Glaubens als die angebliche Wahrheit mit der Wissenschaft und Gelehrsamkeit in Eines zusammenzuwerfen. So steht es aber keineswegs. Es kann einer die Wahrheit besitzen und sie herzlich schlecht auf wissenschaftlichem Wege darstellen oder verfechten. Umgekehrt mag ein Anderer den handgreiflichsten Irrthum mit der ausgesuchtesten Wissenschaftlichkeit vertheidigen. Hat ja doch unser Jahrhundert einen Gelehrten von glänzenden Gaben gekannt, von dem man zu sagen pflegte, daß er nie gelehrter und überzeugender schreibe als wenn er eine Sache vertrete an die er unzweifelhaft selber nicht glaube. So gewiß aber das eben Behauptete ist, so wenig wird auch das einem Zweifel unterzogen werden können, daß bei sonst gleichen Voraussetzungen die Vermuthung größerer Wissenschaftlichkeit zu Gunsten desjenigen steht welcher die Wahrheit besitzt oder verfolgt, und daß für den welcher im Irrthume befangen ist, die Gefahr der Verwicklung, der Mißgriffe und der Verdunkelung hellerer Einsicht, also der Unwissenschaftlichkeit, näher liegt. Wir behaupten das ebenso entschieden und mit ebenso wenig Furcht widerlegt zu werden, als wir es aussprechen, daß der welcher den Glauben, die Offenbarung Gottes angreift, damit auch von selber der Unwahrheit, dem Irrthume sich verschrieben hat.

Geben wir also den Gegnern der Kirche und des Glau-

bens und Christi des Herrn das zu, daß sie möglicher Wei
auf ihrem Wege einen heftigeren (wohl zumeist krankhafte
Trieb und Drang nach Wissenschaft finden mögen. Aber
sparen wir ihnen auch nicht die Warnung sich vorzuseh
daß sie nicht, nachdem sie sich einmal von der Wahrheit
gewendet, der Gefahr der Unwissenschaftlichkeit erliegen, die ih
ungleich näher liegt als den Gläubigen, mögen sie auf dieselb
noch so vornehm herabblicken. Umgekehrt müssen wir zugeste
daß hinwiederum diese leichter der Versuchung ausgesetzt sin
auf Wissenschaft weniger zu halten, da sie die Wahrheit welch
jene lediglich als dienendes Mittel untergeordnet ist, ber
sicher besitzen. Dafür aber haben sie auch den Vortheil für
daß wenn sie sich der Wissenschaft ernstlich, wenn auch
der untergeordneten Bedeutung derselben willen immerhin
Mäßigung, hingeben, viel eher Aussicht darauf haben,
der Wahrheit dienstbar zu machen und sie leichter auf
Wegen der Wahrheit zu erhalten, mit anderen Worten, si
zur wahren und ächten Wissenschaftlichkeit zu erheben.

Nun wissen wir schon, daß wir mit solchen Aussprüch
auf Dank, ja auch nur auf Anerkennung von Seite unse
Gegner nicht viel Anspruch machen dürfen. Darauf hab
wir es übrigens auch gar nicht abgesehen, was wir, um u
nöthige Weiterungen zu vermeiden, zu allem Ueberfluß au
drücklich versichern wollen. Wahrheit bleibt übrigens denno
Wahrheit, ob ihr gleich widersprochen wird. Verlangt ma
aber Beweise für das Gesagte, so können wir getrost a
die obige Ausführung hindeuten und bitten, man möge
widerlegen. Doch sind wir selbst um Einzelnachweise nic
im mindesten verlegen, durch die wir unseren Gegnern, me
als ihnen angenehm seyn mag, unsere Berechtigung au
zeigen können eine solche Sprache zu führen.

Für dieses Mal soll es bei einem einzigen Pun
sein Bewenden haben, auf welchen die mehrerwähnten vo
jährigen Aufsätze neben vielen anderen bereits aufme

sam gemacht haben. Es ist zwar einer der allerunbedeutendsten, aber dennoch recht geeignet, ein Licht auf die berufene und zum voraus wie ein Dogma feststehende Wissenschaftlichkeit eines jeden Gegners der katholischen Lehren und Einrichtungen zu werfen. Schon jene Aufsätze haben in Kürze darauf hingewiesen, daß die Real-Encyclopädie von Herzog, welche sich den Plan vorgesteckt zu haben scheint, Schritt für Schritt der katholischen Vorarbeit von Wetzer und Welte zu folgen, um nach deren Gang alles Katholische zu bekämpfen, oder ein sicher wirkendes Gegengift gegen jede Hinleitung zu katholischem Wesen einzugeben, trotzdem kein Bedenken trägt, aus derselben nach besten Kräften zu entlehnen was ihr nur immer dienlich seyn mag. Dagegen haben wir im Grunde nicht viel zu erinnern. Im Gegentheile kann es für uns Katholiken nur schmeichelhaft seyn, wenn es die protestantische Gelehrsamkeit nicht verschmäht, sich von uns belehren zu lassen, und zwar um so schmeichelhafter, je ausgiebiger diese Benützung unserer Leistungen ist. Nur verlangt es sonst der wissenschaftliche Brauch, daß ein Schriftsteller in derartigen Fällen die Quelle aus der er geschöpft hat, angebe. Dieser Brauch hat, wie unschwer zu begreifen ist, manche Begründung für sich die sogar auf das moralische Gebiet hinüberreicht. Und es ist schon deßhalb nicht räthlich sich über ihn hinwegzusetzen, weil die Gefahr unliebsamer Vorwürfe ansonst einmal zu nahe gelegen ist. Daß aber in dem genannten Werke dieser Brauch so beharrlich verläugnet wird, das können wir nicht anders denn als einen Tadel gegen dasselbe aussprechen. Sowohl im Interesse der Gerechtigkeit als der Klugheit, aus Achtung der eigenen wie fremder Ehre durfte es so nicht handeln. Auf jeden Fall aber war es unter solchen Umständen für unsere Gegner angezeigt, nicht allzu hart über manche Schwächen herzufallen welche sie auf unserer Seite ausfindig gemacht, oder wenigstens glaubten gemacht zu haben, Schwächen die wir ja selber, so sie sich anders wirklich vorfinden, einzugestehen gerne

bereit sind. Denn das dürfen unsere literarischen Widersacher von einem jeden aufrichtigen Vertheidiger der katholischen Sache erwarten, daß er gerne die Fehler zugestehe die er oder einer seiner Kampfesgenossen im heiligen Kriege begangen, nur daß man nicht darob die Sache selber der wir dienen, unseren theueren Glauben und die Kirche die uns über uns selber geht, verunglimpfe!

Wir wollen hier eine dürre Aufzählung der hauptsächlichsten Artikel folgen lassen, welche wir in der Real-Encyclopädie als Entlehnungen aus dem katholischen Kirchen-Lexikon von Wetzer und Welte vorgefunden haben. Jene Artikel die nur durch einzelne, wenn auch immer bezeichnende und unverkennbar entlehnte Ausdrücke auf die gleiche Spur führen, mögen hier ganz ausgeschlossen bleiben. Natürlich geht die Abhängigkeit nicht bei allen Aufsätzen gleich weit. Daß wir übrigens nicht behaupten wollen, es sei hiemit das ganze Verzeichniß der hieher gehörigen Namen erschöpft, versteht sich von selber. Denn um eine so trost- und geistlose Arbeit vollständig zu liefern, bedürfte der Unglückliche der hiezu verdammt wäre, mehr Zeit und Selbstverläugnung als wir verfügbar besitzen. Hier folgt also die Liste, auch ein Zeichen deutschen Fleißes:

Aguirre (I. 187), Arcimboldi (I. 487), Bernhard Claude (II. 99), Berthier (II. 101), Berti (II. 305), Cyriacus (III. 221 f.), Daniel von Winchester (III. 271), Didymus Gabriel (III. 384 f.), Dimöriten (III. 396 f.), Dodwell (III. 430), Dalberg (III. 256), Drogo von Metz (III. 505), Egbert der Heilige (III. 658), Egbert von York (III. 658 f.), Englische Fräulein (IV. 67), Epiphanius von Pavia (IV. 211 f.), wo ausnahmsweise einmal auf Wetzer und Welte verwiesen ist, ebenso wie im Artikel Eudisten (IV. 211 f.). Euphrosyna (IV. 226), Ewald (IV. 279), Exsuperius (IV. 294), Faber Joh. Augustanus (IV. 305 f.), Faber von Heilbronn (IV. 307), Feder (IV. 344 f.), Falkenstein (IV. 318), Ferdinand III., der Heilige (IV. 364 f.), Finnen (IV.

404—406), Fisher John (IV. 408—410), Fléchier (IV. 418 f.). Hier ist so ziemlich alles Wort für Wort aus dem Kirchenlexikon abgeschrieben, nur wird von Herrn Pressel die in der katholischen Vorlage erwähnte Congregation der Doktrinarier für den Jesuitenorden gehalten! Folgt Fleury Claude (IV. 425), sodann Fleury Abtei (IV. 427) wortwörtlich. Hierauf wird IV. 429 Bravonius Florentius, welchen das Kirchenlexikon irrig als einen gewissen Florentius „mit dem Beinamen Bavonius" angibt, ganz ruhig ebenso nachgeschrieben. Foreiro (IV. 434 f.), Foscarari (IV. 438) mit Ausnahme von vier bis fünf Zeilen Wort für Wort herausgeschrieben, Fructuosus (IV. 617 f.), Furseus (IV. 629 f.), Galfrid (IV. 638 f.), Gonzalo von Berceo (V. 247 f.), Grabe (V. 310 f.), Gerhard der Heilige (V. 39 f.), Gildas (V. 162), Giraldus (V. 164), Grandmont (V. 315), Heinrich von Gorcum (V. 691 f.), Heliodor (V. 699 f.), Heliogabal (V. 700 f.), Herakleon (V. 742 f), Heraklius (V. 743 f.). Dieser Artikel ist darum merkwürdig, weil Pressel aus dem Aufsatze Holzherr's bei W. und W. alles brauchbar fand mit einziger Ausnahme des lobenden Beiwortes „scharfsinnig" welches derselbe dem orthodoxen Sophronius gab. Weiter Herard (V. 744), Hervänus Natalis (VI. 15), Hessels Joh. Leonh. (VI. 28 f.) und Johann (VI. 29), Hita (VI. 162), Hochwart (VI. 164), Hohenburg (VI. 197 f.), Holbach (VI. 220 f.), Honter (VI. 254 f.), Huetius (VI. 305—307), Hugo von Flavigny (VI. 308), Hypatia (VI. 356), Huberin (VI. 296), Hubertiner Chronist (VI. 296 f.), Hypsistarier (VI. 362 f.). Im Artikel Hosius Stanislaus hat Sudhoff ganz richtig die allgemein umlaufende und auch bei W. und W. aufgenommene falsche Datirung des Geburtstages statt 8. April auf den 5. Mai festgestellt (er konnte übrigens aus Aschbach III. 333 darauf gekommen seyn). Aber sehr auffallend ist, daß er den Cardinal am 15. August 1579 sterben läßt. In allen uns zugänglichen Werken wird der Todestag auf den

5. August (nonis Aug.) gesetzt, und einzig bei W. und W. findet sich wie bei Herzog jene falsche Angabe (VI. 280; Folgt Jablonowsky Daniel (VI. 364 f.) und Paul (VI. 365) Jocopo Passavanti (VI. 367), Jacoponi (VI. 367 f. Jakob I. (VI. 381—389) und Jakob II. (VI. 389—394) Bei diesen zwei Artikeln ist bemerkenswerth, wie die Aufsä bei W. und W. hier in mehrere Stücke zerschnitten und da in anderer Aufeinanderfolge wieder zu einem Ganzen ve bunden sind, wohl nur, um einer allenfallsigen Nachforschun die fleißige und gar oft wörtliche Entlehnung zu verberge Dann „Impostoribus de tribus" (VI. 645—7), Jeremias I von Constantinopel (VI. 491), Innocenz IV. (VI. 668 f.) V. (669 f.), VII. (671 f.), XII. (676 f.), XIII. (677), Johan von Avila (VI. 737 f.), Johann von Turrecremata (VI. 7?).

Das muß man übrigens den Herren zugestehen, daß si sonst mit uns so strenge, in diesem Stücke, d. h. wo sie vo uns etwas benützen können, leicht mit dem Geringsten zu friedenzustellen sind. Denn sogar aus dem unbegreiflich arm seligen Artikel bei W. und W. über Isidor von Sevill hat Pressel (VII. 89 f.) herausgeschrieben was nur irgen brauchbar schien. In dem Artikel Julius Echter (VI 159—165) ist abermals die vorhin bewunderte diplomatisch Schlauheit beachtenswerth, mit der für die oberflächliche Ver gleichung ein Artikel seinen Ursprung verleugnen möchte, ob gleich er oft lange Zeit Wort für Wort demselben ähnlic ist, einzig dadurch, daß er die entlehnten Abschnitte in völli veränderter Reihenfolge wiedergibt. Folgen dann Katharin die heil. Martyrin (VII. 470 f.), wo nur die „soll" un „sei" mit denen die Erzählung in's Reich der Fabel hinüber versetzt wird, Eigenthum der protestantischen Encyklopädi sind. Katharina von Siena (VII. 471 f.), Katharin von Genua (VII. 473) Wort für Wort ohne Ausnahm herausgeschrieben, wie so ziemlich auch Katharina vo Ricci (VII. 474), und Katharinus Ambrosius (VII. 48 f.) und Lasius (VIII. 203) und Lasco Johannes vo

III. 203 f.). Dann Kreuzbulle (VIII. 62 f.), **Kumanen** (VIII. 133—135), Landelin und Landoald (VIII. 187 f.), Laurentius der Heil. (VIII. 232) wortwörtlich, **Laurentius Valla** (VIII. 232 f.), Lazier (VIII. 250) durchaus ..., Leander der Heil. (VIII. 253 f.), Lebuin (VIII. 256 f.), Lenfant (VIII. 291 f.), Leo II. (VIII. 311 f.), Leo III. (VIII. 312—314) wo bloß die schöne Charakteristik bei W. und W. durch allerlei unedlere Züge ersetzt ist, Leo IV. (VIII. 314 f.), Leo V. (315 f.), Leo VII. (316), Leo IX. ...), **Leo X.** (322—328), vielleicht das schmählichste Beispiel dieser Art, das übrigens in den öfter besprochenen ...blättern bereits zur Genüge gewürdiget ist[1]), Leo XI. (328), ...o XII. (328—331), Leopold der Heil. (VIII. 332 f.), ...banius (VIII. 361 f.), Liguorianer (VIII. 410—413) ... aus Versehen Wetzer und Welte citirt ist, Linus (VIII. ...1 f.), Lismanin (VIII. 426), Lucius I.—III. (VIII. 508 f.), ...dgardis (VIII. 511 f.), wo außer etlichen „soll" nur ...nige Worte sich finden die sich nicht bei W. und W. finden, ...las (VIII. 630 f.), Lysimachus (VIII. 631 f.), Lubienicki ...III. 495 f.), **Mabillon** (VIII. 633—635), Magdalena de ...azzi (VIII. 662), Makarius (VIII. 735 f.), Manuel I. (IX. ... f.), **Marcellus** von Apamea (IX. 25.), Marcus Aurelius ...X. 39), **Marina** von Escobar (IX. 107.), **Marinus** ...X. 108), Maury (IX. 201 f.), Mariminus (IX. 207 ...), Martin IV. (IX. 124 f.), **Monte-Cassino** (IX. 765—...8), Münscher (X. 91 f.) u. s. f. u. s. f.

Alles in der Welt geht zu Ende, und so auch unsere ...sdauer, vielleicht auch die Geduld des Lesers die wir be...its mehr als lieb angestrengt haben. So haben wir denn ...m Buchstaben M an unserer traurigen Arbeit ein Ziel ge...t, schon deßhalb, weil von nun an die Real-Encyklopädie ...ren Plan völlig ändert, oder vielmehr allen Plan verliert

1) Histor.-polit. Blätter LXXIII. 915 f. Protestantische Polemik S. 165.

und lediglich zu einem Repertorium von Dissertationen und Abhandlungen auswächst, welche manchmal selbst als solche betrachtet alles Maß und jede Schranke überschreiten, wie z. B. die Artikel Taufe (XV. 425—485), Schelling (XIII. 503—551), Traktarianismus (XVI. 212—270), Timotheus, Briefe (XVI. 167—172; XXI. 276—342) u. s. w. Gleichwohl ist auch späterhin die Benützung des katholischen Kirchen-Lexikons immerhin noch unverkennbar. Vergl. z. B. die Artikel Paul IV. (XI. 220 f.), Paul V. (XI. 221 f.), Perpetua und Felicitas (XI. 401 f.), Pighius (XI. 662 f.), Procopius von Cäsarea (XII. 199), Quien (XII. 425) mit den Unrichtigkeiten von W. und W., Ravenna (XII. 568—570), Sabbatharianer (XIII. 213), Salmanticenses (XIII. 327 f.), Tertiarier (XV. 453—455), Urban (XVI. 736 ff.), Viktricius (XVII. 181 f.) u. s. f.

Welch' gedankenloses Stück Arbeit übrigens so eine Abschreiberei seyn muß, das mag aus dem letzten und zwar dem einhundertdreiundvierzigsten der hier citirten Artikel entnommen werden. Unter Priestley (XII. 187 f.) liest der lernbegierige Leser mit sonderlicher Verwunderung, daß derselbe unter anderen apologetischen Schriften auch deren „gegen das Zeitalter der Vernunft und Payne" geschrieben habe. Sonderbar! Sollte denn bei Wetzer und Welte, aus dem der Artikel abgeschrieben ist, solches Zeug stehen! Es finden sich allerdings auch dort manch' bedenkliche Sachen an verschiedenen Orten, warum sollen wir das leugnen? Aber Hitzfelder von dem der fragliche Artikel herrührt, pflegt doch sonst derartige Fehler nicht zu begehen! Indeß es heißt dort ganz richtig: „von Payne". Der Abschreiber bei Herzog aber welcher nicht wußte, um was es sich handle, nämlich um eine Schrift gegen das 1793 in Paris erschienene Buch von Thomas Payne „l'âge de la raison", beging jenes leicht begreifliche Versehen das dem Leser sofort störend auffällt.

Indeß schließen wir die Liste mit einer kleinen Vergleichung zweier Artikel je aus Herzog und seiner katholischen

Vorlage, aus der man beispielshalber ersehen mag, wie weit diese Benützung katholischer Arbeit mitunter geht.

Wetzer und Welte:	Herzog:
Ludgardis (Ludgaris, Lutgardis) . . . entsprossen 1182 zu Tongern von ansehnlichen Eltern, wurde . . . zum Eintritt in das Catharinenkloster der Benedictinerinnen bei der Stadt des heil. Trudo bestimmt. Sie war erst etwas über 12 Jahre alt, als sie in dieses Kloster kam.	Ludgardis (Ludgaris, Lutgardis), geboren 1182 zu Tongern von angesehenem Geschlechte, trat schon im zwölften Lebensjahre in das Katharinenkloster der Benediktinerinnen bei der Stadt des heil. Trudo ein . . .
. . . Seitdem trat sie in ein immer innigeres Wechselverhältniß zu ihrem Heilande, der ihr oft erschien und sie mit den außerordentlichsten Gnadengaben überhäufte. Auch die Mutter Gottes, die hl. Engel, die hl. Johannes der Täufer und Johann Baptist (!!), die hl. Catharina und andere Heilige pflegten mit ihr einen vertraulichen Verkehr.	Sie *wollte* in fortwährendem Rapport mit ihrem Heilande stehen, der ihr oft erschienen seyn *soll*. Ebenso *rühmte sie sich* eines vertraulichen Verkehrs mit Maria, den Engeln, dem Johannes dem Täufer und Apostel, mit der hl. Katharina und vielen anderen Heiligen.
So erschien ihr einst Johann der Evangelist in Gestalt eines leuchtenden Adlers, der mit dem Schnabel ihren Mund öffnend ihre Seele mit überirdischer Weisheit erfüllte. Am öftesten stellte sich in ihren Ekstasen Christus dar mit der offenen blutenden Seitenwunde, aus welcher sie himmlische Süße und Kraft einsaugte. Im Gebete und in der Betrachtung	Einst *soll* ihr der Evangelist Johannes erschienen seyn, in Gestalt eines leuchtenden Adlers, der mit dem Schnabel ihren Mund öffnend ihre Seele mit überirdischer Weisheit erfüllte. Am öftesten stellte sich in ihren Ekstasen Christus dar mit der offenen blutenden Seitenwunde, aus welcher sie himmlische Süße und Kraft einsaugte. Auf das Naivste verkehrte sie mit Christus; als

verkehrte sie mit Christus in naiver Einfalt — „warte, mein Herr, bis ich wieder komme", sprach sie, von einem nothwendigen Geschäfte dem Gebete entrissen! Einst goß sich in ihrem Gebete die Gnade so über sie aus, daß es sogar von ihren Fingern wie Oel floß... Nachdem sie um 1200 die Klosterprofeß abgelegt, ward sie 1205 zur Priorin des Klosters gewählt... Im Jahre 1206 trat sie auf den Rath des berühmten Predigers Johann de Lirot und unter Zuthun der hl. Christina der Wunderbaren in das Cistercienserkloster zu Aquiric unweit Brüssel... Indeß dauerten die Gunstbezeugungen des Heilandes gegen seine treue Magd auch in dem neuen Aufenthalte fort. Während sie das Leiden Christi betrachtete, erschien sie am ganzen Leibe mit Blut übergossen... Im heftigsten Verlangen nach dem Martyrium sprang ihr eine Herzader, was ihr großen Blutverlust zuzog, und wobei sie von Christus die Versicherung erhielt, er nehme dieses Blut als Martyrerblut auf u. s. f.

sie einst durch ein Geschäft von dem Gebet abgerufen wurde, sprach sie: „Warte, mein Herr, bis ich wiederkomme!" Einst soll sich bei ihrem Gebete die Gnade Gottes so über sie ausgegossen haben, daß es sogar von ihren Fingern wie Oel floß... Nachdem sie gegen 1200 die Klosterprofeß abgelegt, ward sie 1205 zur Priorin des Klosters gewählt. Im folgenden Jahr trat sie auf den Rath des Predigers Johann de Lirot und unter Zuthun der hl. Christina der Wunderbaren in das Cistercienserkloster zu Aquiric unweit Brüssel. Während dieses Aufenthaltes wurden die ihr zu Theil werdenden Gnadenheimsuchungen immer häufiger und wunderbarer: bei Betrachtung des Leidens Christi erschien sie am ganzen Leib mit Blut übergossen; im brennendsten Verlangen nach dem Martyrium sprang ihr eine Herzader, wobei sie viel Blut verlor und von Christus die Versicherung erhielt, er nehme dieses Blut als Martyrerblut auf u. s. f.

Es macht alles in allem gerechnet beinahe den Eindruck, als ob die Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche lediglich die specifisch das protestantische

Interesse berührenden Artikel frei bearbeitet, das Uebrige aber was allgemeinerer, mehr katholischer Natur ist, entweder aus katholischen Vorarbeiten kurzer Hand entlehnt oder doch sehr oberflächlich und kurz überarbeitet habe. Ueber die wichtigsten Materien, über die großen Väter, über die größten Päpste und Theologen finden sich oft recht leere und nichtssagende Aufsätze, 'es müßte sich nur ein specifisch protestantisches Interesse daran knüpfen, z. B. wo es gilt, einen Kirchenlehrer herabzuwürdigen oder zu einem „Vorreformator" zu degradiren, oder tüchtig „Polemik" zu treiben. Sonst freilich läßt sich oft große Wissenschaft und Gelehrsamkeit nicht in Abrede stellen, und wer über die jüdischen Tauben (XV. 425—428) und Hühner (VI. 304), über Pferde (IX. 473—476) und Viehzucht der Juden (XVII. 182—185) Studien machen will, gerne mit edlen Metallen (IX. 442—446) und Perlen (XI. 399—401) handelt, und die wunderbaren Entdeckungen von den Umtrieben der Elohisten, Jehovisten, Vorelohisten und Harmonisten in der Zeit vor und nach Luther nachlesen will (XI. 292—370), der wird oft eine bewundernswerthe Summe von Arbeitskraft und Fleiß in dem großen Werke verwerthet finden.

Ferne sei es von uns, auf die oben besprochenen Beispiele von Unwissenschaftlichkeit etwa mit Schadenfreude hinzuweisen. Warum sollten wir auch? Als ob nicht auch auf unserer Seite oft und viel gegen die Wissenschaft wäre gesündigt worden und wohl noch oft wird gesündigt werden! Freilich konnten unsere Brüder von drüben mit Leichtigkeit manche Mängel ihrer katholischen Vorarbeit überwinden welche dieser, die erst die Probe zu machen hatte, nicht so hoch angerechnet werden dürfen, und wir müssen unsere große Verwunderung darüber aussprechen, daß sie sich so sehr abhängig, ja geradezu sklavisch in der ganzen Einrichtung des Lexikons wie des Generalregisters nach Wetzer und Welte richteten, sogar in Dingen die man, nachdem sie einmal aus Versehen oder aus Mangel eines unmöglich schon beim ersten Versuche nach allen, auch den kleinsten Einzelheiten hin fest-

stehenden Planes verkehrt waren angestellt worden, doch
zu sehen braucht, um sie sofort mit Leichtigkeit zu verbesse
Das trifft, wie gesagt, nicht die Leiter des katholischen Unt
nehmens, wohl aber die protestantische Redaktion, für wel
ja auch Wetzer und Welte die Schule durchgemacht hatt
Indeß, wir gestehen es, daß wir in diesem Werke sowohl
in anderen unserer Leistungen mancher Fehler, wenn m
will, vieler und großer Fehler und Mängel uns bewußt sin
Warum auch nicht? Ist es denn eine Schande zu gesteh
daß wir das Loos alles Irdischen und Endlichen auch als un
Loos fühlen? Wir können das um so mehr, als wir in d
Wissenschaft zwar ein hohes Gut erkennen, aber lange nic
das höchste. Ungleich höher steht uns der Besitz der ewig
unveränderlichen Wahrheit welche sich zum Glücke der trüge
rischen und armseligen menschlichen Wissenschaft und Ge-
lehrsamkeit nicht einer Sklavin gleich untergeordnet hat, son-
dern ihr als Herrin gebietet, aber nicht einmal als Herrin
die auf den Dienst dieser Magd durchaus angewiesen ist.

Warum aber dann doch auf solche Dinge so großes Ge-
wicht legen? Großes Gewicht? Haben wir es nicht zum vor-
aus gesagt, daß wir diesen Punkt als einen sehr unter-
geordneten betrachten, und daß sich andere Belege von größerer
Tragweite ebenso leicht hervorheben ließen? Und was haben
wir doch viel Lärm mit dem Besprochenen gemacht? Laßt
einmal einige katholische Gelehrte es versuchen, so systematisch
ihre protestantischen Brüder auszuplündern, und zwar zu
keinem anderen Behufe als um ein Werk voll hämischer und
ungerechter Ausfälle auf den Protestantismus mit fremden
Federn hübscher zu verbrämen, und dann kommt und höret,
was es um einen Lärm seyn mag! Nein! wir schlagen darob
keinen Lärm auf, aber wir erlauben uns frischweg die Dinge
mit ihrem Namen zu nennen, damit wenigstens für billig
Denkende klar werde, wir hätten etwas so gar Ketzerisches
nicht ausgesprochen, wenn wir sagten, das könnten wir nun
einmal nicht glauben, daß ein jeder Gegner des katholischen

Glaubens und Lebens schon mit dem Heiligenscheine der vollendeten Wissenschaft zur Welt komme, ähnlich wie jeder Katholik mit der Erbsünde. Und darum reden wir von solchen Dingen, damit unsere Gegner, oder ja, wenn sie wollen, unsere Brüder im Lager uns gegenüber, sich erinnern, daß sie auch Menschen sind gleich uns, mit den nämlichen Schwächen behaftet wie wir, und daß sie denn doch keinen Grund hätten, just deßhalb weil wir Katholiken und sie keine Katholiken sind, jede unserer Arbeiten zum voraus zu verdammen oder wenigstens als neuen Beweis für die alte Wahrheit von der Unwissenschaft des Glaubens recht hart mitzunehmen.

Das war einmal ein trübseliges Capitel das wir jetzt abgehandelt haben. Es hat uns das Herz wieder einmal recht enge gemacht, und fast haben wir uns geschämt es vorzubringen. Ist es doch wieder eine Erinnerung an die zahllosen kleinlichen Nergeleien mit denen seit Jahrhunderten in unserem Vaterlande Brüder, Brüder in Christus, und Blutsverwandte, sich gegenseitig hetzen. Aber was können wir dafür, daß unsere Brüder sich so bloß stellen, daß sie sich selber so klein herabsetzen? Wenn sie uns täglich so herausfordern, und so rücksichtslos mit uns umgehen, daß uns fast die Luft zum Athmen abgeschnitten ist, sollen wir denn von einem Vortheile unserer Stellung gar keinen Gebrauch machen? Wir thun es ja nicht um ihnen zu schaden, sondern nur um uns Luft zum Leben zu machen. Wir thun es ja nicht um unsertwillen, sondern im Interesse der guten Sache für die wir Leib und Leben herzlich gerne opfern, wo es nöthig ist. Mögen sie uns zertreten, mögen wir vergessen bleiben; weg mit aller Ehre, weg mit jeder Rücksicht auf uns selber: Eines über alles, und dieses Eine, bis ihm Gott den Sieg verschafft, die Wahrheit, das Recht unserer heiligen Sache für immer und ewig!

XIX.

Vom Berufe unserer Zeit zur Gesetzgebung.

Einige allgemeine Betrachtungen über das moderne Gesetzgebungswesen, welche der Münchner Advokat Herr von Auer in der „Zeitschrift des bayerischen Anwalt-Vereines" der Oeffentlichkeit übergeben hat, haben jüngst in der Tagespresse einen überaus lebhaften Nachhall gefunden. Der unter seinen Fachgenossen hochangesehene Verfasser legt den Finger an eine brennende Wunde unseres öffentlichen Lebens, indem er der tiefgehenden Unzufriedenheit mit der heutigen Gesetzesmacherei einen scharfen Ausdruck verleiht. Herr von Auer schreibt unter Anderm:

„Nicht Wenige hegen die Ansicht, daß unserer Zeit der gesetzgeberische Beruf fehlt, und gleichwohl ist unbestreitbar, daß wir seit Decennien mit neuen Gesetzen der Art überschüttet werden, daß es einem Fachmanne schwer fällt, sich zurecht zu finden, das Publikum aber nahezu rathlos ist. Früher gab es manchen älteren Appellgerichtsrath, der als die Fundgrube für das juristische Wissen galt, oder ein renommirter Anwalt stand in dem Rufe, schnell und bündig in juristischen Dingen Bescheid geben zu können. Solche Leute gibt es nicht mehr; gegenwärtig bedarf Jeder seines Gesetzes, des Commentars hierzu und einer Zeitschrift, welche die Auslegung wiedergibt, welche die Gesetze bei den Gerichten finden, auch in den geringfügigsten Sachen ...

„Die Ueberschwemmung mit Gesetzen im Gebiete des Staatsrechtes hat ein geistvoller Reichsbote mit dem Verhalten desjenigen verglichen, der bei jedem Regenschauer einen neuen

Regenschirm sich anschafft. Und doch ist auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete die Schädlichkeit neuer Gesetze nicht so gefährlich wie bei den neuen Civilgesetzen, weil sie sich schneller und fühlbarer manifestirt und demnach auch zur raschern Abhülfe drängt, während Civilgesetze wie eine Krankheit sich ewig forterben und ihre schädliche Wirkung erst später erkennen lassen. Es wäre daher wohl gerechtfertigt, wenn man den Juristen wie dem Publikum etwas Muße gönnte, sich in die letzterlassenen neuen Gesetze, die nicht immer dem Volksbewußtseyn ihre Entstehung verdanken, etwas einzuleben und ihre praktische Anwendbarkeit zu erproben, bevor man weitere Anforderungen durch Emanirung neuer Gesetze stellt. Seit dem Jahre 1857 erhielten wir drei Gerichtsverfassungsgesetze, zwei Straf- und Polizei-Strafgesetze, von denen das erste schon außer Wirksamkeit trat, bevor der Commentar zu demselben vollendet wurde, ein Notariatsgesetz, ein Handelsgesetz, letzteres zum Schaden der Rechtsgleichheit mit Oesterreich wieder modificirt, einen Civilproceß u. dergl.; und schon erwartet uns in nächster Zeit ein viertes Reichsgerichtsverfassungsgesetz, ein Reichscivilproceß, ein Reichsstrafgesetz, und, sofern die Kräfte hinreichen und unser Leben nicht zu kurz ist, ein Reichs-Civilgesetzbuch. Wie kann man vom Volke verlangen, daß es mit dieser Gesetzgebung gleichen Schritt halte und daß es derselben bewußt werde! Wenn man von dem vernünftigen Staatsbürger verlangt, daß er sein Leben den Gesetzen gemäß einrichte, daß er bei seinen Geschäften die gesetzlichen Vorschriften vor Augen habe, so muß er dieselben vor allem kennen. Ein Studium derselben ist dem gemeinen Manne nicht möglich; das Verständniß der Gesetze wird deßhalb nur geschaffen werden können, wenn entweder dieselben die Rechtsanschauungen des Volkes wiedergeben, oder wenn sie so lange Geltung haben, daß sie durch ihre Anwendung zur Kenntniß des Publikums gelangen... Viele der neuen Gesetze haben nun sicher ihren Ursprung im Volksbewußtseyn nicht, das Publikum hat sich in diese Gesetze noch nicht eingelebt, und in vielen Fällen, namentlich in denjenigen, in welchen die Gesetzgebung rasch wechselte, ist sogar das Volk in seinen Rechtsbegriffen irre geworden. Unter diesen Umständen sollte man meinen, es wäre das Räthlichste,

einstweilen mit der Reformirung des Gesetzes innezuhalten, oder sie auf das dringendst nöthige Maß zu beschränken, gleichwie derjenige der den Magen überfüllt hat, sich hüten wird, ihn mit neuer Speise zu versehen, oder gar ihm die Verdauung ungewohnter Nahrung zuzumuthen."

Die Klage bezüglich des Uebermaßes von neuen Gesetzen auf den verschiedensten Gebieten ist eine so allgemeine, daß in diesem Punkte kaum mehr ein Widerspruch erfolgt, es sei denn von Seiten der fruchtbaren Gesetzgeber selbst. Nicht dieselbe Uebereinstimmung herrscht in Betreff des inneren Werthes der modernen legislatorischen Leistungen.

Am weitesten gehen jedenfalls die Ansichten auseinander bei Beurtheilung der Gesetzgebungsarbeit auf staatsrechtlichem Gebiete. Die tonangebende nationalliberale Richtung kennt hier natürlich nur helle Bewunderung, und ein leitendes Preßorgan derselben, die Berliner „National-Zeitung" wies noch jüngst den Genfer Professor Karl Vogt, welcher dafür hält, daß seit dem deutsch-französischen Kriege das Niveau der Intelligenz in unserem Lande täglich mehr sinke und daß man, wenn es so fortgehe, in einigen Jahren über die in Wissenschaften und Künsten in Deutschland eingebrochene Verödung staunen werde, auf die „unermeßliche staatswissenschaftliche Arbeit hin, die in den letzten Jahren in Deutschland geschaffen worden ist." Soviel aber steht mindestens fest, daß die gesammte neuere kirchenpolitische Gesetzgebung von weit mehr als einem Drittheil der Bevölkerung des deutschen Reiches als eine verhängnißvolle, gegen dessen Rechtsgefühl, dessen ganze Anschauungs- und Denkungsweise verstoßende beklagt und bekämpft wird und daß aus der breiten Masse der arg verhetzten protestantischen Bevölkerung immer häufiger geistige Spitzen sich herausheben, welche — wie neuerdings der Straßburger Professor Geffken und der gewesene Ratiborer Appellationsgerichtspräsident von Kirchmann — die Weisheit jener Gesetzgebung nicht zu erkennen vermögen, in der Durchführung derselben viel-

mehr die ernstesten Gefahren für den sittlichen Bestand der Gesellschaft erblicken.

Als ziemlich feststehend darf man das öffentliche Urtheil über die schweren Mängel unserer wirthschaftlichen Gesetzgebung bezeichnen. Es dissentiren hier im Wesentlichen nur diejenigen Kreise, welche aus dem gegenwärtigen Stande der Dinge auf Kosten des großen Publikums Nutzen gezogen haben oder ferner zu ziehen gedenken. „Auch von Gesetzen gilt der Spruch, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" – und die Früchte waren auf dem wirthschaftlichen Felde der Art, daß selbst einer der Väter unserer modernen socialen Politik, der Abgeordnete Lasker, darob bei verschiedenen Anlässen in einen wahren Allarmruf ausbrach. In seiner vielbesprochenen Reichstags-Rede vom 4. April 1873 wies er insbesondere an einer Reihe von Fällen nach, daß die Bestimmungen des Aktiengesetzes vom 11. Juni 1870 durchaus ungenügend seien, um das Publikum vor systematischer Ausplünderung zu schützen. Die leitenden Ideen des Gesetzes seien gut, aber die Bestimmungen meist unwirksam und mit einiger Umsicht straflos zu umgehen. Keine Regierung dürfe dazu schweigen und die Aufsicht des Reiches es nicht länger dulden, daß ein von ihr gegebenes Gesetz täglich und offenkundig umgangen werde, daß mit der ersten Umgehung Scheinverträge, unerlaubte Gewinne und Unanständigkeiten jeder Art in Verbindung kämen und durch die Unzulänglichkeit des Gesetzes geschützt würden. Lasker forderte „schnell und ohne Zeitverlust" eine gründliche Revision des Aktiengesetzes, die keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten werde, wenn man nur Eines anerkenne, daß neben dem Gewinne des Einzelnen, dem öffentlichen Rechtsbewußtseyn und der Sittlichkeit im allgemeinen Verkehr ein sehr erheblicher Platz gebühre. Die Lasker'sche Rede beantwortend gab auch der Präsident des Reichskanzleramtes Staatsminister Delbrück zu, daß bemerkenswerthe Uebelstände auf dem Gebiete des Aktienwesens hervorgetreten, und kündigte an, daß die Reichs-

erung nach Anhörung des Bundesrathes die Sache legis-
iv in die Hand nehmen werde. Der ganze Ernst, den
Gegenstand erheische, werde der weitern Behandlung der
ache zugewendet werden.

So offen liegen die hier in Rede stehenden Schäden zu Tage, daß allerneuestens sogar die mit den Kölner Geldmächten auf das engste verwachsene „*Kölnische Zeitung*" angesichts des furchtbaren Krachs, der in das rheinische und stadtkölnische Gründungswesen gefahren ist, zu folgendem Geständnisse sich herbeilassen muß:

„Wir wollen nicht verschweigen, daß unsere Aktiengesetzgebung, soweit sie die Verantwortlichkeit der leitenden Personen betrifft, im höchsten Grade mangelhaft ist. Das Gesetz hat selbst den geringstbetheiligten Aktionären scheinbar umfassende, in Generalversammlungen auszuübende Rechte beigelegt, die in der Praxis zu den gefährlichsten Scheinrechten wurden und werden mußten, da einestheils dem einzelnen Aktionär nicht eine Einsicht aller Bücher gestattet und ihm also auch nicht die Möglichkeit eines reifen, sachgemäßen Urtheils ermöglicht werden, anderntheils eine kleine vernünftige Minderheit nicht gegen eine vertrauensselige ununterrichtete Mehrheit aufkommen konnte. Auf der andern Seite hat das Gesetz einen Verwaltungsrath constituirt, dem es im Allgemeinen Pflichten auferlegt hat, ohne dieselben hinreichend zu specialisiren und ohne die Mitglieder für die Unterlassungen der Einzelnen solitarisch haftbar zu machen. So konnte es kommen, daß die meisten Verwaltungsraths-Mitglieder von selbst Strohmänner wurden, gewählt wurden, weil sie Söhne oder Enkel der ursprünglichen Gründer waren, gewählt wurden, nicht damit sie verwalteten, sondern damit sie reiche Einnahmen aus der Verwaltung der allmächtigen und angeblich auch vortrefflichen Direktoren erzielten."

Eine stehende Rubrik in den Tagesblättern bilden weiter die Betrachtungen über die Reformbedürftigkeit unseres *Strafrechtes*. Die Vorschriften über die nur auf Antrag zu verfolgenden Vergehen, über den Ausschluß der strafrechtlichen Verfolgung von Personen unter zwölf Jahren, über die Be-

strafung von Körperverletzung und gewerbsmäßig betriebener Unzucht ꝛc. haben in der Praxis die ärgsten Mißstände im Gefolge gehabt; namentlich legen die Bestimmungen betr. die sog. Antragsvergehen die traurigsten Vergleiche zwischen Strafgesetzbuchmoral und christlicher Moral nahe. In nachdrücklicher Weise wurden die aus den Antragsdelikten für die Sittlichkeit des Volkes resultirenden Gefahren auf der vorigjährigen Generalversammlung der rheinisch-westfälischen Gefängniß-Gesellschaft zur Sprache gebracht. Der Referent über diese Frage hob besonders hervor, daß die Ausdehnung, welche den Antragsvergehen gegeben sei, die Wirksamkeit der Gesetze beeinträchtige, daß es im Interesse der öffentlichen Moral dringend geboten erscheine, die Zahl der Antragsvergehen bedeutend zu beschränken und bei einigen Paragraphen, vor Allem bei den §§. 176, 177 und 179 des Reichsstrafgesetzbuches (Verbrechen gegen die Sittlichkeit) die Bestrafung nur auf Antrag ganz zu beseitigen. Zur Unterstützung dieser Ausführungen wurden wahrhaft haarsträubende Beispiele angeführt, wie Verbrecher sich von einer mehrjährigen Zuchthausstrafe für wenige Thaler loskauften, indem sie den Antragsteller bewogen, für diese Summe den Strafantrag zurückzuziehen. Ein solches Verhältniß, concludirte der Referent, müsse die Zunahme der Unsittlichkeit befördern; das Rechtsbewußtseyn gehe verloren, die Gleichheit vor dem Gesetze höre auf, weil der reiche Lüstling für sein Geld Straflosigkeit sich erkaufen könne, den armen aber für ein vielleicht geringeres Vergehen die ganze Strenge des Gesetzes treffe. Einstimmig beschloß die Generalversammlung nach längerer Berathung die Resolution: daß 1) die Anwendung des Antragsverfahrens zu weitgehend sei und deßhalb einer Revision bedürfe, und daß 2) ein einmal gestellter Strafantrag nicht mehr zurückgenommen werden dürfe.

Das Facit einer kritischen Umschau auf den verschiedenen Gebieten der Gesetzgebung kann nur ein ungünstiges seyn und läßt die Frage nach dem Beruf unserer Zeit zur Gesetz-

gebung als eine durchaus berechtigte erscheinen. Der Abgeordnete Dr. v. Buß hat — sehr zum Mißfallen der liberalen Reichstags-Mehrheit — diese Frage in der Sitzung des Reichstages vom 27. November 1874 wieder aufgeworfen und betont, daß eine gesunde Rechtsbildung im höchsten Maße erschwert sei durch die Umwälzung in den Ideen, in den Grundsätzen über das Recht, welche Deutschland in jüngster Zeit durchgemacht habe. Das was eine Gesetzgebung vorzugsweise lebensfähig macht: die Einhaltung der Continuität des Rechts mit den steigenden Aufgaben und höheren Grundsätzen, diese Continuität fehlt uns. Es ist ein Abbruch in den Rechtsideen erfolgt, welcher selbst den Begriff des Rechtes auf's tiefste angegriffen hat.

Jener Grundschaden unseres öffentlichen Lebens ist zwar nicht erst heute oder gestern zu Tage getreten, aber er hat sich in der neuen Aera des deutschen Reiches immer intensiver geltend gemacht. Weder unser Privatrecht noch unser öffentliches Recht — und beides steht ja im engsten organischen Zusammenhange — haben sich geschichtlich entwickeln können; weder ihr Grundgedanke noch ihre weiteren Ausführungen sind in consequenter Fortbildung aus dem innersten Rechtsgewissen des Volkes herausgewachsen. Die Gesetzesfabrikation tritt mehr und mehr an die Stelle der Rechtsentwickelung und verschlingt das wirkliche Recht; wir haben nur noch wechselnde Gesetze, aber kein zusammenhängendes Recht mehr. Unserer Rechtsentwicklung geht es wie unserer Politik; sie lebt aus der Hand in den Mund und ist schon froh, wenn es ihr gelingt diesen oder jenen wirklichen oder vermeintlichen Uebelstand für den Augenblick zu beseitigen.

Es handelt sich da um Symptome einer Krankheit, welche auf die Dauer auch dem stärksten staatlichen Organismus verhängnißvoll werden muß, und auf welche daher nicht oft und nachdrücklich genug hingewiesen werden kann.

Im Juli 1875. J. B.

XX.

Die bayerischen Landtagswahlen.

I. Von einem Landpfarrer.

Ein unbefangener Beobachter dürfte es kaum für Uebertreibung halten, wenn wir sagen: Bayerns politische Situation treibt der Katastrophe zu, und alle Künstelei, welche die Krisis zu verschleppen sucht, kann den hochgehenden Parteikampf nur noch mehr vergiften. Die Partei, welcher es pressirt, den Rest der Hoheitsrechte an das Reich, das heißt, im Grunde genommen, an Preußen, ohne Kaufpreis zu veräußern, nach Natur und Anzahl weitaus die Minderheit im eigenen Lande, ist gleichwohl ebenso von dem Bewußtseyn politischer Ueberlegenheit, wie von dem entschlossenen Willen beseelt, in erster Linie auf gesetzlichem Wege jeden Widerstand zu zermalmen. Wenn wir sagen: auf gesetzlichem Wege, so verstehen wir darunter nicht mehr, als daß sie bis jetzt die Scheue, mit völliger Offenheit und in der greifbarsten Weise wider den klaren Buchstaben der Verfassung anzugehen, noch nicht überwunden; im Uebrigen scheint sich eine casuistische Auffassung des Verfassungsrechtes Bahn zu brechen, welche die Schutzwehren der Constitution nicht weniger in Frage stellt, als die offene Zuwiderhandlung es vermöchte. Sophistische Auslegung ist gefährlicher als offene Negation. Und wenn wir sagen: in erster Linie, so wagen wir nicht einmal anzudeuten, was geschehen dürfte, wenn die gesetzlichen Mittel zum „Ausbau des Reiches“ und zur Verbreitung des Culturkampfs über die relativ noch friedlichen Inseln in

Deutschland sich als unzulänglich erweisen sollten. Wir überlassen die Ausmalung dieser Perspektive jenen inspirirten Berliner Federn, die keinen Staatsanwalt zu scheuen haben, wenn sie, wie die „Neue Freie Zeitung", unseres Königs Majestät einer „fluchtähnlichen Entfernung", einer „Reisewuth", eines „Versteckspieles", einer „Vernachläßigung der einfachsten Höflichkeitsformen", eines „ohnmächtigen Trotzes", einer „jugendlichen Unklugheit" öffentlich beschuldigen dürfen. Davon nehmen wir indessen Akt, daß man die Quelle der Handlungsweise, die man einer so urpreußischen Kritik unterzieht, nicht in „ultramontaner" Gesinnung zu finden geständig ist. Gewiß aber durfte Ludwig II. an dem Tage, wo er in Berlin die Kaiserkrone anbot, eines andern Dankes gewärtig seyn.

Nun gibt es gerade noch Eine Schutzwehr gegen das völlige Aufsaugen der in Bayern reservirten Kron- und Landesrechte: es ist der Wille der Volksmehrheit oder, um es ohne Umschweif zu sagen, der sogenannten ultramontanen Partei. Was ist also von einer Wahlkreis-Eintheilung zu sagen, die notorisch und unwidersprechlich von dem einzigen Gesichtspunkt ausgeht, eben diese Partei, soweit nur immer möglich, ihres natürlichen Uebergewichtes (zu Gunsten der Mediatisirungs-Partei) zu berauben? Die Tendenz bedarf keiner weitern Erläuterung. Aber den dafür aufgebotenen Mitteln, ihrem Verhältniß zur Gerechtigkeit und constitutionellen Loyalität, müssen wir etwas näher treten.

Unstreitig ist das Recht, alle sechs Jahre einen Stimmzettel in die Wahlurne zu legen, für die große Mehrzahl der Bevölkerung das einzige Mittel, ihrer politischen Gesinnung Ausdruck und Folge zu geben; unstreitig ist es für den Einzelnen um so empfindlicher, dieses Recht illusorisch gemacht zu sehen, als es kein öffentliches und kein Privatrecht gibt, das die Gesetzgebung des modernen Staates nicht in der fühlbarsten Weise berühren könnte; und wenn die Eine Stimme, im Verhältniß zur Million, wie ein Atom, wie ein Tropfen im Meere schon bei den direkten Wahlen

zu verschwinden scheint, so verdreifacht sich die Gefahr, sie majorisirt, mithin unwirksam gemacht zu sehen, beim System der indirekten Wahlen. Unstreitig ist die Parteiung in dem Grade entwickelt, daß selbst eine namhafte Minderheit in den Landtagen kaum eine Aussicht hat, auch mit den besten Gründen bei einer entschlossenen Majorität Beachtung zu finden. Kann daher schon auf so vielen Wegen die Stimme des Einzelnen in ihren Wirkungen annullirt werden, was freilich Jeder als natürliche, und Alle gleichmäßig treffende, Folge der Verfassungsparagraphen und der politischen Ordnung überhaupt hinnehmen muß: so liegt es aber ganz entschieden nicht im Geiste und im Willen der Verfassung, dem Fasse vollends den Boden auszuschlagen, dadurch daß möglichst Viele an solchen Orten und in solchen Verhältnissen ihre Stimme abgeben müssen, wo die Erfolglosigkeit ihrer Bemühung von vornherein gewiß ist. Der ältere Liberalismus war für den Gedanken noch zu naiv und zu treuherzig, als könnte es einem constitutionellen Minister einfallen, ausrechnen zu lassen, durch welche Wahlkreis-Eintheilung er der einen Partei die meisten Stimmen unnütz machen könnte zu Gunsten der andern. Augenscheinlich ist auch ein solches Verfahren dem Grundgedanken eines jeden ernst gemeinten Constitutionalismus, der Gleichheit Aller vor dem Rechte, schnurstracks zuwider. Hier, wenn irgendwo, ist es die Pflicht einer jeden Regierung, gleichmäßig, insoweit es möglich ist, keinem zu Liebe und keinem zu Leide, da einmal nicht jeder Einzelne berücksichtigt werden kann, wenigstens im Ganzen das Wahlrecht aller Parteien zu schützen und zu handhaben, und kann hier der Regierung Nichts weniger zustehen als ein Richteramt, zumal in eigener Sache. Wenn heute der Liberalismus dem entgegengesetzten Verfahren Beifall spendet, weil es zu seinen Gunsten Platz griff, so ist das eben ein Zeichen, daß die moralischen Vorbedingungen für ein gesundes Staatsleben bereits dem Verschwinden nahe sind. Wir unsererseits können nicht umhin, den Versuch, eine Partei in solcher

Weise bei den Wahlen zu benachtheiligen, auf der sittlichen Wagschale für eine der schwersten politischen Versündigungen zu halten, wenn es auch der Wortklauberei noch gelingen sollte, beim direkten und offenen Widerspruch gegen den Wortlaut der Verfassung zur äußersten Noth vorbeizukommen.

Und eine solche Künstelei, gehandhabt, und zwar bewußt und planmäßig gehandhabt, zum Nachtheile der natürlichen Volksmehrheit, war, wie wir im Folgenden beweisen werden, die jüngste bayerische Wahlkreis-Eintheilung.

Wir haben die Karte von Bayern vor uns liegen, eine eigens zur Illustration dieser Eintheilung vor dem Tage der Urwahlen publicirte Karte. Auf derselben sind dreierlei Wahlkreise ausgeschieden und durch Schraffirung kenntlich gemacht: zuverläßig bayerische, zuverläßig liberale und zweifelhafte. Eine beigedruckte Tabelle zeigt die Seelenzahl der einzelnen Wahlkreise mit ihrem Mehr oder Minder gegen die gesetzliche Durchschnittsnorm von 31,500 Seelen auf einen Abgeordneten. Nun ist freilich diese Norm nicht in der Weise ausführbar, daß sie nicht mehrfach, auf- oder absteigend, um einige hundert Seelen, wohl auch um ein und das andere Tausend, überschritten werden müßte. Aber man sollte ihr doch überall so nahe kommen, als es unter Hintanhaltung aller ungehörigen Nebenabsichten die geographischen und arithmetischen Verhältnisse gestatten. Was sagt nun zu der vorliegenden Eintheilung die Arithmetik?

Auf die patriotischen Wahlkreise fallen 26,134 Seelen mehr, als sie zur Ausfüllung der normalen Ziffer bedürften, auf die liberalen dagegen 38,232 Seelen weniger. Thut zum Nachtheil der patriotischen Partei 64,366 Seelen, also zwei Abgeordnete, die ihr entgehen, und dem Gegner zufallen, für das beiderseitige Stimmenverhältniß im Landtage eine Differenz von vier. Die zweifelhaften Wahlkreise, auf welche jedoch der Liberalismus mit annähernder Gewißheit rechnen konnte (einzig in Passau schlug seine Erwartung fehl), haben

in Summa gegen die normale Ziffer 60,030 Stimmen zu wenig[1]). Wir dürfen also den guten Willen der Wahlkreis-Geometer, auch dieses Minder der liberalen Partei zu Gute kommen zu lassen, schwerlich in Zweifel ziehen. So ergibt sich für die bayerische Partei im Ganzen eine Benachtheiligung um 124,396 Seelen, welche vier Abgeordnete, und daher das Machtverhältniß der Parteien eine Differenz von Stimmen repräsentiren. Aber das ist nicht Alles. Auch innerhalb der benannten Ziffern ist Nichts unterblieben, um die patriotische Bevölkerung so unterzubringen, daß ihre Majorisirung mit mathematischer Evidenz, wo immer möglich, erfolgen mußte. Dazu genügt schon ein oberflächlicher Blick auf die beregte Wahlkarte, um den Gedanken an bloßen Zufall auszuschließen, jenen an die liberale Vorsehung aber aufzudrängen.

Beginnen wir beim östlichsten Winkel, so begegnet uns Passau mit 27,832 Seelen. Sie konnten aus dem Ueberschusse des benachbarten Wahlkreises Grafenau (105,482 Seelen auf drei Abgeordnete) leicht vollzählig gemacht werden; aber damit wären die Chancen eines liberalen Wahlsieges vermindert worden. Ferner, nordöstlich der Wahlkreis Sulzbach. Er wählte mit 54,074 Seelen zwei Abgeordnete. Diese Seelenzahl konnte unschwer aus dem benachbarten Wahlkreise Kemnath (75,800 Seelen) zur normalen Ziffer erhöht werden. Aber damit wäre der liberale Sieg in Sulzbach zweifelhaft geworden. Ein ähnliches Verhältniß bestand im Wahlkreise Günzburg. Dem Wahlkreise Kitzingen wurden zu sicherer Majorisirung die Landgerichte Ochsenfurt und Aub zugewiesen, um von München I, Würzburg I und Zweibrücken nichts zu sagen. Unzweifelhaft ließen sich diese Daten erheblich vervollständigen; wir wollten nur exemplificiren, was auf den ersten Blick in die Augen springt.

---

1) Bei diesen Ansätzen ist das entgegenstehende Mehr und Weniger einzelner Wahlkreise bereits in Abzug gebracht; sie geben daher den Abschluß der ganzen Rechnung.

Und wie im Großen, so im Kleinen. Es war zu erwarten, daß die mittlern und untern Behörden auch ohne specielle geheimamtliche Weisung — denn ob eine solche erfolgt sei, muß noch dahingestellt bleiben — dem Wink und Beispiel von Oben in der Zusammenlegung der Wahldistrikte folgen würden. Denn seitdem die Aera von Hörmann in Theorie und Praxis den Grundsatz eingeführt, daß die Beamten das Brod der Minister essen (und der Versuch, diesen Grundsatz bis auf die Holzhacker in den Staatswaldungen auszudehnen, hat nicht auf sich warten lassen): seitdem „sind wir despotische Horden auf einmal liberal geworden, und wissen in unserm Volksverein von Freiheit weder aus, noch ein“ (Platen); seitdem läßt auch, mit ebenso achtbaren als seltenen Ausnahmen, Disciplin und Willfährigkeit der Organe, die sich vormals auf den Namen „Staatsdiener“ soviel zu Gute thaten, kaum noch etwas zu wünschen übrig. Hinter der Eintheilung der Wahlkreise dürfte daher an sorgfältiger Berechnung die Eintheilung der Urwahldistrikte nicht zurückbleiben. Und wir haben allen Grund, es als eine Regel zu betrachten: wo bäuerliche und industrielle, wo katholische und protestantische Bevölkerungen untermischt wohnen, da wurde mit der größtmöglichen Vorsicht die Majorisirung der industriellen und protestantischen Bevölkerung hintangehalten, dafür aber auf die präsumtiven Ultramontanen in entgegengesetzter Richtung Bedacht genommen. Mit Vorliebe wies man die Katholiken, wo sie keine oder geringe Aussicht hatten durchzudringen, in protestantische Wahlorte. Hier nur ein paar Beispiele. Das protestantische Gnodstadt wurde aus Mittelfranken zwei Stunden weit über den Main nach Frickenhausen instradirt, um den dortigen mußliberalen Taglöhnern den Sieg zu erringen. Nach Winterhausen und nach Sommerhausen wurden so viele Katholiken zugetheilt, daß ihre Niederstimmung von vornherein außer Zweifel stand. Die Stadt Heidingsfeld wurde naturwidrig in zwei Theile zerspalten. Der Stadt Lohr waren Anfangs einige Nachbar-

orte zugetheilt. Aber ein paar Tage vor der Wahl beliebte man eine andere Disposition, vermuthlich in der Erwartung, sich selbst überlassen, werde die Stadt liberal wählen. Diese Rechnung schlug aber fehl. Die Schweinfurter Geometrie, noch vom ersten Reichstage her in frischem Andenken, blieb auch diesmal hinter ihrem Rufe nicht zurück. Und das Alles ist bereits Tradition, ist durchgebildetes System geworden. Zum System dürfte es auch gehört haben, daß mit ein paar unumgänglichen Ausnahmen nur liberale Wahl-Commissäre ernannt wurden.

Wir sagen nichts von den außerofficiellen Mitteln, über welche der Liberalismus, eingedenk des kaiserlichen Worts „non olet“, nicht erröthete. Wir würden aber einen zur Charakteristik des Systems sehr wesentlichen Zug übergehen, wenn wir nicht den Gebrauch notirten, welchen das Ministerium eingestandenermaßen vom königlichen Besetzungsrechte kirchlicher Pfründen und von der Befugniß, nicht genehme Personen von allen definitiven Kirchenämtern auszuschließen, zu machen gewohnt ist. Wir wollen nicht betonen, daß die liberale Gebahrung (von Gesinnung kann hier keine Rede seyn) recht simonistisch zum Kaufpreise der kirchlichen Pfründen gemacht wird. Wir waren aber bisher der Meinung, der Satz: „Niemand darf für Ausübung eines verfassungsmäßigen Rechtes bestraft werden“, dieser Satz dürfe ohne weiters auf den Beifall eines jeden Juristen rechnen. Wir scheinen uns geirrt zu haben. Nicht etwa eine gesetzwidrige Agitation — dawider ließe sich nichts Erhebliches erinnern — sondern auch eine solche, die sich völlig in den Schranken des Verfassungsrechtes hält, soll an den Geistlichen mit Ausschluß von jeder Beförderung auf definitive Pfründen bestraft werden; das heißt, auf die Ausübung eines verfassungsmäßigen Rechtes glaubt das Ministerium eine der schwersten disciplinären Ahndungen setzen zu dürfen. Die Thatsache haben in jedem Falle die Bezirksämter zu constatiren, und diese Constatirung bildet in der Qualifikation das entscheidendste

Moment. Nun wird man sagen: „Anders läßt sich eben nicht regieren.“ Aber wir antworten: wenn sich mit einer ehrlichen Handhabung der allerdings liberalen Verfassung nicht regieren läßt, woher nimmt denn eine Regierung den Muth, sich und ihre Partei liberal zu nennen? Reaktionär: das wäre ohne Umschweif das zutreffende Prädikat.

Es möchte nun wohl an der Zeit seyn, zu fragen, welche Wirkung die Verpflichtung der Beamten und des Klerus auf die jeweilige Ministerialpolitik für den praktischen Werth der Verfassung haben müßte? Und da antworten wir mit aller Bestimmtheit: nur die verderblichste. Schlüge das Princip allgemein an, so würden die genannten Classen ihr moralisches Gewicht in der Gesellschaft bald verlieren. Und das wäre für die Regierungen selbst kein geringer Nachtheil. Hofdiener können eine Draperie, aber niemals die nachhaltige Stütze einer Regierung seyn. Was aber die modernen Verfassungen betrifft, so setzen sie politisch unabhängige und dabei intellektuell gebildete Existenzen in hinlänglicher Zahl voraus, um ihrem Grundgedanken zu entsprechen. Eines ohne das Andere wäre durchaus unzulänglich. Nun sind bei uns fast alle Männer von humanistischer Vorbildung, noch mehr fast alle juristisch geschulten, auf den Staats- und Kirchendienst angewiesen. Wird an diesen Dienst die politische Abhängigkeit als Bedingung geknüpft, so ist schon damit die Reihe der Volksvertreter, von denen ein unabhängiger Sinn bei entsprechender Intelligenz zu erwarten stünde, in der empfindlichsten Weise gelichtet. Zudem gehört auch der ganze Lehrstand der Beamtung an, und möchte der Glaube an die Freiheit der Wissenschaft mitunter ein bescheidenes Fragezeichen gestatten. Nun haben die Beamten selbstverständlich eine Legion subalterner Aspiranten und Gehülfen, und dieses Ganze bildet ein Netz von sehr dichten Maschen, das über das ganze Land hingeworfen, einen namhaften Theil des Erwerbstandes, sei es nun durch Bande des Blutes und der Freundschaft, sei es durch direkt materielle

Interessen umstricken muß. Es ist mehr Aussicht auf eine Erweiterung, als auf eine allmählige Rückbildung dieser Mechanismen, und hier liegt unseres Bedünkens, von allen auswärtigen Einflüssen abgesehen, die Gefahr, daß die politische Freiheit, trotz der liberalsten Paragraphen, aus Mangel an Lebensluft schließlich erstickt werde. Man wird entgegnen: die sittliche Freiheit allein macht unabhängig, sie gibt den Muth, hinwegzusehen auch über die empfindlichsten Nachtheile der socialen und ökonomischen Situation. Das ist richtig; aber die sittliche Freiheit, so sehr sie wesentliche Vorbedingung für jeden Bestand der politischen ist, darf mit dieser nicht verwechselt werden. Die letztere besteht eben und einzig darin, daß es ohne zu empfindliche Nachtheile für die Privatverhältnisse möglich ist, der politischen Ueberzeugung innerhalb der nothwendigen gesetzlichen Schranken Ausdruck und Folge zu geben; zu der Freiheit dagegen, welche vor Hunger, vor Kerker und vor Blutgerüst nicht zurückbebt — zu dieser bedarf es keiner politischen Garantie.

Es ist uns aber, indem wir dieses niederschreiben, als ob wir Gedanken aus einer dahingeschwundenen Zeit nur zum Gedächtniß der Späteren nochmals fixirten, so sehr sind unseres Bedünkens die ersten Rudimente eines wahrhaft freisinnigen Staatswesens dem Bewußtseyn und vielleicht noch mehr dem Willen der Zeitgenossen entschwunden. Brechen wir also diese theoretische Erörterung ab, um uns das künstlich präparirte Ergebniß der jüngsten Landtagswahlen zu besichtigen. Trotz Allem sind unsere Neuliberalen mit zwei Kammersitzen in der Minderheit geblieben. Sollten wir nun errathen, was denn die Regierung mit dem Aufgebot so ungewöhnlicher Mittel eigentlich beabsichtigte, so sind wir in nicht geringer Belegenheit. Stimmengleichheit zu erzielen, war doch das Höchste, was sie sich versprechen konnte: das aber bedeutete sofort die Neuwahlen. Sollte es in der That möglich seyn, auch die dermalige Wahlkreis-Eintheilung noch zu übertreffen? und wenn nicht, was dann? Oder hat man

geglaubt, eine ganz geringe Mehrheit der bayerischen Partei sei nicht vom Uebel, sie könne wieder nach der bisherigen Weise gespalten und paralysirt werden, und verschaffe überdieß den Vortheil, der höchsten Person im Staate ziffermäßig vorstellen zu können, die ultramontane Partei sei seit 1869 und seit den Reichstagswahlen im Rückgang begriffen, wobei sich freilich die Reticenz über die Weise, wie diese Ziffern entstanden, von selbst verstände? Endlich, welchen Weg wird man betreten Angesichts dieser, so höchst unnatürlich gespannten Sachlage? Wird man sich entschließen, lieber einmal wieder zur Basis der natürlichen Verhältnisse zurückzukehren? Wir glauben es nicht. Aber Eines wissen wir: hätte der Liberalismus einer solchen Mißgunst der Verhältnisse, wie sie uns entgegenstand, denselben Erfolg abgerungen: seine Vertreter würden sich mit aller Zuversicht als die Majorität betrachten, und den Ueberschuß einer einzigen Stimme mit rücksichtsloser Energie vom Anfang bis zum Ende ausnützen. Kann man auch, wie von der Gegenseite uns vorgehalten wird, mit 79 Mann nicht in die Ministerialbureaux einziehen, so begreifen wir noch weniger, wie man mit 77 Mann in denselben verbleiben könne. Möchten daher die Unserigen zeigen, daß sie auch ein wenig Ungenirtheit, in diesem Fall eine höchst berechtigte, vom Feinde gelernt haben; auch ein magerer Sieg, das sagt uns die Kriegsgeschichte, kann durch energische Benützung sehr fruchtbar werden, während sein Gewinn durch Zagheit zuverlässig verloren geht.

II. Von einem Juristen.

Deutschland bewegt ein geistiger Kampf, welchen ich vergleichen möchte mit dem geistigen Kampfe im römischen Reiche während der ersten drei christlichen Jahrhunderte, nur mit dem Unterschiede daß, während es sich damals darum handelte, ob das verfallende heidnisch römische Reich durch Annahme des Christenthums sich geistig erneuern soll, jetzt

es sich frägt, ob Deutschland durch Abfall vom Christenthume seinem Verfalle entgegengehen will. An der Lösung dieser Frage mitzuarbeiten ist auch die soeben gewählte bayerische Abgeordnetenkammer berufen. Die hierin liegende Wichtigkeit der Wahl hat auch ein großer Theil des bayerischen Volkes gar wohl begriffen — daher die fast fieberhafte Aufregung des Volkes, die auf große Volksmassen berechneten und die selbst auf vereinsamte Bergbewohner ausgedehnten Agitationen der Parteien, daher die große Betheiligung der Wahlberechtigten an der Wahl. Das Volk hat sich für die Aufrechterhaltung des christlichen Staatslebens ausgesprochen. Zwar ist die Mehrheit der patriotischen Abgeordneten ziffermäßig nur eine geringe; aber der wahren Stimmung des bayerischen Volkes würde eine viel größere Mehrheit von patriotischen Abgeordneten entsprechen. Der Ausdruck der wahren Gesinnung des Volkes wurde gehemmt durch die Wahlkreis-Eintheilung und durch verschiedene Einwirkungen auf die Wahl. Daß die Eintheilung der Bezirke für die erste und die zweite Wahl der Art war, daß das Wahlergebniß dem numerischen Parteiverhältnisse der Urwähler nicht entspricht, wird wohl seiner Zeit eine statistische Darstellung ziffermäßig nachweisen. Ich will bezüglich der Urwahl nur die Stadt Regensburg erwähnen, wo 2704 patriotische Urwähler nur 28 Wahlmänner durchsetzten, während 2266 liberale Urwähler 30 Wahlmänner durchbrachten. Daß durch eine solche Wahlkreiseintheilung das Vertrauen zur Regierung und der so viel gepriesene deutsche Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit im bayerischen Volke nicht gehoben wird, dürfte denn doch ziemlich nahe liegen. Gehemmt wurde der Ausdruck der wahren Volksgesinnung auch durch Einwirkung von liberalen Besitzern und Verwaltern großer Etablissements auf Arbeiter vermittelst Drohung mit Arbeitsentziehung. Es ist für den Menschenfreund eine wehethuende Thatsache, daß das den Arbeitern eingeräumte Wahlrecht, welches sie mit den ihnen ungünstigen socialen Verhältnissen aussöhnen und ihren mora-

lischen Muth heben sollte, durch derartige Einwirkungen auf die Ausübung des Wahlrechtes ihren moralischen Muth schwächen und sie allmählig in eine gänzliche Entfremdung gegen unsere social-öffentlichen Verhältnisse bringen muß. Bedenkt man nicht, daß man hiedurch dem Socialismus in die Hände arbeitet? Aber nicht bloß auf einzelne Volksclassen sondern auf das ganze Volk suchte man zur Erzielung liberaler Wahlen dadurch einzuwirken, daß man behauptete, es würden aus einer patriotischen Kammermehrheit dem bayerischen Staatswesen die größten Nachtheile erwachsen.

Da man diese Besorgnisse voraussichtlich auch nach vollzogener Wahl noch äußern wird, um hiedurch die Staatsregierung zur Auflösung der Kammer zu drängen und dann — es ist freilich nicht abzusehen wie? — eine liberale Majorität zu erzielen: so möchte ich jene Vorurtheile zerstreuen und zeigen, was das bayerische Volk von einer patriotischen Kammermajorität zu hoffen und was es von einer liberalen Majorität zu besorgen hat. Zur Vermeidung von Mißverständnissen ist vielleicht die Bemerkung nicht überflüssig, daß die in diesem Artikel ausgesprochenen Ansichten lediglich von dessen Verfasser — also weder von der Redaktion dieser Zeitschrift noch von der patriotischen Partei überhaupt — zu vertreten sind.

Fassen wir zuerst die von einem Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ in Nr. 165 — 173 ausgesprochene Besorgniß in's Auge, daß durch eine patriotische Kammer-Majorität nach der Absicht dieser Partei der König in Abhängigkeit gerathe, seine Politik hiernach ändern müßte und hiedurch an seinem königlichen Ansehen Schaden leiden würde. Diese Besorgniß fließt aus einer gänzlichen Unkenntniß des constitutionellen Staatsrechts und beweist für einen Liberalen wenig wahre Freisinnigkeit. Vor Allem müssen wir davon ausgehen, daß man König und Volk nicht einander entgegensetzen, sondern vielmehr beide in organischer Einheit auffassen muß, so daß der König nicht außerhalb des Volkes,

sondern innerhalb des Volkes als dessen Haupt erscheint; deßhalb regiert der König nach den das Volk bewegenden Anschauungen und Wünschen. Maßgebend ist hiebei für denselben die in der Mehrheit der vom Volke gewählten Kammer sich aussprechende Richtung, wenn er auch den Wünschen der Minderheit immerhin gerechte Rücksicht schenken wird. So aufgefaßt erlangt der König, wenn er nach den Wünschen der jeweiligen Majorität regiert, wegen seines Einklanges mit den Anschauungen des Volkes die festeste Stütze in den Gefühlen desselben, und weit entfernt an Ansehen zu verlieren, wird er an moralischer Macht gewinnen. Dieß zeigt am Besten das Beispiel der Königin von England, welche, obwohl sie nicht bloß nach den Ansichten der Majorität des Unterhauses regiert, sondern aus derselben sich sogar die Minister wählt, an Ansehen im Auslande und an Verehrung bei ihrem Volke sicher keinem Fürsten nachsteht. Dabei fällt es sicher keinem bayerischen Patrioten ein, daß die Mehrheit der Abgeordnetenkammer durch Steuerverweigerung den König zu einer ihren Wünschen entsprechenden Politik zwingen soll, denn es können ja die bayerischen Kammern, da sie nach Titel VII. §. 9 der bayerischen Verfassungsurkunde die Bewilligung der Steuern mit keiner Bedingung verbinden dürfen, dieselbe noch vielweniger gänzlich verweigern, sondern nur auf das ihnen nothwendig erscheinende Maß beschränken. Ebensowenig wird es je einer patriotischen Kammermajorität einfallen, bestimmte Persönlichkeiten als Minister dem Könige aufzudrängen, weil jeder Kenner des bayerischen Verfassungsrechtes weiß, daß der König in der Auswahl seiner Beamten frei ist. Sonach wird es keine übertriebene Hoffnung seyn, daß der König bei einer patriotischen Kammermajorität, die es ihm möglich macht nach den Wünschen seines mit ihm verwachsenen christlich gläubigen Volkes zu regieren, an Anhänglichkeit in seinem Volke und dadurch an Macht und Ansehen nach Außen gewinnt.

Dagegen würde eine liberale Kammermajorität die u... tarischen Bestrebungen auf Kosten der Selbstständigkeit Baye... stärken; daß aber hiedurch der König sich mit Recht verl... fühlt, hat er zu wiederholten Malen — in Füssen und ande... wo — ausgesprochen; seine deßfallsigen Aeußerungen wur... wohl von liberaler Seite, nicht aber von dem Könige Abrede gestellt.

Haben wir sonach bezüglich des königlichen Ansehe... von einer patriotischen Kammermajorität Stärkung zu hoffe... dagegen von einer liberalen Majorität — Schwächung ... besorgen: so gilt dieß in noch höherem Grade bezüglich d... gläubig-religiösen Sinnes. Eine patriotische Kammermajorit... wird, indem sie die Schule in Verbindung mit der Kirc... erhält, für eine religiöse Erziehung der Jugend wirken, oh... die weltlichen Unterrichtszweige irgendwie zu vernachläßigen. Denn darüber kann wohl kein denkender Christ im Unklaren seyn, daß bei dem jetzigen Geisteskampfe nur ein allseitig intelligent und sittlich gebildetes Volk das Christenthum sich retten kann, wie auch einer der Führer des preußischen Centrums und des deutschen Reichstages, der Abgeordnete Windthorst, ausgesprochen hat, daß nur mit geistigen Kräften in diesem Kampfe ein Sieg erzielt werden könne. Ferner ist bei einer patriotischen Kammermajorität zu erwarten, daß die Religionsgesellschaften — die protestantischen wie die katholische und die israelitische — in ihren auf Förderung des religiösen Sinnes und der Sittlichkeit gerichteten Bestrebungen unterstützt werden. Eine Ausbeutung der kirchlichen Bestrebungen zu kirchlicher Herrschsucht ist — abgesehen von allem Andern — schon deßhalb nicht zu besorgen, weil die zweite Verfassungsbeilage der Staatsgewalt eine umfassende Einwirkung auf das kirchliche Leben sichert, eine Aenderung derselben aber als eines Verfassungsgesetzes nur durch eine zwei Drittel-Majorität einer jeden der beiden Kammern und durch die Sanktion des Königs erreicht werden könnte, also geradezu undenkbar erscheint. Ganz unbegründet ist der Ein-

und daß der durch die zweite Verfassungsbeilage der Staatsgewalt eingeräumte Einfluß auf die katholische Kirche durch den vom vatikanischen Concil ausgesprochenen Glaubenssatz der lehramtlichen Unfehlbarkeit und der unmittelbaren bischöflichen allgemeinen Jurisdiktionsgewalt des Papstes illusorisch gemacht oder auch nur geschwächt werde. Denn die erstere anlangend, so ist nach dem Ausspruche des Concils der heilige Geist den Nachfolgern des heiligen Petrus um deswillen verheißen, damit sie unter dessen Beistand die durch die Apostel überlieferte Offenbarung oder Hinterlage des Glaubens heilig bewahren und treu auslegen, und ein päpstlicher Ausspruch nur dann unfehlbar, wenn derselbe eine von der gesammten Kirche festzuhaltende, den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre entscheidet. Sonach hat eine bloß für einzelne Personen in einem einzelnen Falle vom Papste getroffene Entscheidung nicht die Bedeutung eines unfehlbaren Lehrausspruches. Hienach verschwinden alle aus der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes abgeleiteten Besorgnisse. Dasselbe gilt von der dem Papste zustehenden unmittelbaren bischöflichen Amtsgewalt. Uebereinstimmend mit der Lehre des heiligen Apostels Paulus, daß der heilige Geist die Bischöfe bestellt hat, zu führen die Gemeinde Gottes (Apostelg. 20, 28), lehrt das vatikanische Concil, daß die Bischöfe vom heiligen Geist gesetzt an die Stelle der Apostel, nachgefolgt sind als wahre Hirten, die ihnen zugewiesenen Heerden, jeder die seinige, kraft ordentlicher unmittelbarer bischöflicher Amtsgewalt zu weiden und regieren. Nach der Collektiv-Erklärung des deutschen Episcopates vom Januar und Februar l. Js., welche durch die päpstliche Billigung nahezu die Bedeutung einer auktoritativen Interpretation erlangt hat, ist hiernach der Papst nicht zugleich Diöcesanbischof einer jeden Diöcese, sondern vielmehr als Papst hat er eine unmittelbar auf alle Mitglieder der Kirche sich erstreckende höchste Amtsgewalt, welche eben die bischöfliche ist. Nun sind aber in dem von Papst Pius VII. mit dem Könige von Bayern abgeschlossenen

Concordate nicht nur dem Könige wichtige kirchliche Rechte vertragsmäßig zugestanden, sondern auch umfassende kirchliche Regierungsrechte nicht allenfalls dem Episcopate im Allgemeinen, sondern speciell eben den bayerischen Diöcesan-Bischöfen und Erzbischöfen zuerkannt. So erscheint durch das vom Papste selbst abgeschlossene Concordat die Wirksamkeit seiner unmittelbaren höchsten bischöflichen Amtsgewalt — es mag deren principielle Bedeutung was immer für eine seyn — durch die den Diöcesan-Bischöfen zuerkannten Rechte so genau bestimmt, daß eine Erweiterung derselben kaum denkbar ist. Selbst das im Widerspruche gegen das Concordat erlassene Religionsedikt ist vom Papste gewissermaßen anerkannt, insofern derselbe nach der vom Könige Maximilian Joseph I. abgegebenen Erklärung, daß durch das Religions-Edikt Niemand zu irgend etwas gegen sein Gewissen angehalten werden solle, gestattete, daß die Katholiken Bayerns den Eid auf die Verfassung, zu welcher als integrirende zweite Beilage das Religionsedikt gehört, leisten. Hiernach kann die unmittelbare päpstliche Amtsgewalt in den jetzt zu Recht bestehenden kirchlichen Verhältnissen Bayerns keine Aenderung hervorbringen. Deßhalb wäre auch für das in der zweiten Verfassungsbeilage dem Könige beigelegte Jus circa sacra nicht die geringste Schmälerung zu besorgen, wenn bei einer patriotischen Kammermajorität die verantwortlichen Räthe der Krone dem Könige die Anerkennung der Beschlüsse des vaticanischen Concils anrathen würden. Denn nach §. 38 gehört zu den inneren Kirchenangelegenheiten vor Allem die Glaubenslehre und im §. 50 ist es als der ernstliche Wille des Königs ausgesprochen, daß die geistliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemmt werde und die königl. Regierung in rein geistliche Gegenstände der Religionslehre sich nicht einmischen solle, als in so weit das königl. Schutz- und Aufsichtsrecht dabei eintritt, vermöge dessen nach §. 57 die Staatsgewalt berechtigt ist von demjenigen, was in den Concilien gelehrt und verhandelt wird,

Kenntniß einzuziehen. Wenn dessen ungeachtet nach §. 58 diese Gesetze, Verordnungen oder sonstige Anordnungen der Kirchengewalt ohne landesherrliche Einsicht und Genehmigung publicirt und vollzogen werden dürfen: so kann sich die landesherrliche Prüfung nur darauf beschränken, ob die m Concil aufgestellte Lehre wirklich Religionslehre oder etwas Profanes sei; im ersteren Falle ist eine weitere landesherrliche Prüfung nach §. 38 lit. a, §. 50 und 56 ausgeschlossen. Hiernach wäre die landesherrliche Anerkennung der vatikanischen Concilsbeschlüsse für die katholische Kirche in Bayern dem Könige anzurathen gänzlich verfassungsgemäß. Spricht sich ja doch Professor Geffken unumwunden dahin aus, daß die vatikanischen Beschlüsse für die Katholiken giltig seien. Es könnten dann allerdings die sogenannten Altkatholiken nicht mehr als Mitglieder der katholischen Kirche anerkannt werden, von deren hierarchischem Verbande sie durch Wahl eines eigenen Bischofes und eigener Priester selbst sich losgesagt haben. Die Beibehaltung eines katholischen Kirchenamtes von Seite der Priester, welche von der katholischen Kirche zu den Altkatholiken übergetreten sind, dürfte ohnedieß mit dem Reservatum ecclesiasticum des westfälischen Friedens wohl kaum zu vereinbaren seyn. Sicherlich würde aber eine patriotische Kammermajorität gern die Hand dazu bieten, daß die Altkatholiken als eine eigene — selbst öffentliche — Religionsgesellschaft anerkannt würden und zur Deckung des zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse erforderlichen Bedarfs aus der Staatskasse Zuschüsse erhielten.

Wenn endlich der bereits erwähnte Mitarbeiter der Allg. Zeitung die Besorgniß ausspricht, es möchten, wenn durch eine patriotische Kammermajorität diese Partei zur Regierung gelangte, die Bischöfe unter dem Schutze dieser Regierung in Hirtenbriefen sich Beleidigungen des deutschen Kaisers erlauben, so genügt zur Widerlegung dieser Besorgnisse schon der Hinweis auf die in §. 95 und 130ª des Strafgesetzbuches enthaltenen Strafbestimmungen, um so mehr als nach einer

von einem preußischen Gerichte angewendeten Auffassung des §. 130[a] der Bischof bezüglich eines jeden Passus eines Hirtenbriefes, welcher als eine Uebertretung des genannten Paragraphen erkannt wird, als intellektueller Urheber einer jeden strafwürdigen Verkündigung erachtet und deßhalb möglicher Weise wegen eines einzigen Hirtenbriefes mehr als tausendmal strafrechtlich prozessirt wird. Für die bayerischen Gerichte verletzend ist die von demselben Mitarbeiter der Allg. Zeitung ausgesprochene Besorgniß, daß bei einem patriotischen Regimente in Bayern verkommene Menschen ungestraft dem Fürsten Bismark nach dem Leben streben dürften; denn Kullmann, der übrigens Preuße, nicht Bayer ist, und nach seiner eigenen Aussage nicht durch katholische sondern durch liberale Zeitungen, welche den Sturz der katholischen Kirche für nothwendig erklärten, zu seiner frevelhaften That gereizt ward, wurde von den bayerischen Gerichten ganz dem Gesetze gemäß prozessirt und zu dem höchsten gesetzlichen Strafmaße verurtheilt. Wenn dabei je eine Unregelmäßigkeit gesucht werden wollte, so könnte man eine solche höchstens darin finden, daß Fürst Bismark mit Kullmann, nachdem dieser bereits durch Verhaftung an das kgl. Landgericht Kissingen abgeliefert war, eine Art Vernehmung pflog, und dann daß er der Schwurgerichtsverhandlung als Damnifikant beizuwohnen wegen gleichzeitiger Eröffnung des Reichstages verhindert war.

Wenn wir hiernach die Erwartung aussprechen dürfen, daß bei einer patriotischen Kammermajorität die Staatsgewalt sich veranlaßt sehen würde, die Kirche in ihren Bestrebungen die Jugend religiös zu erziehen und überhaupt das Volk religiös-sittlich zu heben, zu unterstützen, ohne daß hiemit irgend welche nachtheiligen Folgen verbunden wären, so stellen wir andererseits die Frage, was wir bei einer liberalen Kammermajorität bezüglich der Schule und überhaupt der religiös-sittlichen Pflege des Volkes zu erwarten hätten. Bei dem offenen Beifalle, welchen bayerische Liberale

den preußischen Maigesetzen spenden, läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß eine liberale Kammermajorität sogleich die Schule von der Kirche trennen, erstere sogleich confessionslos, vielleicht gar religionslos machen, im besten Falle die Geistlichen in Ertheilung des Religionsunterrichtes bezüglich der Unterrichtsstunden und der Auswahl des Katechismus wesentlich beschränken, oder die Ertheilung des Religionsunterrichtes dem Volksschullehrer ohne Sicherheit bezüglich dessen gläubigen Sinnes übertragen würde. Bezüglich der Heranbildung und der Anstellung der Geistlichen, dann der Ausübung des geistlichen Amtes wären Gesetze zu erwarten, welche es den Bischöfen unmöglich machen würden, das ihnen als Nachfolgern der Apostel anvertraute bischöfliche Amt frei zu verwalten. Die Folge davon wäre natürlich, daß auch die bayerischen Bischöfe, eingedenk der von ihnen vor Gott abzulegenden Verantwortung, in Collisionsfällen Gott mehr als Menschen gehorchen und die Priester denselben nachfolgen würden. Alsdann hätten wir, wie in Preußen, eingekerkerte Bischöfe und Priester, die Gläubigen wären ohne Gottesdienst, die Kranken ohne geistlichen Trost und die Sterbenden ohne die heiligen Sakramente. Entstünde hieraus für das gläubige Volk ein unbeschreibliches Elend bezüglich der Sorge für das ewige Heil, so wäre selbst vom Standpunkte des Unglaubens aus für die zeitliche Wohlfahrt des so gepriesenen Staates große Schädigung mit Sicherheit zu erwarten.

Das Recht wurzelt in der sittlichen Idee des Guten und Gerechten; deßhalb sagt der Jurist Ulpian: Jus est ars boni et aequi. Dieser Ausspruch hat durch die Aufnahme in das Corpus juris (C. 1 pr. D) für uns gesetzliche Giltigkeit. Nur dann wird der Staatsbürger z. B. die Gesetze über Verträge halten, wenn er diese Gesetze als mit seinem Gewissen übereinstimmend findet; und nur dann wird er eine vom Strafgesetze verbotene Handlung meiden, wenn er dieselbe in seinem Gewissen als sündhaft erkennt. Tritt dagegen ein Strafgesetz in Widerspruch gegen das religiös-sittliche Bewußtseyn einer

zahlreichen Religionsgesellschaft, so verliert das Recht seine sittliche Würde; der Mensch welcher als Staatsbürger seine sittliche Bestimmung nicht verläugnen darf, fühlt sich im Gewissen nicht mehr zur Beobachtung, sondern vielmehr zur Uebertretung des Gesetzes verpflichtet, so daß das Gesetz nunmehr dem Menschen nicht mehr als eine innere das Gewissen verpflichtende, sondern nur mehr als eine bloß äußere, zwingende Anordnung gegenübersteht, wie allenfalls eine Schafheerde durch den grimmigen Hund in einer gewissen äußern Ordnung erhalten wird. Durch eine solche Gesetzgebungspolitik arbeitet man der unseligen Lehre Darwin's in die Hände, daß der Mensch vom Affen abstamme. Hiemit verschwinden alle edleren Beweggründe zum Guten, hiemit hört auf jegliche Vaterlandsliebe. Daß dann der Staat selbst allmählig an den Abgrund des Verderbens gebracht wird, wird jedem Nachdenkenden klar werden.

Gehen wir nun auch noch auf das Verhältniß Bayerns zum deutschen Reiche über. Der in der deutschen Zollvereins-Politik zur Geltung gekommene Liberalismus, welcher überall freie Bewegung und deßhalb — ohne Rücksicht darauf, ob der Starke den Schwachen erdrückt — freie Concurrenz will, gab das Kleingewerbe durch unbedingte Gewerbsfreiheit der übermächtigen Concurrenz der Fabriken und die zurückgebliebene einheimische Produktion durch Freihandel oder zu niedrig gemessene Zölle der übermächtigen Concurrenz des Auslandes preis. Verschlimmert wurde das Uebel dadurch, daß durch den Zufluß der fünf Milliarden das Geld in Deutschland im Werthe fiel und dagegen natürlich Produkte und Arbeitslohn im Preise stiegen, während in Frankreich umgekehrt wegen des Abflusses der Milliarden das Geld im Werthe stieg, dagegen die Produkte und der Arbeitslohn im Preise fielen; daher die für Deutschland höchst ungünstige Handelsbilanz, welche bei mehrjähriger Dauer zur allgemeinen Verarmung Deutschlands führen müßte.

Umsonst hat gegen dieses wesentlich von Preußen zur

Geltung gebrachte Freihandelssystem schon vor mehr als drei Jahrzehnten Dr. List mit aller Kraft seines Geistes angekämpft, bis er aus Verzweiflung sich selbst das Leben nahm; ebenso hat auch Kiesselbach vor 2½ Jahrzehnten die preußische Zollvereinspolitik in der Allg. Zeitung bekämpft und sogar Preußen und namentlich Preußens Hauptstadt jede höhere volkswirthschaftliche Bedeutung abgesprochen. Aber alles vergebens. Der deutschen Handelspolitik eine für Deutschlands Wohlstand günstige Wendung zu verschaffen, dürfte vor Allem eine im Sinne einer patriotischen Kammermajorität verfahrende bayerische Regierung sich berufen fühlen. Würden dagegen die Liberalen in der zweiten Kammer die Mehrheit erlangen, so würde eine in deren Sinne handelnde bayerische Regierung die verderbliche preußische Handelspolitik unterstützen.

Auch bezüglich des verfassungsmäßigen Verhältnisses der Einzelnstaaten zum Reiche ist der Ausfall der bayerischen Abgeordnetenwahlen von größter Bedeutung. Eine patriotische Kammermajorität wird nicht nur auf Bewahrung der vertragsmäßig bestimmten bayerischen Reservatrechte dringen, sondern auch gegen jede andere abermalige Ausdehnung der Competenz der Reichsgewalt sich stemmen, weil die Versailler Verträge nur in Rücksicht auf die damals bestandene Competenz des norddeutschen, resp. deutschen Bundes angenommen wurden, und nur aus der eigenthümlichen Kraft aller einzelnen Staaten die Stärke des deutschen Reiches bei dem einmal in Deutschland geschichtlich gegebenen Partikularismus erwachsen kann. Insbesondere würde sich dann der bayerische Einfluß gegen die Ausdehnung der Reichsgesetzgebung auf das dem Reiche fremde Gebiet der kirchlichen Verhältnisse geltend machen und hiedurch dem Reiche das unbeschreibliche Elend ersparen, welches für Preußen aus dem „Culturkampfe" erwuchs. Würde dagegen die liberale Partei in Bayern zur Macht gelangen, oder sich vielmehr in derselben erhalten, so würde durch Verstärkung der unitarischen Bestrebungen die naturwüchsige Kraft der einzelnen Stämme und Staaten ge-

schwächt, ohne daß aus vielen schwachen Theilen ein starkes Ganze sich bilden könnte. Ein warnendes Beispiel ist Italien. Bei der vom Liberalismus beabsichtigten Erweiterung der Zuständigkeit des Reiches ist es vor Allem auf den „Culturkampf“ abgesehen, welcher den Ruin Deutschlands zur Freude des Auslandes, besonders Frankreichs, vollenden würde.

Besonders wichtig ist der Ausfall der bayerischen Landtagswahlen bezüglich des Einflusses auf die auswärtige Politik des deutschen Reiches. Indem die Reichspolitik den kaum als König anerkannten schwachen Alphons von Spanien wegen angeblich von Carlisten verübter Excesse demüthigte, das wieder aufblühende Frankreich mit Krieg bedrohte und sogar gegen das schwache Belgien aggressiv vorging, weil belgische Bischöfe in Hirtenbriefen sich gegen den „Culturkampf“ aussprachen, während andererseits hochstehende Personen in Preußen Zustimmungsadressen aus England suchten und der deutsche Botschafter in London England zu einer ähnlichen Politik bewegen wollte, und weil ein Belgier wegen seines Erbietens zur Ermordung Bismarks von belgischen Gerichten nicht bestraft wurde, während doch derselbe in gleichem Falle zugestandener Maßen auch vor deutschen Gerichten und wohl vor den Gerichten aller anderen Staaten straflos bliebe: so hat Deutschland hiedurch die andern europäischen Mächte, namentlich die größte Land- und die größte Seemacht des Erdballs, gegen sich vereinigt, vor deren Widerspruch es zurücktreten mußte. Bei diesem aggressiven Vorgehen wurde die Reichspolitik vom Liberalismus sogar gedrängt, die Gesetzgebung über Mordversuch in einer rechtswissenschaftlich gar nicht zulässigen Weise zu ändern; denn einerseits setzt das Verbrechen nicht nur den dolus, sondern auch die entsprechende äußere That, und somit der Versuch einen Anfang dieser äußern That voraus, und andererseits müßte man, wenn schon im Erbieten zum Morde ein strafbarer Versuch anerkannt werden sollte, auch das Anerbieten zu jedem andern Verbrechen oder Vergehen als strafbaren Versuch aufstellen. Bei den Römern

hätte eine solche strafrechtlich nicht verfolgbare, aber sittlich verwerfliche Gesinnungsweise der Censor gebrandmarkt; in christlichen Staaten trat an die Stelle der römischen Censur die kirchliche Censur, welche freilich auf das gesellschaftliche Leben nicht mehr den für das Staatswohl so günstigen Einfluß äußert, weil es förmlich Grundsatz geworden ist, den kirchlichen Strafen keinen Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse zu gestatten, und es mitunter sogar als eine von manchem Kriegsherrn anerkannte Standesehrenpflicht gilt, dasjenige zu thun, was die Kirchengesetze mit der größten Strafe bedrohen (Duell). Behufs Unterstützung dieser auswärtigen Reichspolitik griff der Liberalismus zu den schamlosesten Lügen. Er verdächtigte das Stadtgericht in Berlin, weil es den Grafen von Arnim, den Gegner Bismarks, nicht mit dem vom Liberalismus erwarteten Strafmaße belegte. Und doch wird man bei einer rechtswissenschaftlichen Prüfung des von Arnim'schen Prozesses vielleicht zu der Ansicht gelangen, daß — abgesehen von der Frage der Zuständigkeit der Berliner Gerichte — die von der Rathskammer angenommene ideale Concurrenz von gegenseitig sich ausschließenden Reaten sich denn doch noch bezweifeln läßt; dann daß die von der Stadtgerichts-Deputation dem §. 133 des Strafgesetzbuches zugestandener Maßen gegen dessen Fassung und Stellung gewährte Anwendung auf Amtsvergehen denn doch in der That als ein vom Gerichte allerdings nicht beabsichtigter Verstoß gegen die Strafrechts-Maxime nulla poena sine lege (§. 2 Abs. 1 des Strafgesetzbuches) erscheinen dürfte, und endlich daß die vom Kammergerichte auf Grund des §. 92 Abs. 1 der kirchenpolitischen Correspondenz zuerkannte Urkunden-Qualität sich doch mit nicht ganz zu verwerfenden Gründen bezweifeln läßt. Denn §. 348 setzt bei einer Urkunde voraus, daß das Schriftstück seinem Inhalte nach eine rechtlich erhebliche Thatsache constatire und in der Absicht aufgenommen sei dieselbe zu beurkunden, während die fragliche Correspondenz zu keinem völkerrechtlichen Vertrage führte, sondern nur zu Vertragsaner-

bieten, die abgelehnt wurden, und somit dem Inhalte nach keine rechtlich erhebliche Thatsache enthält und auch nicht in der Absicht gepflogen wurde eine solche zu beurkunden. Hat somit der Liberalismus die auswärtige deutsche Reichspolitik zu einem aggressiven Vorgehen, welchem ein Zurückweichen folgen mußte, gedrängt, hat die liberale Presse die öffentliche Meinung zu corrumpiren und sogar die Rechtspflege in ihren Dienst zu ziehen gesucht: so wird bei einer patriotischen bayerischen Kammermajorität ein in deren Sinn handelndes Ministerium dem Könige sicher rathen im Bundesrath darauf zu dringen, daß der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten den in dem Versailler Vertrage beabsichtigten Einfluß auf die auswärtige Politik in der That gewinne. Dieser Einfluß wird dann eine Bürgschaft für den Frieden seyn, im Innern den volkswirthschaftlichen Wohlstand heben und uns im Auslande von dem auf uns lastenden Mißtrauen befreien. Würde dagegen durch liberale Wahlen der Liberalismus in Bayern auf's Neue zur Herrschaft gelangen, so würde derselbe die Reichspolitik zu dem ohnedieß nur suspendirten Vorgehen gegen Frankreich und Belgien drängen, wobei wir möglicher Weise das ganze Ausland gegen uns hätten und im Innern durch den „Culturkampf" gespalten wären.

Die bisherige aggressive auswärtige Politik zwang uns zur Unterhaltung einer enormen Armee, welche einerseits die besten Arbeitskräfte der Landwirthschaft und der Industrie entzog und andererseits die stete Steigerung der Ausgaben für das Militär zur Folge hatte. Wenn nun in Folge des bei den Landtagswahlen errungenen Sieges die patriotische Partei tonangebend wird: so wird sie vermöge ihres Wirkens für den Frieden auch auf Verminderung der Armee und somit auch auf Verminderung der Ausgaben hinarbeiten können, ohne Deutschlands Wehrkraft zu schwächen; denn Deutschland ist dann stark nicht nur durch eine Frankreich überlegene Armee, sondern durch Frieden und Wohlstand im Innern

und durch Allianzen mit auswärtigen Mächten. Gelangt dagegen oder erhält sich die liberale Partei in der Herrschaft in Bayern, so wird die aggressive Politik nach außen, die hiedurch herbeigeführte Isolirung des deutschen Reiches und die durch den „Culturkampf“ herbeigeführte Spaltung im Innern stete Steigerung des Armeestandes und der Ausgaben hiefür herbeiführen.

Von so weit tragendem geradezu unberechenbarem Einflusse auf das Wohl Bayerns und ganz Deutschlands ist die Gestaltung der bayerischen Verhältnisse nach der nunmehr vollendeten Landtagswahl.

III. Von einem Kammermitglied.

Den 10. August 1875.

Ehe noch die Wahl der Abgeordneten bei unseren jüngsten Landtagswahlen vollzogen war, hat das ministerielle Organ in Berlin das Resultat anticipirt wie folgt: „Es ist eine unzweifelhafte Niederlage, wenn die Ultramontanen es bei diesen Wahlen nicht einmal soweit zu bringen vermochten wie vor sechs Jahren; bestenfalls eine Mehrheit von zwei Stimmen, das ist von vornherein keine Kraft zu erfolgreichem Eingreifen in die politische Entwicklung.“ Alle liberalen Organe haben denn auch in das Geschrei über den „Rückgang“ der bayerisch-patriotischen Sache in Bayern eingestimmt, weil dieselbe nur eine Mehrheit von zwei Stimmen zu erzielen vermochte; aber sie hüteten sich bei ihrem erheuchelten Jubel wohlweislich den Grund anzugeben, weßhalb die Zahl der Gewählten auf ihrer Seite hinter der der „Patrioten“ nur um zwei zurückblieb. Das verdanken nämlich die Herren ausschließlich der Regierung, ihre eigene Kraft im Volke hat kein Verdienst dabei.

Es läßt sich ziffermäßig nachweisen, daß bei der heutigen Stimmung im Lande den „Patrioten“ nahezu eine Zweidrittel-Mehrheit gesichert wäre, wenn eine ihnen zugeneigte

Regierung auch nur von ihrem unanfechtbaren Rechte, ohne jeden Uebergriff gegen das Gesetz, bei der Eintheilung der Wahlbezirke Gebrauch machen würde. Die politischen und confessionellen Parteiverhältnisse in Bayern sind territorial so gelagert, daß durch das Geschick dieser Eintheilung die eklatante Mehrheit durch eine Minderheit nahezu erdrückt werden kann'; um wie viel leichter wäre es, mittelst der Eintheilung der Wahlbezirke die Minderheit durch die Mehrheit zu erdrücken? Ohne alle Verletzung des Rechtes und streng nach dem Buchstaben des Gesetzes könnte auf diesem Wege einem Drittel der jetzt gewählten liberalen Abgeordneten die Thüre des Ständesaals verschlossen werden.

Nun hat aber die Regierung für die jüngsten Wahlen nicht nur die Abgeordneten-Wahlkreise mit ebensoviel Rücksichtslosigkeit als schlauer Benützung der deßfalls gemachten Erfahrungen zu Gunsten der Nationalliberalen eingetheilt, sondern die untergeordneten Organe haben, selbst gegen die gesetzliche Bestimmung, bei der Feststellung der Urwahlbezirke dieses Beispiel wo immer nöthig nachgeahmt. So ist die famose Wahlkreis-Eintheilung von 1869 derart übertroffen worden, daß die Liberalen nicht einen einzigen Fehler mehr zu corrigiren hätten und daß ihnen kein Wunsch mehr zu äußern übrig bleibt auf ein ihnen noch günstigeres Arrangement der Wahlbezirke. Ein Mehreres kann von oben in der That nicht mehr für sie geschehen; und dennoch sind sie mit zwei Stimmen in der Minderheit geblieben!

Wenn irgend Jemand bei diesen Wahlen eine unzweifelhafte Niederlage erlitten hat, so ist es das Ministerium und Niemand sonst. Die Liberalen haben für sich, und mit Recht, einen noch ungleich schlimmern Ausgang gefürchtet, ehe sie wußten und sahen, mit welchen Mitteln die Regierung ihnen zu Hülfe zu kommen wage. Ein solches Wagniß konnte aber sicherlich nur in der bestimmten Voraussetzung unternommen werden, daß es zum Ziele führen und die „Patrioten" in die Minderheit bringen werde. Der Minister von Hör-

mann hatte im Jahre 1869 weitaus nicht so viel gewagt, und doch trat er sofort zurück, als er seine Rechnung fehlgeschlagen sah, und als die „Patrioten" mit einer anfänglichen Mehrheit von 4 Stimmen in die Kammer eintraten. Freilich stand damals noch nicht das Reich im Rücken der Herren Minister.

Aber auch nach einer andern Seite hin hat sich die Lage der Regierung, trotz aller ihrer Anstrengungen, nach innen verschlimmert. Dieselbe will bekanntlich eine „Mittelpartei" repräsentiren, welche Partei nicht existirt. In den letzten Jahren der verlebten Kammer stellten wenigstens die sechs ihrem Programm und ihren Wählern abtrünnig gewordenen Mitglieder der sogenannten „freien Vereinigung" eine Art ministerielle Partei vor und diese sechs Personen hielten auch in der That durch ihre Stimmen das Zünglein an der Wage. Bei den Neuwahlen sind sie aber sämmtlich durchgefallen; nirgends ist ihrer mehr Erwähnung geschehen, und auch sonst ist keiner ihres Gleichen durch die Wahl gekommen. Die Parteien stehen sich in vollendeter Schroffheit in der Kammer wie im Lande gegenüber, für eine Mittel- oder Regierungspartei ist nicht der schwächste Keim mehr vorhanden. Die Linke aber stützt das Ministerium nur, weil sie fürchtet, daß nichts Besseres nachkomme, im Uebrigen desavouiren beide Parteien die gegenwärtige Regierung. Will dieselbe fortfahren wie bisher jedesmal nach Bedarf die Eine Seite gegen die andere auszuspielen, so wird doch diese Stellung auf der Schaukel um Vieles unbequemer sein als vorher.

Man macht nun freilich liberalerseits oben und unten kein Hehl aus der berechnenden Hoffnung, daß abermals, wie im Jahre 1870 auf patriotischer Seite Zersplitterung eintreten und durch den Abfall Einzelner wieder eine Art ministerieller Partei sich bilden, sowie zugleich die liberale Minderheit zu einer kleinern oder größeren Mehrheit anwachsen würde. Man rechnet kurzgesagt auf beiden Seiten darauf,

daß auf der Rechten die Untreue und der Verrath a
bayerisch-patriotischen Wählern den Mißerfolg bei der
wieder gut machen werde. Aber die Rechnung ist
bestimmt ohne den Wirth gemacht, und in dieser Sich
besteht ein großer Erfolg der bayerisch-patriotischen Sache
den Neuwahlen.

Man mag Recht haben unter den Neugewählten a mals „Extreme“ und „Gemäßigte“ zu unterscheiden, ob ich nicht geneigt bin gerade diese Benennungen zu accepti Aber das sind jedenfalls nur zwei Schattirungen, die dr Schattirung, nämlich die der ganz unberechenbaren Elemen die bei den Wahlen von 1869 noch ziemlich reich vertret gewesen, ist jetzt verschwunden. Die „bunte Musterkart von dazumal ist jetzt wesentlich vereinfacht, und unterhalb d Strichs der sogenannten Gemäßigten ist Keiner mehr vo den Wählern erkoren worden. Die Gegner nennen ja au selber uns alle ohne Unterschied „klerikal“ oder „ultramontan“.

Im Jahre 1869 war dieß noch anders; Herr von Weis stand damals, noch dazu als „Führer“, auf dem Einen Flügel, die Herren Lukas und Mahr auf dem andern. Die weit auseinander gehenden Schattirungen zwischen den beiden Endpunkten und die Endpunkte selbst in der Fraktion unter Einen Hut zu bringen, das war eine Aufgabe die wahrscheinlich auch dann verunglückt wäre, wenn nicht die welterschütternden Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 die kaum gesponnenen Bande der Einigung zerrissen hätten. Unter den jetzt neugewählten Vertrauensmännern des bayerisch-patriotischen Volkes dagegen würde selbst dann eine größere Homogenität bestehen, wenn sie thatsächlich in zwei Fraktionen auseinander gingen. Denn die Stellung zur Regierung und gegen die liberale Partei wäre und bliebe bei allen gemeinsam und gleich; und was das „Umfallen“ betrifft, so wüßten bei der jetzigen Lage der Dinge weder die Einen noch die Anderen, wohin sie fallen sollten.

Die Regierung wollte um jeden Preis den National-

liberalen die Mehrheit verschaffen, welche bei der jetzigen Stimmung im Lande überhaupt für dieselben erreichbar seyn könnte; und das wäre im besten Falle eine Mehrheit von zwei Stimmen gewesen. Man muß der Regierung zugeben, daß sie bei einer solchen Mehrheit der Liberalen eine viel leichtere Stellung gehabt hätte als bei einer Mehrheit von zwei Stimmen auf bayerisch-patriotischer Seite. Denn im Herzen ist sie selber nationalliberal und von der Partei nur durch die Personenfrage getrennt. Sie hätte genug Mittel bei der Hand gehabt, um eine kleine liberale Mehrheit bei guter Laune zu erhalten; hingegen hat sie sich gegen die andere Seite so weit vorgewagt, daß für sie jede Annäherung an die bayerisch-patriotische Mehrheit eine Sache der Unmöglichkeit ist, wie auch umgekehrt. Daß bei einer solchen Lage der Dinge eine geordnete Regierung überhaupt, geschweige denn eine ehrlich constitutionelle, gleichfalls zur Unmöglichkeit wird, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Bei den Wahlen hat sich gezeigt, daß die patriotische und antiliberale Strömung im Volke seit sechs Jahren, weit entfernt im Rückschritte begriffen zu seyn, vielmehr stetig gewachsen ist. Es läßt sich leicht berechnen, daß nach der Gesammtzahl der bayerisch-patriotischen Wahlmänner auf unsere Seite fast hundert Abgeordnete getroffen hätten; und die statistische Zusammenstellung der Urwähler-Stimmen dürfte seinerzeit merkwürdige Resultate ergeben. Im Algäu z. B. fielen im Jahre 1869 die Liberalen bei der Abgeordneten-Wahl durch, obwohl sie bei den Urwahlen etwa fünfhundert Stimmen vor der Gegenpartei voraushatten; hingegen hat sich dießmal das Verhältniß im Wahlbezirk Kempten nahezu umgekehrt, obwohl die Regierung durch die neue Eintheilung alle conservativ gestimmten Bezirke abgetrennt und im Wahlbezirke Mindelheim unnütz gemacht hatte. Es gab sogar Wahlbezirke, in welchen gar kein liberaler Wahlmann mehr erschien, und dieß Alles hat das patriotische Volk geleistet, obwohl alle Machtmittel des Staats in der andern Wagschale lagen

und namentlich das Cultusministerium zu offener Einschüchterung des Klerus gegriffen hatte.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die bayerisch-patriotischen Abgeordneten mit ihrer Mehrheit von zwei Stimmen nahezu zwei Drittel des bayerischen Volkes vertreten. Wenn man nichtsdestoweniger erklärt: vor einer Mehrheit von zwei Stimmen weiche ein Ministerium nicht zurück, um einer Regierung aus dieser Mehrheit oder von ihrer Farbe Platz zu machen, so ist die Frage völlig unrichtig gestellt. Was die unqualificirbare Lage in einer solchen Klemme erheischt, das ist eine Regierung, welche fähig und gewillt ist, eine unverfälschte Volksvertretung aus wahrhaft freien Wahlen im Sinne und Geiste des Gesetzes hervorgehen zu lassen. Erst nach dem Ergebniß einer solchen Wahl wäre die constitutionelle Frage zu stellen und zu lösen. Ein Ministerium, welches diesen Weg aus der Sackgasse eingeschlagen hätte, könnte aber auch ohne Besorgniß selbst der größten bayerisch-patriotischen Mehrheit entgegensehen. Die Portefeuille-Jäger sitzen nicht auf der Rechten.

Aber die Gegner wollen Alles eher, nur keine freie Wahl und keine unverfälschte Volksvertretung. Darum stemmen sie sich auch mit Händen und Füßen gegen ein neues Wahlgesetz, welches die unmittelbare geheime Wahl an die Stelle des jetzigen Corruptionssystems setzen und durch die Einführung gesetzlich fixirter Wahlbezirke der Regierungs-Willkür den Riegel schieben würde. Die Gegner wollen überhaupt auch keine constitutionelle Frage gestellt sehen, ihr System ist allein berechtigt, es darf also nicht gewechselt werden. Die Gewaltherrschaft der Partei zu erhalten, ist der alleinige Zweck der Wahlen, und wo immer die Partei des Wahlresultats nicht sicher ist, da ruft sie die Gewalt an. Darum haben auch die liberalen Organe, die Berliner natürlich voran, als sie noch bedenklich waren über den Ausfall der nahen bayerischen Wahlen, ohne Weiteres erklärt: daß auch der bedeutendste Wahlsieg der „Patrioten" ein ihnen genehmes Ministerium

aus eine dem entsprechende Politik in Bayern nicht herbeiführen würde und dürfte; Bayern müsse unter allen Umständen von Liberalen nationalliberal regiert werden, ob sie nun in der Vertretung in der Mehrheit oder sogar eine kleine Minderheit seien. Das ist der moderne Constitutionalismus.

Mit wahrhaft ekelerregender Heuchelei hat man sich mit diesem Diktat vor Allem an das Souverainetäts-Gefühl des Königs gewendet. Dieselben Menschen welche die Zeit nicht erwarten können, wo es ihnen möglich seyn wird die letzte Perle aus der bayerischen Krone brechen zu helfen, stellten es jetzt als einen Anspruch, wie er unerhörter und revolutionärer kaum gedacht werden könnte, dar, wenn man den König von Bayern dahin bringen wollte — was unter uns auch Niemand will — sich mit der Stellung eines Königs der Belgier und eines Königs von England zu begnügen, der seine Minister aus der Hand der Parlamentsmehrheit empfängt[1]). Das aber ist für diese Staatsrechtlichen keine Einbuße an königlichen Rechten, wenn die Partei der Minderheit dem Souverain drohend befiehlt, daß er keinen der Partei unangenehmen Schritt thun dürfe — bei Vermeidung der Reichsexekution. Man muß allerdings gestehen, daß dieß nicht die „Sprache des Absolutismus" früherer Zeit ist, aber die Sprache des modernen Partei-Absolutismus ist es, der die Scham verlernt hat.

In den liberalen Organen ist aber der Name des Königs noch in anderer Weise in die Wahlagitation hineingezogen worden. Bis zu einem gewissen Moment hat man es mit Schmeicheleien und dann mit den frechsten Bedrohungen versucht. Den Wendepunkt hat die Thatsache gebildet, daß der König von Bayern nicht erschienen ist, um den durchreisenden Kaiser Wilhelm zu begrüßen und zu begleiten. Das ministerielle Blatt in Berlin hatte die Begegnung als fest ver-

---

1) Vergl. den Leitartikel in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 22. Juni d. Js.

abredet angekündigt und die hohe Bedeutung derselben gegenüber den bevorstehenden Wahlen betont. Der König von Bayern wäre hienach im Begriffe gestanden, in eigener Person gegen die „bayerischen Patrioten“ zu demonstriren und zu Gunsten der Liberalen einen Druck auf die Wahlen zu üben. Des Schweifwedelns war kein Ende, solange diese Illusion vorhielt, und selbst die ausländische Presse ließ sich irre führen, nicht nur an die Begegnung der beiden Monarchen, sondern auch an die politische Tendenz derselben zu glauben.

Augenblicklich wendete sich aber das Blatt und veränderte sich die Tonart, als die Begegnung unterblieb. Der officielle „Reichsanzeiger“ in Berlin trat mit der Erklärung hervor, eine solche Begegnung sei bei dem strengen Incognito der kaiserlichen Reise von keiner Seite in Aussicht genommen gewesen. Eine andere Erklärung aber brachte das bekannte Preußen-Journal in Wien, die „Deutsche Zeitung“, und diese Erklärung wirft ein so merkwürdiges Schlaglicht auf die Situation, daß sie aufbewahrt zu werden verdient. Das Blatt erzählt: „Eine Zusammenkunft während der Reise des deutschen Kaisers durch bayerisches Gebiet war förmlich verabredet; das wird jetzt natürlich in Abrede gestellt, ist aber nichtsdestoweniger unzweifelhaft. Die Sprache der liberalen Presse indeß, welche die Zusammenkunft im voraus als einen Sieg über die patriotische Partei bei den Wahlen feierte, machte den König stutzig; denn er richtete ein Schreiben an den deutschen Kaiser, welches demselben in Lindau zukam, worin der König das Unterbleiben der Zusammenkunft erklärte und entschuldigte.“ Die Nachricht des Wiener Blattes ist nicht dementirt worden; sie ist freilich auch von der Art, daß sie nicht wohl dementirt werden könnte, wenn sie auch wirklich nicht begründet wäre.

Von nun an wurde die Person des Königs selbst in die nationalliberalen Drohungen einbezogen. Bis jetzt waren nur die patriotischen Wähler in Bayern mit den Maßregeln roher Gewalt bedroht worden, weil, wie das ministerielle

Blatt in Berlin sagte, ihr Sieg bei den Wahlen im nationalen Interesse nicht geduldet werden dürfte und also nur ein Pyrrhussieg seyn würde. Jetzt aber wurde dem Könige selbst gesagt, daß auch er, wenn er nicht wenigstens gute Miene zum bösen Spiel zu machen wisse, im nationalen Interesse nicht geduldet werden dürfte. Es widerstrebt uns, die über Seine Majestät verhängten liberalen Urtheile hier genauer wiederzugeben. Sogar in Bayern selbst, zu Weißenburg, ward in einer Candidaten-Rede öffentlich erklärt: „Wenn Bayern nicht liberal regiert wird, dann wird der Staat mediatisirt und Bayerns Existenz in Frage gestellt.“ In Berlin ist aber die „Vossische Zeitung“, ein sonst verhältnißmäßig unabhängiges Blatt, mit der vollen Farbe herausgegangen, indem es erklärte: nicht einmal durch die Aufhebung der Verfassung von 1819 könnte Bayern geholfen werden; das wahre Hinderniß „einer freisinnigen Entwicklung im Reich“ sei die bayerische Dynastie und der „Katholicismus“ der Dynastie, und darauf käme es an, das Land von dieser Dynastie unabhängig zu machen. Augenscheinlich ist das Losungswort gegeben; die bescheidenern Organe wollen wenigstens keinen Thronfolger mehr zulassen.

So sprechen diese Leute, wenn sie ihre wahren Gedanken an den Tag legen wollen. Bei anderen Gelegenheiten, wie bei den Wahlen je nach der Beschaffenheit des Publikums, kommt es ihnen freilich nicht darauf an, die alte heuchlerische Phrase zu wiederholen: „daß Bayern nie selbstständiger war, als es heute ist.“

Das Ministerium hat gegen Ende der vorigen Session durch sein hervorragendstes Mitglied erklärt, daß es einer Revision des bestehenden Kirchenstaatsrecht vollständig zugeneigt wäre, daß aber die gegenwärtige Zusammensetzung der Kammer alle Schritte in dieser Richtung unmöglich mache. Es möchte wohl, aber es könne nicht. Die Zusammensetzung der Kammer ist jetzt wieder dieselbe, und abermals könnte die Regierung nicht aktiv auftreten nach den liberalen Herzenswünschen,

sondern sie könnte in dem für sie besten Falle sich nur durchdrücken bei vollständigem Stillstand der Gesetzgebungs-Maschine. Auch durch die Einmischung des Reichs wäre, ohne Preisgebung der unzweifelhaften Landesrechte und ohne offenbaren Rechtsbruch, eine weitere Förderung der liberalen Wünsche in Bayern nicht mehr zu erreichen. Diese Inaktivität ist aber auch für die Liberalen auf die Länge unerträglich. Ihnen pressirt es, die unumschränkte Herrschaft in Bayern an sich zu reißen, um vor Allem den „Culturkampf" mit allen seinen Gräueln nach Bayern zu verpflanzen. Das ist eine Existenzfrage für die Partei. Aber die gesetzlichen und rechtlichen Mittel hiefür versagen oder sie sind erschöpft — es erübrigt nur mehr die offene Gewalt.

Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß seit dem Ausfall der jüngsten Landtagswahlen der Gedanke an die Anrufung der brutalen Gewalt bei der Partei inner- und außerhalb Bayerns mehr und mehr Eingang findet. Wer die Sprache vergleicht, welche die Herren in ihren officiellen Programmen und Wahlaufrufen gegen die „Feinde des Reichs und des Staats" geführt haben, der kann sich wahrlich nicht darüber wundern, wenn ihnen im Herzen längst wie jedes andere Mittel, so auch der Appell an die nackte Gewalt, gerecht erscheint. Auffallen muß schon die Thatsache, daß gerade seit den Wahlen die Gesinnung der Armee, nämlich ihrer Offiziere, in so eigenthümlicher Weise betont wird, und daß man sich nicht mehr mit dem Bewußtseyn begnügt, daß „die Armee durch und durch preußisch gesinnt sei", sondern über einmal auch die verfassungsmäßige Sonderstellung Bayerns auf militärischem Gebiete ansicht[1]), während man sich doch sonst das Wort gegeben hatte, aus behutsamer Rücksicht nach oben über die bayerischen Reservatrechte möglichst glimpflich hinwegzugehen. Ueber die Wahlurnen kann man eben weder in

---

1) Augsburger Allg. Zeitung vom 7. August d. Js.

Berlin noch in München commandiren, wohl aber über die Armee.

Es muß weit gekommen seyn in und mit der deutschen Nation, wenn selbst ein Mann wie der hochwürdigste Bischof von Speyer, als Muster der Milde und Langmuth dem ganzen Lande bekannt, in seinem schönen Hirtenbriefe den katholischen Wählern sagen konnte: „Jene Rathgeber der Völker, welche einen Staat ohne Religion bauen oder nur eine Religion dulden wollen, welche dem Staat ganz unterworfen ist, müssen nothwendig auf die Unterdrückung der katholischen Kirche ausgehen. Der Vertilgungsplan ist bereits entworfen, seine Ausführung hat im Norden und Süden begonnen. Kein größeres Unglück könnte Bayern treffen, als wenn es ebenfalls in einen Schauplatz des Kampfes gegen die katholische Kirche verwandelt würde, und wenn die Beschlüsse des Landtags die Waffen zu ihrer Verwüstung leihen müßten." Letzteres wird nun nicht geschehen. Aber wenn der Vertilgungsplan, von dem der Herr Bischof spricht, wirklich besteht — und das ist ja keine Frage mehr — so sind für die Anhänger und Interessenten desselben solche Dinge wie eine bayerische Verfassung nichts Anderes als „juristische Zwirnsfäden", von welchen ihr Herr und Meister dereinst sehr despektirlich gesprochen hat. Das Wollen ist nicht zweifelhaft, fraglich ist nur das Können.

Dahin ist es in Bayern gekommen. Die liberale Gewissenlosigkeit hat bei den Wahlen die hundertmal widerlegte Lüge wieder aufgewärmt, als ob die „Patrioten" in der verlebten Kammer die „Neutralität" Bayerns im Kriege gegen Frankreich verlangt hätten, und sie haben gefragt: „wo wäre Bayern jetzt, wenn im Juli 1870 Euer Rath durchgeschlagen hätte?" Die Antwort ist leicht zu geben, angesichts der Lage, in die unser armes Land gerathen ist. Wenn damals der politische Verstand Gehör gefunden hätte, wenn Bayern damals, anstatt sich auf Gnade und Ungnade einer Macht anzuschließen, die von moralischen Scrupeln

niemals geplagt worden ist, als Alliirter auf traktatmäßig Bedingungen hin dieser Macht, als sie der Hülfe bedurfte, zu Hülfe gezogen wäre: dann wäre der König von Bayern Sieger geblieben und nicht die „bayerische Fortschrittspartei"; dann wäre das Reich ein Bund geblieben und nicht ein „Parteireich" geworden; dann könnte jetzt nicht eine Minderheit im Lande, mit den ewigen Verschwörern von 1848 an der Spitze, mit der Invasion einer fremden Macht drohen, um ihr die Mehrheit im Lande unterdrücken, die Verfassung abschaffen, die Dynastie beseitigen, das Land mediatisiren zu helfen.

Aber einschüchtern werden sie uns mit ihren Drohungen nicht. Nicht ihr Wollen, aber ihr Können bezweifeln wir. Selbst dem Reich gelten diese unsere Zweifel. Der europäische Allmachtstraum ist verflogen, und man fühlt sich ringsum mit recht bedenklichen Blicken angesehen. Im April d. Js. hat der russische und nicht der deutsche Reichskanzler an die mittelstaatlichen Höfe telegraphirt, daß der europäische Friede gesichert sei. Man wird es in Berlin nicht auf ein ferneres Telegramm des Fürsten Gortschakoff ankommen lassen: daß der deutsche Friede gesichert sei gegen jeden Bruch des Rechts und der Verträge.

XXI.

Schweizer Brief.

(Im August 1875).

In unseren Culturkämpfen sind wir da und dort bereits wieder bei der berühmten „Stutzerschrift“ angelangt, welche zur Zeit der Freischaarenzüge eine so große Rolle spielte. Die Sturmglocke wurde bei dem jüngsten Schützenfest des Kantons Bern angeläutet und einer der Festbogen zeigte folgende „Stutzerschrift“:

„Schön dort das schwarze Scheibenheer!
Was schöner nicht, doch besser:
Wenn's Schwarz nur von Pfaffenherzen wär
Und jeder Schuß ein Treffer!“

Wie dieser „Schuß in das Pfaffenherz“ sich mit der neuen, von den Culturkämpfern aufgestellten Bundesverfassung und der dadurch garantirten Glaubens-, Gewissens- und Cultus-Freiheit reimt, das faßt unser hausbackene Verstand allerdings nicht, es sei denn, daß in der modernen Culturprache „frei“ soviel als „los“ bedeuten und daher Gewissenslosigkeit, Glaubenslosigkeit und Cultuslosigkeit nach dem Willen der Fortschrittler gewährleistet seyn sollen. — Gerne

wollten wir über obige Stutzerschrift als den Ausdruck eines verbrannten Gehirns mit mitleidigem Lächeln hinweggehen: allein da die höchsten Beamteten der Eidgenossenschaft und des Kantons Bern das Schützenfest besuchten und in ihren zahlreichen Reden kein Wort der Mißbilligung fanden und da die Inschrift auch polizeilich unbeanstandet blieb, so dürfen wir ihre Worte schon ernster nehmen und als den Ausdruck einer Partei betrachten, welche dieselben unter Umständen in die That zu übersetzen fähig wäre.

Dieses Berner Schützenfest hat noch durch ein anderes Ereigniß Bedeutung erlangt, indem Hr. Schenk, dermalen Mitglied und früher Präsident des schweizerischen Bundesraths, Veranlassung nahm einen Speech über die europäische Politik zu halten und drei schwarze Punkte an ihrem Himmel signalisirte: 1) Der Krieg von 1870 ist nicht beendigt, er wird wieder losgehen und die Schweiz und Belgien werden die ersten Schlachtfelder bilden. 2) Die römische Curie hat sich in Kriegsbereitschaft gesetzt, die ersten Fehden haben schon stattgefunden und Rom entwaffnet nicht, außer es sei Sieger oder ganz Besiegter. 3) Neue Zollsysteme und Tarife sind im Anzug, welche die Industrie der Schweiz lahmlegen und ihr die Absatzkanäle verschließen sollen. In einigen Kreisen wurden diese Auslassungen eines „Bundesraths“ getadelt und namentlich die Betonung des unvermeidlichen Bruchs unserer schweizerischen Neutralität im Kriegsfall als Pessimismus gerügt. Wir unsererseits möchten deßwegen den radikalen Bundesrath keineswegs als Schwarzseher verunglimpfen; mag er nun aus der Schule geschwatzt oder unbewußt den Finger auf eine Wunde gelegt haben, soviel ist gewiß, daß man auch in neutralen Ländern den Culturkampf Europa's jetzt nicht mitmachen kann, ohne seiner Zeit dessen Folgen mitzutragen. „Wer Wind säet, der erntet Sturm“, das dürfte leider auch die moderne Schweiz früher oder später erfahren.

Doch lassen wir diese Abschweifungen auf dem Gebiete der europäischen Zukunftspolitik ruhen und kehren wir auf unsere schweizerische Gegenwart zurück. Zum ersten Male

hat in unserem constitutionellen Räderwerk das Bundes-Referendum funktionirt.

Die neue Verfassung von 1874 hat das Volksrecht dahin erweitert, daß gegen Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse das Referendum verlangt werden kann. Der für unsere demokratische Zeit wichtige Artikel (89) lautet wörtlich: „Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räthe erforderlich[1]). Bundesgesetze sowie allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse, die nicht dringlicher Natur sind, sollen überdieß dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30,000 stimmberechtigten Schweizer Bürgern oder von acht Kantonen verlangt wird."

Im Frühling dieses Jahres hatten beide Räthe zwei Gesetze, welche tief in das Volksleben einschneiden, berathen und im fortschrittlichsten Sinne festgesetzt. Das Eine behandelt die politische Stimmberechtigung, das andere die Ehe und den Civilstand. Gegen beide zeigte sich sofort Opposition unter dem Volke und es fand sich rasch mehr als die doppelte Anzahl Unterschriften, um das Volksreferendum zu verlangen. In formeller Beziehung funktionirte nun das neue Räderwerk mit einer überraschenden Leichtigkeit. Die Abstimmung fand an einem und demselben Tage in allen Kantonen statt, jeder Stimmberechtigte konnte in derjenigen Gemeinde, wo er sich aufhielt, sein Votum mit Ja oder Nein

---

1) Der wesentliche Unterschied der beiden Räthe (Stände- und Nationalrath) besteht darin, daß 1) jeder Kanton in den Ständerath zwei Abgeordnete ohne Rücksicht auf die Zahl seiner Kantonsbürger sendet, während er in den Nationalrath auf je 20,000 Einwohner einen Abgeordneten stellt, und 2) daß die Wahl der Nationalräthe direkte durch das Volk geschehen muß, während es dem Gutfinden eines jeden Kantons anheimgestellt ist, die Wahl seiner Ständeräthe entweder der obersten Behörde oder dem Volke seines Kantons zu übertragen.

abgeben; in jeder Gemeinde wurde das Ergebniß proklamirt, der Kantonalregierung zugesandt und von dieser an die Bundesregierung abgeliefert, welche die Generalzusammenstellung ausfertigte.

Das materielle Ergebniß war, daß das Gesetz über die politische Stimmberechtigung mit 206,654 Stimmen gegen 202,220 Stimmen verworfen, das Gesetz über Ehe und Civilstand hingegen mit 212,875 Stimmen gegen 204,590 angenommen wurde. Ungefähr 115,000 Bürger enthielten sich der Abstimmung.

In politischer Beziehung ist die Verwerfung des Stimmberechtigungsgesetzes von hoher Bedeutung, denn dasselbe öffnete die Thüre zur Stimmberechtigung namentlich in dem Gemeindewesen soweit daß, wie ein Schweizerblatt sich ausgedrückt, das „Heft dem Lumpenpack in die Hände gegeben und die Gemeinden ruinirt worden wären.“ Die Gemeinden bilden zur Stunde noch das erhaltende Element in den schweizerischen Kantonen für die socialen Interessen und das Bollwerk gegen die absolute Staatsgewalt. Das Referendum hat daher nach unserer Ansicht durch sein erstes Resultat der Wohlfahrt der Schweiz einen wichtigen Dienst geleistet. Nicht minder wichtig wäre die Verwerfung des zweiten Gesetzes gewesen, welches durch die Festsetzung der obligatorischen Civilehe das Familienleben mehrfach gefährdet und namentlich die Katholiken in ihren kirchlichen Verhältnissen verletzt. Gerade letzterer Umstand mag eine Ursache seyn, daß die Verwerfung nicht durchdrang; denn die confessionellen Hetzereien haben leider das Auge mancher Protestanten so sehr getrübt, daß sie für Alles stimmen, was den Katholiken wehe thut, ohne zu bedenken, ob sie nicht selbst schließlich die meist Betroffenen sind, wie dieß mit dem neuen Bundes- Ehe- und Civilstandsgesetz unstreitig der Fall ist, indem dadurch der protestantische Pastor als ein überflüssiges Möbel in die alte Rüstkammer versetzt wird[1]).

---

1) In der Stadt Zürich wurde bereits die Aufhebung der zweiten

Wenn es übrigens erlaubt ist, nach dieser ersten Funktion des Referendums schon ein Urtheil über dessen Nützlichkeit zu fällen, so müssen wir uns im günstigen Sinne aussprechen. Der Schwerpunkt der Entscheidung in der Gesetzgebung wird dadurch in die Hände des Volkes selbst gelegt. In der Masse des Volkes ruht aber im Großen und Ganzen durchweg mehr gesunder Sinn als in den Reihen der sogenannten Culturwelt, aus welcher übungsgemäß die gewählten Repräsentanten hervorgehen. Mancher Wähler stimmt für diesen oder jenen Abgeordneten, aber er ist nicht einverstanden mit jedem Gesetz, welchem sein Abgeordneter in der Kammer zustimmt, und er kann fortan dieser seiner Ueberzeugung durch ein „Nein" Ausdruck verleihen. Jedenfalls hat das Referendum die gute Folge, daß die Gesetzesfabrikation, diese Modekrankheit unserer Zeit, mit reducirter Dampfkraft arbeiten, und mehr Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse des Volkes nehmen wird. In dieser Beziehung finden wir uns zur Frage veranlaßt, ob das Referendum — mutatis mutandis — nicht auch in den modern constitutionellen Monarchien angezeigt wäre? Mehr als ein Monarch, welcher nicht wagt den Beschlüssen der Abgeordneten sein königliches Veto entgegenzustellen, dürfte in dem Volks-Veto ein Correktiv gegen revolutionäre Ausschreitungen der Kammern und Parlamente finden, und mehr als ein Volk damit einen Blitzableiter gegen geographische und administrative Wahlkünsteleien und Influenzen der Ministerien erhalten.

In der Schweiz wird sich die Gesetzesfabrikation in nächster Zeit auf das Volksschulwesen werfen. Die Bundesverfassung wurde 1874 durch die Culturmänner mit folgendem neuen Schulartikel ausgestattet. (Art. 27): „Die Kantone sorgen

---

Pfarrstelle am Neumünster beantragt, indem in Folge der neuen Gesetzgebung in Zukunft ein Pfarrer mehr als genügen werde. (Vergl. „Bund" Nr. 167.)

für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich. Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Gegen Kantone, welche diesen Verpflichtungen nicht nachkommen, wird der Bund die nöthigen Verfügungen treffen."

Durch diesen sehr elastischen Artikel ist die Thüre zu Bundes-Verfügungen im kantonalen Schulwesen geöffnet, und was die Culturmänner durch diese Thüre in die Volksschule hineinzuführen gedenken, darüber gibt das Organ des schweizerischen Lehrervereins u. A. folgende unverblümte Aufschlüsse:

„Soll die Volksschule culturgemäß unterrichten, so ist für sie in Bezug auf den Religionsunterricht jetzt die Zeit gekommen, daß sie mit dem von der Kirche hineingeworfenen Ballast gründlich aufräumen und als Ziel des Religionsunterrichts einzig den Glauben an Gott, an ein höheres Leben und die Errichtung einer möglichst sittlichen Vervollkommnung hinstelle und hienach den Religionsunterricht naturgemäß beschaffe. Die Lehrerschaft steht, wenn auch unbewußt, im Dienste des Darwinismus; denn das Princip der Descendenztheorie ist das der Vervollkommnung, und durch die Einwirkung auf das heranwachsende Geschlecht die allgemeine Vervollkommnung der Menschheit zu fördern, ist ja Aufgabe der Erziehung. Nach diesem Grundgedanken soll der Religionsunterricht für die Volksschule gestattet seyn. Der Bund wird also dafür zu sorgen haben, daß seinen dießfallsigen Bestimmungen in den Kantonen nachgelebt werde."

Der weitere Ausbau des naturgemäßen Religionsunterrichts wird auf dieser Grundlage dann folgendermaßen näher bestimmt:

„Die heutigen Fortschritte der Wissenschaft, namentlich der

Naturwissenschaft, haben das was früher als Grundlage der moralischen Erziehung gelten konnte, zersetzt. Die Kirchenlehre mit ihrem Wunderbegriffe und mit ihren Dogmen von der Verderbtheit der Menschennatur, von der Höllenstrafe, von dem sinnlichen Himmel, der Auferstehung des Fleisches, dem Sühntod eines Gottes, der Abwaschung der Sünden u. s. w. konnte früher allerdings als Grundlage der moralischen Erziehung (wenn auch nur einer niedrigen Stufe) gelten, weil man früher daran wirklich geglaubt hat. Aber bei dem heutigen Fortschritt der Wissenschaft kann man eben nicht mehr daran glauben. Folglich hat heutzutage die moralische Erziehung eine Grundlage weniger als früher und das solange, bis man an die Stelle der Kirchenlehre eine andere und solidere Grundlage der Tugendlehre gesetzt hat. Nach dem Stande der früheren Volksbildung war die Kirchenlehre relative Wahrheit, heute ist sie — Unwahrheit."

„Die obengenannten Dogmen, die man früher in Schule und Kirche mit aller Glaubenswärme vorgetragen, sind heute theilweise zum Gespötte geworden und es hat schon mancher würdige Lehrer das Geständniß abgelegt, daß er an der Hand der jetzigen Lehrmittel nicht mehr mit Freuden den jetzigen Religionsunterricht ertheilen könne. Also von zweien eins! Entweder man zerstöre an der Hand des Syllabus die gesammte moderne Wissenschaft oder man reformire die Kirchenlehre und den Religionsunterricht gründlich. Das erste wäre ein Verbrechen an der Menschheit; folglich bleibt nur das zweite übrig. Drei Dinge müssen im Interesse einer bessern moralischen Erziehung aus dem Religionsunterrichte der Volksschule hinaus: 1) die specielle Geschichte des Judenthums, 2) der Wunderbegriff, der Wunderglaube, 3) alles bloß Confessionelle, die Menschensatzung, das Dogmatische."

„Der Wunderglaube muß fallen, auch abgesehen davon, daß er mit der heutigen Wissenschaft als eine Erbschaft aus dem Heidenthum im Widerspruche ist; denn er kann nur eine demoralisirende Wirkung haben und zwar aus folgenden

Gründen: 1) Er schwächt die Vernunft, denn er erschüttert das Gesetz des vernünftigen Denkens, das Gesetz des Causalzusammenhangs &c., 2) er schwächt den sittlichen Willen, denn er läßt in aller Noth des Lebens stets nur Hülfe von Außen durch ein Wunder erwarten &c., 3) er basirt auf einem niedrigen und gemeinen Gottbegriff, denn er setzt einen willkürlichen Gott voraus, also einen unvernünftigen. Der Wunderglaube ist darum eine Gotteslästerung und damit eine Schändung der Religion. Aber auf dem gotteslästerlichen Wunderglauben beruhen viele Kirchendogmen, wie z. B. die ächt heidnische Vielgötterei in der Dreieinigkeitslehre, die Lehre von der Gottessohnschaft Jesu, von Jesu Höllen- und Himmelfahrt, die Lehre vom ganzen Höllen- und Teufelsspuk, von der Auferstehung des Fleisches, die Sühntheorie &c."

Das Organ des schweizerischen Lehrervereins schließt damit ab, daß ein Religionsunterricht in der Volksschule ertheilt werden soll, dieser jedoch 1) ein vernünftiger, interconfessioneller, naturgemäßer (nach obiger Grundlage und Ausführung) seyn und 2) durch den Lehrer und nur durch diesen in der Schule ertheilt werden soll, und zwar „weil a) der Lehrer dadurch ein Erziehungsmittel mehr in die Hand bekommt und b) der Religionsunterricht mehr vor Entartung geschützt ist, wenn er nicht Gegenstand eines einzigen (des geistlichen) Standes bleibt."

Das Organ fordert sodann die Lehrer und Culturfreunde auf, bei dem Bundesrathe Schritte zu thun, damit der Bundesartikel 27 in der Volksschule sofort in diesem Sinne zur Ausführung gebracht werde, und gibt dieser Einladung mit aufgehobenem Schulmeisterfinger drohenden Nachdruck: „Wenn Bismark von jetzt an die Aggression gegen Rom mehr der Schulbildung als der Politik übertragen will, so darf man erwarten, daß der Bundesrath ebenfalls diesen Weg betrete, wenn die kantonalen Erziehungsbehörden nicht wagen, die Bundesverfassung auszuführen!

„Einst wird kommen der Tag, da die giftige Roma dahinstirbt
Pius und das Geschlecht der bannfluchschleudernden Päpste.
Allen Völkern der Erde, die jetzo im Wahn sich zerfleischen,
Wird er Friede dann bringen und Ehre dem Gott in der Höhe"[1]).

Die Sturmvögel schwirren und der Annexions-Krieg der Culturkämpfer gegen die Volksschule ist in Sicht. Auch hier geht der Hauptstoß gegen die katholischen Kantone, welche bis jetzt ihre Schulen in positiv-christlichem Geiste und mit gutem Erfolge selbstständig und unabhängig führten und welchen nun „von Bundeswegen" die „moderne Cultur" durch die Volksschul-Bundes-Gesetzfabrikation aufgezwungen werden will.

Sollte der Angriff durchbringen, so mag es allerdings den Culturmaulwürfen gelingen die katholischen Volksschulen zu zerstören, aber nie werden sie im Stande seyn an deren Stelle ein blühendes gesundes Schulleben einzuführen. Sie werden auf dem Gebiete des Primarunterrichts ebenso Fiasko machen, wie sie in diesem Augenblick mit der Gründung ihrer „altkatholischen theologischen Fakultät" in Bern und mit ihrer „altkatholischen Kirchenorganisation" der Welt das Beispiel eines komisch-tragischen Durchfalls zum Besten geben.

Schon am Schlusse des ersten Schuljahres scheint die Berner „altkatholische Fakultät" an dem Punkte angelangt zu seyn, wo die Ratten das Schiff verlassen. Von den fünf Professoren haben zwei freiwillig Lebewohl gesagt und von den zehn Studenten, deren Mehrzahl keine Gymnasialbildung genossen, dürfte wohl mehr als Einer Lebewohl sagen müssen. In der „Schweizerischen Kirchenzeitung" lesen wir hierüber u. A. folgende Andeutungen: „Dr. Friedrich scheint überhaupt in Bern und bei seinen Hochschulcollegen nicht gerade angenehme Stunden verlebt zu haben, zumal in der letzten

---

1) Vergl. „Schweizerische Lehrerzeitung" 1875. Nr. 13. 18. 19.

Zeit. Namentlich die Professoren der juristischen Fakultät haben die altkatholische Schwindelanstalt sehr von Oben herab behandelt. Die meist materialistischen Medicin-Professoren und die rationalistisch-protestantischen Theologie-Professoren machten zwar die altkatholischen Fest-Essen mit, aber nachher stieß ihnen die ‚neumodische Meßleserfabrik‘ (wie ein frivoler Mediciner das neue Institut nannte) im Magen auf. So war Hr. Dr. Friedrich in einer sehr unglücklichen Gesellschaft und trotz seiner ‚theologischen Wissenschaftlichkeit‘ flogen ‚Pfaffen‘ rechts und ‚Pfaffen‘ links in den Gängen der Hochschule herum. Dazu kam in letzter Zeit viel Aerger und Verdruß mit den zehn ‚christkatholischen‘ Theologiestudenten. Einer wurde um Mitternacht in so trunkenem Zustande vom Straßenpflaster aufgelesen, daß ihm Rock und Hosen und Stiefel gestohlen werden konnten. Ein anderer ‚Christkatholischer‘ wurde wegen unsittlichem Lebenswandel cum infamia selbst von dem liberalen Studentenverein (Zofinger) ausgeschlossen &c. &c.“

Ebenso ist die Organisation des altkatholischen Kirchenwesens in einem nicht minder bedenklichen Zustande. Die Ratten verlassen zwar hier das Schiff nicht (der Brodkorb zwingt zu bleiben); aber sie zernagen sich selbst gegenseitig. Die Staatspastoren der deutschen Schweiz harmoniren nicht mit den Staatspastoren der französischen, und in der französischen Schweiz harmoniren die Genfer Staatspastoren nicht mit den Jurassischen. Schon in der „Altkatholischen Nationalsynode“ zu Olten (14. und 15. Juni) traten diese Differenzen zu Tage, seither haben sie sich in der Presse geltend gemacht und jüngsthin sind nun auch noch Differenzen zwischen geistlichen und weltlichen Führern hinzugekommen, so daß das Schiff Risse zeigt und leck zu werden droht[1]). Für einige Zeit wird es zwar den Capitänen noch gelingen, die Löcher zu stoppen; da jedoch hiezu Lumpen nicht genügen, sondern goldene

1) Wir werden diese Differenzen in einem späteren Briefe näher besprechen und belegen.

und silberne Kittung nöthig ist, so wird die Haltung des Schiffes über dem Wasser für die Dauer fraglich. Sollten z. B. die Pumpwerke an den Staatskassen zu Genf und Bern ihren Dienst versagen: wie stünde es dann mit der altkatholischen Kirchenorganisation?

Im Kanton Bern wurden laut einem aufgefundenen Rechnungsbelege von der Staatskassa nebst den ordentlichen sehr gesteigerten Pfarrgehalten an außerordentlichen Beiträgen für die altkatholische Bewegung im Laufe eines einzigen Monats gespendet:

	Franken
Für die Redaktion des altkatholischen Kirchenblatts „Démocratie"	1000
Für altkatholische Conferenzen im Jura	300
Für Reisen 2c. an verschiedene altkatholische Staatspastoren 2c.	1710
Für Drucksachen altkatholischer Richtung	3656
Summa	6666

Und im Kanton Genf setzte es der Staatsrath durch, daß ihm im Budget für 1875 87,000 Frs. für den Staatspastoren-Cultus bewilligt wurden, obschon bis zur Stunde der altkatholische Cultus höchstens in 3—4 Gemeinden des Kantons per fas et nefas eingeführt werden konnte und obschon dieser Ansatz selbst vom radikalen Professor Dr. Vogt im Großenrathe als ein „Schein-Posten" und von der unnabhängigen Presse als ein „Budjet-mensonge" angegriffen wurde.

Allerdings dürften vielleicht die Römisch-Katholiken sich eines Tags erinnern, daß in der neuen Bundes-Verfassung auch ein Artikel (49) steht, welcher sagt: „Niemand ist gehalten, Steuern zu bezahlen, welche speciell für eigentliche Cultuszwecke einer Religionsgenossenschaft, der er nicht angehört, auferlegt werden."

Aber gesetzt den Fall, es würde gelingen, die altkatholischen Pumpwerke an den Staatskassen zu Bern und Genf durch den 49. Bundesartikel etwas einzuschränken, so dürfte der Golbregen aus anderen Regionen zu Gunsten des sogenannten

[redacted]

Culturkampfes dermalen nur um so reichlicher fließen; denn „wir haben heidenmäßig viel Geld“. Vor der Hand wird daher das altkatholische Schiff trotz seiner Risse und Lecke noch über dem Wasser schweben.

Haben wir unsern Brief mit der „Stutzerschrift“ eines Schützenfestes begonnen, so wollen wir denselben ad rei memoriam mit einem wahlverwandten Spruch aus der Turnerwelt schließen. Am Berner-Kantonal-Turnerfest in Langenthal prangte, wie uns soeben die Cultur-Zeitungen triumphirend berichten, an der Festhütte folgende Inschrift:

„Muth im Blick, Kraft im Arm,
Treu in Lieb', in Freundschaft warm,
Offenen Auges gegen Pfaffen,
Fechtend auch mit Geisteswaffen,
Bleibt der Turner frei und fromm
Stets ein Kämpfer gegen Rom.“

XXII.

Blühender Zustand von Wissenschaft und Kunst am Mittelrhein um's Jahr 1450.

Allgemach haben wir uns, bevormundet von protestantischer Geschichtsforschung, daran gewöhnt, das dem Reformationszeitalter vorhergehende Jahrhundert als eine Zeit geistiger wie sittlicher Versumpfung zu betrachten. Denn, beliebt man zu sagen, wie hätte sonst die Reformation Eingang und Ausdehnung finden können, wie sie selbst thatsächlich gefunden? Als ob nicht andere Einflüsse und Kräfte ein Volk um seinen Glauben bringen könnten! Die Kirche sah auch England aus ihrem Kreise scheiden, und wie edel sind die Motive, welche der Kirche die Thränen ob dieser Scheidung auspreßten! Und wer trägt jetzt die Schuld, wenn Polen abgeschlachtet wird!

Ein liebwerther Freund drängte mich bei bloßer Andeutung von zahlreichen Momenten, welche die vulgäre Auffassung vom Zustande des deutschen Volkes in der fraglichen Zeit umstoßen, dieselben zusammenzufassen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Daraus hat sich nun folgende Darstellung ergeben; sie betrifft den Zustand des Mittelrheins mit Mainz als Mittelpunkt um 1450, wobei wir ein wenig zurückgreifen und vorgreifen. Der geneigte Leser wird sich daraufhin selbst ein Urtheil bilden, diesen Zustand als einen der Blüthe in Wissen und Kunst erkennen; er wird die Ursachen der Reformation nothgedrungen anderwärts suchen müssen.

Durchgehen wir alle Schichten der Bevölkerung! Uns tritt zunächst in den Weg die erste Person, der Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Man erwarte nicht, daß ein Mann von solcher Stellung sich einem Professor oder Privatgelehrten gleich in die Wissenschaft vertiefe. Wie sehr aber Theodorich von Erbach (1434 — 59) in seiner Stellung als Erzbischof gelehrte Thätigkeit seines Klerus zu heben bedacht war, beweist unzweideutig der vielleicht in seiner Art einzige Umstand, daß er einen vollkommenen Ablaß einem jeden Stiftsgeistlichen seiner Erzdiöcese verlieh[1]), welcher am Pulte in der Stiftsbibliothek (Librarien) studire! Also Ablaß nicht für Bereicherung der Tasche, sondern zur Gewinnung und Förderung geistiger Schätze! Unter Theodorich wurden ferner fünf Synoden gehalten. In geistig trägen Jahrzehnten kommt man nicht zusammen, aus Furcht, es möchte nämlich allerlei Arbeit aus der Zusammenkunft erstehen.

Es wird gut seyn, bei Gelegenheit der eben erwähnten Ablaßertheilung eines anderen Ablaßbriefes zu gedenken, welchen Jakob Ridder, Weihbischof von Utrecht, bei Einweihung der Kogelherrnkirche in Utrecht s. Hieronymi 1507 Apr. 25 ertheilt hat. Darin wird Ablaß verliehen allen welche den Personen dieses Hauses Etwas zum Schreiben oder Ausmalen oder Einbinden oder eine sonstige nützliche Arbeit empfehlen, ebenso den Besuchern der Schulen von St. Hieronymi u. s. w.[2]).

Theodorich's Nachfolger, der bekannte Erzbischof Diether von Isenburg stiftete die hohe Schule zu Mainz im Jahre 1477. „Diese Anstalt, sagt Bodmann S. 427[3]), so gebrech-

---

1) Scheppler, cod. eccles. mogunt. novissimus. Aschaffenb. 1802. Vorrede p. VII. Regententafel p. XXXXV; leider gibt Scheppler nur das Regest.

2) A. Mathaei. fund. et fat. eccl. Ultraj. p. 366.

3) In den rheing Alterth., von welchem Werke Walther, deutsche Rechtsgeschichte S. XVI richtig urtheilt: „schätzbar durch die mitgetheilten Materialien; das Eigene von geringem Werthe."

lich auch ihre erste Verfassung war, kam gleichwohl dem Rheingaue trefflich zu statten; es entwickelte sich in ihm ein ganz eigener Hang und hoher Enthusiasm für bessere Kenntnisse; man strömte aus unserem Lande schaarenweise dahin, und die fliegende Wißbegierde zog beinahe einen rheingauischen Studienluxus herbei, der sich hernach auf mehrere Jahrhunderte fortpflanzte[1]). Aus ihm gingen sofort zu allen Zeiten Gelehrte sowohl als brauchbare Geschäftsmänner hervor." Nach den letzten Worten Bodmann's scheint die erste Verfassung der Hochschule doch nicht so gebrechlich gewesen zu seyn, wenigstens war sie nicht gebrechlicher als die anderer Hochschulen jener Zeit.

An dieser Hochschule stiftete der Rektor Magnificus und Viktorstiftsherr Ivo Wittich einen Lehrstuhl für Geschichte in der richtigen Erwägung, wie nothwendig und nützlich gerade dieses Studium für jedwede Fachwissenschaft sei[2]). Wittich galt als einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit; ihm werden wir noch öfters begegnen. Nullus tamen historicorum de insigni hoc viro scripsit quidquam, nisi quod in universitate Mog. professor fuerit, sagt Bibliothekar Knodt in seiner leider unvollständig gebliebenen Geschichte der Mainzer Universität.

Daß es an der würdigen Verkündigung des Wortes Gottes nicht gebrach, läßt sich nach dem Vorausgehenden wohl abnehmen. So zierten berühmte Männer die Domkanzel. Gabriel Biel hielt im Martinsdom verschiedene Predigten, nicht etwa an den versammelten Klerus, sondern an's Volk, und gab sie später im Druck heraus (1449[3]). Ebenso wird

---

1) Leider will sich Bodmann's Inauguralschrift: De insignibus commodis, quae saec. XV et XVI ex fundata per Dieterum aepum universitate Mog. in urbem et agrum Mog. profluxerunt. 4. nicht finden lassen. Vergl. rheing. Alterth. S. 429 vor der Note d.

2) historicam lectionem ipse instituit. Knodt, hist. univ. Mog. comment. II. p. 10.

3) Sermones plures Moguntine in eccl. metrop. s. Mart. ad po-

uns Angelus von Braunschweig, Priester der Mainzer Kirche, gerühmt als ein Mann der Tugend und Wissenschaft, der in jedem Fache des Wissens glänzte. Er predigte gleichfalls im Dome vor den Gläubigen. Er starb zu Straßburg 1481 [1]). Dasselbe Lob spendet Eysengrein dem Domprediger Johann von Lauteren, von welchem mehrere theologische Schriften bekannt sind 1471[2]). Er starb als Pfarrer von St. Ignaz in Mainz. Auch die ebenso eleganten als gelehrten Predigten des Mainzer Weihbischofs Sifrid, Bischof von Cyrus, aus dem Dominikanerorden, finden wir erwähnt. Der gelehrte Prediger war der lateinischen und hebräischen Sprache mächtig[3]). Er lebte 1470. Erzbischof Adolf von Nassau hatte schon 1465 für eine nützliche und dauerhafte Bestellung der Kanzel in der hohen Domkirche dadurch gesorgt, daß auf seine Verwendung Papst Pius II. die Vicaria episcopalis für die Dompredigerstelle supprimirte[4]).

Im Jahre 1493 starb Joannes Scriptoris, aus Ulm gebürtig, Rektor Magnificus der Universität. Er hatte zu Paris gelehrt und war später inclyte ecclesie Moguntine praedicator geworden. Sein Epitaph im Domkreuzgang nennt

---

pulum habitos composuit. Eysengrein, cat. test. verit. f. 166 ad a. 1449. Eysengrein war Convertit und publicirte dieses sein reichhaltiges Schriftsteller-Lexikon 1565 zu Dillingen.

1) Vir et moribus et doctrina insignis; sermones plures Mog. in eccles. metr. ad populum habitos scripsit. Eysengrein l. c. f. 172. Serario-Joannis I. 126.

2) Joannes de Lutrea. Eysengrein f. 174.

3) Sifridus..., hebraeo et latino instructus eloquio. Eysengrein l. c. f. 173; Serario - Joannis I. 125; nach Severus, memoria propontificum p. 17, 18 war Sifridus Piscatoris, alias dictus de Moguntia zweimal Weihbischof. Eine Bulle Pius II. nennt ihn insignis theologus.

4) Mainzer Monatschrift I. 247: kurze Geschichte der Domprädikatur. Eine Copie der bulla apost. incorporationis vicarie eccl. Mog. officio praedicationis 1463 in Sammelband des germ. Museums (Organ des Mus. 1869 S. 139).

ihn egregius vir[1]) In beiden Aemtern folgte ihm Joannes Bertram aus Naumburg, artium magister et s. theologiae professor, facultatis theol. ordinarius et decanus. Sein Epitaph vom Jahre 1507 nennt ihn spectabilis vir[2]).

Die mitten im Volke stehende Curatgeistlichkeit zeichnete sich damals gleichfalls durch Wissen aus. So treffen wir als Dompfarrer Barth. Zehnder aus Arnstein, Doktor und Docent der Theologie, welcher mit dem Frankfurter Dompfarrer Peter Mayer in den Streit Reuchlin's mit Pfefferkorn verwickelt war und auf Seiten der Kölner und Erfurter gegen Reuchlin stand. Dafür haben ihn auch die epistolae obscurorum virorum mitgenommen. Zehnder starb 1519[3]), nachdem er kaum 8 Tage vor seinem Tode in glänzender Rede den eben angekommenen Kaiser Karl V. im Dome empfangen hatte. Durch eine größere Zahl Schriften hat sich auch um 1495 der Frankfurter Pfarrer Conrad Hensel ausgezeichnet; er war Doktor der heil. Schrift und der Rechte[4]). Auch der Mainzer Dompfarrer J. Stumpf aus Eberbach lehrte Theologie[5]).

Als Pfarrer von St. Ignaz haben wir den Domprediger Johann von Lautereck en kennen gelernt[6]).

In St. Christoph führte das Pfarramt 1481 Florentius Diel, von welchem eine ungedruckte historia Mog.[7]) bei Gelegen-

---

1) Knodt, hist. univ. Mog. comment. II. p. 2, 3.

2) Knodt p. 3. 4.

3) Severus, parochiae Mog. p. 6; Knodt, hist univ. Mog. comment. II. p. 44.

4) Eysengrein f. 183; Lersner, chr. Francof. t. 2. lib. 2. c. 33; Knodt l. c. p. 40.

5) Knodt l. c. p. 45.

6) Severus, parochiae p. 62; Trithemius, cat. illustr. vir. p. 164. Ein gelehrter Quintinspfarrer 1578 war Christian Hypparius. Loos, cat. script. Germ. nennt ihn vir pius et felix interpres, qui et postillam J. Schöpperi in germ. linguam et alia quaedam convertit. Severus, parochiae p. 38.

7) Severus, parochiae p. 180.

heit der Geschichte der Universität sagt: „Es gibt auch an dieser glücklichen Universität sehr gelehrte Männer, deren erster Fl. Diel aus Speier ist, Curat zu St. Christoph, Licentiat in der heil. Schrift, in welchem Fache er mehrere merkenswerthe Bücher schrieb. Viele zog er groß mit der Milch seiner Weisheit und lehrte die Zöglinge."

In Frankfurt stand damals Kaplan Joh. Wolff zu St. Peter, der 1478 ein Beichtbüchlein „vor die anhebenden kynder" herausgab. Er mag ein feiner Kenner der Kinderseelen gewesen seyn, denn um dem bloß mechanischen Gebrauch des Beichtspiegels zuvorzukommen, fügte er den im Kindesalter vorkommenden Sünden Ungeheuerlichkeiten bei, welche ein unachtsames Kind leicht zum Besinnen brachten. So: ich han den luden yre hüner, enten, gens geworrfen — ich han den keyser mit eyner stridasz zu tode geschlan; oder: ich fand einen heller, den gab ich nit widder — ich han dem rait (Rath) zu frankenfort zehn dusent gulden gestolen; oder aber: ich han sechsmale die lude hunde, kreden (Kröten), dufelskopff geheyßen — ich han mit den cleydern falsche gezugnisse gegeben an der fastnacht, als wenn ich eyn meydgen (wäre), so ich (doch) eyn knabe bin gewest.

In Oppenheim, das freilich das Ansehen einer Stadt beanspruchte, stand um's Jahr 1495 Johannes Godfrid von Odernheim, welcher in „göttlichen und weltlichen Schriften unterrichtet mehrere Predigten schrieb und später Augustin's Buch de civitate in's Deutsche übertrug"[1]). Oppenheim hatte schon damals seine Presse.

Ich komme nun zur Reihe der Gelehrten, von welchen wir Monumente ihrer literarischen Muße besitzen. Es ist ihrer eine stattliche Zahl in dem Zeitraume, den ich zwischen den Jahren 1440—1520 annehme[2]). Wir sind so glücklich, Ge-

---

1) Eysengrein f. 185.

2) Einen historischen Ueberblick über das Mainzer Studienwesen gab Universitäts-Rektor Horix 1788 in seiner Anrede an die Studenten,

lehrtenverzeichnisse zu besitzen, eines von Schunk[1]) und eines von Eysengrein[2]). Jener nennt an 30 durch Schriften bekannte Gelehrte, wozu sich noch aus Eysengrein 10 hinzufügen lassen. Diese vertheilen sich auf die Orte: Mainz, Frankfurt, Kreuznach, Oppenheim, Seligenstadt, Amorbach, Johannisbergkloster im Rheingau und Ravengiersburg. Wir übergehen die Namen und heben nur hervor, daß Einer von ihnen Palästina besuchte und die Reise beschrieb. Er hatte einen Maler mitgenommen, der die Gegenden aufnahm und seine Zeichnungen in Holz geschnitten dem Werke beigab. Es ist Domdechant Bernhard von Breidbach. Das Werk erschien deutsch ohne Drucker- und Druckortsangabe, darnach 1486 wieder zu Mainz deutsch und lateinisch, 1488 daselbst holländisch, 1488 zu Augsburg deutsch, 1489 zu Lyon französisch, 1490 und 1502 zu Speyer lateinisch, 1498 zu Lyon wiederum, und 1517 und 1522 in Paris[3]). Er bemühte sich auch die warmen Quellen bei Aßmannshausen nutzbar zu machen[4]).

Gleichfalls in's heilige Land war Anton Drapp aus Ingelheim gereist; er lehrte Theologie, war Stiftsherr zu St. Mauritius, und starb zu Rom 1497[5]). Ein Anderer

---

abgedruckt in der Mainzer Monatschrift, Jahrgang 4, Bd. 1 (1788) S. 315—322.

1) Schunk, Beytr. II. und III.; Nachtrag III. 400.

2) Catalogus testium veritatis locupletissimus. Siehe oben genauere Titelangabe. — Fischer, essay sur les monuments typograph. de J. Gutenberg. Mayence, an X., gibt p. 94 eine table chronol. des savans qui ont fleuri à *Mayence* de 360 à 1790. In dieser Tabelle fallen 100 Namen in die Periode 1440—1520; ich sehe von der Wiedergabe hier ab, weil sich nicht an alle Namen literarische Erzeugnisse knüpfen. — C. Loos, illustr. Germaniae scriptorum cat. Mog. 1581 zählt nur Gelehrte der Periode 1500—1581 auf. Einige davon waren um 1550 in Mainz thätig.

3) Schunk II. 267; Rheinischer Antiquarius 2. Abth X. 355; Büttinghausen, Beitr. zur pfälzischen Geschichte I. 438; II. 142.

4) Rheinischer Antiquarius a. a. O. S. 350.

5) Knodt, hist. univ. Comment. II, p. 42.

nannte „die Bücher seine anderen Waffen und reiste nie ohne sie. Nach seinen Vorschlägen ist die Universität zu Frankfurt a. O. eingerichtet worden, und nach einem anderen von ihm gemachten Plane wollte er der Universität zu Mainz eine solche Einrichtung geben, daß sie ihres Gleichen in Europa nicht haben sollte." Er starb 1515; sein Projekt kam in Vergessenheit[1]). Sein Name ist Eitel Wolf von Stein, Vitzedom in Mainz.

Ein dritter Gelehrter von Berühmtheit ist der den Historikern bekannte Eberhard Windeck, der eine historia Sigismundi imperatoris schrieb, jedoch deutsch[2]).

Ein Wunder seiner Zeit muß Theodorich Gresemund gewesen seyn. Erasmus von Rotterdam sagt, daß er zu den Wissenschaften und besonders zur attischen Beredsamkeit von der Natur gebildet und gemacht gewesen. Trithemius gibt an, derselbe habe im 15. Jahre an Wissenschaften und Beredsamkeit viele Doktoren übertroffen und in seinem Alter wenige oder gar keine seines Gleichen gehabt. Schon im 23. Jahre hielt er auf Befehl des Erzbischofes Berthold eine vortreffliche Rede an die gesammte Geistlichkeit in der Mainzer Synode 1499. Seine literarischen Freunde waren: Reuchlin, Erasmus, Viglius, Gebwiler, Wimpheling, Irenicus, Beatus Rhenanus und andere.

Den Philipp Fürstenberg zu Eltville preist Bodmann[3]) als trefflichen Philologen und Dichter, der sich in den damals blühenden Schulen Italiens gebildet harte. Von ihm steht ein schönes Epigramm ad pueros hinter Wimpheling's adolesc. Arg. 1511. — Einige kleinere Gedichte (ungedruckt) wie Briefe zwischen ihm und Wimpheling besaß Bodmann.

Zu den berühmtesten Männern jener Tage gehört Abt Konrad Rodenberg auf dem Johannisberg. Freund,

1) Schunk II. 502.

2) Schunk II. 259; Rhein. Antiquar. 2. Abth. XVIII. 752; Potthast s. v. Windeck.

3) Rheing. Alterth. S. 134. Note q.

Gönner und Wohlthäter Trithems hatte er „nicht nur ein Hauptverdienst um Einführung der Bursfelder Reformation in unsere rheinischen Benediktinerklöster, sondern er war zugleich wahrer Tugendspiegel, der Aller Herzen, die ihn kannten und sahen, auf sich zog.“ So Bodmann[1]).

Zwei Andere, der Benediktiner Hermann Engler vom Jakobsberg, und der andere Peter Slarf[2]) vom Johannisberg, setzten sich in gelehrten Schriftwechsel über Ursprung und Wachsthum der Stadt Mainz. Ihre Correspondenz, welche in der Hofbibliothek zu Wien liegt, harrt vergebens der Veröffentlichung. Sie enthält manche Nachrichten über römische Denkmäler, die sich zu ihren Zeiten noch in Mainz befanden[3]).

Von dem *Jacobus Rosetus* Rincaviensis existirt ein carmen in absurdam sterilis mulae cavillationem, welches steht am Ende der Schrift des Wimpheling contra... libellum Philomusi. Heidelb. 1510[4]).

Unter dem Titel „Mittelrheinische Chronisten am Ende des Mittelalters“ habe ich im Frankfurter Archiv[5]) 10 Autoren zusammengestellt, welchen wir historische Arbeiten in Form von Chroniken des Erzbisthums Mainz verdanken. Den Aufsatz schloß ich mit den Worten: „Es läßt sich annehmen, daß außer den angeführten Chroniken in Folge weiterer Forschung andere bekannt werden. Aber auch in dieser unvollständigen Form hat vorausgehende Zusammenstellung den Werth, daß sie einen Einblick in die Zeit der

1) Rheing. Alterth. S. 428. 429. 210. 895; Schunk II. 165; Gysengrein f. 173.

2) Ueber die Schlarfe in Geisenheim vergl. Rhein. Antiq. 2. Abth. X. 644.

3) Frankfurter Archiv. Neue Folge 1872. V. 370, dazu noch J. Butzbachi Auctarium in Zeitschr. des Bergisch. Geschichtsvereins VII. 277.

4) Bodmann S. 134 Note q.

5) Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1872. Neue Folge V. 361.

Abfassung der Chroniken gewährt. Das 15. Jahrhundert und zumal sein Ende sowie der Beginn des folgenden werden nicht immer im günstigsten Lichte geschildert. Noch liegen (das ist sicher) die Materialien nicht in solcher Vollständigkeit vor, daß auf Grund derselben ein endgiltiges, zutreffendes Urtheil über jene Epoche ergehen könnte. Besser ist es, das Urtheil hinzuhalten. Soviel ergibt sich aus Vorstehendem, daß es am Streben nicht fehlte, die Lokalgeschichte zu bearbeiten, wie auch das Urtheil über die Leistung und den Erfolg ausfallen mag. Wo immer das Streben eines einzigen Mannes sich kundgibt, da läßt sich auf vorausgehende, begleitende und nachfolgende geistige Thätigkeit schließen."

Schließen wir diesen die Gelehrten betreffenden Abschnitt mit der Nachricht, daß zwei Geistliche sich, um mit Bodmann zu reden, zu Tode studirten. „Domherr Johann, Sohn des Rheingauer Vitzthums Sifrid von Lindau[1]) und der Katharina von Erlickheim, war ein unersättlicher Liebhaber der Wissenschaft; das Uebermaß zog ihm ebenso wie Philipp von Gerolstein 1448 Juli 13 den Tod zu", gibt Bodmann an. Dieser Philipp war gleichfalls Domherr und Doktor des kanonischen Rechts; er starb 1478, 14. kal. mai. Bodmann bemerkt „studirt sich zu Tod" und beruft sich auf das noch nicht gedruckte Sammelwerk Helwich's über die adelichen Geschlechter[2]).

Besondere Liebe zur Wissenschaft und zur Universität im Besonderen bekundet sich zu Mainz wie anderwärts in der Opferwilligkeit für dieselbe, das ist in der Ueberlassung von Handschriften und Drucken an die hohe Schule, sei es im Leben durch Schankung, sei es durch Testament. Das Buch der Wohlthäter, liber benefactorum, verfehlte auch hier nicht die Geschenke zu verzeichnen.

---

1) Bodmann S. 550, auch Joannis II. 380.

2) Bodmann S. 333, Joannis II. 363. Von Helwich's Handschr. opus genealogicum sind noch einige Folianten im Besitze des

Jakob Welder 1478 (erster Rektor) schenkte zur Bibliothek der hohen Schule 22 Bücher. — Die doctores legum Johann Schrauf und Georg Schrauf gaben vier auf Pergament geschriebene Bücher hin, darunter digesta, decretales, summa Aponis. — Von Ivo Wittich rühmt das Buch der Wohlthäter, er habe omnia sua textualia, lecturas, repertoria et consilia doctorum tam in jure canonico quam civili in sua ultima voluntate der Hochschule übergeben. — Konrad Hensel gab zum Baue der Bibliothek zwei Goldgulden, ad structuram librarie duos florenos in auro. Anton Drapp aus Ingelheim schenkte 120 Bücher[1]). Starke Einbuße erlitt die Universitätsbibliothek durch König Gustav Adolf, welcher sie seinem Kanzler schenkte. Dennoch hatte sich hie und da ein Werk gerettet, so institutionum opus, eines der Geschenke Ivo Wittich's[2]).

In jenen Tagen muß die Domstiftsbibliothek von neuem geordnet worden seyn, denn eine Anzahl Handschriften, welche alle Stürme überdauerten, trägt die Einschreibung: Iste liber pertinet ad librariam s. Martini ecclesiae Mog. M. syndicus sst. anno 1479[3]).

Wie jetzt der Adel für standesgemäße Erziehung seiner Söhne in den Ritterakademien Sorge trägt, so hatte der rheingauische Adel in Lorch ein ähnliches Institut, die sogenannte Junkerschule, das heißt: eine von dem zahlreichen Lorcher Adel unterhaltene Schule[4]). Wann diese

---

Herrn Rentners Conradi zu Miltenberg. Ich sah das colossale Werk vor mehreren Jahren.

1) Knodt l. c. p. 1. 5. 10. 42.

2) Knodt p. 31.

3) Das ist: Macarius de Buseck tam temporis can. et syndic. collegii metrop. cf. Serario-Joannis I. 110; II. 346. Makar war Licentiat im kanonischen Recht und auch Stephansstiftsherr. Ueber die Mainzer Dombibliothek vergl. Serapeum 1869 Nr. 13.

4) Rhein. Antiq. 2. Abth. X. 253; vergl. auch Notiz aus Gamansischen Papieren in Bodmann, rheing. Alterth. S. 111.

Einrichtung in's Leben gerufen wurde, ist unbekannt; sie bestand aber schon im 13. Jahrhundert. Ihre höchste Blüthe fällt in das 15. und 16. Jahrhundert. Das Gebäude stand an der Ecke der Breidbachsgasse und des Oberweges links, ging aber im 30jährigen Krieg zu Grunde. Das Gefahr drohende Mauerwerk wurde 1731 zusammengerissen. In Verbindung mit dieser Junkerschule bestand in Lorch eine Corporation des dortigen Adels, die sogenannte Schuljunkerschaft, deren Existenz urkundlich bis in's 14. Jahrhundert hinaufreicht. Das Collegium der Schuljunker bestand aus sechs von dem Lorcher Adel gewählten reichsunmittelbaren, zu Lorch begüterten Edelleuten, denen ein zeitiger Dompropst zu Mainz als Oberschuljunker vorstand. Aus jeder Familie durfte nicht mehr als Einer in das Collegium aufgenommen werden, nur dann zwei, wenn die Familie getrennte Güter besaß. Die Aufnahme geschah in öffentlicher Sitzung durch Anklopfen an die Thür, Einlassung, Proposition, Legitimation und Handschlag seitens des Vorsitzenden. Den Stiftungen, die auf dem Rathhause stattfanden, wohnten der Pfarrer, Schultheiß und vier Mitglieder vom Rath und Gericht bei. Zuletzt, nachdem wohl die Schule, der erste Zweck, in Verfall gerathen, bestanden die Geschäfte und Privilegien der Corporation in der Aufsicht über das Vermögen der Kirche, des Hospitals und in der Präsentation des Schultheißen, der Ernennung von Schulmeister, Glöckner und Kirchendiener, in dem Begang der Lorcher Jagd und Fischerei, in der Theilung des Loosholzes und freier Fahrt im Marktnachen nach Bingen. Die Schuljunkerschaft nahm erst 1804 ihr Ende, und zwar freiwillig, die Jagd und Fischerei haben die noch in Lorch begüterten adeligen Familien bis 1848 behalten. Das doppelte Loosholz ist ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben, als einzige Erinnerung an diese merkwürdige uralte Corporation. Die gutgeführten Protokollbücher sind von 1548 an vorhanden. Es figurirten darin die ältesten und berühmtesten rheinischen Adelsnamen.

Eine ähnliche Anstalt bestand zu Ober-Ingelheim, wohl für die Junker in Rheinhessen[1]).

Geistvolle Zeiten wenden der Bildung des weiblichen Geschlechts nicht die geringste Sorgfalt zu. Das läßt sich auch für das 15. Jahrhundert am Mittelrheine constatiren. Von gebildeten Frauen und Jungfrauen erwarten wir gewandte Behandlung der Muttersprache und Kenntniß einer fremden, sowie Fertigkeit in Führung der Nadel. Ein Beispiel besonderer Begabung und Bildung gibt uns die edle Margaretha von Allendorf, Gemahlin des Mainzer Vitzthums Adam v. A., eine geborene von Staffel. „Sie gehört zu den Gelehrten des Rheingaus und vereinte mit einer ausnehmenden Schönheit und Anmuth ein hohes Talent für die Dichtkunst; sie las mit ihrem Hauskaplane die Alten in ihrer Ursprache oft bis in die tiefe Nacht, machte kleine lateinische Gedichte und prosaische Aufsätze, übte sich auch in der deutschen Poesie, wovon sich mehrere Versuche (nach Helwich's Versicherung) noch zu seiner Zeit (Anfang des 17. Jahrhunderts) im Umlaufe befanden; rhythmisch soll von ihr St. Bernhard's und Hildegard's Leben nicht ohne Schwung beschrieben worden seyn (Helwich, Genealogie der Herren von Staffel. Mscrpt.). Daneben war sie Kunstfreundin, Meisterin der Stickkunst, wovon wir selbst Proben an Kirchenkleidern des Klosters zu den weißen Frauen in Mainz gesehen haben.“ So Bodmann, rheing. Alterth. S. 552. Derselbe Autor gibt genauer S. 298 an: Von dieser Margaretha rührt her „eine alte Tapete im Chore des Weißfrauenklosters und ein altes Meßgewand in der Carthause, das von ihr mit dem Wappen eigenhändig gestickt war.“ Margaretha starb 1471, 2. November; sie liegt begraben im Kloster Eberbach.

Wem mag die genannte edle Dame ihre Ausbildung

---

1) Rheinisch. Antiq. und Bodmann a. a. O.; beide Autoren geben weitere Aufschlüsse über Ober-Ingelheim nicht.

verdanken? Wahrscheinlich dem rheingauischen Jungfrauenkloster Mariahausen (Aulhausen) bei Lorch, wo überhaupt die damalige weibliche Jugend des Adels ursprünglich Unterricht und Bildung gewann, wie Bodmann meint (S. 234. 427), gleich der männlichen durch die oben erwähnte Schuljunkerschaft.

Am Volksunterricht hat es nun ganz und gar nicht gefehlt. Ich stelle hier zusammen, was ich in diesem Betreffe gelegentlich fand. Im Stift St. Johann zu Mainz war eine Volksschule. Wenn auch der rector scholae sancti Johannis Magunc., welcher dem Liebfraustifte 1389 einen Mantel schenkte[1]), noch nicht gerade ausdrücklich als weltlicher Lehrer für nicht dem geistlichen Stand sich zuneigende Kinder sich erweist, so haben wir doch klar und deutlich einen weltlichen Schullehrer für das Jahr 1421, wo Johann Cneiß, Kindermeister des St. Johannstifts, einen Revers ausgestellt wegen des seiner Frau und seinen Kindern verliehenen Hauses: „zum Lewenstein". Vergl. die ungedruckte Urkunde im Provinzialarchiv zu Coblenz. Und dasselbe Stift redet in seinem im Darmstädter Staatsarchiv befindlichen und 1327 geschriebenen Zinsbuche „von unserem Hofe genannt: Engendorlin (eng Thürlein) neben unseren Schulen" de curia nostra dicta zum engendorlin prope scolas nostras[2]). In dem genannten Coblenzer Archiv liegt noch ein kapitularisches Statut über die Bestallung und den Unterhalt des Schullehrers und des Vorsängers durch den Scholastikus und Cantor des St. Viktorstifts vom J. 1289 VIII. id. aug. Und richtig! Im Jahre 1439 wird ein zwischen Jakob Gensfleisch, Scholaster in St. Viktor, und dem von ihm

1) Handschr. Nr. 153 der Stadtbibl., Geschenke an Liebfrau enthaltend, fol. 14b: Item rector . . . scol. s. Joh. Mag. legavit mantellum.

2) Das Haus zum engen Thürchen war mein elterliches Haus und liegt neben dem Eckhause „zum kleinen Christoph" am Liebfrauenplatze.

angestellten Schulrektor Konrad Wonecker wegen schuldigen Schullohns entstandener Streit vor Prälaten und Stiftsherrn der Stadt friedlich beigelegt[1]). Etwa 100 Jahre früher hatte auf dem Sterbebette der Viktorstifts-Scholastikus Johann den magistrum Johannem de Rockenhusen, rectorem scolarum s. Victoris zum Testamentsvollstrecker eingesetzt (im Jahre 1349[2]). Und St. Viktor lag sogar außerhalb der Stadt.

Das vor dem Dome gelegene Liebfraustift hatte gleichfalls einen Rektor; so kommt vor 1339 Conradus Rasse quondam rector scolarum hujus ecclesiae[3]). Ein Schulmeister Wicker zu St. Stephan kommt urkundlich vor 1355[4]).

Man verzeihe im Hinblicke auf die Schwierigkeit der Untersuchung einen Rückschluß aus jüngerer Zeit auf ältere. In der Stadtaufnahme von 1657 (und wohl auch 1568 und 1594) kommt vor ein Hausplatz: Schulmeisterei zu Mauritzen — Erb- und Zinshaus, stoßt hinten an den Schulmeister[5]).

Was soll ich hier sagen von der Kunst Gutenbergs? Wenn sonst nichts den Namen Mainz in die Ferne getragen hätte, die Druckkunst des genannten Mainzer Patriciers hätte ihn den civilisirten Völkern der Erde für immer berühmt genug gemacht. Man hat der Stadt die Ehre der Erfindung streitig machen wollen; deßfallsige Bemühungen gelten jetzt von vornherein als vergeblich. Gutenberg's Presse kam nach Eltville und Rheingau und von da nach Kloster Marienthal[6]).

---

1) Schaab, Gesch. der Buchdr. II. 241: Controversiae inter Dominos etc. ratione officii rectoratus, expensarum factarum, deserviti salarii etc. subortae... terminatae fuerunt.

2) Baur, hessische Urkunden III. 325. In dieser Urkunde haben wir also die mit Schulwesen zusammenhängenden Worte: scolasticus, magister, rector scholarum.

3) In der Handschr. 153 der Stadtb. f. 19.

4) Ungedruckte Urkunde im Album des Alterthumsvereins zu Mainz.

5) Schaab, Geschichte von Mainz I. 271. 272.

6) Bodmann S. 136 Note s.

Es sind fünf Werke, welche aus der Marienthaler Presse hervorgingen. Bodmann sagt von Marienthal: „Nicht lange hernach, als eben durch die bekannte Katastrophe der Stadt Mainz 1462 die Buchdruckerkunst in alle Welt zerstreut ward, legten dort die Kogelherrn eine eigene Druckerei an, woraus verschiedene heutzutage freilich unter die Seltenheiten gehörigen Werke hervorgingen... Sie verlegten sich überdieß auf das Abschreiben von alten Handschriften und auf die Fertigung neuer Bücher, legten auch eine eigene Büchersammlung an, und bildeten um diese Zeit ihre kleine Congregation zu einem wahren Sitz und zur Officin der Gelehrsamkeit[1]). Der berühmte Theologe Gabriel Biel[2]) gegen Ende des 15. Jahrhunderts war Mitglied ihres Convents, dessen Gelehrsamkeit und Fleiß für seine Brüder hohes Muster und Anspornung war.“

Erhebliche Verdienste um die Förderung der Kunst Gutenberg's müssen mehrere Geistliche gehabt haben, ohne daß ich im Stande bin hier und jetzt den Nachweis zu liefern, ich vertraue dabei auf Bodmann's (S. 137) Aussage. „Wie es übrigens zugegangen ist, daß man (ungeachtet so vieler von jeher zu Mainz über die Erfindung der Buchdruckerkunst der gelehrten Welt mitgetheilten Schriften) noch nicht darauf gekommen sei, das um die Aufnahme und Verbreitung derselben so überaus erhebliche Verdienst der (in so mancher Rücksicht höchst ehrwürdigen) Männer, eines Ivo Wittig, ingleichen des egregii bonae memoriae quondam Dni *Johannis Kempen*, sacr. can. doctoris, can. eccl. B. M. V. ad gradus (wie er im Nekrologe dieses Stiftes aufgeführt wird), und endlich des gelehrten Dechants und ersten Rektors der hohen Schule zu Mainz, Jakob Welder, gebührend zu erheben und in's Licht zu setzen, ungeachtet die ergiebigsten Quellen

1) Bodmann S. 217. 218.

2) Bodmann S. 212, woselbst S. 219 ein vor Bodmann ungedrucktes Epitaph über G. Biel.

[redacted]

dazu bisher vor der Hand gelegen sind ꝛc., ist uns wahrlich unbegreiflich." Leider liegen diese Quellen unserer Zeit kaum mehr so zur Hand, wie ehedem dem gelehrten Bodmann, der so oft in den Archiven Einsicht nahm. Was er indeß über Ivo Wittig und sein Verdienst um Verbreitung der Gutenberg'schen Kunst andeutet, läßt sich ergänzen. Wittig war es, welcher seine Landsleute Frobenius und Langendorf, geborene Hammelburger, nach Mainz berief; beide wurden die berühmten Drucker zu Basel, wo sie besonders die Kirchenväter herausgaben sowohl als Gelehrte wie als Drucker. Wittig war auch erster Assessor in dem 1495 neu errichteten Reichskammergericht[1]).

Neben dem Erfinder der neuen Kunst des Buchdruckes kann das Mainzer Land würdige Pfleger der alten Künste, der Groß- und Kleinkunst (Architektur und Skulptur) aufweisen. Wir kennen eine ganze Architektenfamilie, welche in Mainz und im südwestlichen Deutschland thätig war, es sind die Esseler (Elser, Oelser?[2]). Im Jahre 1440 kommt als Werkmeister des Doms vor Peter Esseler im Kiedericher Gerichtsbuch, woselbst zwischen diesem Werkmeister und Elsen Kauffin von Rüdesheim eine Einkindschaft beredet wurde, betreffend deren Kinder Andreas Gundolf und Conrad Esseler[3]). Sighart (bildende Künste in Bayern) sagt

1) Schaab, Geschichte der Buchdruckerkunst I. 469. 470.

2) Ein Joh. Eseler war 1503 Stiftsherr zu St. Martin in Bingen und wurde 1513 Doktor der Arzneikunde und der freien Künste; er starb 1534 und hatte auch eine Präbende von St. Stephan, wo er auch begraben liegt. Sein Wappen zeigte caput aselli, darunter ein Himmelsglobus. Knodt, comment. II. p. 62. 6. 7. Im Germ. Mus. befindet sich ein Sammelband (Organ des Museums 1869. S. 139) worin Bl. 73—76 Conclusiones congestae a Joh. Essler Mog. arcium et med. doctore pro reduct. et restit. Kalendarii rom.

3) Bodmann S. 652 Note f. Dieser Peter Esseler scheint mit keinem der anderen identisch zu seyn, weil die Jahre der Thätigkeit der Einzelnen weit auseinander liegen. Demnach war ein Peter

S. 472 ff.: „Als Baumeister der Kirche zu Dinkelsbühl sind bezeugt die beiden Elser, Niklas Elser der Aeltere und sein Sohn gleichen Namens. Sie haben 1492 das Chorgewölbe vollendet und preisen dafür auf einer Inschrift Gott. Diese Elser sind den bedeutendsten Architekten der Zeit beizuzählen. Der alte Elser, aus Alzey in Rheinpreußen gebürtig, arbeitete in Ulm unter der Leitung des Meisters Hanns von Ulm, seit 1429 an der Georgskirche zu Nördlingen als Steinmetz, seit 1442 als Werkmeister daselbst, ebenda erscheint er im Jahre 1454. Unterdessen muß er auch Dombaumeister in Mainz geworden seyn, da er unter diesem Titel (Niklas Elser aus Nördlingen, Dombaumeister von Mainz) im J. 1459 einen Brief an den Regensburger Rath erläßt mit dem Anerbieten, die Streitigkeiten der dortigen Steinmetzen beizulegen. Er hatte aber ohne Zweifel Urlaub von Mainz aus, da er im nämlichen Jahre auch am Schiffe in Nördlingen baute und dort eine Commission zur Prüfung seines Werkes veranlaßte. Zu gleicher Zeit (jedenfalls von 1464 an) leitete er den Bau der Kirche in Dinkelsbühl, wo er noch den Chor einwölbte 1492. Auch in Augsburg und Rothenburg führte er Bauten um diese Zeit. Hochbetagt scheint er gestorben zu seyn und seinem Sohne den Ausbau des Details und die Innenzier der Kirche in Dinkelsbühl überlassen zu haben. Er hat ein herrliches Denkmal seiner Kunst in dieser Kirche der Nachwelt übergeben."

Als Werkmeister am Straßburger Münster[1]) (1459.

E. und später ein Niklas E. Dombaumeister in Mainz. — „Der schwankend geschriebene Name, bemerkt Sighart S. 473 Note 1, ist wohl Elser, nicht Eseller. Die Regensburger Urkunde läßt keinen Zweifel zu. Auch ist der Name erklärlich von Oels, die Familie stammte ursprünglich wohl von Oels. Oder sollte der Name aus Alzeyer verdorben seyn?"

1) Schneegans über den Straßburger Münster; Heideloff, die Bauhütte zu Straßburg; F. Heldmann, die drei ältesten geschichtlichen Denkmale der Freimaurerbrüderschaft. Aarau 1819. S. 236. 237.

1473) erscheint Peter Bischof von Algesheim, welcher Ort vier Stunden von Mainz liegt. Bevor er nach Straßburg ging, war er Werkmeister im Stifte Neuhausen bei Worms. Von letzterem Orte stammte J. Dotzinger, Werkmeister desselben Straßburger Münsters und Verfertiger des Taufsteins daselbst. Von Worms sind auch die Maler Kaspar Woensam, Anton (Vater des Kaspar) nach Köln gezogen[1]). Ein Steinmetz Hans von Worms verfertigt 1490 den Altar mit zwei Klappen, welche 21 Bilder enthielten, für die Stiftskirche in Aschaffenburg[2]). In dieselbe Zeit fällt der Wormser Domkreuzgang, die Aegidikapelle und die großen Reliefe, die jetzt in der Taufkapelle stehen[3]).

Im Jahre 1480 machen die Frankfurter den Steinmetz Hans von Ingelheim zum obersten Werkmeister beim Baue des Pfarrthurmes[4]). Dieser Thurm ist so ziemlich der letzte bedeutendere Bau gothischen Styles am Mittelrhein. Vom Jahre 1494 bekleidete dieselbe Werkmeisterstelle Niklas Quecke, Steinmetz und Bürger von Mainz. Er ging mit den Bauplanen durch, gab sie jedoch später wieder zurück[5]).

Im Jahre 1509 war Niklas Glaser Werkmeister des Mainzer Doms, und als solchen zog ihn das Speyrer Domcapitel zur Berathung über die Errichtung des großen Oelbergs bei[6]). Ueber die Ausführung trat das genannte Capitel in demselben Jahre mit den Mainzer Meistern Lorenz und Hanns Elesen in Unterhandlung. Sie brachten das „unstreitig großartigste Werk der gothischen Plastik" in der Pfalz in drei Jahren für 3000 Goldgulden zu Ende. Auch

---

1) Ueber die Woensam vergl. Merlo, die Meister der altkölnischen Malerschule. 1852. S. 166.

2) Sighart, Geschichte der bildenden Künste in Bayern. S. 542.

3) Falk, die Bildwerke des Wormser Doms, 1871. S. 5; über Kreuzgang und Kapelle Monach. Kirschg. p. 165.

4) Lotz, Kunsttopographie S. 211.

5) Falk, Kunstthätigkeit zu 1494. 1497.

6) Falk zu 1509; Sighart S. 544.

der Oelberg vor der Leonhardskirche zu Stuttgart soll von einem Mainzer herrühren.

Die prachtvollsten Denkmäler im Mainzer Dome, wahre Blüthen des gothischen Styls, sind entsprossen der Skulptur-Periode von 1440 bis 1520, es sind die Denksteine der Erzbischöfe Diether, Adelbert (Administrator), Berthold, Jakob und Uriel, ferner der des Domdekan Bernhard von Breidbach. Wir kennen leider keinen einzigen der Meister mit Namen.

Herrliche Holzschnitzerei verwahren die spätgothischen Kirchen zu Kiederich im Rheingau und zu Bechtolsheim in Rheinhessen. Beides rührt von „Erhart Valckener von Abensperg uß bairn" her, der in Gau-Odernheim (bei Alzei) wohnte, und das erstere Gestühl 1510, das letztere 1496 vollendete[1]). Von ihm werden auch noch schöne Chorstuhlreste in Udenheim (Rheinhessen) herrühren.

Im Jahre 1475 huldigte eidlich die Bürgerschaft dem Domcapitel; unter den Eidesleistenden waren neben anderen Handwerkern: aurifabri 29, latomi et carpentarii 13, fabri 38, textores 36, und doch waren nicht alle erschienen[2]). Es gab in Mainz ein Goldschmiedsplätzchen, worauf sechs Stände der Goldschmiede standen; es lag zwischen Dom und Liebfrau.

In Italien treffen wir 1452 einen Mainzer Namens Johann (Giovanni di Magonza scrittore), welcher für Herzog Borso einen Sueton um den Preis von vier Golddukaten schreibt[3]). In Mainz selbst hat 1456 der Stiftsvikar Heinrich Cremer von Stephan Bücher illuminirt und gebunden[4]). Illuminiren heißt: Initialen eintragen. Im Jahre 1420

1) Mittelalterliche Holzschnitzerei aus der Kirche zu Bechtolsheim, gezeichnet von Wimmer. Mainz 1874; Heideloff, Ornam.; Statz und Ungewitter.

2) Falk zu 1475; Kirchenschmuck 1869, Heft 3 S. 32.

3) Organ des germanischen Museums zu Nürnberg 1869. S. 76.

4) Schaab, Geschichte der Buchdruckerkunst I. 241.

[redacted]

vollendete der Carmelitermönch Frater Johann Fabri prachtvolle Chorbücher, welche sich jetzt im Dome befinden. Meisterhaft hat die kunstfertige Hand des Schönschreibers die Thierfabeln und Geschichtchen von Reineke und dem Wolfe in die Leisten eingezeichnet. „Wenn auch derartige Naivetäten heute keineswegs wiederholt werden dürfen, so ist doch die Anschauung unseres blasirten Zeitalters gewiß nicht der richtige Maßstab, um die lebensfrohen Produkte einer einfacheren, aber dabei tiefchristlichen und weniger zerrissenen Zeit zu beurtheilen", schließt ein kleiner Artikel: die Thierfabeln in liturgischen Büchern im Kirchenschmuck 1866. Heft 4 S. 49[1]).

Im Jahre 1490 malte Matthäus Grünewald neun Bilder aus dem Leben Jesu und Mariä; sie gehören jetzt der städtischen Gemäldegallerie in Mainz[2]). Die Illuministen Glockenton und Beham fallen schon über die von uns gezogene Grenze.

Auch die Tonkunst geht um diese Zeit in Mainz nicht leer aus. Für Nürnberg lieferte 1444 Heinrich Droßdorf drei Orgeln, welche 1550 Gulden kosteten; zwei davon für die Liebfrauenkapelle, eine für St. Sebald[3]). Der Rath hat ihm eine Urkunde gegeben, daß er seine Kunst daran erwiesen hat. Und Mayer in „Nürnbergs Merkwürdigkeiten und Kunstschätze" S. 31 sagt: „Die erste Orgel in St. Lorenz ist wahrscheinlich von Heinrich Traxdorf (wohl statt Droßdorf) verfertigt 1444, mit 1100 Pfeifen, die größte 39 Fuß lang. Sie wurde 1479 reparirt, 1721 aber ab-

1) Einzelne vorzüglich schöne Blätter sind ausgeschnitten und theilweise abgeb. in Müller, Beitr. Jahrg. 2 S. 59.

2) Falk zu 1490.

3) Alte Nürnb. Chronik tom. II. S. 270 im germ. Museum. — Später kommt Mainz wieder hierin zu Ruf. Der Erbauer der Weingartener Orgel, Joseph Gabler, verdankt Mainz seine Ausbildung.

getragen und zertrümmert. Droßdorf wird von Einigen die Ehre zugeschrieben, das Orgelpedal erfunden zu haben[1]).

In Mainz erschien 1511 Spiegel der Orgelmacher und Organisten von Schlick (Vater), sein Sohn gab 1512 in Mainz heraus: Tabulaturen etlicher Lobgesang und Lidlein uff die orgeln und lauten, ein Theil mit zweien Stimmen zu zwicken und die dritte dazu zu singen u. s. w. von Arnold Schlicken (pfalzgr. Organist) tabulirt und in den truck in der ursprungklichen stat der Truckerei zu Meintz verordnet. Es sind 9 Tonstücke für die Orgel und 14 für die Laute[2]).

Selbst für Tracht und ihre Kostbarkeit haben wir Belege in einer Handschrift, welche alle an die Liebfraukirche gemachten Schenkungen an Kleidungsstücken, Waffen u. dgl. verzeichnet. Die Geschenke wurden verkauft; bei jedem steht der Erlös in Geld. Der beste Rock (tunica optima) des Stiftscustos Jakob Steinhus wurde für 16½ Goldgulden, d. i. 72 fl. 20 kr. verkauft im J. 1448. Ein anderer aber nur zu vier Rechnungsgulden — 13 fl. 40 kr. Ein alter Mantel zu 3½ Goldgulden (15 fl. 20 kr.), eine tunica subducta cum grabunt (Buntwerk) zu 42 fl. 44 kr., im J. 1460. Ein rother Rock zu 14 fl. im J. 1497, ein anderer zu 8 fl. 51 kr. im J. 1498. — Ein goldener Ring 4 fl. 23 kr. im J. 1465, auch 5 fl. im J. 1494. Ein Koller von Erz wurde zu sechs Albus (42 kr.) im J. 1488 verkauft, und ein „meylenscher koreyß“ wird 1483 erwähnt[3]).

Schließen wir das Ganze mit einer das religiöse Leben der Stadtbevölkerung betreffenden urkundlichen Angabe.

---

1) Scherr, deutsche Cultur- und Sittengeschichte; es werden mehrere als Erfinder genannt.

2) Die Arbeiten der beiden Schlick gedruckt in Monatshefte für Musikgeschichte. Berlin 1869. Jahrg. 1 Heft 5–8; Weller, die deutsche Literatur Nr. 737; Kienemund, Geschichte des kath. Kirchengesangs. 2 Aufl. Mainz 1850. S. 167.

3) Mone, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XI. 138 aus cod. Nr. 153 der Mainzer Stadtbibliothek.

[redacted]

Es ist nicht gerade leicht, in diesem Betreffe ein Urtheil aus vergangener Zeit vorlegen zu können. Doch hat uns die eingehende Beschäftigung mit der Geschichte des berühmten Gnadenbildes der allerseligsten Jungfrau aus der alten Liebfraukirche (jetzt im Seminar) ein werthvolles Zeugniß in diesem Betreffe zugeführt. In einer Urkunde des Jahres 1477 erklärt sich Erzbischof Diether gerne bereit, zu Verherrlichung der Mutter Gottes zu bewilligen, was bewilligt werden könne. Es bat ihn nämlich der Liebfrauen-Stiftspropst Georg Pfinzing um einen Ablaß für die Besucher einer Salve-Andacht in seiner Stiftskirche, denn „eine ungeheure Menge Leute komme zusammen und pflege beizuwohnen" täglich beim Einbrechen der Abendzeit dem Salve Regina, welches zu Ehren der Mutter Gottes vor ihrem Bilde daselbst gehalten wird; singulis diebus, dum advesperasceret, ingens populi multitudo convenire atque interesse solet[1]).

Dr. F. Falk.

XXIII.

Kirche und Liberalismus.

Eine Interpellation an die modern Liberalen.

Der Absolutismus, ideenarm und freiheitsfeindlich, vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, daß er sich mit einer andern Macht, welche nicht auf materieller Gewalt fußte, in die Herrschaft theilen sollte. Er ging daher auf Beschränkung der Kirche aus. In dieser Richtung traf der moderne Absolutismus mit den Bestrebungen der protestantisch gewordenen

1) Joannis II. 918. 663.

Reichsfürsten zusammen, welche das religiöse Bekenntniß der weltlichen Gewalt untergeordnet hatten. Die katholischen Autokraten hätten, wie auch ihre protestantischen Collegen, am liebsten die geistliche und weltliche Macht in ihrer Person vereinigt und sich als König-Päpste aufgespielt. Der Protestantismus bezahlte den Beistand der Fürsten mit ewiger Dienstbarkeit, und es gelang ihm selbst im Laufe der Jahrhunderte nicht, jenen Pakt, zu welchem Noth ihn getrieben, zu lösen. In glücklicherem Verhältniß befand sich die katholische Kirche; man mochte sie hier und da per nefas in Fessel schlagen, sie mochte der Gewalt weichen müssen, nie und nirgends wurde aber die Rechtsbeständigkeit eines solchen Dienstverhältnisses von Seite der Kirchenleitung selbst anerkannt.

Man hat den Frankfurter Parlamentariern später den Vorwurf steriler Professorenweisheit gemacht und die Freiheitsbestrebungen jener Aera überhaupt ad absurdum zu führen versucht. Aber den Liberalen von damals war es immerhin mit ihrem Liberalismus Ernst; sie wollten aufrichtig die Freiheit und begehrten sie für Alle ohne Ausnahme. Die Laienwelt hatte nicht allein unter dem Druck des Absolutismus geschmachtet, auch die Kirche athmete neu auf; sie hatte bei dem Systemwechsel nichts zu verlieren und nur zu gewinnen. Die Kirche, welche während des langen Mittelalters den Krieg um die Freiheit und gegen die Tyrannei weltlicher Gewalthaber geführt, welche sich im Laufe der Jahrhunderte noch mehr vergeistigt und auf materielle Mittel zu verzichten gelernt hatte, was sollte denn sie von jener Idee, die in ihrer höchsten Reinheit einen Theil ihres eigenen Wesens bildete, zu fürchten haben?

Die erste logische Folgerung aus dem Sturz des Absolutismus mußte der Wegfall aller jener Präventivmaßregeln seyn, mit welchen autokratische Bornirtheit die Kirche umgeben hatte. Während es jeder wirklichen oder moralischen Person gestattet ist, zu erwerben, was eben ehrlich oder mindestens legal erworben werden kann, sollte die Kirche,

als ob sie Strafe verdient hätte, im Erwerb beschränkt werden; während jeder Filiale eines ausländischen Handlungshauses der Verkehr mit dem Mutterhause offen steht, sollte ein solcher Verkehr zwischen den Landeskirchen und Rom nur mit Einschränkung stattfinden.

Die römisch-katholische Kirche hält daran fest, daß der heil. Geist bei ihr und in ihr sei, und daß der Statthalter Christi, der Papst und Bischof von Rom die Erläuterung der Dogmen ohne Gefahr menschlichen Irrthums vermittele, und dennoch sollten die Weisungen des sichtbaren Oberhauptes der Kirche an die Bischöfe und Gläubigen der weltlichen Censur unterliegen, und dennoch sollte die Veröffentlichung der päpstlichen Bullen selbst in katholischen Staaten von dem Belieben der jeweiligen Regierung abhängig seyn! Diese Verfügungen des Absolutismus trugen das Gepräge ausgesprochen polizeilicher Richtung an sich, in welcher sich das System zu bewegen gewohnt war.

Für das absolutistische System war die Staatsraison maßgebend; sie empfahl Eingriffe in die Justiz, in das Privatleben und in die Familie; sie entschuldigte selbst das Verbrechen; sie kannte nichts Heiliges, nichts Unantastbares außer das eigene Princip, verdächtigte Alle und Jeden und machte selbst vor Prinzen von Geblüt nicht Halt. Die Staatsraison durfte Alles fordern und Alles vergeben, selbst den Kindesmord, weßhalb nicht auch die Beschränkung der Kirchenfreiheit? Sie durfte Alles verdächtigen, weßhalb nicht auch den Predigtstuhl? Sie durfte Alle bestrafen, weßhalb nicht auch schuldlose Priester?

Der Absolutismus der Bourbon'schen Höfe hetzte seine Bluthunde auf die Fersen der verhaßten Jesuiten und die Staatsraison hieß Oesterreich dieses Beispiel nachahmen. Dieselbe Staatsraison hatte aber ein Jahrhundert früher die Väter der Gesellschaft Jesu zu den Beichtigern von Königen und Kaisern erhoben und diese Staatsraison erwies sich als so mächtig, daß Heinrich IV., welcher den Orden geächtet

hatte, sich einen Mann desselben Ordens zum Beichtvater erkor.

Der wahre Liberalismus konnte einen solchen Zustand nicht dulden, sich mit der Unmoral einer solchen Staatsraison unmöglich befreunden; er durfte nicht hundert Schranken niederreißen und die eine ungerechtfertigte Schranke, welche Unduldsamkeit und Eifersucht auf den Einfluß der Kirche errichtet, fortbestehen lassen.

Die Liberalen jener Epoche waren ehrliche Leute, welche die Freiheit nicht für eine Hand voll Menschen, für die zungenfertigen Helden des Pärlamentes allein begehrten, die politische Freiheit dünkte ihnen ein Gemeingut, von dessen Genuß Niemand ausgeschlossen werden könnte. Die Altliberalen laborirten noch an einer gewissen Gesinnungstreue, welche ihnen die Unterdrückung der Schwachen und die Vergewaltigung des Rechtes, auch wo ein solches ihrer Neigung entgegenstand, untersagte. Und was das Rechtsbewußtseyn nicht bewirkte, das that die Scheu vor Inconsequenz und Charakterlosigkeit. Man konnte nicht wohl von Rechtsideen sprechen und das Recht praktisch mit Füßen treten; man durfte der Freiheit keine Tempel errichten und zugleich den Fuß auf den Nacken derjenigen setzen, welche es verabscheuten, die Sklaven der modernen Weltanschauung zu werden. Die Rotteck, Welker, Itzstein u. s. w. hätten sich nicht gern auf Taschenspielerkünsten ertappen lassen, sie waren eben Männer von Ehre, die es nicht leicht über sich gebracht hätten, auch dort, wo sie haßten, Unrecht zu thun.

Der Bruch mit dem Absolutismus, die allgemeine Freiheit, gebar auch die besondere — das Jahr 1848 emancipirte die katholische Kirche vom Joch, das ihr der Josephinismus in Oesterreich und Portugal, der Maximilianismus in Bayern, der Friedericianismus in Preußen und der Gallikanismus in Frankreich auferlegt hatte. Der faule Frieden, welcher das territorialistische System herbeigeführt, war zu Ende; an seine Stelle trat aber nicht der Krieg, sondern die Selbstständigkeit

der Kirche. Ihre Träger sagten sich: Wir wollen uns derselben Waffen bedienen, welche die neue Aera der Laienwelt geschmiedet hat, des Versammlungs- und Vereinsrechtes; wir wollen sie ihrem ganzen Umfange nach benützen und uns in eine solche Verfassung setzen, welche uns die Abwehr leicht macht.

In der That wurde bald ein erhöhter Aufschwung des kirchlichen Lebens bemerkbar. Nun geschah aber etwas, das alle Eroberungen, welche die Kirche in kürzester Zeit gemacht hatte, wieder in Frage zu stellen drohte.

Die Kirche war stets loyal; es war aber lange her, daß ein Fürst und ein Staatsmann an diese Loyalität appellirt hatte. Nach 1848 drängte sich die Staatsgewalt an die Kirche, die Staatsmänner der Reaktion glaubten den Stein der Weisen und die Unsterblichkeits-Tinktur für hinsiechende Regierungssysteme in der innigsten Verbindung der weltlichen mit der geistlichen Gewalt entdeckt zu haben. Die Kirche sollte die Brutalität reaktionärer Gewalthaber, die Unverschämtheit der Polizisten und die baroken Einfälle der Staatskünstler selbst mit ihrem weiten Talar verdecken helfen.

„Kreuz und Schwert“ lautete die klug ersonnene Devise des Systems. Was die reaktionäre Sippe im Rathssaale ausheckte, der Priester sollte dafür eintreten, was das Schwert nicht vermochte, sollte sein Wort ausrichten.

Diese plötzliche Freundschaft, welche die Regierungsgewalt für die Kirche faßte, erwies sich als gefährlicher, denn Haß und Feindschaft. In Oesterreich mindestens hatte die Kirche jene Freundschaftsbeweise theuer zu bezahlen. Die Reaktion hatte den Priester mit dem Gendarmen auf gleiche Linie gestellt. Das Volk ließ sich täuschen und wurde getäuscht. Die alten Gegner schrieen auf die Gasse hinaus: „Ei seht, wie sich der Pfaffe mit der Gewalt verbindet, um euch den letzten Rest von Freiheit und Menschenwürdigkeit zu rauben!“

Die Fallen, Fußeisen und Angeln nicht bemerkt zu haben, mit welchen die Reaktion hantirte, war vielleicht das einzige

Vergehen, das sich die Kirche zu Schulden kommen ließ, dennoch gab es kein Entrinnen. Der Kirche schien jeder Zweifel an ihrer Loyalität unerträglich, sie that ihr Bestes: man wollte den Regierungen den Beweis liefern, daß die Kirche die treueste Dienerin der Ordnung sei. Das war ein neuer, wenn auch mit der besten Absicht begangener Fehler. Die Kirche hatte keinen solchen Beweis zu liefern, sie hatte keine Dienerin und also auch nicht die irgend einer Ordnung oder Unordnung zu seyn.

Wohl hätte die Kirche der Sache der Ordnung die wichtigsten Dienste leisten mögen, ohne darum in ein Dienstverhältniß zu treten, sie würde diese Dienste auch in Wirklichkeit geleistet haben, aber Niemand hätte ein Recht besessen, die Kirche darum zu tadeln. Niemand hätte von einem zur Knechtung der Völker geschlossenen Bund reden dürfen. Was that die reaktionäre Regierung in ihrer maßlosen geistigen Beschränktheit? Sie drückte der Priesterschaft den Polizeistempel auf, sie erklärte offen, in den predigenden Mönchen ihre wirksamsten Polizisten zu erblicken, und sie war bereit, mit Rom Conventionen abzuschließen, welche gleichsam den geistlichen Beistand regeln und die Entlohnung bestimmen sollten.

Es war ein weiterer Schritt auf der abschüssigen Bahn, ein abermaliger Irrthum, der freilich heute leichter zu begreifen, als vor einem Vierteljahrhundert zu vermeiden war. Man glaubte für die Kirche am trefflichsten durch Concordate zu sorgen, d. h. durch Verträge mit den christlichen Regierungen. Ohne Vergleich werthvoller wäre indessen das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Gläubigen gewesen. Eine Kirche, welche in ihren Dienern die Liebe und Ehrfurcht der Völker besitzt, bedarf keiner formellen Schutzmittel, keiner Uebereinkommen und Concordate.

Die Kirche gelangte in den Besitz zu Recht bestehender Verträge und erlitt gleichzeitig Einbuße an der Liebe und dem Vertrauen der Völker. Als was erwiesen sich aber

meistentheils jene Verträge? Als beschriebenes oder bedrucktes Papier ohne Werth.

Der Argwohn der Menschen erblickte in den Concordaten der Reaktionszeit einen Theilungsvertrag, der zwischen den Mächtigen über die Völker geschlossen wurde; der Argwohn stellte den Vorgang so dar, als ob die Priesterschaft vom weltlichen Arm in den Besitz von Hirn und Herzen des gemeinen Mannes eingeführt werden sollte, während der Klerus hinwieder den Staat in der Behauptung aller zeitlichen Vortheile unterstützte.

Was sind Regierungen? Wechselnde Erscheinungen an der Oberfläche des staatlichen Lebens. Heute taucht ein Meteor auf, das in bluthrothem Glanz erscheint, morgen ein anderes, das bläulich strahlt, und übermorgen ein drittes, das eine gelbglühende Furche zieht. Was sind Regierungen? An das Meteor, das sich vorgestern am abendlichen Himmel verlor, denkt heute Niemand mehr, und das Andenken an den bläulichen Schimmer der gestrigen Himmelserscheinung wurde durch die glühenden Furchen des heutigen Phänomens völlig ausgelöscht. Was sind Regierungen? Combinationen von Figuren und Farben, die auseinander stieben, um selten oder nie mehr in unveränderter Form zum Vorschein zu kommen; eine leichte Drehung des Kaleidoskopes reicht hin, die interessantesten Combinationen zu zerstören. Und so etwas konnte zu Verträgen reizen! Das Unwandelbare ließ sich in Commerce mit dem Wandelbaren ein, die Tochter der Unsterblichkeit mit den Söhnen des Todes! Was konnte dabei heraus kommen? Wo sind die Minister, welche jene Verträge gegenzeichneten? Wo das System, das zur Schließung ermuthigt hatte? — „In den Wind, in den Wind!“ möchten wir mit dem Dichter ausrufen. Die Kirche dagegen blieb unentwegt immer dieselbe, in sich gleich und unverändert. Die öffentliche Meinung hatte keinen Grund, sich gegen die Concordate feindselig zu verhalten; denn sie ließen die Andersgläubigen unberührt und enthielten keine Bestimmungen,

welche von Folgen für das bürgerliche Leben begleitet waren. Aber man haßte sie doch. Woher dieser unnatürliche Haß? Der von der Reaktion erregte Argwohn erblickte in den Concordaten nichts als zum Seelenfang eingerichtete Netze und in den einzelnen Bestimmungen die Maschen dieses Garnes, das dem Volk in einem unbewachten Augenblicke über den Kopf geworfen werden sollte. Das Odium gegen die reaktionäre Regierung wurde durch die Pfiffe und Praktiken der Staatsmänner auf die Kirche übertragen, in welcher der Pöbel die Helfershelferin polizeilicher Willkür zu erkennen meinte.

Die Reaktion fiel endlich in ihren eigenen Schlingen; sie wurde von keinem Volksaufruhr besiegt, sondern niedergeschwätzt, zu Tode geredet. Was war es aber, das sich auf den erledigten Thron setzte? War es die Freiheit, welche auf die Knechtschaft folgte? Trat der wahre Liberalismus die Erbschaft der hinfälligen Reaktion an?

Die Reaktion war blind, taub und schwachsinnig, dabei gewaltthätig und grausam; aber bis zum letzten Augenblicke ehrlich, eine Bedrückerin, welche die Faust nicht in Sammt und Flitter barg, ein Ungethüm, das aber kein freundliches Menschenantlitz zu tragen beanspruchte. Was nun folgte, war schlimmer: die Herrschaft des liberalen Renegatenthums, der in Civilkleidern umherschleichenden Polizisten, der Reptile, welche zugleich im Sumpf der Reaktion und im Lichte der Freiheit leben zu können behaupteten, der liberalen Zwitter und Janusgesichter, auf deren Stirne Helm und phrygische Mütze zugleich sichtbar werden, die Tyrannei der Anbeter des Erfolges, der Staatsomnipotenz und unzähliger anderer Götzen, die sie sich selber geschnitzt haben.

Die „Liberalen" waren nicht nur von ihren Principien abgefallen, sondern sie setzten auch die Praktik der absolutistischen Staatsmänner fort. Sie kehrten nicht bloß zu den Grundsätzen des Josephinismus und Febronianismus zurück, sondern gingen selbst über diese hinaus. Es gibt Waffen,

[redacted]

welche das Völkerrecht und der moderne Kriegsbrauch als unmenschlich verworfen hat; für die „Culturkämpfer" gibt es aber kein Völkerrecht, kein savoyisches Kreuz, keine gelbe Flagge und keine unerlaubte Waffe. Sie tauchen ihre Pfeile unbedenklich in Gift, sie scheuen keine List und keine Gemeinheit. Die Gewalt aber überläßt ihnen die schmutzige Arbeit, deren Frucht ihr zu Gute kommen soll, sie deckt ihnen den Rücken, sie greift ihnen unter die Arme, sie richtet die Sinkenden auf, sie steht den Kämpfenden zur Seite, sie erklärt sich zum Beistand bereit.

Die Liberalen sprechen unter sich: „Laßt uns den Beistand der Mächtigen annehmen. Was sollen wir unsere schwachen Kräfte in unfruchtbarer Opposition vergeuden? Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen und es dünkt uns klüger, Andern ein Martyrium zu bereiten, als es selbst zu erdulden. Wir haben seit einem halben Jahrhundert nach verfassungsmäßigen Zuständen gerungen, haben wir sie nicht? Wir verlangten nach Volksvertretung, unser Staat ist in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten. Wir sehnten uns nach Freiheit und die Freiheit ist gekommen. Daß sie anders ausschaut, als sich Manche einbildeten, ist wahrlich nicht unsere Schuld. Wir selbst möchten keine andere haben, sie ist gerade so, wie sie sich für unsern Gebrauch eignet. Wir befinden uns in unserer Haut ganz vorzüglich wohl, was weiter? Mag der brittische Einfaltspinsel immer ausrufen:

> The cloud-capt towers, the gorgeous palaces,
> The solemn temples, the great globe itself
> Yea, all which it inherits, shall dissolve
> And, like this insubstantial pageant faded
> Leave not a rack behind.

Was geht es uns an? Wir sind keine Poeten, dagegen aber gute Protestanten oder könnten doch solche seyn, und katholisch getaufte Christen, zuvörderst aber fromme Staatsbürger und als solche gedenken wir dem Starken zu weichen

und auf die Schwachen loszuhämmern. Wir haben zwar den angeblichen Gegensatz der katholischen Kirche zum modernen Staat nicht erfunden, so wie wir überhaupt noch nichts erfunden haben; denn das Erfinden ist nicht unsere Stärke, aber wohl das Verwerthen, aber wir sind von der Richtigkeit jenes Gegensatzes überzeugt. Diese Ueberzeugung lassen wir uns nicht nehmen: sie ist uns ein theures Vermächtniß der Revolution von 1789. Uebrigens sind wir keine Revolutionäre, nur harmlose Nutznießer der Revolution; machen auch keinen Anspruch auf den Ruhm der Originalität oder das Verdienst irgend einer Entdeckung; wir sind, wie schon bemerkt, nichts als fromme Staatsbürger, die aber als solche — was freilich nicht parlamentarisch klingt — wissen, wo Barthel den Most holt. Wozu hätte uns der liebe Gott oder vielmehr das Geschick mit einem so vortrefflichen Mundwerk ausgestattet, wozu hätte es das Talent des Denunciantenthums in unser Herz gelegt, wozu uns die curulischen Stühle, die wir einnehmen, zugewiesen? Wir dürfen die Winke des Geschickes nicht verkennen; wir sind dazu bestimmt, die Culturpaukerei im Großen zu treiben. Unser Fell ist es nicht, auf das wir lospauken, und die Geschichte wird den Paukanten einst gerecht werden."

„Je stärker die Faust, desto größer der Ruhm. Die Faust ist der edelste Theil am menschlichen Körper. Herz und Gehirn hat sich jüngst nach der Faust gezogen. Es dieß die merkwürdigste welthistorische Metastase von Anbeginn der Schöpfung. Man stelle nur ja nicht die moderne Verklärung der Faust mit dem mittelalterlichen Faustrecht zusammen. Jene rohe, aller Logik baare Zeit verstand es noch nicht, die Faust vom Recht zu trennen; sie schleppte den Ballast des Rechtes überall nach, daher Faustrecht. Wir modernen Menschen besitzen dagegen ein Recht, dem die Faust fehlt, und eine Faust, welche des Rechtes entbehrt. Diese Begriffstrennung macht der Menschheit alle Ehre, denn eine vom Recht angekränkelte Faust, eine empfindsame Faust würde keine solche

entscheidenden Schläge auszutheilen vermögen, als wir im Interesse der liberalen Ideen, das heißt im Interesse unseres lieben Ichs und einiger anderer Ich außer uns ausgetheilt wünschen müssen; eine sentimentale Faust wäre mindestens im Culturkampfe nicht an ihrem Platze. Noch schlimmer wäre es aber um ein Recht bestellt, dem die Faust sofort zur Verfügung stände. Wo kämen die Culturkämpfer mit einem derlei Monstre hin? Könnte es bei einer derlei Verbindung nicht geschehen, daß die dem Feind vermeinten Hiebe uns selbst träfen?"

So könnten die „Liberalen" in verschiedener Herren Ländern wenigstens untereinander geredet haben und sie hätten damit auch von ihrem Standpunkt nicht Unrecht. In ihrem Selbstgeständniß liegt Wahrheit. Sie sind keine Erfinder, Entdecker, Regeneratoren: es wäre eitel Verläumdung, wenn man sie beschuldigte, den himmlischen Sternen das Licht entwendet zu haben. Sie sind Nachtreter und Plagiatoren, vor denen ihre blutrünstigen Originale wenigstens den Muth und die Gesinnungstreue voraus hatten; sie gehören zu jener Sorte von Freiheitshelden, die sich unterthänigst zu Füßen legen und in Ehrfurcht ersterben; ihre kriegerische Stimmung macht sich in tapfern Worten Luft und ihr Heroismus besteht im rühmlichen Wettkampf von Drei gegen Einen.

Jene Blutmenschen, die Vorläufer der „Liberalen" unserer Tage, hatten doch Ueberzeugungen, wenn man will Ueberzeugungen der bedauernswerthesten Art, aber sie bewahrten sie angesichts des Todes; sie schritten mit ihnen festen Ganges zur Guillotine, zum Schaffot. Ihre legitimen Nachfolger, die „Liberalen", welchen die Herrschaft anheimgefallen, ließen sich abfinden, wichen gegen Ueberlassung anderer Jagdgründe, wie die armselige Rothhaut der Prairie, vor dem bloßen Wort der Gewaltigen zurück; aber sie jagen nicht, wie ihr indianischer Bruder, um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen, sondern, wie der gezähmte abgerichtete Panther, im Dienst eines andern Jagdherrn.

Wenn das liberal seyn heißt, dann sind die Elephanten, Panther und selbst die auf die Fährte des entlaufenen Sklaven gebrachten Schweißhunde Libérale ersten Ranges; wenn das liberal seyn heißt, dann fiel die Blüthezeit des Liberalismus wohl unter die Regierungsepoche der hervorragendsten Tyrannen des verwesenden Roms, dann waren die Delatoren und Angeber des Tiberius Liberale von reinster Farbe. Aber ich weiß, ein dreifacher Verläumder, der diese Zeilen schrieb, eine himmelschreiende Lüge, die ein verruchter Mund ausspie. Wann und wo haben sich die „Liberalen" der Gewalt verkauft? Wann und wo haben sie zur Denunciation gegriffen? Wann und wo irgend einem Glaubensbekenntniß den Krieg erklärt?

Ach! Ihr habt es nur mit dem Dogma der Gottähnlichkeit des Papstes zu thun, mit den Prozessionen, Wallfahrten, Heiligen-Statuen, mit dem Ablaß, der Reliquien-Verehrung, mit den Pfaffen, mit den trägen Bewohnern der Klöster, der jesuitischen Casuistik et quibusdam aliis. Ihr seid im Grunde religionsfreundliche Männer, lautere Charaktere, könnt es aber nicht ruhig mit ansehen, wie das Volk durch Mönchskünste und -Schliche verdummt wird? Ist es nicht so? Ihr seid ferner glühende Patrioten, loyale Unterthanen, die in ihrer ebenso gerechten als sittlichen Entrüstung nicht dulden können, daß das neue Reich und seine Herrlichkeit von dem vaterlandslosen Gezücht untergraben werde? Habe ich es getroffen? Eure Journalisten drücken das mit vieler Zartheit und noch bewunderungswürdigerer Prägnanz als Kampf mit „der vatikanischen Kreuzspinne", der „schwarzen Bande", den „Banditen Roms", den „Gladiatoren des heiligen Stuhles", „ultramontanen Giftmischern", „pfäffischen Hanswürsten" u. s. w. aus. Ihr habt euch dieser kräftigen Worte allerdings nicht bedient, sie aber gebilligt und diese Billigung durch wohlwollendes Lächeln, Zunicken und vereinzelte Bravos ausgedrückt. Ihr habt diese würdigen Interpreten der öffentlichen Meinung

[redacted]

durch Citate, Ehrenerklärungen und vielseitige Akte der Municifenz und zur Fortsetzung des herzerhebenden Reigens ermuthigt. Ihr könnt das nicht in Abrede stellen.

Wie dann aber, wenn das alles, was ihr vorbringt, eitel Heuchelei und leere Phrase wäre, wenn euch gar nicht um jenes viel besprochene Dogma und noch viel weniger um all' die andern schönen Dinge zu thun wäre?

Vor mehr als drei Jahrhunderten trat jene große Spaltung ein, welche die Christenheit Deutschlands in zwei Theile schied. Die Katholiken blieben bei ihren religiösen Institutionen, die Reformirten folgten den Vorschriften ihrer Lehrer. In der nachfolgenden Zeit konnte es sich vernünftiger und billiger Weise nur mehr um Bekehrungen handeln. Es mochte irgend ein Katholik zum Lutherthum übertreten oder ein Lutheraner in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren. Die Religionsgesellschaften mochten sich eines solchen Gewinns freuen, aber sie durften sie nicht zwangsweise durchsetzen.

Im Verlauf der Jahrhunderte, welche auf die Reformation folgten, ertönte der Ruf nach Toleranz immer dringlicher und lauter. Die Zeit brachte Erfüllung. Es herrschte Toleranz, man wollte aber noch mehr und heischte Gleichstellung der christlichen Confessionen. Sie wurden gleichgestellt.

Die Liberalen huldigten dem Fortschritt und entsetzten sich vor jeder Regierungsaktion, welche sich als Stillstand oder Rückschritt auslegen ließ; sie schritten auch über die beengenden Grenzen des positiven Glaubensbekenntnisses hinaus und dokumentirten vielfältig ihre Gleichgültigkeit gegen religiöse Formen, ja ihre Geringschätzung jedes Formzwanges. Da mit Einem Male wurden die Bekenner des Indifferentismus, die Gegner des positiven Glaubens zu Missionären und begeisterten Bekehrern; da mit Einem Male bekümmerten sich Protestanten, die sich nie um den Inhalt ihres eigenen Bekenntnisses bekümmert hatten, um die Satzungen der katholischen Kirche; da mit Einem Male

gingen Grundbesitzer und Fabrikanten, Geldwechsler und Notare unter die Canonisten, wurden zu Theologen und Exegeten. Was hatte denn diese Leute plötzlich so fromm gemacht?

Schickten sie nun vielleicht ihre Prediger und Pastoren, um den heiligen Vater zum „reinen Evangelium" zu bekehren, oder machten sie sich selber auf, um die Katholiken zum Uebertritt zu bewegen? Diese Methode taugte für so freisinnige, vorurtheilslose Männer nicht. Am liebsten hätten sie unstreitig eine Million Galgen errichtet, um diejenigen daran zu hängen, welche anderer Meinung waren und blieben; man lebte aber im Zeitalter der Aufklärung und würde schwerlich die nöthige Anzahl Henker aufgetrieben haben. Mit dem Hängen, Viertheilen und Rädern war es also nichts. Man mußte andere Wege einschlagen, um die Menschheit von den Schlacken des blinden Autoritätsglaubens zu reinigen. Man beschloß, die katholische Kirche zu bekehren, oder, was auf dasselbe hinausläuft, sie umzustürzen und in ihre Atome aufzulösen.

Der protestantische oder confessionslose Staat mußte unter dem Gesichtspunkt nur das Nächste überblickender Staatsmänner — und unsere Politik hat ja längst orientalische Façon angenommen — seine Rechnung dabei finden. Ist religiöse oder irreligiöse Einheit der Bevölkerung eines Staates immer vortheilhaft, weßhalb sollte die Regierung eine gegen die katholische Minorität gerichtete Strömung nicht benützen und den neuen Missionären ihren Arm leihen? Im neuen Deutschen Reich traten aber noch ganz andere und gewichtigere Motive des „Culturkampfes" hinzu. Die Vergrößerung Preußens kam nicht auf eine so vollkommen unschuldige Weise zu Stande, daß die staatsmännischen Gewissen sich dabei beruhigen konnten. Das Bewußtseyn, den Unwillen irgend Jemandes erregt zu haben, erweckt Argwohn. Der Argwohn heißt uns Mittel vorbereiten, jeder Rancune des wirklichen oder eingebildeten Gegners zuvorzukommen. Das neue Deutsche Reich wurde gleichfalls unter Bedingungen

[redacted]

geschaffen, welche den leitenden Staatsmännern nicht jeden Stein vom Herzen nahmen, sie nicht mit froher Zuversicht und vollkommenem Vertrauen in die Zukunft erfüllen mochten. Es gab außer dem Band, das den Staatsbürger an das Reich knüpfte, noch andere Verhältnisse, welche sich der Machtsphäre des Staates entzogen, eine Gleichartigkeit der religiösen Ueberzeugung, welche den Katholiken noch höher stehen mochte als das neue Reich. Es war allerdings keinem Katholiken Deutschlands eingefallen, sich auch nur mit Einem Wort, Einer Miene an dem Werk des Jahres 1866 und 1870 zu versündigen. Wer vermag aber Herz und Nieren zu prüfen! Nachdem die göttliche Omnipotenz abgeworfen worden, trat die Allmacht des Staates an ihre Stelle. Es liegt aber nun im Begriff und Wesen der katholischen Kirche, alles was mit Gott und der göttlichen Vorsehung zusammenhängt, über den Staat, das heißt das Göttliche über Menschenwerk zu stellen. Das würde nun die moderne Staatsweisheit noch gern zulassen, so lange es die Kirche bei der unfruchtbaren Theorie bewenden ließe. Weil aber die Kirche dem Begriff der Staatsomnipotenz ihre Anschauung von der göttlichen Allmacht auch praktisch übergeordnet wissen will, soll sie organisirt, reformirt oder, wie Andere meinen, ruinirt und in Trümmer geschlagen werden.

Die Liberalen — nicht mit ihren kurzsichtigen, aber ehrlichen Vorgängern, den Altliberalen, zu verwechseln — haben für die innere Einrichtung der katholischen Kirche kein Verständniß, und wenn sie ein solches vorgeben, ist es eben nur Heuchelei und Lüge. Dennoch wissen sie gar wohl, daß es sich im Unfehlbarkeits-Dogma keineswegs um eine Art von päpstlicher Gottähnlichkeit handelt, dennoch wissen sie, daß die katholische Reliquien-Verehrung weder Handel noch Wandel störe, noch dem Deutschen Reiche Schaden zufüge, daß die Wallfahrten und Prozessionen keine anbefohlenen Wachparaden und Schaufeste seien, an welchen die Katholiken nur gezwungen Theil nehmen, daß Niemand zum

Mönche gepreßt werde, daß keine Verschwörung im Gange sei, durch welche dem Sünder Ablaß der Sünden aufgenöthigt würde. Sie wissen das alles recht wohl und noch mehr. Es ist ihnen bekannt, daß Vergnügungszüge, Prozessionen, welche von Künstlern und geselligen Vereinen unternommen werden, Truppenmärsche u. s. w. den Verkehr momentan ebenso hindern wie Wallfahrten und Frohnleichnamsumgang, daß die Kneip- und Sanggenossen während ihrer Ausflüge ebensowenig arbeiten als die katholischen Pilger. Aber sie können nicht dulden, daß die letzte Feste des Glaubens, der letzte Herd der Religion intakt fortbestehe. Die katholische Kirche ist einzig und allein noch die treue und starke Hüterin der erhabensten Ideen der Menschheit. Diese Ideen vertragen sich aber nicht mit der classischen Anschauung der Gebildeten, mit dem Indifferentismus der Aufgeklärten, mit der Ueberzeugung der Materialisten. Durch die Macht der Idee wird der Mensch seiner eigenen, eng umschriebenen Bestimmung, dem Dienste der Materie, der Pflege ausschließlich terrestrer Verhältnisse, der rückhaltlosen Hingebung an den Staat entzogen. Er soll nicht der Bürger zweier Welten seyn, seine Augen nicht zum Himmel erheben. Wir sind aus Koth, wir wühlen freudig im Koth, wir vereinigen uns über kurz oder lang wieder mit diesem heiligen Urstoff und können es nicht dulden, daß sich Andere besser dünken, oder in arger Täuschung befangen, die wichtigsten Koth-Interessen ihren aus Mondschein gewobenen Träumereien nachsetzen. Herunter zu uns in die gleiche Staub-Atmosphäre, in den nämlichen Koth! Herunter mit euch, elende Galliläer! Herunter! sage ich, und wenn ihr nicht unsern Erdengöttern opfern wollt, so wird man euch zu zwingen wissen.

Die Liberalen der Zopfzeit haben von einer „freien Kirche im Staate" gefaselt; wir sind klüger und entziehen euch die Freiheit, weil ihr sie mißbrauchen könntet. Seid dankbar, daß wir nicht die Zahl der Altäre festsetzen, an welchen Messe gelesen werden darf, die Zahl der Lichter und

das Hohlmaß für Salböl und Weihwasser; gebt euch zufrieden, wenn wir euch jene Messe selbst lassen und uns jedes Verbotes der katholischen Transsubstantiationslehre enthalten. Wir haben die Macht und ihr habt den Glauben. Aber auch dafür, daß ihr den Glauben nicht ganz habt, ist gesorgt; kommt es doch nur auf uns an, welche wir für die rechte und echte katholische Kirche halten wollen: diejenige, in welcher Pius IX. den Vorsitz führt, oder jene andere, welche Döllinger ad usum des modernen Staates eingerichtet. Es wird von euch abhangen, welche Wahl wir treffen, welche Maßregeln wir ergreifen sollen

Wenn sich die katholischen Priester auf ihren Vortheil verstehen, so können und werden sie unter den günstigsten Bedingungen in den Dienst des Staates übertreten, wir muthen ihnen keine Abschwörung, keinen Religionswechsel, keinen Treubruch zu. Sie brauchen sich nur zu accommodiren. Wir leben in der Zeit der Compromisse, der gegenseitigen Concessionen und Compensationen. Macht euern Frieden mit dem Staate, die ihr vom Staate lebt, und der Staat wird euere Predigten dulden und euch bei der Beziehung eueres Gehaltes schützen.

Diese Vorschläge zur Güte, diese wunderlichen Zumuthungen, diese Conclamatio der vermeintlich in den letzten Zügen liegenden Kirche, wo konnten sie nur ihren Ursprung genommen haben? — In der schauderhaften Unkenntniß der Geschichte des Christenthums, in dem totalen Verkennen des Priesterthums insbesondere. Wenn schon der Abfall von der strengen Lehre der Kirche bei den Laien hart gestraft wurde, mit welchem Rechte erwartet man, die Bischöfe und Priester, die Nachfolger der Apostel und Jünger in sacrificati, thurificati und libellatici umwandeln zu können? Wie mag man glauben, daß sich das priesterliche Gewissen mit dem erkauften Opferungsschein, mit dem Zeugniß, Weihrauch gestreut zu haben, beruhigen werde?

Die Kirche zählt nicht, sie wiegt ihre Bekenner.

Hundert wahrhaft Gläubige sind mehr werth, als zehntausend Scheingläubige, als hunderttausend zweifelhafte Seelen. Man dränge die Kirche zurück, man verringere ihre Machtsphäre, und sie wird an Intensivität gewinnen, was sie an Ausdehnung und Umfang verliert. Man sagt mit Recht: „Wen Gott liebt, den züchtigt er", und daß die irdischen Heimsuchungen, wenn unverdient, zur Läuterung der Seele dienen. Gesegnet seien denn die Drangsale, welche der Herr über seine Kirche verhängt, gesegnet die läuternde Gluth; aus ihr wird sich ein Phönix erheben und den Himmel hinanstürmen, welchen die Gottlosen leugnen und die Furchtsamen nicht zu bekennen wagen. Gönnen wir dem Liberalismus die Eintagsherrschaft, die Viertelstunde, welche er noch vor sich hat, den Minutensieg, den er feiert: gönnen wir ihm das „Jo Triumphe" des Pöbels und die Spolien der Kirche, mit denen er den Siegeskarren schmückt; gönnen wir ihm die gefangenen Bischöfe und gefesselten Priester, die er nach sich schleppt, die Aufzählung der gewonnenen Schlachten und die Gesetze, welche er den Besiegten auferlegt; gönnen wir ihm die staatlichen Opfer, welche er der Allmacht des Staates bringt, und die Kränze, welche er um die Häupter seiner Götzen windet; gönnen wir ihm den kurzen Traum der Unsterblichkeit und sein übermüthiges: „*Non omnis moriar*". Denn es liegt ein Körnlein Wahrheit in dem stolzen Wort: „Non omnis moriar". Rauchende Trümmer einer eingestürzten Weltordnung, qualmende Schwaden, die dem von ihm geschaffenen Sumpfe entsteigen, und Geruch fortschreitender Verwesung werden noch lange von ihm reden, während Glaubens- und Gesinnungstreue den Samen reiner Menschlichkeit und eines glücklicheren Zeitalters ausstreut, während die weiße Lilie über Blut und Eisen emporsteigt und mitleidig die klaffenden Wunden der Menschheit mit ihrem Kelche verhüllt.

Wohin ist der Liberalismus — liberal, wie lucus a non lucendo — mit seiner Maßregelung der Kirche angelangt?

zur Unfreiheit, zur Bedrückung der Gewissen, zur Knechtung der Geister. Mit welchem Recht vermag noch der liberale Historiker, wenn ihm ein letzter Rest von Scham übrig ist, den Glaubenseifer der Ferdinande, die Verfolgungssucht Ludwig's XIV. oder des letzten Königs aus dem Hause Stuart zu tadeln? Mit welchem Recht vermag er gegen die absolutistischen Herrscher von Gottes Gnaden den kleinsten Stein aufzuheben! Die Bourbonischen Höfe haben die erste Jesuitenhetze veranstaltet, der Parlamentarismus unserer Tage ist in die Fußtapfen der übermüthigen Selbstherrscher getreten. Die liberalisirenden Monarchen von Portugal, Oesterreich und Bayern hielten es einst für eine würdige Aufgabe ihrer Regierung, die Kutten und Chorröcke der armen Mönche zu zählen, den Wachs-Ankauf der Kirchen zu überwachen, Farbe und Form der Altarkleider vorzuschreiben und von Zeit zu Zeit ein paar Klosterbibliotheken in alle Winde zu verstreuen. Die Liberalen unserer Tage haben die den Josephen und Maximilianen entsunkenen Federn aufgerafft, um dort fortzufahren, wo der Absolutismus Halt gemacht hatte.

Und dennoch welcher Unterschied? Jene Monarchen handelten in gutem Glauben, jene Monarchen hatten keine Ahnung von wahrer Freiheit, jene Monarchen waren unumschränkte Gebieter, jene Monarchen lebten und regierten vor einem Jahrhundert. Diese Liberalen sollten und könnten wissen, daß sich der Begriff wahrer Freiheit mit ihrem Polizeiregime nie und nimmermehr verträgt; diese Liberalen sind nach der französischen Revolution und dem Jahre 1848 emporgekommen; diese Liberalen können nicht mit an der Mutterbrust eingesaugten Vorurtheilen und nicht mit der Gewohnheit zu herrschen entschuldigt werden. Diese Liberalen sind die zu Wächtern der Freiheit vom Volk bestimmten Männer, sind keine Porphyrogeniti, keine in Purpur erzeugten Königssöhne. Es fällt darum viel schwerer in's Gewicht, wenn sie das Vertrauen der Völker täuschend, die Gewissen be-

drücken helfen und das Reich mit Kampfgeschrei erfüllen. Es ist nicht liberal, das Glaubensbekenntniß von Millionen Mitbürgern verächtlich zu behandeln, die Bekenner einer Religion um dieses Bekenntnisses willen zu verhöhnen; es ist nicht liberal, die Hand an wehrlose Mönche zu legen, nicht liberal sich zu Hetzmeistern und Treibern herabzuwürdigen, nicht liberal Spionendienste zu verrichten und nach Delatoren-Lohn zu schnappen; es ist nicht liberal die Schwachen zu treten und vor den Mächtigen in den Staub zu sinken; es ist nicht liberal, zu heucheln, zu schmeicheln, selbstbewußt zu lügen und seine Ueberzeugung zu verkaufen.

Das alles verrichten aber unsere Liberalen mindestens des Tages dreimal. Weg darum mit euern Kleidern als freie Männer, tragt livrée, tragt die Marke eueres Herrn — das ziemt sich besser für Knechte!

Dr. H.

XXIV.

Zwei Humanisten.

Johannes Cochläus der Humanist. Von Dr. Carl Otto. Breslau bei Aderholz 1874. 8. VI. 199. — 4m.

Caspar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation, von A. Horawitz. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag und Wien 1874. 8. — VIII. 272. — 6m.

Zu gleicher Zeit erschienen — ein glückliches Zusammentreffen — über zwei Humanisten Monographien; sie sind dankenswerthe Bereicherungen der Literatur über den Humanismus. Beide Männer gelten als besondere Erscheinungen

ihrer Zeit; sie haben sich beide durch ihre Schriften bedeutend hervorgethan.

Wer war Cochläus? Einer jener Männer des vielbesprochenen 16. Jahrhunderts, welche in Wahrheit von sich sagen mochten: bonas literas veneratus sum semper ac veneror hodie, und ebenso: ipsis tamen literis antiquior apud me est fides catholica (Motto in Otto's Monographie aus Cochläus). C. war dem Humanismus an und für sich zugewandt, aber nicht den damit mißbräuchlich verbundenen Tendenzen. Nicht gerade in oppositioneller Stellung, sondern in meliorirender zu der noch gang und geben alten Schulbildung, eignete er sich die Vorzüge der neuen Schulbildung an und verband sie harmonisch mit seinem alten katholischen Glauben. Ein Analogon zu den humanistischen Studien vor drei Jahrhunderten bilden heute die naturwissenschaftlichen. Die Einen verbinden mit ihrem Mißverständnisse und Mißbrauche Leugnung des positiven Glaubens, Andere aber gewinnen daraus Vertiefung desselben für ihr persönliches Verhalten wie für Vertheidigung der Offenbarung den Feinden gegenüber. Jedes Jahrhundert birgt in sich Stoff zu religiöser und politischer Revolution, es ändert sich nur die Form, in welcher dieser Geist des Widerspruchs auftritt und sich Luft schafft. Nicht jeder Zeit und an jedem Orte gelang es der Kirche, diesen Geist zu bannen.

Herr Otto, Präfekt des fürstb. theologischen Convikts in Breslau, verdient alles Lob für seine sorgfältige, gründliche und höchst gelungene Arbeit. Wenn bei Studien über Personen des Mittelalters die Schwierigkeit in dem „Entlegenseyn" der Quellen liegt, so bei solchen über Personen der neueren Zeit in dem „Zerstreutseyn" der Quellen. Otto's Monographie ist eine wahre Mosaikarbeit, wie sie der Verfasser in der Vorrede bezeichnet. Es mochte nicht leicht seyn, einem Manne von der Beweglichkeit eines C. nachzugehen, da derselbe, bei Nürnberg 1479 geboren, in Köln Philosophie studirte, Musik trieb und sich dann der Theologie widmete,

in Nürnberg Schulen gründete, junge Patriziersöhne (Neffen Pirkheimers) nach Italien begleitete, in Ferrara als Dr. theol promovirte, in Rom sich mit den canonistischen Praxis bekannt machte und bei dem Juden Elias Levita hebräisch lernte, dann als Dekan der Liebfrauenkirche in Frankfurt wirkte, später durch den Aufruhr von 1525 vertrieben[1]), in Mainz, Meißen und anderen Orten sich aufhielt, auf Reichstagen und in dem Dienste des Herzogs Georg von Sachsen thätig war, schließlich in Breslau als Canonicus (1552) starb.

Während dieser Ortsveränderungen war er stets mit Studien, besonders theologischen, ferner mit literarischer und polemischer Correspondenz, sowie mit Herausgabe gelehrter Werke aus Handschriften beschäftigt, dabei überall anregend und in die Geistesbewegung der Zeit eingreifend. An der Bekämpfung Luthers, dessen Tendenz er anfangs nicht durchschaute, hat er vorzüglichen Antheil. Vorzugsweise die humanistischen Beziehungen und Bestrebungen des Cochläus sind es, welche der Verfasser zu schildern und zu würdigen unternahm. Dazwischen flicht er aus C.'s Schriften so werthvolle Notizen über Personen und Zeitverhältnisse, daß das Weiterlesen sich nicht bloß nützlich sondern anziehend und unterhaltend erweist. Schon ein Blick in das gut angelegte Inhaltsverzeichniß erweckt das Interesse desjenigen der nach Verständniß jener bewegten Zeit sucht. Ein besonderes Capitel ist den wichtigen Editionen gewidmet, welche C. aus Handschriften der gelehrten Welt dargeboten hat und die allein schon ihm „einen immerwährenden Namen in der Literaturgeschichte" sichern. Sie sind alle mit wissenschaftlicher Genauigkeit beschrieben. — Die angehängten Beilagen betreffen die Verwandtschaft des C., mittelalterliche Schulbücher, Canonisten, ältere und neuere Grammatiker. Ein Personenverzeichniß erleichtert das Auffinden der mit C. verbundenen Personen.

1) Ueber diese Vorgänge hat Dr. Otto in den Histor.-polit. Blättern Band 74. S. 326 ff. Näheres mitgetheilt. D. R.

Möge der gelehrte Verfasser die während dieser Arbeit gewonnene Gewandtheit und Meisterschaft benutzen, um noch mehr Licht über die katholischen Größen der Cochläischen Zeit zu verbreiten. Wir haben ja noch einen Wicelius, Ferus, Helding, Nausea, welche eines literarischen Denkmals würdig sind, gegenüber so mancher erbärmlichen Gestalt gegnerischen Lagers.

Zu Otto's Cochläus seien folgende Nachträge gegeben. In *Eysengrein* catalogus testium veritatis locupletissimus omnium orthodoxae matris esslesiæ doctorum etc. Dillingae 1565 gibt Bl. 202, ferner C. *Loos*, illustrium Germ. scriptorum catal. Mog. 1581, und Schunk, Beiträge zur Mainzer Geschichte III. 147 geben in Kürze biographische Notizen und jeder auch ein längeres Verzeichniß der Werke. — Das in Holz geschnittene Porträt des C. sammt vier deutschen auf seinen Namen Cochläus (Löffel) anspielenden Spottversen findet sich eingeklebt in der Zorn'schen Chronik von Worms mit der Erweiterung des Wilk, welches Exemplar sich in der Sammlung des historischen Vereins zu Würzburg befindet. Vergl. Histor.-polit. Blätter 1875 Bd. 75. 332. In dieser Handschrift findet sich auch ein Schreiben des C. an die Wormser Bürgerschaft, hervorgerufen durch die Wiedertäufer-Streitigkeiten in Worms. — C. ist auch der erste, der Vita b. Bonif. autore Othlono (mit Weglassung des Prologs) und einen Catalog der Mainzer Hirten im Drucke herausgab, was Hervorhebung verdient. Vergl. Notiz im Literarischen Handweiser 1867 Nr. 60 Sp. 437 Note. — Dem französischen Conciliensammler Crabbe schenkte C. von Meißen aus Handschriften. Vergl. Handweiser 1870. Nr. 95. 96. Sp. 359. — Einen Brief des H. Walter und J. Cochläus über Luthers Ehestand siehe in Luthers Werken ed. Irmischer LXIV. 337; vergl. Stäudlin, kirchenhist. Archiv (1825) S. 174. — Epigramme auf C. von Bruschius bei Horawitz S. 238. 244.

Cochläus und Bruschius gleichen sich als fahrende Gelehrte. Aber während die edle Gestalt des Ersteren anzieht, erweckt Bruschius sehr gemischte Empfindungen. Wer war Bruschius? Dieser, ermordet 1557, gehörte zur Classe jener, bei welchen die höchste klassische Bildung nicht im Stande ist zu verhindern, daß sich zuweilen die angeborene Bösartigkeit nicht schamlos hervorkehrt, mit anderen Worten: B. ist ein ebenso gelehrter als gemeiner Mann. Sein Biograph Horawitz nimmt ihn nicht in Schutz, indem er, allerdings milde, S. 3 sagt: „Freilich gab es (im 16. Jahrhundert) eine große Anzahl Unentschlossener oder sogenannter Neutraler, die innerlichst der Sache der Reform zugethan, es doch für praktischer fanden, äußerlich um materieller Vortheile willen bei der alten Partei auszuharren, die sich auch oft herbeiließen, die alte Phraseologie zur Ergötzung ihrer freigebigen kirchlichen Gönner anzuwenden. In den letzteren Kreis gehört — theilweise auch — Bruschius. Offen gestehe ich (fährt Horawitz weiter), daß mir der Charakter des Mannes nach dieser Richtung hin wenig Sympathie einflößt, aber ich kann auch nicht dahin gelangen, über ihn als den ‚Repräsentanten des fahrenden, schmeichelnden, saufenden und fressenden Gelehrtenthums' (Worte Wiedemann's in der katholischen Literaturzeitung XV. Jahrgang, Nr. 19) ohne weiters abzusprechen."

Betrachten wir die Thätigkeit und Verdienste dieses Humanisten. Brusch, 1518 geboren zu Schlackenwald in Böhmen, machte seine Studien zu Hof und Tübingen. An letzterem Orte lebte er in humanistischer Atmosphäre, ohne ausgesprochener Anhänger der neuen Lehre zu seyn. Von Tübingen wanderte B. nach Ulm, Dillingen, Wunsiedel und Straubing. Später hielt er sich in Nürnberg und Regensburg auf, ferner zu Wittenberg, Leipzig, Arnstadt und Schmalkalden u. s. w., bis 1555, wo er als evangelischer Pfarrer zu Pettendorf (verschollener Ort der Oberpfalz) figurirt. Mitten in diesem unruhigen Leben lag er drei Beschäfti-

gungen ob: dem Abfassen von allerlei lateinischen Gedichten, dem Lehramte und der Vollendung von drei größeren Geschichtswerken, nämlich einer allgemeinen Bisthums- und Klostergeschichte Deutschlands, sowie der Lorcher Geschichte, von welchen die beiden ersteren im Drucke nicht vollendet wurden. Seine Gedichte laufen in guten lateinischen Versen dahin, aber ihr Inhalt läßt sich vielfach entbehren, wie es bei Gelegenheitsgedichten zu seyn pflegt. Sie verrathen dichterisches Talent, damit aber alle daran sich knüpfenden Gefahren.

Seine historischen Arbeiten verrathen Sammelfleiß und Geschick. Seine Klostergeschichte, monasteriorum Germaniae praecipuorum ac maxime illustrium Centuria prima, Ingolst. 1551, enthält auf 191 Blättern in Folio die Geschichte von 109 deutschen Klöstern, die sich an die series abbatum anlehnt. Diese verdienstliche Arbeit leistet heute noch Dienste. Eine neue Ausgabe erschien 1682 zu Nürnberg. Zu seiner Centurie hatte B. Reisen gemacht, Bibliotheken und Archive durchforscht, Inschriften gesammelt und Correspondenzen angeknüpft. Der zweite Theil erschien erst 1692, herausgegeben von Daniel de Nessel; die Materialien dazu hatte B. gesammelt, Daniel aber ist nicht treu mit dem auf der Wiener Bibliothek verwahrten B.'schen Manuscript verfahren. Horawitz hätte gut gethan, eine Liste der in diesen Werken behandelten Klöster zu geben.

Seine allgemeine deutsche Bisthumsgeschichte erschien 1549 zu Nürnberg unter dem Titel: Magni operis de omnibus Germaniae episcopatibus epitomes tomus primus in 16. Es erschien nur die Geschichte vom Bisthum Mainz und seiner zwölf Suffragane, sowie von Bamberg. Ein lobenswerthes Sammelwerk! Manchmal sind wir heute noch auf B. angewiesen, wenn wir über deutsche Bisthumsgeschichte nachschlagen wollen. Ob aber B. ganz ohne Vorlage gearbeitet, bleibt sehr stark zu bezweifeln. Quellen nennt er in dieser Epitome nicht. Die Zahl kleiner Bisthumschroniken war nicht gering, ja groß zu jener Zeit.

Für Mainz z. B. lassen sich zehn Chronisten nachweisen, welche sämmtlich dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts angehören, nämlich Eberbacher Mönch, Th. Gresemund, Hebelin von Heymbach, G. Heilmann, G. Hell genannt Pfeffer, Jacobus de Moguntia, Johannes de Moguntia, Mainzer Chronik in Darmstadt, zwei andere Chroniken. Vergl. Frankfurter Archiv. Neue Folge 1872. 5. Bd. — Für Worms ist vor B. da: der Kirschgartener Mönch, Berthold von Flersheim und M. Gassen. Die Drucklegung dieser Handschriften war durch die Reformation unmöglich gemacht. Die an aufklärenden Einzelheiten so reiche Chronik des Kirschgartener Mönchs läßt sich geradezu als mustergiltig bezeichnen.

Speciell bezüglich der 1553 erschienenen Geschichte de Laureaco ... et de Patauio ac utriusque loci archiepiscopis ac episcopis omnibus wird verschiedentlich scharf geurtheilt, indem sie theils als unzuverlässig (Dümmler, Pilgrim von Passau) theils als Plagiat des Lazius bezeichnet wird (Lazius, Comment.). Von einem Urtheil will ich für den Augenblick abstehen.

Was nun des Bruschius Charakter betrifft, auf den es für jene Zeit doch wohl ankommt, so läßt sich Folgendes sagen. B. ist sehr eingenommen für sich, und zwar schon in jungen Jahren (vergl. Horawitz S. 32). Mit den Humanisten hat er jenes ekelhafte Beräuchern der Gelehrtenzunft und der Mäcenaten gemein. Dabei ist er ein Katholikenhasser und ein zweideutiger doppelzüngiger Mensch. Ihm steht Papst und Türke auf einer Stufe; ihm ist jener der Antichristus romanus, die Kirche meretrix illa babylonica (S. 264), Episkopat aber und Stiftsgeistlichkeit sind lepra nobilitatis Germaniae — und doch dedicirt er dem kirchlich correkten Mainzer Kurfürsten Sebastian von Heusenstamm seine Bisthumsgeschichte, und anderen Prälaten Gedichte und sonstige Früchte seiner Muße, kehrt in Klöstern ein und benützt deren Gastfreundschaft. — Auch fehlt ihm so wenig

wie seinen Geistesgenossen jene blinde Einseitigkeit nicht, vermöge deren er alle Mängel auf katholischer Seite genau sieht und registrirt, aber die eigenen und der Partei Balken im Auge nicht gewahr wird. Den Bauernkrieg sammt Ursache und Folge kennt er nicht; die Doppelehe Philipp's von Hessen kümmert ihn so wenig wie die Unzucht des Hetzer, welcher der Vielweiberei überführt zu Constanz auf dem Schaffot endigt. Brusch klagt über die Dürftigkeit, in welcher mit ihm die Verkünder der wahren Lehre Christi leben, und über den Luxus der römischen Geistlichkeit. In seinem Schmerze gibt er dem Bischofe Stadion von Augsburg Andeutungen, etwas Communismus mit dem Kirchengute zu treiben. Unter der Maske apostolischer Armuth also begehrt B. Irdisches, zeigt sich bei Mangel einer festen Anstellung verdrossen, schimpft auf katholische Geistliche wie Volk, ohne zu bedenken, daß er einen Faustschlag den Seinen versetzt, welche nichts für ihn und die Prediger übrig haben.

B. spricht viel von päpstlicher Tyrannei, aber durchaus nichts von jenen moralischen Nöthigungen, welche z. B. der Stadtmagistrat von Nürnberg und Worms und anderwärts den Klöstern oder die Fürsten (z. B. Kurpfalz dem Kloster Himmelskrone und Liebenau bei Worms) anthaten, und doch mußte B. genau den tiefen Schmerz jener moralisch zu Tod gepeinigten Nonnen kennen, denn er kannte diese Klöster und lobt verschiedentlich ihre Vorsteherinen! — Geradezu gemein und giftig zeigt sich B.'s Charakter, wenn er in einem an einen fieberkranken Bekannten gerichteten Gedicht sagt, das Fieber solle sich anderwärts Beschäftigung suchen, Papst und Türken seien dafür die besten Opfer, den Pflegern der Musen wünscht er Ruhe und Gesundheit. Genug! Alle seine an die Kirche gerichteten Desiderien hätte B. an andere Adressen richten und dabei sich selbst nicht vergessen dürfen. War er doch selbst vollgetrunken vom Pferde gestürzt, ein Zeichen Gottes, daß er nüchtern bleiben solle (S. 170 Note)!

Der Verfasser, liberalisirender Tendenz, hat eine mühsame Arbeit vollendet, und sind seine beigebrachten Ma-

terialien des Dankes werth. Man kann nicht gerade sagen, der Herr Verfasser nehme den B. in Schutz, er stellt ihn sogar zuweilen in seiner ganzen Armseligkeit hin. Sehr treffend heißt es S. 2: „Man ist versucht, einen federfertigen Journalisten in B. zu sehen, der die Modeanschauungen in die Sprache Virgils oder Ovids gekleidet!“ — Die vorhandene Humanistenliteratur kommt in der Monographie hinreichend zur Verwendung. Im Anhang zu derselben theilt der Verfasser noch mit: 19 Briefe des B. an Lange, Camerarius, Niedbruck u. A.; diesen folgen Gedichte, Aktenstücke betr. die Ermordung B.'s, werthvolle Addenda und schließlich ein Personenregister.

Wir tragen noch Folgendes zu Brusch nach. Ein Exemplar der „in der Originalausgabe fast nirgends zu bekommenden“ Klostergeschichte Deutschlands besitzt die Mainzer Stadtbibliothek, welches Exemplar jedoch 191 bezifferte Blätter hat. Das Buch stammt aus dem ehemaligen Kloster St. Jakob bei Mainz und ist gut erhalten.

Bruschens Epitome de episcop. Germ. wurde schon 1551 in Uebersetzung herausgegeben: Chronick oder kurtz Geschichtbuch aller Ertzbischoven zu Mayntz, Auch der zwölffen Bisthumben, welche dem Bisthumb Mayntz als Suffraganien zugethan und angehörig, Mit kurtzer anzeygung der fürnemesten und namhafftigsten Dinge, die sich zu je des Bischoffs zeitten verlauffen haben. Auch was herkomens und geschlechts ein jeder Bischoff gewesen sey, Finstu gründlichen Bericht. Item wie das Bisthumb Bamberg von allem ertzbischeflichem Joch befreyhet worden. Alles nützlich und lustig zu lesen. Durch den fürtreflich gelehrten Caspar Bruschen, Von Key. Mayestät gekrönten Poeten in Lateyn beschrieben. Durch den wolgelerten Johan Heroldeu u. s. w. verteutscht. Gedruckt mit key. May. Freyheit zu Franckfort bey Cyriaco Jacobi zum Bock. 1551. — 125 Blätter in Folio mit einem Holzschnitt (Wappen und Fahne haltender Ritter) auf der Rückseite des Titels. Das ist noch für 27. Sgr. antiquarisch zu haben. Die Mainzer Stadtbibliothek besitzt auch

[redacted]

diese Uebersetzung. Das Buch gehörte ehedem dem Jesuiten-colleg[1]). In der königl. (burgund.) Bibliothek zu Brüssel findet sich unter den Papieren des Jesuiten Wiltheim auch in cod. 6835/6 f. 189 de antiquitate collegii Neuhausen, ex coll. Bruschii de episcopatu Wormatensi. Kraus in Horae belgicae (Bonner Jahrbücher 1873) theilt daraus Einiges mit, was aber vollständig und wörtlich schon in der epitome Bl. 108 gedruckt ist.

XXV.

Zur Lage in Oesterreich.

II.

Die äußeren Beziehungen eines Staates „mit gebundener Marschroute“ sollten eigentlich gar keines Commentares bedürfen. Und doch sehen wir die Regierungsorgane und alle liberalen Blätter in Oesterreich mit angstvollem Eifer diese commentirende Thätigkeit üben!

Nach ihrer freundlichen Belehrung leiden wir an einer ganz entsetzlichen Intimität mit Preußen-Deutschland. Von allmächtiger Seite ward uns für die Zukunft eine „dankbare Erinnerung“ in Aussicht gestellt, und wir hätten nur den Wunsch, daß dieses gar freundliche Entgegenkommen die Erinnerung an 1866 recht lebendig hervortreten ließe.

Sucht man den Verlust des freien Entschlusses durch Schlauheit zu ersetzen, oder ist die Unfreiheit selbst schon zum Gegenstande zärtlicher Pflege geworden? Diese Frage drängt sich in uns auf, wenn wir die Haltung des österreichischen

---

1) Eine Abschrift der deutschen Uebersetzung besitzt auch die Münchener Hof- und Staatsbibliothek cod. germ. 3934 Bl. 152—177 mit Fortsetzung bis zum J. 1570.

Kabinetes beachten, als vor wenigen Monaten eine Erneuerung des deutsch-französischen Krieges unmittelbar bevorstand. So viel ist gewiß: die unserem Minister des Aeußeren untergeordneten diplomatischen Missionen wußten — und andere Leute gleichfalls — Fürst Bismark sei fest entschlossen, mit gezücktem Schwert die Ausführung seiner Pläne zu vervollständigen. Nur die Unschlüssigkeit des Kaisers und, in letzter Stunde, die sehr ernstgemeinte Intervention Rußlands bewirkten eine Vertagung des Geplanten. Graf Andrassy meinte wohl diplomatisch schlau zu handeln, wenn er sich den Schein gab nicht zu glauben, was er doch gleich Anderen wußte. Sein Lohn dafür war wieder nur ein Schein der „Dankbarkeit". Rußland allein, der Dritte im Kaiserbunde, hat der Sachlage gemäß gehandelt; gegen den einen und ohne den anderen Verbündeten. Der Werth des Drei-Kaiserbündnisses ließe sich wohl nicht besser illustriren.

Die Enthüllungen des Grafen Derby im englischen Parlament (4. Juni) bestimmten unseren Minister des Aeußeren die dienstbereiten Federn in Bewegung zu setzen; und wir sind ihm dankbar dafür, denn über so manches was später geschah, können wir nun richtiger urtheilen, und mit größerer Sicherheit den Ausspruch wagen: die „gesteigerte" österreichisch-preußische Intimität habe Oesterreich mit vollständiger Isolirung bedroht.

Unter den streng officiösen Rechtfertigungsschriften und Lobeshymnen war Eine besonders beachtenswerth: „Der Antheil Oesterreichs an der Friedenserhaltung." Diesen Titel führte ein ministeriell wohl inspirirter Artikel der Augsburger Allg. Ztg. (Nr. 160, 9. Juni 1875.) Der Verfasser und jene die hinter ihm stehen, konnten doch nicht annehmen, daß der ganze weite Leserkreis, für den der Artikel bestimmt war, dem Blödsinn verfallen sei. Es kann demnach nur der tiefe Unmuth über die schlechten Früchte diplomatischer Superklugheit dieses sonderbare Schriftwerk erklären. Was alle Welt weiß, ist für den Artikelschreiber und seine Inspiratoren gar nicht vorhanden: Rußland nämlich und seine sehr

[redacted]

ernstgemeinte Intervention zur Erhaltung des Friedens! Der österreichisch ministerielle Unwille kehrt sich gegen England, gegen dessen „posthume theatralische Friedensvermittlung, die, weit entfernt auch nur das Geringste zur Friedenserhaltung beizutragen, vielmehr nur deßhalb nicht selbst zu der Gefahr einer Friedensstörung (!) führte, weil sie eben mißglückt ist und eine posthume war." England hat gar keinen Anspruch erhoben, in erster Reihe als Friedensvermittler genannt zu werden; sagte doch Lord Derby im englischen Parlament: „Wir fanden, daß die russische Regierung gesonnen war im Interesse des Friedens ihr Bestes zu thun, und der jüngste Besuch des Kaisers von Rußland in Berlin gab uns eine passende Gelegenheit, soweit als Unterstützung überhaupt nöthig war, die Vorstellungen zu unterstützen, welche der Kaiser von Rußland im Interesse des Friedens bei seiner Anwesenheit in der deutschen Hauptstadt zu machen beabsichtigte." — Als der wahre Friedensengel soll Graf Andrassy deßhalb gepriesen werden, weil er durch sein passives preußenfreundliches Verhalten „Deutschland vor dem unauslöschlichen Mißtrauen" bewahrte, „als sei der Vermittlungsversuch nur das schüchterne Probevorspiel einer keimenden Coalition gewesen", was den deutschen Reichskanzler „in dem Bewußtseyn überhaupt an keine Friedensstörung gedacht (!) zu haben", natürlich sehr verstimmt hätte.

Welcher Servilismus nach der einen, und welche verletzende Taktlosigkeit nach der andern Seite! Es besteht bereits eine „Coalition" in dem vor wenigen Jahren geschlossenen (allerdings „ungeschriebenen") Bündniß der drei Kaiser. Die Regierungsblätter und ihre liberalen Satelliten haben es seither zum politischen Dogma zu erheben gesucht, daß durch dieses Bündniß der Friede dem sorgenvollen Europa für lange Zeit gesichert sei. Man sollte meinen, daß wenn Deutschland, besser gesagt Preußen, eine Friedensstörung — sagen wir: besorgt, die beiden anderen Verbündeten berufen, ja verpflichtet seien, durch ihre Intervention den bekümmerten Dritten von seiner Sorge zu befreien. Doch nein, eine

solche Vermittlung hätte zum „unauslöschlichen Mißtrauen“ dieses Dritten geführt! Difficile est satyram non scribere.

Der ungeschickte Angriff war noch weit mehr gegen Rußland als gegen England gerichtet. Die von Berlin datirten Friedensdepeschen des Fürsten Gortschakoff an die russischen Agenten in Deutschland haben gezeigt, welchen Werth das russische Kabinet darauf legte, als Friedensstifter anerkannt zu werden, und es hat der russische Staatskanzler, in Deutschland und in der Schweiz, jede geeignete Gelegenheit benützt, um auch im Privatverkehr jenes Verdienst um die Friedenserhaltung hervorzuheben und durchblicken zu lassen, daß die Annäherung Rußlands an England keine leere Erfindung gewisser Journale sei.

Das zunächst bedrohte Frankreich konnte unmöglich erfreut seyn, den österreichischen Minister des Aeußern, mit verwegener Ueberwindung aller Hindernisse, nach dem Wohlwollen des deutschen Reichskanzlers geizen zu sehen; und wenn wir auf Italien blicken, so wächst nur unsere Sorge, so oft wir von dorther ein Zeichen der Sympathie wahrzunehmen glauben. Diese zweite „dankbare“ Macht vor 1866 soll das erwähnte Vorgehen des Grafen Andrassy vollkommen gebilligt haben. So sagte es die Mailänder „Perseveranza“ das Organ des italienischen Ministers Bonghi. Leider ist eine Freundschaft ganz „unschätzbar“, in der man nichts weiter erblicken kann, als eine Vorbereitung für den günstigen Augenblick, um österreichische Gebietstheile zu annektiren. Einen Ersatz für den verlorenen „verlässigsten Freund“ kann uns dieß nicht bieten. So nannte doch Graf Andrassy vor nicht langer Zeit die Türkei, welche heute — Dank sei es dem magyarischen Minister und Botschafter — das frühere Freundschaftsverhältniß in die denkbar kühlste Nachbarschaft verwandelt hat.

Als Zwischenbemerkung sei uns anzuführen erlaubt, daß man die Türkei als die geeignete Stätte zu betrachten scheint, um das Vorgefühl eines dereinstigen unabhängigen Magyarenreiches zu beleben — eine Idee die dem Grafen Andrassy

[redacted]

durchaus nicht fremd ist. Bei der letzten Frohnleichnamsfeier waren in der katholischen Kirche zu Pera, die unter dem Schutze der österreichischen Botschaft steht, zahlreiche Fahnen in den ungarischen Farben zu sehen; die österreichischen Reichsfarben blieben vollständig ausgeschlossen. Diese Mittheilung stammt von einem Augenzeugen.

„Die Reise des Marschalls Erzherzog Albrecht nach Ems und Coblenz zur Begrüßung des deutschen Kaisers und der deutschen Kaiserin" sollte „viel dazu beitragen, daß der Glaube an die Aufrichtigkeit der österreichisch-deutschen Freundschaft tiefere Wurzeln schlage, und zwar mehr noch in Oesterreich selbst als in Deutschland..." Wir Oesterreicher waren auch sehr dankbar für die vom Wiener Ballplatz aus ertheilte Belehrung, die der bezeichnete Artikel uns vermittelt hat. Ueber jene Reise glauben wir aber besser informirt zu seyn, wenn wir meinen: was mit diplomatischen und publicistischen Mitteln verdorben wurde, sollte durch den persönlichen Verkehr mit einem Mitglied des Kaiserhauses wieder gebessert werden. Nicht in Ems und nicht in Coblenz; sondern der Aufenthalt des Erzherzogs in Jugenheim — welchen Ort der Offiziöse gar nicht nennt — scheint von Wichtigkeit gewesen zu seyn. Davon zeugte die Veränderung des Reiseplans des russischen Kaisers, seine Rückreise durch österreichisches Gebiet und die Zusammenkunft des österreichischen und russischen Kaisers in Eger. Ueber dieses Ereigniß bewahrten die preußisch-offiziösen und national-liberalen Blätter bis zum letzten Augenblicke ein sehr beredtes Schweigen, sowie sie sich auch bezüglich des Besuches des Erzherzogs in Jugenheim nur auf dürftige Notizen beschränkten. Endlich, als doch irgend etwas über den Besuch gesagt werden mußte, hat ein Blatt, an dessen Abhängigkeit selbst die preußische Regierung nicht zweifelt, jene seltsame Zurückhaltung aufgegeben. Die Provinzal-Correspondenz schrieb: „Durch die ausdrückliche Entschiedenheit mit welcher auch von Seiten Oesterreichs in den letzten Wochen das unveränderte Festhalten an jener vertrauensvollen Gemein-

schaft einer ernsten Friedenspolitik auf jede Weise (Besuch des Erzherzogs) bekundet worden, sind die letzten Besorgnisse welche eine kurze Zeit lang an die europäische Lage geknüpft worden waren, vollends verscheucht worden."

Unmittelbar darauf (27. Juni) schrieb die „Kölnische Zeitung": „Wir legen großes Gewicht auf das so sichtbar beglaubigte gute Einvernehmen mit Oesterreich. Man bedenke doch, daß die Kriegsbesorgnisse, welche uns jüngst die schönen Maitage gleich einem düsteren übelriechenden Höhenrauche verdarben, von Anfang an großentheils an ein gewisses Mißtrauen gegen Oesterreich anknüpften." Zur Erläuterung wurde dann auf die Reise des österreichischen Kaisers nach Venedig und auf die „Erörterungen zwischen Gramont und Beust" im Juli 1870 hingewiesen, welch' letztere „offenbar ziemlich weit gegangen" seien. (Der österreichische Offiziosus der Allg. Zeitung hatte mit auffallender Gewandtheit bemerklich gemacht, daß „die Zielpunkte des Grafen Beust wie des Grafen Andrassy dieselben" seien.) Also wenige Wochen nach der preußischen Versicherung ewiger Dankbarkeit, wird Oesterreich dem friedenliebenden Publikum als der wahre und alleinige Störefried bezeichnet! Diese österreichisch-preußische Freundschaft ist wie das Gewebe der Penelope. Was wird Graf Andrassy wohl noch alles ersinnen müssen, um einen „neuerlichen weiteren Beweis der Aufrichtigkeit" des Freundschaftsbundes beizubringen?

Die größte Ungeschicklichkeit scheint zur Zeit des „übelriechenden Höhenrauches" aber doch nicht an der Donau begangen worden zu seyn. Das deutsche Reich in fieberhafte Erregung versetzen (so daß man dort thatsächlich schon den Befehl zur militärischen Mobilmachung erwartete), die ohnehin höchst ungünstigen Erwerbsverhältnisse durch solche Beunruhigung mit den schwersten Verlusten belasten, und dann die Rolle des heißersehnten Friedensstifters vor ganz Europa an Rußland überlassen — das sind Thaten die mindestens einen Ruhepunkt in der genialen Geschäftsführung verrathen.

Der Ausspruch Oxenstierna's, daß die Welt mit geringer Weisheit regiert werde, bewährt sich überall, und so wollen wir auch in den inneren Angelegenheiten unseren Liberalen das Zeugniß nicht versagen: sie seien reif für den „Culturkampf," besonders dann wenn die Umstände es mit sich bringen, daß der Kampf mit den gemeinsten Mitteln auf offener Straße ausgefochten wird. Die Vorfälle vom April d. J. in der steierischen Hauptstadt sind ein genügender Beleg. Was in Graz geschah, kann auch in anderen Städten mit Leichtigkeit in Scene gesetzt werden; der Stoff dazu ist überall vorhanden, nur Zeit und Umstände wollen beachtet seyn. In Graz konnten wir wahrnehmen, wie die ehrenwerthen Bewohner der mittleren und höheren Classen gleich den Gliederpuppen an Fäden hängen, die in den Redaktionsstuben liberaler Journale zusammenlaufen. Hier sitzen die unverantwortlichen Häupter der „geistigen Bewegung"; unverantwortlich allerdings nicht vor dem Gesetz, aber um so sicherer deßhalb, weil die ihnen unterthänige Bevölkerung die Verantwortung geltend zu machen hätte. Dem erstarkten Liberalismus genügt es nicht, seinen Willen nach Gefallen in Gesetzesform zu kleiden; der hiezu dienende Apparat ist noch immer zu wenig „beweglich." Es muß ein Tribunal geben, welches höher thront, befreit von jeglichem Hemmniß. Denn nicht alle Völker und Staaten sind so glücklich einen Gewaltigen zu besitzen, der die „öffentliche Meinung" vollständig in sich aufgenommen hat.

Wir legten niemals ein Gewicht auf das Gerede, daß zwischen Regierung und liberaler Partei jüngst eine tiefe Verstimmung eingetreten sei. Eine Regierung die seit Jahren alles that oder geschehen ließ, um die Jugend von der Volksbis zur Hochschule mit Ideen zu erfüllen, die nur dem mächtigen Nachbar dienen, diese entzweit sich nicht mit ihrer Partei, weil einige aus Deutschland an die Prager Universität berufene Professoren in ihrer preußisch-deutschen Gesinnung das Maß um einige Schattirungen überschreiten, welches einzuhalten momentan für schicklich befunden wird. Zur Ent-

wicklung solcher häuslichen Zwistigkeiten würde es auch bald an Zeit und Raum gebrechen, da ein anderer Culturkampf, politisch-wirthschaftlicher Natur, nahe bevorsteht, in welchem Ungarn die Hauptrolle spielt und wobei alles wieder in Frage gestellt werden könnte, was vor acht Jahren grundlegend erzielt ward. Unsere liberalen Centralisten werden hier vollauf Beschäftigung finden und die Tapferkeit bewähren können, deren vollständige Abwesenheit wir bisher, den magyarischen Gegnern gegenüber, kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Wie wird sich aber die Opposition zu dieser schwierigen Aufgabe stellen, welche den gesammten Interessencomplex des Gemeinwesens, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, gefährdet zeigt?

Die böhmische Oppositionspartei, die bisher von ihren Parlamentsmandaten keinen Gebrauch machte, wird fortwährend zu Neuwahlen gedrängt; und da sie gegenwärtig den Grundsatz befolgt, daß „die Mehrheit der gewählten Abgeordneten" über Beschickung oder Nichtbeschickung des Reichsrathes entscheidet, wird diese Frage in der gespannten Situation mit dem größten Ernst an sie herantreten. Die geharnischte Erwiderung, die unsere erste Mittheilung „Zur Lage" in diesen Blättern bereits gefunden hat (Art.: „Der Föderalismus im österreichischen Parteikampfe", Heft 11, Bd. 75), scheint auf die erwähnten Fragen eine bündige Antwort zu geben, und sie wirft auch ein scharfes Streiflicht auf unseren dualistischen Constitutionalismus.

Laßt die Todten ihre Todten begraben; wir, die Lebenden, werden dann das Weitere schon besorgen. — So ungefähr spricht sich der Verfasser aus. Wir müßten uns unserer zaghaften Natur schämen, bis in die Seele hinein, gegenüber dieser felsenfesten Zuversicht, daß eine Katastrophe welche die bestehenden Einrichtungen ereilt, ganz von selbst, durch Befreiung der gesunden Naturkraft, Wahrheit und Recht zur unbestrittenen Herrschaft erheben werde. Und doch hat uns noch kein solches Schamgefühl beschlichen; wir wurden durch jene Erwiderung nur bestärkt in unserer Sorge, daß edle,

überschwellende Gefühle mit der nöthigen Ueberlegung und Entsagung einen ungleichen Kampf bestehen.

„Unser unbekannter Freund", heißt es in dem Artikel, „hat die Sehnsucht ausgesprochen von seinem Pessimismus geheilt zu werden. In diesem Ausspruche, wie darin, daß er seine Rathschläge nur ‚mit schwerem Herzen' ertheilt, glauben wir zu erkennen, daß er seiner Auffassung selbst mißtraut." Unser „Mißtrauen" reicht aber nicht weiter als die Ueberzeugung, daß wir gegen Irrthum nicht besser gewappnet sind als jeder Andere der sich mit Politik beschäftigt. Sonst hätten wir es unterlassen, die Leser schon mit unserer ersten Ausführung heimzusuchen. Uns eines Besseren belehren zu lassen, sind wir stets bereit; aber der „Pessimismus" (dessen wir überführt zu werden wünschen), wie auch das „schwere Herz", finden ihre Erklärung ganz einfach darin, daß ein anderer Weg zum erstrebten Ziele uns weit lieber wäre, als derjenige der in den Reichsrath führt. Wir mögen nach allen Richtungen spähen, wir entdecken keinen anderen; und da wir auf dem festen Boden der Erfahrung stehen, kann uns eine Belehrung nicht genügen die sich in bekannten, schwer faßbaren Allgemeinheiten bewegt. Die Gefahren die Oesterreich und die ganze Welt bedrohen, von der Religion angefangen bis zum bescheidensten Rechtsanspruch, die kennen wir ganz gut; in dieser Kenntniß liegt für uns der wichtigste Beweggrund, emsig nach Schutz- und Heilmitteln zu forschen, sie schließlich, nach bitteren Erfahrungen, im Handeln zu suchen, und nicht im passiven Zuwarten bis der Himmel eingreift und das Mysterium der österreichischen „Natur" aus sich selbst wirksam wird.

Sollen wir überhaupt wegen jener Gegenschrift (Heft 11 der Hist.-pol. Bl.) den Faden noch fortspinnen, und können wir es thun zu Nutz und Frommen der Leser und zur Förderung des sachlichen Interesses? Die polemische Färbung der Arbeit ganz zu vermeiden, ist nicht thunlich, und doch ist uns bekannt, daß eine Polemik den Lesern in der Regel

wenig Freude gewährt. Ob der A oder der B, ob der „unbekannte Freund“ oder der unbekannte Gegner bessere Argumente in den Kampf führt, dieß wird an und für sich wohl kaum Jemanden interessiren. Folgende Erwägung dürfte aber in diesem Falle gewichtiger seyn und eine Ausnahme rechtfertigen. Je schwieriger und complicirter die Dinge sind — und es gibt kaum schwierigere Verhältnisse als die österreichischen — um so größer ist die Gefahr der Einseitigkeit in der Auffassung, des Lückenhaften in der Darstellung. Der Leser, der sich unterrichten will, muß die Vergleichung verschiedener Ansichten wünschen; und ist die Existenz des Staates, um den es sich handelt, sind die mit seiner Existenz verknüpften Aufgaben von allgemeiner europäischer Bedeutung, dann wird es sich gewiß der Mühe lohnen, gründlichere Ausführungen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

In dem Aufsatze: „Der Föderalismus im österreichischen Parteikampfe“, der von der ersten bis zur letzten Zeile an unsere Adresse gerichtet ist, wird eine Reihe von Fragen, mitunter in sehr scharfer Formulirung, an uns gestellt die, wie uns bedünken will, sammt und sonders schon im ersten Artikel „zur Lage“ ihre Beantwortung finden. Es ist aber möglich, daß wir uns hierin täuschen, daß wir es wirklich an Klarheit und Vollständigkeit fehlen ließen. Wir wollen daher noch deutlicher sprechen und unsere Betrachtung auf alle Umstände ausdehnen, die der Gegner berührt hat.

Unter den Politikern, die sich in Oesterreich aus voller Ueberzeugung dem föderativen Gedanken hingeben, gibt es nicht wenige, und sehr tüchtige edle Kräfte, die der Meinung leben: für dieses Reich sei die Föderation durch Natur und Geschichte so deutlich und unbezwingbar gegeben, daß, sowie die gegenwärtigen Formen zusammenbrechen, die wahre Lebensgestalt nothwendig wieder auftauchen muß. Eine Discussion wird nur in der einen Richtung, zu dem einen Zwecke gern gesehen: alle „Föderalisten“ zu einer übereinstimmenden Haltung mit der böhmischen Partei zu bewegen, zu einem in parlamentarischer Beziehung passiven Zuwarten bis zu

dem Tage politischer Wiedergeburt. Greift die Discussion über diese engen Grenzen hinaus, so hört man sogleich die Bemerkung: Solche Erörterungen führen ja doch zu keiner Einigung! Das kann schon seyn, und eine solche Prognose ist gewiß wenig ermunternd. Dauernd einigt nur die Wahrheit, und diese muß man suchen um sie zu finden. Dazu dienen eben ähnliche Erörterungen, wie die vorliegenden. So möchten wir räsonniren. Wir stehen aber insoferne auf einem anderen Standpunkte, als wir den Begriff der „Natur" des Reiches weniger mystisch fassen; wir fassen ihn vielmehr als etwas in der Zeit Wirkendes, dessen Aeußerungen auch außerhalb des engen Kreises der böhmischen Partei, und in anderer Form, vernehmbar sind, und auch hier studirt und verstanden seyn wollen. Diese Aeußerungen, weil sie außerhalb eines gewissen Gesichtsfeldes liegen, allesammt als Unnatur betrachten, die sich am Tage der Neugeburt von selbst verflüchtigt — darin erblicken wir den großen gefährlichen Irrthum.

Es mußte dieß vorausgeschickt werden, um den Vorgang zu erklären, der in jener Gegenschrift eingehalten wird. Wir sind in unserer ersten Ausführung von der Erfahrung ausgegangen und haben an der Hand derselben Mittel und Wege geprüft, die mit der Zeit zu einer wahren Verständigung und Einigung hinführen können. Der Gegner läßt die von uns angeführten Thatsachen und Erscheinungen theils ganz unbeachtet, theils sucht er sie als nebensächlich mit wenigen Bemerkungen zu beseitigen, und seine allgemeinen Grundsätze und Ideen vor Anfechtung zu bewahren. Begreifen können wir diesen Standpunkt ganz wohl, aber theilen können wir ihn nicht.

Je verworrener die Anschauungen und Begriffe in unserer Umgebung sind, desto mehr sind wir versucht uns geistig von ihr zu trennen, uns einzuspinnen in einen Kreis von Gedanken, die sich gegenseitig stützen, ein Ganzes bilden, und uns so einen gewissen Abschluß, eine subjektive Befriedigung gewähren. Ist dieß erreicht, so wird man gegen jede Störung des eigenen Gedankenbaues höchst empfindlich; und doch

ist gerade dann die Störung dringend nöthig. Wir leben sonst schließlich in einer eigenen Welt, getrennt von unserer Umgebung, die doch zur wirklichen Welt gehört, so daß man sie beachten, sich mit ihr vertragen muß, wenn man wirken will. Der synthetische Weg — der bei einer solchen geistigen Trennung allein beliebt ist — das Herabsteigen vom Allgemeinen zum Besonderen, führt in politischen, also concreten Dingen kaum jemals zum Ziele. Ohne sich viel darum zu kümmern, wie es im Besonderen aussieht, werden allgemeine Principien und Ideen gepflegt; diese fast ausschließliche Pflege wird endlich zur Herzenssache und nun: guai a chi la tocca! Generelle Ideen können an sich ganz richtig seyn; aber sowie sie sich einsenken in das wirkliche Leben, müssen sie sich große Modifikationen gefallen lassen, wenn sie nicht als geistiges Sublimat in wirkungsloser Schwebe erhalten werden wollen.

So hat denn auch unser geehrter Gegner die Idee einer „Parteibildung" losgelöst von dem realen Untergrunde, den wir ihr zu geben suchten; sie ward des Gewichtes beraubt, den ihr die wirklichen Zustände geben, und stieg nun immer höher und höher, bis sie in die Sphäre abstrakter Allgemeinheit gelangte, um dort mit Leichtigkeit überwunden zu werden. Wir sollen eine „Parteidiktatur" anstreben, die liberale Regierung stürzen und ein anderes „Parteiregiment" an ihre Stelle setzen wollen. Wir haben an alles das nicht gedacht und konnten schon deßhalb nicht daran denken, weil uns nur zu wohl bekannt ist, daß es für eine Diktatur an Gehorsam, für den Gewaltproceß eines Regierungssturzes an der Gewalt, und für ein Parteiregiment an der Partei fehlt. Deutlich genug wurde es von uns ausgesprochen, daß wir einen dauernden Contakt, eine anhaltend gemeinsame Arbeit aller Gegner der Centralisation, aus dem Grunde für nöthig halten, weil voraussichtlich nur auf diesem Wege, durch frei gewonnene Einsicht und Ueberzeugung, allmählich eine Partei der Erhaltung sich heranbilden und eine genügende Widerstandskraft gegen die Partei der Zerstörung erlangen

wird. Eine gleichgesinnte Regierung würde, wenn sich dereinst jene Bildung vollzogen hat, allerdings mit einer solchen Partei zu rechnen und ihre Unterstützung anzusprechen haben — mag man dieß nun eine „Parteiregierung" nennen oder nicht. Zur Klärung der Begriffe trägt es nicht bei, wenn man, ohne die eigenen Gedanken zu präcisiren, Anderen die Schrecken eines entarteten Parteieinflusses vor Augen stellt; ein solcher Vorgang ist um so weniger dort am Platze, wo es sich erst darum handelt, mit der Zeit einen rechtmäßigen Parteieinfluß zu erringen, daher vor-Allem zu ermuthigen und nicht zu erschrecken.

Der Wechsel von Parteiregierungen, heißt es in der Gegenschrift, stehe mit dem modern constitutionellen System in Verbindung; als monarchisches Staatswesen mache nur England, vermöge seiner eigenthümlichen Verhältnisse, eine Ausnahme, denn „der Parteibegriff, der dabei zur Voraussetzung dient, sei ein republikanischer, daher in Oesterreich ein revolutionärer." Dieser Stoß ward viel zu kräftig geführt, um zu treffen. So hochernste Consequenzen unseres auf eine Parteibildung gerichteten Wunsches sind uns wirklich nicht in den Sinn gekommen, und wir meinen, daß auch das Wiener „Vaterland" keiner republikanisch-revolutionären Tendenzen verdächtig ist, obwohl es so häufig von der „großen föderalistischen Partei" und einer künftigen den Parteigrundsätzen entsprechenden Regierung spricht, und die besten Hoffnungen für Oesterreichs Zukunft daran knüpft. Wenn der Gegner jenem kräftigen Vorstoß die Bemerkung unmittelbar vorausschickt: „Die Aufgabe der Föderalisten hat allerdings den Sturz des liberalen Regimentes zur Vorbedingung"; wenn er ferner ausdrücklich und wiederholt die Nothwendigkeit anerkennt, eine Partei zu bilden, die für die Erhaltung und Wiedererstarkung des Reiches entschlossen und wirksam einsteht, und wenn er nur die Beschränkung hinzufügt, daß „vorläufig" und „unter den dermaligen Verhältnissen eine österreichische positive Gesammtaktion noch unmöglich ist" — dann dürften wir wohl Ursache haben, uns

über Unklarheit (eines unserer größten Uebel) zu beklagen. Wie soll denn seinerzeit die „österreichische Gesammtaktion" ausgeführt werden, wenn nicht durch Regierung und Partei in innigster Verbindung? Und da steht gleich wieder der „republikanisch-revolutionäre" Schrecken vor uns!

Was haben wir unter dem Ausdruck „Parteiregierung" zu verstehen? Das ist die erste Frage; nach ihrer Beantwortung kann man erst weiter argumentiren, wenn man sich selbst klar werden und Andern einen gleichen Dienst erweisen will. „Parteimanöver", „Clubintriguen" kommen wohl dabei häufig vor, aber zu einer Begriffsbestimmung werden sie doch nicht hinreichen. Eine „Parteiregierung" im guten Sinn (und nur in diesem ist sie anzustreben) ist dort vorhanden, wo die oberste Leitung der Staatsgeschäfte in einem Geiste erfolgt, welcher den Grundsätzen und Anschauungen einer solchen Partei entspricht, die durch redliche Ueberzeugung und sittliches Wollen geeinigt ist. Da unser Gegner England in die Begriffscomplikation einbezogen hat, so muß er sich schon aus diesem Grunde mit unserer Definition zufrieden geben. Eine Regierung dieser Art kann leicht „parteiisch" werden", aber im Begriffe liegt dieß nicht, sondern in den Verhältnissen und menschlichen Leidenschaften. Auch unter anderer Form und Firma als der gegenwärtig herrschenden ist diese Gefahr nicht ausgeschlossen. Der Mißbrauch ist aber nicht die Sache selbst. Wir würden Anstand nehmen es so apodiktisch auszusprechen: „Der Parteibegriff ist republikanisch." Es steht sehr in Frage, ob eine festbegründete Parteiregierung — unterschieden von einem formlosen Gährungsprozeß — überhaupt möglich sei ohne eine monarchische Spitze, ohne die heilsame Schranke die in der pietätvollen Ergebenheit für die Krone und ihren Träger zu suchen ist. Man mag die englischen Verfassungsformen „republikanisch" nennen; die Gefühle und Anschauungen des Volkes sind dort entschieden monarchisch, und das wird doch die Hauptsache seyn.

Wären wir wirklich im Punkte der „Parteiregierung"

[redacted]

noch „in dem modern liberalen Ideenkreise befangen", so könnten wir nur dankbarst das uns vom Gegner dargebotene Mittel ergreifen, um uns von diesem lästigen Banne zu befreien. Er verweist uns auf „das Oktoberdiplom, die böhmischen Fundamentalartikel und insbesondere auf die Grundsätze der österreichischen Rechtspartei", um den (dem liberalen) „entgegengesetzten Ideenkreis" kennen zu lernen. Wir glauben uns einer recht gründlichen Kenntniß jener Urkunden und Schriftstücke zu erfreuen, und ihren werthvollen Inhalt auch nach Gebühr zu würdigen. In dieser Verfassung haben wir bereits unseren ersten Artikel „zur Lage" geschrieben, daher es schwer fällt, durch die bloße Hinweisung auf die genannten Dokumente uns zu einem Meinungswechsel zu bestimmen.

Das Oktoberdiplom beschränkt sich auf allgemeine Grundzüge; es sollte nur Fundament seyn, nicht der Bau selbst, an dessen Aufführung sich wohl gar viele Hände betheiligt hätten. Von diesen Grundzügen allein, ohne irgend welche Erfahrung, den Schluß auf das Gebäude selbst zu wagen, zu erkennen, daß dieses keine Spur modernen Styles an sich getragen hätte — dazu fehlt uns die Lebhaftigkeit der Imagination. „Die Fundamentalartikel des böhmischen Landtages von 1871 sind der erste öffentliche Akt, in welchem das Bild (des Oktoberdiploms) näher ausgeführt und bestimmte Vorschläge zu einer seinem Geiste entsprechenden praktischen Ausführung gemacht wurden." Nun, was enthalten diese Landtagspropositionen mit Bezug auf die Frage, die uns hier beschäftigt? Art. XIII Abs. 3 lautet: „Die oberste Verwaltung der der Landeslegislation angehörenden Angelegenheiten steht in den Ländern der Krone Böhmen dem königlich böhmischen Hofkanzler zu; diesem allein obliegt die ministerielle Verantwortlichkeit für den Bereich dieser Gegenstände." Art. XVII Punkt 6 heißt es: „Die Judikatur in Fällen von Ministeranklagen wegen Verletzung der Gesetze in den dem Delegirten-Congresse zugewiesenen Angelegenheiten steht dem Senate zu." Das Programm der „österreichischen Rechts-

partei", auf welches wir „insbesondere" verwiesen wurden, enthält eine noch schärfere Formulirung, die dem modern constitutionellen Systeme noch mehr entspricht. Nachdem in dem Programm das Ziel der Partei bezeichnet wurde, heißt es: „Zur Erreichung dieses Zieles hält die österreichische Rechtspartei für nothwendig die Anerkennung und Durchführung folgender Grundsätze: .... Punkt 4 Abs. 2: Das Ministerium ist für die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten der Deputirten-Versammlung, die Landesregierung aber für die Verwaltung der nicht gemeinsamen Angelegenheiten dem Landtage verantwortlich." Damit war ein Hauptaxiom des englischen und des modernen Constitutionalismus anerkannt. Lord Grey („Die parlamentarische Regierungsform", übersetzt von Graf Leo Thun) sagt: „Das charakteristische Merkmal der parlamentarischen Regierungsform ist, daß dieselbe verlangt, daß die der Krone gebührenden Regierungsgewalten durch Minister geübt werden, die für die Art, in welcher sie dieselben gebrauchen, als verantwortlich betrachtet werden." Diese Regierungsform ist aber bekanntlich der prägnanteste Ausdruck einer „Parteiregierung." In England hat sich der Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit mit der steigenden Macht des Parlamentes geschichtlich ausgebildet; auf dem Continente wurde er, gleich den anderen constitutionellen Satzungen, theoretisch begründet und nachgeahmt. Die Ministerverantwortlichkeit kann durch die Parteibildung zum leeren Schall werden, davon gibt es der Proben genug; ohne feste Parteigliederung führt dieser Grundsatz aber geradezu zum Unheil, zur Anarchie oder zur Diktatur. Man kann in der Vervielfältigung und Complikation dieser Verantwortlichkeit gegenüber verschiedenen Körperschaften eine Abschwächung des Grundsatzes erblicken; sein Wesen wird aber dadurch doch nicht alterirt. Uebrigens wird Niemand behaupten wollen, daß das große Königreich Böhmen keine mächtigen Parteien schaffen könne, mit allen Consequenzen, bis zu „Parteimanövern" und „Clubintriguen". Auch die Schranke der Gesetzesverletzung für Ministeran-

klagen ist ein gar gebrechlich Ding. (Im Programm der „Rechtspartei“ wird, wie bereits bemerkt, einer solchen Schranke gar nicht gedacht.) Die Auslegung, was gesetzlich ist, was nicht, liegt ja in den Händen der Partei; einmal schließt sie vor offenen Gesetzesverletzungen willig die Augen, ein andermal wird die Verletzung in das Gesetz hinein interpretirt. Und wie leicht dringt in solchen Fällen die Politik in den Saal des Richtertribunals, man mag den Gerichtshof zusammensetzen wie man will.

„Entgegengesetzt“ sind die erwähnten Bestimmungen der Fundamentalartikel und des Programms der Rechtspartei „dem modern liberalen Ideenkreise“ gewiß nicht; sie sind es nicht in einer wichtigen Principienfrage. Diese Bestimmungen wurden aber dennoch vom böhmischen Landtage 1871 einstimmig, von Liberalen wie von Conservativen, angenommen. Vielleicht befand sich selbst unser verehrter Gegner unter den Mitstimmenden; unmöglich wäre es nicht, da seine Ausführungen erkennen lassen, er gehöre der böhmischen Partei an. Die Erklärung dieses Vorganges im böhmischen Landtage ist nicht schwer. Auch der conservativste Sinn kann sich des Strebens nicht entschlagen, das Regieren unter gegebenen Verhältnissen möglich zu machen; somit will die Beschaffenheit der Geister beachtet seyn. Nicht was nach eigenen Begriffen geschehen soll, vielmehr was in Wirklichkeit geschehen kann, gibt hier den Ausschlag. Fand denn nicht die ganze Thätigkeit der Regierung von 1871 ihre Stütze in der sehr gut organisirten böhmischen Partei? Konnte vernünftigerweise daran gedacht werden, nach formell gelungenem Werke, die Ausführung und Verwirklichung des Ganzen ohne Partei zu besorgen? Wir hätten, bei strenger politischer Tugend, eine „Parteiregierung“ im guten Sinn, in den Augen der Gegenpartei aber — die doch nicht vom Erdboden verschwunden wäre — eine „Parteiregierung“ im schlechten Sinne gehabt.

Die Hinweisung auf die Wahlordnung, die jener böhmische Landtag berathen und beschlossen hat, ward von unserem

Kritiker, wie so vieles Andere, nicht beachtet. Wir hatten bemerkt, daß, mit Ausnahme einer gerechteren Vertheilung der Stimmen nach Steuer und Bevölkerung, dieser Landtagsbeschluß in allem Wesentlichen die Wahlordnung von 1861 reproducirte, welche letztere in den Hauptpunkten für alle Länder gleich ist, und auf der sich nicht nur die Landtage, sondern bis 1873 auch der Reichsrath aufgebaut haben. Feindlich oder „entgegengesetzt“ konnte diese Wahlordnung — die zu den Fundamentalartikeln in naher Beziehung stand — dem „modern liberalen Ideenkreise“ wieder nicht seyn; hat sie doch diesem selben Ideenkreise die besten Dienste geleistet. Die Kürze der Zeit war es doch gewiß nicht allein, die den Landtag zu dieser Reproducirung nöthigte. Nach dieser principiell gar nicht geänderten Wahlordnung sollte der Krönungs-Landtag gewählt werden, der über die künftige Rechtsgestaltung definitiv zu beschließen gehabt hätte. Wer etwas Bleibendes schaffen will, dem gereicht es doch nicht zur Entschuldigung, daß er, wegen kurz bemessener Zeit, Wege betritt die, nach der Ansicht unseres Gegners, zur Zerstörung führen. Die einzige Bestimmung dieses Wahlgesetzentwurfes die, in der unschuldigsten Form, an die Geschichte und frühere ständische Berechtigung erinnerte, war zu Gunsten moderner Anschauungen thunlichst abgeschwächt und mit den Grundsätzen des Gesetzgebungsentwurfes in Einklang gebracht worden. Und doch glauben wir aus guter Quelle zu schöpfen, wenn wir sagen: gerade diese Bestimmung begegnete, trotz ihrer Abschwächung, in der böhmischen Partei einem sehr ernsten Widerstreben.

Man braucht nicht Centralist zu seyn, mit dem Centrum Wien oder Pesth-Ofen, um liberalen Ideen zu huldigen. Nicht bloß die Deutschliberalen, nicht bloß die Deakpartei ist befangen in den Doktrinen des modernen Constitutionalismus. Diese Doktrinen beherrschen die Welt. Sind sie denn bei anderen Nationalitäten, z. B. den Croaten, den Serben, nicht auch schon zu Tage getreten? Sind sie denn nicht auch in der böhmischen Partei stark vertreten? Jene Wahl-

ordnung wurde in der Ueberzeugung angenommen, daß concrete Verhältnisse dem politisch Möglichen gewisse Grenzen setzen, und es konnte Niemand der Illusion verfallen, daß, im Falle der Durchführung der Landtagspropositionen, der moderne Constitutionalismus gründlich abgethan seyn würde. Weder dieser noch der Liberalismus selbst hätten großen Schaden gelitten, wenn auch ihr Arbeitsfeld etwas eingeschränkt worden wäre. Wir sind auch in dem Punkte mit dem Gegner nicht einverstanden, daß nur „der Constitutionalismus, nicht auch der Liberalismus sich überlebt" habe. Beide gehören untrennbar zusammen, und wir können uns nicht vorstellen, wie eine körperlose Seele hienieden noch herumwandeln könnte.

Um dem Thema der „Parteiregierung" einen Abschluß zu geben, stellen wir aus voller Ueberzeugung den Satz als richtig hin: es sei in einer atomisirten Gesellschaft ein freies, und deßhalb ordnungsbedürftiges, öffentliches Leben gar nicht denkbar, ohne daß die disjecta membra sich wenigstens nach staatlichen Gesichtspunkten und Zielen vereinigen und verbünden, also eine Partei bilden und dadurch das Regieren überhaupt möglich machen. Man schaffe — wenn man es kann — lebenskräftige sociale Organismen, und die Bedeutung politischer Parteien wird sich mindern. Insolange diese Bedingung unerfüllt bleibt, hat nur das Eifern gegen die Entartung der „Parteiregierung" einen Sinn.

Die Gegenschrift scheint vorzugsweise durch die Besorgniß veranlaßt worden zu seyn, unsere erste Ausführung könnte schwachen Gemüthern gefährlich werden, indem sie ein neues politisch-pädagogisches Motiv für die Reichsrathsbeschickung gleichsam erfindet. Eine solche Besorgniß ist nur möglich, wenn man die Zustände nicht nimmt wie sie sind. Für die böhmischen Oppositionellen wird ja nichts befürchtet, und die anderen Oppositionsfraktionen bleiben ohnehin dem Reichsrath getreu; sie bedürfen hiezu keines neuen Motives. Mögen unserem Gegner auch verschiedene Beweggründe für diese Treue angegeben worden seyn — thatsächlich ist das Motiv überall dasselbe. Eine Abstinenzpolitik, dauernd und

mit Consequenz durchgeführt, ist unmöglich, in Krain so gut wie in Tyrol, wie in Oberösterreich u. s. w. Dem Volke fehlt dafür das Verständniß trotz fünfzehnjähriger Arbeit und Prüfung. Statt darüber zu klagen und von unberechenbaren Ereignissen eine Sinnesänderung zu erwarten, ist es wohl besser, die Thatsache zu nehmen wie sie sich gibt, darin eine Anregung zum Nachdenken zu erblicken und das Mittel zu suchen, das uns aus diesem Wirrsal — nenne man es „Verfassungswirren" oder überhaupt Gedanken- und Gefühlswirren — herausführt. Auf das Wort „suchen" legen wir den größten Nachdruck; ein Suchen an der Hand der Erfahrung. Mit der vorgefaßten Meinung: wir wären bereits im Vollbesitz der Mittel des Heiles, wir hätten nur abzuwarten, die widersprechende Erfahrung zähle nicht — mit solchen Anschauungen werden wir nur fortfahren die Bestrebungen der liberalen Politiker wirksamst zu unterstützen.

Wie steht es nun mit den einzelnen Argumenten, die gegen eine gemeinsame Thätigkeit der Oppositionellen im Reichsrath geltend gemacht werden? Wir wollen gleich das nächste vornehmen, das Hinderniß des „Gelöbnisses". Die Freiheit des Einzelnen und seines Gewissens kann selbstverständlich nicht in Zweifel gezogen werden. Wenn aber in der letzten Zeit in Böhmen beschlossen wurde: über den Eintritt in den Reichsrath habe „die Mehrheit der gewählten Abgeordneten" zu entscheiden, so scheint jenes subjektive Moment schon sehr in den Hintergrund zu treten.

Es gibt Föderalisten (die Böhmen) welche, ohne vorausgehende Rechtsverwahrung, es für unzuläßig ansehen, das von jedem Reichsrathsmitglied beim Eintritt verlangte Gelöbniß in Betreff der Verfassungsgesetze zu leisten. Dann gibt es Föderalisten (die Mährer), die das Gelöbniß leisteten und die Rechtsverwahrung nachfolgen ließen; ferner gibt es solche (sie gehören allen anderen Ländern an) die das Gelöbniß ohne jede Rechtsverwahrung ablegten, und der geehrte Gegner sagt uns, daß es auch Föderalisten gebe die, gleichfalls ohne Rechtsverwahrung, „dann und wann" im

Reichsrath erscheinen, um ihre warnende Stimme zu erheben und mitzuwirken, damit besonders verderbliche Akte verhindert werden; welches Benehmen er zu billigen geneigt ist.

Wir könnten allenfalls noch eine fünfte, der Zahl nach allerdings sehr schwache Kategorie hinzufügen, deren Angehörige es mit und ohne Rechtsverwahrung für unzulässig halten, das Gelöbniß abzulegen. Wegen ihrer numerischen Schwäche zählen sie nicht mit, und bleiben daher außer Betracht.

Verweilen wir einige Augenblicke bei dieser gewiß sehr beachtenswerthen Erscheinung. Die erwähnten Kategorien politisch-thätiger Männer werden alle derselben „föderalistischen Partei" zugezählt, und insoweit eine Theilnahme an den Reichsrathsverhandlungen stattfindet, wird dieß auf Gründe der Taktik zurückgeführt. Die Leistung des Gelöbnisses wird aber doch nicht als taktisches Mittel zu betrachten seyn. Es steht in dieser Beziehung nicht Person gegen Person, sondern Land gegen Land, und ein Land gegen einen ganzen Ländercomplex. Mit der Erklärung durch freies subjektives Ermessen geht es daher gleichfalls nicht. Wir könnten uns die Aufgabe sehr leicht machen und von der Bedeutung des Gelöbnisses ganz abgesehen; wir brauchten nur der Auffassung des Gegners beizutreten und daraus die logischen Folgerungen zu ziehen. Wenn es zuläßig ist „dann und wann" im Reichsrath zu erscheinen, um zu „warnen" und „mitzuwirken" zur Abwehr verderblicher Beschlüsse, dann kann doch derjenige (wie das bei unserem Gegner zutrifft) der das Warnen als eine fortdauernde Nothwendigkeit auffaßt, weil er die ganze Reichsrathsthätigkeit als verderblich ansieht — so kann dieser absolut nichts dagegen haben, daß die gesammte Opposition mit den bezeichneten Intentionen in den Reichsrath eintrete. Wir wollen aber selbstständig und gründlich zu Werke gehen und in der Gelöbnißfrage den Einigungspunkt suchen, und da gelangen wir zu dem Resultate, daß formell die Verfassungsgesetze geltendes Recht sind, und daß nur die größere oder geringere Bereitwilligkeit und Offenheit der Anerkennung dieser Thatsache

und ihrer Consequenzen die Verschiedenheit in der Auffassung der Gelöbnißpflicht begründet. Durch eine Rechtsverwahrung wird erklärt, daß octroyirte Verfassungsformen nicht die Wirkung haben können, das geschichtliche und verbriefte materielle Recht, diese Grundsteine des Reichsbaues, zu beseitigen; was unzweifelhaft richtig ist. Ob eine derartige Erklärung dem Gelöbniß vorausgeht oder nachfolgt, ist von geringer Bedeutung, wenn man sich über das Eine klar geworden ist: das Gelöbniß beziehe sich auf das formelle Recht, begründe aber auch die Pflicht des Abgeordneten es als solches zu achten. Ueber diesen Rubikon werden wir hinüber müssen; alles was wir bisher erfahren haben, deutet darauf hin, auch die Schicksale von 1871! Wir scheuen uns gar nicht offen auszusprechen, daß wir im und seit dem ebengenannten Jahre Manches gelernt haben, von manchem Irrthum befreit wurden. Damals glaubten wir mit einer „Rechtsverwahrung" über alle Fährlichkeiten eines widerspruchsvollen Unternehmens hinwegzukommen; heute glauben wir es nicht mehr. Die Täuschung lag in der Ueberschätzung der Macht des Rechtsbewußtseyns im Volke einerseits — unser Gegner würde es österreichische Naturmacht nennen — sowie andererseits in der Unterschätzung der Macht moderner Ideen, denen das Neugeschaffene entsprach.

Die böhmische Partei war 1871 bereit in den verfassungsmäßigen Reichsrath einzutreten, wenn ein königl. Rescript, in Beantwortung der Landtagsadresse, die vorläufige Genehmhaltung der Beschlüsse jenes Landtages ausgesprochen hätte — was bekanntlich nicht geschehen ist. Das Gelöbniß wurde, bei vorausgeschickter Rechtsverwahrung, nicht als Hinderniß der Mitwirkung im Reichsrathe angesehen, und wenn es auch die Hauptaufgabe dieser Versammlung seyn sollte, auf der Grundlage der „Fundamentalartikel" für das Gemeinsamkeitsgebiet zwischen allen nichtungarischen Ländern — ohne Rücksicht auf die entgegenstehenden Verfassungsbestimmungen — eine Vereinbarung zu erzielen, so war es doch bekannt, daß die Regierung sich ge-

nöthigt sehen würde (ohne einen Widerspruch der böhmischen Abgeordneten zu besorgen), auch in Finanzangelegenheiten von diesem Reichsrath ein zustimmendes Votum, eine Ermächtigung zu verlangen, wodurch wieder der verfassungsmäßige Charakter der Körperschaft hervorgetreten wäre. Der Vorgang wäre Zug für Zug ein Widerspruch gewesen, und wenn darüber Bedenken geäußert wurden, was denn doch der Fall war, so hieß es in der böhmischen Partei selbst: es geht nicht anders; das Bestehende, der Reichsrath läßt sich nicht mehr ignoriren, wenn man zum Ziele gelangen will.

In diesem Ausspruch, dem sich die ganze Partei fügte, lag doch wohl die Anerkennung: der Reichsrath sei formell eine zu Recht gewordene Thatsache, mit der gerechnet werden müsse. Dieser Anerkennung hätte der Eintritt in den als verfassungsmäßig berufenen Reichsrath, das geleistete Gelöbniß, das von der Regierung begehrte finanzielle Votum und die Beobachtung der Geschäftsordnung des Reichsrathes entsprochen; hingegen wäre die eigentliche und wesentliche Thätigkeit in dieser Versammlung einer Leugnung des bestehenden Verfassungsrechtes gleichgekommen. Die vom böhmischen Landtage votirten und dem Monarchen zur vorläufigen Genehmigung (mit Vorbehalt des definitiven Beschlusses eines nachfolgenden Krönungslandtages) unterbreiteten Fundamentalartikel hatten das octroyirte Verfassungsrecht in jeder Beziehung, auch in formeller, durchbrochen, ja vollständig negirt. Die böhmischen Abgeordneten im Reichsrathe hätten sich durch die Landtagsbeschlüsse für unbedingt verpflichtet und gebunden erachtet, und ihre Aufgabe wäre es lediglich gewesen, bezüglich jener „Artikel" welche die gemeinsamen Angelegenheiten regelten, die Abgeordneten der anderen Länder zum Beitritt zu bestimmen. So verlangte es der Standpunkt des Landesrechtes, so verwehrte es dagegen der Standpunkt des oktroyirten Verfassungsrechtes, nach welchem alle die erwähnten Landtagsbeschlüsse höchstens als Anträge zu betrachten waren, über die der Reichsrath frei und selbstständig zu entscheiden gehabt hätte.

Dieser schneidenden Widersprüche, die von Anfang an einen tödtlichen Verlauf besorgen ließen, war sich die böhmische Partei vollkommen bewußt; sie glaubte aus der Noth eine Tugend machen zu sollen und sich, mit und durch die Verwirrung, eine bessere Position zu erkämpfen. Da die erwähnte Partei — die einzige die in Cisleithanien diesen Namen vermöge ihrer Organisation wirklich verdient — auch heute noch einen solchen Vorgang im Auge behält (auch die „Rechtspartei" hatte ihn in ihr Programm aufgenommen), so ist die Besprechung der Sache nicht bloß auf ein geschichtliches Interesse beschränkt. Ein „Sprung in's Dunkle" war es jedenfalls; es fehlten, wie sich später noch klarer herausstellte, die Bedingungen, die ein Gelingen auch nur wahrscheinlich machen konnten; und unsere Ueberzeugung geht dahin, daß überhaupt keine Aussicht vorhanden sei, ähnliche Pläne mit Erfolg in's Werk zu setzen. Nur eine gleichgestimmte überwältigende Mehrheit des Reichsrathes hätte damals im raschen Handeln die Gefahren überwinden können, welche das widerspruchsvolle Beginnen mit sich brachte. Die große Mehrzahl der Abgeordneten der anderen Länder (und mit ihnen ihre Wähler) mußte durchdrungen seyn von dem Geiste, der in den böhmischen Landtagsbeschlüssen zum Ausdruck kam; sonst war es von vornherein unmöglich eine Situation zu beherrschen, welche jede abweichende Meinung durch die einfache Thatsache reichsräthlicher Thätigkeit mit den schärfsten, ja mit vernichtenden Waffen versah. — Es fehlte dieser Geist, es fehlte das nächste Verständniß für die Aufgabe, wie sich später deutlich erkennen ließ. Jahre sind seitdem vergangen, und wir wären in Verlegenheit, irgend einen Fortschritt in dieser Richtung namhaft zu machen.

Das Gelingen jenes Versuches hätte ferner eine Regierung erfordert, welche, nebst der Festigkeit des Entschlusses, auch durch die Klarheit ihres Wollens imponirt. Wir verrathen kein Geheimniß, wenn wir sagen, daß dieses letztere ganz und gar nicht der Fall war. Das Ministerium Hohenwart hat wiederholt erklärt, es sei niemals seine Absicht ge-

[redacted]

wesen, anders als streng verfassungsmäßig vorzugehen. Es hat den Ausgangspunkt seiner Politik in den bestehenden Einrichtungen gesucht, was ihm, nach der Lage der Dinge, kaum verargt werden kann; sein Plan ging aber dahin, die Forderungen der Dezemberverfassung mit jenen des böhmischen Eigenrechtes zu verbinden, und beide als gestaltende Kräfte in denselben Entwicklungsprozeß einzubeziehen. Das kam der Quadratur des Zirkels ziemlich gleich. Vor zwei Jahren hat ein hervorragendes Mitglied des Ministeriums Hohenwart eine Schrift über die Aufgabe und das Verdienst dieser Regierung veröffentlicht[1]), und darin die Mission mit den Worten gekennzeichnet: „Eine vom Rechtsstandpunkte beider conträren staatsrechtlichen Parteien aus sanktionirte, formell unantastbare neue Verfassung zu schaffen, eine Verfassung, völlig unangreifbar vom Boden des Dezemberstaatsrechtes (!), welchem von einem großen Theil der Opposition in zahlreichen Protesten alle Rechtsgültigkeit feierlichst abgesprochen ist, unanfechtbar aber auch vom Rechtsstandpunkte des Oktoberdiploms und der historischen Landesrechte... ob dieß nochmals Anderen gelingen wird, wer weiß es?" Die Antwort ist leicht: es wird nie gelingen, wie es dem Ministerium Hohenwart auch nicht gelungen ist. Nicht conträre sondern contradiktorische Gegensätze standen hier in Frage. Der Rechtsstandpunkt der Verfassungspartei schließt jenen der böhmischen Opposition aus. Böhmen als Provinz mit der Dezemberverfassung als der einzigen Rechtsquelle für alle Länder, und das Königreich Böhmen als Träger staatlichen Eigenrechtes, das sind Begriffe die jedes Versöhnungsversuches spotten.

Auch formell war der Vorgang so „antastbar", daß schon das königliche Rescript vom 12. September 1871 an den böhmischen Landtag bei Licht besehen eine Außerkraftsetzung der Dezemberverfassung in sich schloß, wo dann freilich ein „Angriff vom Boden" dieser Verfassung hoffnungslos gewesen wäre. Bemerkenswerth ist, daß hier ein Mitglied der

1) Vorbemerkungen zur dritten Auflage der Nationalökonomie von Dr. Albert Schäffle.

damaligen Regierung, welches in die Verhandlungen tief eingeweiht war, die Wahrung der Dezemberverfassung besonders hervorhebt, was, abgesehen von der unterlaufenen Täuschung bei Beurtheilung der Rechtsmaterie, doch gewiß unsere frühere Angabe bestätigt: die böhmische Partei sei 1871 bereit gewesen, das bestehende Verfassungsrecht formell als geltend anzuerkennen. Die Consequenzen einer solchen Anerkennung lassen sich nicht beliebig auf den Zweck des „Ausgleiches" beschränken, sie werden sich mit innerer Nothwendigkeit verallgemeinern, und dann ist der Standpunkt der Oppositionsfraktionen aller andern Länder, die das Gelöbniß leisten und am Reichsrath theilnehmen, nur durch die größere Folgerichtigkeit von der Auffassung der böhmischen Partei verschieden. Wir behaupten keineswegs, daß beide Theile sich über diesen Punkt klar geworden sind, aber der Augenblick wird kommen, wo sich die Consequenz des Schrittes von 1871 unerbittlich geltend macht, indem sie die gesammte Opposition in den Reichsrath führt. Wäre der Ausgleich im erwähnten Jahre gelungen, so hätte man — wie jenes Regierungsmitglied uns deutlich sagt — die formelle Anerkennung der Verfassung für die „unangreifbare" Giltigkeit des Ausgleiches herangezogen. Wenn nun eine andere Regierung jeden Akt für angreifbar und ungiltig erklärt, welcher jene Anerkennung nicht zur Voraussetzung hat, kann man ihr anders denn mit stumpfer Waffe entgegentreten? Gesetzt, unser Gegner hätte gegen das „pädagogische Motiv" der Reichsrathsbeschickung mit Glück seine Lanze eingelegt — den Sieg würde er deßhalb noch lange nicht errungen haben.

Mit der Herrschaft des formellen Rechtes hat es eine ähnliche Bewandtniß, wie mit dem Parteiregiment. Man kann dagegen eifern, aber es hat seine Schwierigkeiten sich demselben zu entziehen. Feste sociale Bande bilden die Grundbedingung, um das Recht nach Materie und Form zum harmonischen Ausdruck zu bringen. Sowie diese Bande sich lockern und lösen, tritt zwischen materiellem und formellem Recht der Widerspruch und endlich der Sieg des letzteren

hervor; denn der Staat kann ohne ein wenigstens formell geltendes Recht keinen Augenblick bestehen. Wenn die Wurzeln eines Uebelstandes so tief liegen, hilft kein grollendes Abwarten; hier kann nur anhaltende Thätigkeit, der Gebrauch aller geeigneten Mittel zur Weckung und Verbreitung besserer Einsicht, mit der Zeit Hilfe bringen.

Ob die parlamentarische Mitwirkung, die Theilnahme an der Gewalt, das Uebel formeller Rechtsherrschaft „befestige" oder ob solche Thätigkeit geeignet sei den Blick zu schärfen und ernüchternd zu wirken — das wird nur mit Berücksichtigung bestehender Verhältnisse zu ermitteln seyn. — Mehr als hundert Jahre ist in Oesterreich der Widerstreit von Rechtsform und Rechtsmaterie heimisch. Soll nun die (noch dazu unvollständige) Negation einer in sich uneinigen Opposition die Wirkungen des Widerstreites von so „ehrwürdigem" Alter hinwegtilgen? Wir haben diesen Glauben nicht. Was sich in dieser langen Zeit mit zielbewußter Arbeit befestigt hat, kann wieder nur mit der Zeit und durch anhaltende geregelte Arbeit gelockert und beseitigt werden. Und ist man denn, von Seite der Opposition, wirklich in der glücklichen Lage sich die Arbeitsstätte beliebig auszuwählen?

Ungarn hat die kurze Periode des absolutistisch- und constitutionell-uniformen Regimes durch Negation überwunden. Der früher erwähnte Widerstreit war aber hier von sehr neuem Datum, so daß seine Eindrücke und Wirkungen nur die Oberfläche berührten. Für den Widerstand Ungarns fiel nicht nur die Bedeutung des Landes, sondern auch die Vollständigkeit der Negation in's Gewicht; man hat dort nicht nur die Beschickung des Reichsrathes abgelehnt, nicht nur die Wahl für diese Körperschaft unter Zustimmung des ganzen Landes verweigert — man hat in dieser Zeit in Ungarn überhaupt von gar keinem Rechte Gebrauch gemacht, welches zu den damaligen Regierungsgrundsätzen in irgend einer Beziehung stand. Nicht einmal eine Gemeindevertretung konnte in dieser Zeit durch Wahl zu Stande gebracht werden. Dieß galt als Regel. Ganz anders waren

und sind die Verhältnisse in den nichtungarischen Ländern. Hier wird nur die Betheiligung am Reichsrath selbst von einem Theile der Opposition (allein in Böhmen auch die Betheiligung am Landtage) verweigert; alle anderen Rechte werden ausgeübt, wenn sie auch ein Ausfluß von Gesetzen sind, die dem Verfassungsboden entsprießen! Es geht auch gar nicht anders, wenn die Partei leben und wirken will. Ist es denn nicht auch eine „Mitwirkung", wenn man sich an der Ausführung solcher Specialgesetze betheiligt? Leben gewinnt die Verfassung erst durch diese Specialgesetze, und es ist sehr die Frage welche „Mitwirkung" der Verfassung mehr Nutzen bringt, die in oder die außer dem Reichsrath. In den meisten Ländern ist die Opposition nur durch verfassungsmäßige Specialgesetze — nicht durch die Verfassung selbst — geschaffen worden. Könnte sie nicht auf demselben Wege wieder aufgelöst werden? In wessen Händen liegt dieses? — Die große Masse des Volkes kennt und würdigt die Verfassung nur nach Einzelgesetzen, und wenn man einwendet, daß die Rechte, welche diese Gesetze begründen, nur den Liberalen gewährt sind, den politischen Gegnern aber verkümmert werden, dann vergißt man, daß die Exekutive das Amt des Verkümmerns übt, und die Opposition genöthigt wird, „ihr Recht" gerade wieder durch Berufung auf diese Gesetze anzusprechen, und so in den Augen des Volkes die Verfassung und Gesetzgebung zu rehabilitiren, nur die Exekutive zu schädigen. — So schafft man keinen klaren Stand der Dinge, so macht man die Geister nicht empfänglich für ein anderes „System".

Warum soll denn gerade die direkte Theilnahme am Reichsrath „eine Betheiligung am Zerstörungswerk des Liberalismus" seyn? Dann betheiligen sich offenbar in Deutschland die katholisch Conservativen im Reichstag und im preußischen Landtag an dem Zerstörungswerk! Wie sie ursprünglich in diese Repräsentanten-Versammlungen gekommen sind, ob freiwillig ob gezwungen durch die Lage, das wäre für die Thatsache der „Betheiligung" ziemlich gleichgültig;

zum Verbleiben in der Versammlung ist Niemand gezwungen, und schließlich wäre für den freiwillig Eingetretenen das Verbleiben gravirender als für jenen den der Zwang hineingeführt. Gibt es denn nur Mängel der Geburt und nicht auch Mängel der Entwicklung? Es wird von unserem Gegner consequent übersehen, daß ein Vertheidigungskampf, mit gewähltem oder gegebenem Kampfsplatz, gerade das Gegentheil einer „Betheiligung" an dem Unternehmen des Feindes bildet. Das neue deutsche Reich, beziehungsweise der norddeutsche Bund, ist durch Verträge selbstständiger Staaten entstanden; seine Verfassung beruht auf Vertrag und es kann keine Verfassungsinterpretation im Rechte begründet seyn, die diesen Vertragscharakter verläugnet. Autoritäten wie Heffter, Zachariä u. A. haben auf diese Rechtswidrigkeit hingewiesen; dennoch siegte die bequeme Fiktion, „daß der Vertrag dort aufhöre, wo die Verfassung (mit ihrem Art. 78: ‚Veränderungen im Wege der Gesetzgebung') beginnt." Schon zur Zeit des norddeutschen Bundes (1869) wurde vom Reichstag das gesammte Civilrecht in die Bundescompetenz einbezogen, im Widerspruch mit Artikel 4 der Verfassung, welcher unter den gemeinsamen Gesetzgebungsgegenständen ausdrücklich nur das Obligationenrecht anführte. Seither ist kaum eine Session ohne einen weiteren Schritt auf dieser Bahn vorübergegangen. Was die Liberalen in legaler Form in den einzelnen Staaten nicht zu erreichen vermögen, dazu verhilft ihnen ohne Bedenken ein Reichsgesetz, und jenen die für das Landesrecht eintreten, ruft man heute höhnend zu: „Nach Art. 2 der Reichsverfassung (‚Reichsgesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts der Verfassung') kann durch Reichsgesetz in jedem Moment die Verfassung eines Einzelstaates abgeändert werden!" (Allg. Zeitung 2. Februar 1875, aus Anlaß des Protestes der bayerischen Bischöfe gegen das Reichscivilehegesetz.) Was ursprünglich als „Reichsverfassung" von Vertretung und Regierung der Einzelstaaten angenommen ward, war weit verschieden von dem was sich später gewaltsam „entwickelt" hat, und unser Gegner ist

sehr im Irrthum, wenn er, mit Bezug auf den deutschen Reichstag, meint, daß „ein rechtlicher Grund sich von demselben fernzuhalten" nie bestanden habe.

Eine mit besonderer Schärfe an uns gerichtete Frage läßt sich hier leicht nochmals beantworten; denn schon unser erster Artikel enthielt, durch die Hinweisung auf die Parteiverhältnisse Deutschlands, die gewünschte Antwort. Mit Rücksicht auf die Majorität im österreichischen Reichsrath, ihre Machtmittel und ihr mangelndes Verständniß für föderalistische Anschauungen, werden wir gefragt: „und auf solche Sisyphusarbeit soll die Erziehung einer politischen Partei angewiesen seyn?" Wir könnten zunächst der Frage eine andere Richtung geben, mit dem Vortheil die Erfahrung für uns zu haben. Seit sieben Jahren wird außerhalb des Reichsrathes dahin gearbeitet, die „Föderalisten" zu einer übereinstimmenden Haltung zu bestimmen. Mit welchem rückläufigen Erfolge dieß geschah, ist bekannt. Wenn Jemand hier von „Sisyphusarbeit" spräche, könnte man es ihm sehr verübeln? —

Die katholisch-conservative Partei kämpft im deutschen Reichstage und im preußischen Landtage mit einer erdrückenden Mehrheit, die über weit größere Machtmittel verfügt als die österreichischen Liberalen und die, im Vergleich mit diesen, vielleicht ein noch geringeres Verständniß für das Kampfobjekt zeigt. In Deutschland zweifelt aber Niemand daran, daß diese „Sisyphusarbeit" zur „Erziehung der politischen Partei" wesentlich beitrug.

Es handelt sich eben immer nur darum: ob man Erfahrungen auch dann beachtenswerth findet, wenn sie den eigenen liebgewordenen Anschauungen widersprechen.

Wir behalten uns vor, auch noch den weiteren Anregungen unseres geehrten Kritikers zu folgen, insbesondere in Betreff der Parteiverhältnisse und des constitutionellen Dualismus; und wir hoffen dadurch das Bild der gegenwärtigen Lage vervollständigen zu können.

[redacted]

XXVI.

Jugenderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Viertes Capitel: Nach Berlin, 1814 — 1815.

1. Hinreise. Medicinisches und Politisches.

Abermals mit einem Stipendium versehen, schnallte ich zu Anfang Mai 1814 mein Reiseränzlein für Berlin. Mit großer Rührung, so schrieb ich den Meinen, nahm ich Abschied von Amberg, der urbs turrita, wie ein Dichter sie genannt, weil alle zwanzig Schritte etwa ein Thurm die Stadtmauer überragte. „Noch nie hatte mir der schöne Mariahilfberg und die Krone desselben, die herrliche Kirche so wohl gefallen", die man gegenwärtig schon von dem großen Platz vor der Stadtpfarrkirche erblickt; denn von hier zieht sich breit und geradlinig die Straße durch eine Lücke der Stadtmauer hinaus, und zwischen lebendigen Hecken allmählig aufwärts bis zur hohen Wallfahrtsstätte. — In Bayreuth machte ich eine Erfahrung von Unsittlichkeitsindustrie, wie sie, vielleicht nur aus Zufall, mir in solcher Unbefangenheit vorher nicht in Wien und nachher nicht in Berlin vorgekommen; das Charakteristische daran war der Mittelsmann, ein unerwachsener Bube. — Zu Fuß wanderte ich von Hof über Plauen hinaus nach Pöhl; als ich am folgenden Morgen um halb sechs Uhr abgehen wollte, langte der sächsische Postwagen an; zur nämlichen Strecke, die ich zu Fuß in acht Stunden zurückgelegt, hatte er zwölfe gebraucht! Kein

Wunder; obwohl er in Plauen gehalten, kehrte er in Pöhl, zwei Stunden von dort, schon wieder ein und „der Passagier" (der Einzige, ein Handwerksbursche) sah sich genöthigt dem Postillon und dem Condukteur, einem elenden schoflen Kerl, Kaffee zum Frühstück zu geben, und nicht nur auf jeder Umladestation, sondern auch zwischen je zweien derselben hielt der Postillon aus eigener Willkür und ließ die jeweiligen Reisenden für ihn bezahlen. Wie sollte man da auf den schlechten Wegen von der Stelle kommen! Gab es doch mit Ausnahme von Bayern, Oesterreich, Rheinpfalz und einigen wenigen Theilen von Preußen damals noch keine Straßen in Deutschland, vielmehr fuhr man querfeldein über Stock und Stauden. Ich setzte mich auf; es war ein offener Leiterwagen, auf dem man nicht nur gegen kein Wetter geschützt war, sondern auch kaum sitzen konnte wegen der Kisten und Päcke, die bei jeder von den zahllosen Unebenheiten des Weges in's Tanzen und Kollern geriethen und uns die Beine abzuquetschen drohten. Wir waren noch keine halbe Stunde außer dem Ort, als ich meine Brieftasche mit Paß und Postschein vermißte. Großer Schrecken! In friedlichen Tagen macht man sich keinen Begriff von der Bedenklichkeit eines solchen Verlustes in Kriegszeiten; ich aber war auf der Reise nach Wien Augenzeuge der Verlegenheit gewesen, in welche ein Mecklenburger in ähnlichem Falle gerathen. Ich untersuchte alle Säcke zwei=, dreimal vergebens! Sonst pflegte am Morgen die Sicherung der Brieftasche mein erstes Geschäft zu seyn, hatt' ich heute sie im Wirthshause vergessen? Hatte des Wagens heftige Bewegung sie herausgerüttelt? Es blieb nichts übrig, als in Herzensbeklemmung nach Pöhl zurückzuwandern und den Schlüssel zu meiner Schlafkammer zu verlangen ... o freudiges Erschrecken — in dem finsteren, noch unaufgeräumten Gemach mit dem grausam unsauberen Bett, in das ich nur angekleidet mich zu legen gewagt hatte, lag die Vermißte auf dem Tisch! Gottlob! die drei Stunden bis Reichenbach hatte ich nun zu Fuß nachzueilen, freute

mich aber dann der vielen, von Bäumen gartenhaft umgebenen und durchzogenen Dörfer und Städte und wünschte auch meiner armen Heimath die so schöne und nützliche Baumcultur. Der Charakter der Sachsen zeigte sich mir im Ganzen von einer gutmüthigen und ehrlichen Seite. So gelangte ich nach Dresden, von wo ich am 8. Mai in die Heimath schrieb: „Geliebteste Aeltern und Schwestern, theuerste Freunde, der Himmel lasse Sie diesen Gruß von mir aus dem Norden Deutschlands mit ebenso frohem Herzen empfangen als freudig und wohlgemuth ich Ihnen denselben biete."

Von Sehenswürdigkeiten der sächsischen Hauptstadt besuchte ich, was Alle kennen, vermerkte jedoch mißfällig den Dukaten, den der Einlaß in die Gemäldesammlung mich gekostet, da man die Galerien zu Wien und München gratis sehen konnte. „Alles muß hier bezahlt werden", schrieb ich, und theuer obendrein. — In Chemnitz schon hatte ich mich an drei Reisegefährten angeschlossen, nämlich zwei Bergbaustudirende (einen Bayern und einen Polen) und Dr. Rudolf Maier aus Aarau, erster Besteiger des Gipfels der Jungfrau und zugleich Beschreiber dieses Unternehmens. Die drei beredeten mich, zum 16. Mai mit ihnen nach Prag zu wandern, wo außer der Merkwürdigkeit der Stadt noch das Nepomuksfest viele Fremde anzog, — wie denn nicht mich, den Namensclienten des hochberühmten Heiligen? So setzten wir am 9. unter dem Flötenspiel der drei Gesellen, womit sie öfter unseren Marsch begleiteten, und unter Gesang um 8 Uhr Abends über die Elbe, kehrten über Pillnitz und den Sonnenstein, wo das Irrenhaus besucht wurde, bis Freiberg zurück und bogen dann ab gegen Böhmen. Im Erzgebirg herrschte noch das Bild des Elends und Jammers; Menschen- und Thiergerippe auf Feldern und in Wäldern; keine Rinder, somit gar kein Fleisch zum Essen; Aecker aus Mangel an Samengetreide häufig nicht angebaut; in Gieshübel, einem Städtchen, waren alle Menschen gestorben bis auf etliche zwanzig. Wir kamen durch mehrere theils völlig, theils beinahe

verlassene Dörfer. Zehn Wochen lang (während dem Waffenstillstand) wurde die ganze Gegend wechselsweise von Russen, Franzosen u. s. w. geplündert und aufgezehrt. Unter Schneegewitter am Morgen wanderten wir gen Altenberg, wo es uns von Interesse war, das Zinnbergwerk zu besehen. Auch hier überall unzählige Bilder von Verwüstung, vor Allem verlassene, zerstörte Häuser. Sogar in die tiefen Schachte, in welche die Menschen ihre Personen und Habseligkeiten geflüchtet und aus denen sie die Leitern weggenommen hatten, stiegen, von Noth getrieben, Franzosen und Russen, gleichsam wie in Schornsteine hinab. Oefter erhielten wir auf der Reise zwei Tage hindurch keinen Bissen Fleisch, bloß Butter, Eier u. dgl. „Wie viele Tassen machen Sie wohl aus einem Loth Kaffee?“ fragte ich. „Ei nun“, war die Antwort, „für solche Herren wie Sie sind, zwölf, für uns aber vierundzwanzig.“ — Während wir auf der Höhe des nach Böhmen steil abfallenden Gebirges unter dickem Schneien hinwanderten, sahen wir, wenn einen Augenblick das Gestöber aufhörte, tief unten im Thal die Wiesen voll lachender Maiblumen. So ging's nach Zinnenwald, das halb sächsisch, halb böhmisch. Auf dem Weg fanden wir eine ungeheure Menge Trümmer von Kanonengestellen, Flintenkolben, Cascos, Monturstücken, Pferdegerippen u. s. w. Bei dem böhmischen Einnehmer in Zinnenwald wiesen wir unsere Papiere, er begehrt auch Gesundheitspässe; wir schicken einen Expressen nach Altenberg zurück an den Ortsvorstand um das Zeugniß, daß in Altenberg gesunde Luft herrsche; vergebens; dieser verlangt uns selber zu sehen. So wandern wir unter Schneien wieder nach Altenberg zurück und lassen uns das Verlangte ertheilen, müssen aber, weil es darüber Nacht wird, in Altenberg bleiben. In Teplitz freuen wir uns ein Bad zu nehmen, noch mehr aber vergnügt es mich, so viel Porzellanjaspis zu sammeln, daß mein Ranzen davon gefüllt ist und ich Ueberrock und Wäsche im Arm tragen muß; von Prag aus sandte ich eine Kiste voll in die Heimath, wo sie denn — Dank dem Eifer

der Besorger — nach zwei bis drei Jahren richtig angekommen ist.

Als wir am 15. Mai gegen Abend tapfer auf Prag losmarschirten, gesellte sich zu uns ein schofel aussehender Mensch, hinschlendernd auf niedergetretenen Schuhen, sprach uns an, mischte sich in unsere Reden, kurz, that vertrauter als uns genehm war. Wir begannen deßhalb französisch zu sprechen, er aber stimmte herzhaft mit ein. Ueberrascht reden wir italienisch, der Kerl spricht italienisch, vielleicht gewandter als wir. Nun nehmen wir unsere Zuflucht zum Latein, das wird doch helfen? Keineswegs, der Kerl spricht Latein. Höchst befremdet sehen wir uns an; da versucht auch noch der Pole sein Glück und redet polnisch, obschon ihm Keiner von uns Bescheid zu geben vermag — nur der Kerl mit den hinuntergetretenen Schuhen versteht und antwortet. Potzwetter! Jetzt können wir nicht mehr umhin: wer er denn sei, ob und wo er studirt habe? „Nie und nirgends", war die Antwort, er könne nicht lesen noch schreiben, er sei nur Marqueur, da habe er so gelegentlich die Sprachen gelernt (das Latein vermuthlich in Ungarn). Nun ist die Reihe zu fragen an ihm. „Die Herren gehen zum Feste nach Prag?" „Ja wohl." „Haben Sie denn schon Quartier?" „Nicht doch." „Dann bekommen Sie auch keines, wenn nicht ich es ihnen verschaffe." Wir wollen's ihm nicht glauben, aber in Prag angelangt, ziehen wir am Abend von Gasthaus zu Gasthaus — vergebens. „Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?" bemerkt der Marqueur; „aber ich helfe Ihnen doch." Und wirklich brachte er uns unter in einem Privathaus im Innern der Stadt, zwar über vier Treppen hoch, aber immerhin eine Unterkunft. Dann durchstreiften wir die Gassen; unter jedem Marien-, jedem Nepomuksbild, d. h. schier vor jedem Hause, lagerten im Schein der zu Ehren der Heiligen angezündeten Lämpchen zehn bis zwanzig Menschen auf ihren Reisebündeln und mit Kleidern zugedeckt; ebenso auf der sehr breiten Moldaubrücke zu beiden Seiten Mann an Mann — für eine Mainacht ein kühles Vergnügen.

Am nächsten Morgen trat mit feierlicher Miene ein Mann zu uns in's Zimmer und sprach mit stolz zurückgeworfenem Kopf: „Ich rasire.“ „Festungen?“ fiel ich ein. „Nein, Bärte.“ — Wir begaben uns, wohin alle Welt strömte, in den prächtigen Dom zur Feier meines Namenspatrons. Prag gefiel mir ungemein; ich hatte, so schien es mir, noch keine Stadt von so majestätischem und wahrhaft königlichem Ansehen kennen gelernt. Besonders entzückte mich vom Hradschin aus sein Anblick mit den vielen Kirchen und Thürmen, der ruhig und still hindurchziehenden Moldau und der prächtigen Brücke. — Hier in Prag traf ich Clemens Brentano's Bruder Christian, welcher das Familiengut Bukowan verwaltete. Auch mit ihm sollte sich mir in der Folge ein reger Verkehr entspinnen.

Auf dem Rückweg kamen wir nach Kulm, wo in der bekannten Schlacht im August 1813 der russische General Ostermann den napoleonischen General Vandamme schlug und mit 12,000 Franzosen gefangen nahm. Ich ließ mir's dort nicht träumen, daß ich mit dem Sieger von Kulm dereinst in mehrjährigen häufigen Verkehr gerathen sollte. Kulm war zum Theil weggebrannt, ebenso fast alle Dörfer der Umgegend. Hier erhielten wir nicht einmal Kartoffeln. Von Kulm aus stiegen wir die steile Seite des Erzgebirges wieder hinan, auf dessen breitem Rücken es abermals schneidend kalt war und wenig fehlte zu neuem Schnee. Nun ging es Freiberg zu. Wir machten wunderliche Figuren und gaben den Leuten zu denken, was wir seien, die Einen mit viereckigen steifledernen Ranzen auf dem Rücken, in Bandelieren die Hämmer an der Seite, der Pole ein Terzerol im Gürtel, ich ein kürzlich mir geschenktes türkisches Stilet im Stiefel. Nun hielten uns Einige für Schmiede und doch wieder nicht recht, Andere für aus der Gefangenschaft zurückkehrende Franzosen, wozu aber die Hämmer nicht passen wollten, noch Andere für Schatzgräber, Einige gar für Spitzbuben und Banditen, Einige endlich, was doch theilweise zutraf, für Bergleute.

Bis Laun, ja bis Schlan sprach fast Jedermann deutsch und zwar ein der erzgebirgischen Sprache sehr ähnliches Deutsch, und nur Wenige verstunden Böhmisch; es wird eben die ganze Bevölkerung von Eger, Saaz, Teplitz bis Schlan sächsischen Ursprungs seyn, wie im Westen und Südwesten des Landes die Oberpfälzer vorherrschen. Ueber die Deutsch-Böhmen, welche wir auf unserer Reise getroffen, fanden wir keine Ursache zu klagen. Auch war es dortzuland fast noch einmal so wohlfeil als in Sachsen. „Aber", bedauert mein Brief, „seit ich Bayreuth verlassen habe, ist mir noch kein guter Tropfen Bier zu Theil geworden. Sie können daher denken, was für Durst ich bisher schon gelitten." „Gab es denn kein Wasser?" fragt mich meine Schreiberin. Ei das war so reichlich im schlechten Bier vorhanden, daß es uns mit verleidet wurde.

In Freiberg, durch das ich zwei- oder dreimal gekommen, ward ich zweimal von der Wache angehalten, einmal sogar auf die Wachtstube geladen, wo man sich freute, endlich meiner habhaft zu seyn. War ich am Ende doch wirklich ein Spitzbube, wie jene Leute unterwegs gemeint? Doch schien ich nicht ganz der Rechte, bald klärte sich der Irrthum auf und ich wurde entlassen. Ich besuchte den Berghauptmann Trebra, der sehr freundlich mich zu Tische lud, und in Dresden wurden Dr. Maier und ich von dem großen Werner mit Güte empfangen. Nachdem ich hier nochmal die Bildergalerie mir zu Gemüth geführt, wanderte ich mit dem Aarauer Doktor gen Meissen, auf dem Weg mich an den vielen Weinbergen erfreuend. Eine Stunde vor Leipzig fanden wir noch mehrere halbverweste Pferde, die unerträglich stanken. In der Stadt ward mir Gelegenheit, die Preise der Lebensmittel mit denen zu Landshut zu vergleichen, indem ich für etwas Suppe und drei Eier nebst einem Stückchen Butter, dann nochmals Suppe mit Schweinfleisch und Zwetschgen sowie anderthalb Bouteillen Bier (die Bouteille nicht völlig eine bayerische Maß) 1 Thlr.

4 Gr. (2 fl. 6 kr.) bezahlen mußte; ich hatte alle Ursache, die Landshuter 18 kr., wovon zwei Menschen zweimal und noch ein dritter einmal satt wurden, in gerührtem Andenken zu halten. In den breiten Straßen mit schönen Gebäuden fiel mir der Mangel an Kirchen auf. — Wir besuchten Gilbert, den Professor der Physik, welcher, von München sprechend, bemerkte, es sei ein großes Versehen, daß man daselbst einen der Naturwissenschaften Unkundigen, einen Philosophen zum Präsidenten der Akademie gemacht, wobei er einige Geringschätzung gegen H. F. Jacobi durchblicken ließ. Gewiß ist zu wünschen, daß das Haupt einer solchen Anstalt Kunde habe von der Natur, aber nicht weniger mißlich ist es zweifellos, daß sehr viele Präsidenten keinen Begriff haben von der „Wissenschaft des Wissens"; ja ich behaupte: Daß er Philosoph sei, ist das Erste, ja Unerläßliche, wenn schon er auch bewandert seyn soll in Welt- und Naturgeschichte; ein bloßer Fachmann (Jurist, Historiker, Physiker &c.) genügt ganz gewiß nicht.

Von Leipzig bis Düben trafen wir — ein halbes Jahr nach der Schlacht! — noch mehr als 40 halbverweste Pferde in den Straßengraben liegend, mit ihrem Geruch die Luft verpestend. Im Städtchen Kemberg waren weder Fleisch noch Eier zu bekommen. In Wittenberg hatten die Franzosen den Stein, der Luthers Gebeine deckte, in der vergeblichen Hoffnung auf einen silbernen Sarg hinweggenommen. — Ueberraschenden Eindruck machte mir Potsdam. Prächtige Gebäude, breite, lange, gerade Straßen, Alleen, stolze Brücken über vielfach die Stadt durchschneidenden Kanälen ... aber wenig Menschen und nach und nach die Entdeckung, daß hinter den prächtigen Façaden der Häuser häufig schlechte und ärmliche Wohnungen zu finden.

Endlich am 28. April gelangten wir, mein Aarauer Gefährte und ich, nach Berlin. Den größten Theil der Reise hatte ich zu Fuß gemacht.

Jenes Gefühl der Verlassenheit, das in der Fremde, besonders in großen Städten uns so gern beschleicht, das ich trotz des Bruders Gegenwart auch in Wien gekostet, konnte für mich in Berlin nicht wohl aufkommen. Wußte ich doch schon Freunde hier, auf die ich mich freute, und als ich am Morgen nach der Ankunft — es war der heil. Pfingstsonntag — auf dem Weg zur Kirche mich befand, hörte ich hinter mir ein junges Stimmchen rufen: „Das ist ja der Ringseis!“ Es war die halberwachsene Bettine von Savigny, die mit ihrer Mutter ebenfalls zur Kirche ging. Auf's herzlichste begrüßt und bewillkommt, mußte ich sogleich aus dem Gasthof zu ihnen ziehen, bis eine geeignete Wohnung sich fände; doch war ich schon am anderen Tag im Besitz eins hübschen gemietheten Stübchens. Und so konnte ich heitergestimmten Herzens meine Studienangelegenheiten in Ordnung bringen.

Von Kliniken besuchte ich vor Allem die medizinische von Horn (dem Aelteren) in der Charité. Hier sah ich die Behandlung der Typhuskranken durch kalte Sturzbäder über den Kopf; dieselbe ist also nicht so neu, wie man jetzt zu meinen scheint, wenn schon sie damals nicht so verbreitet und ausgebildet gewesen als heute. Ferner wohnte ich der chirurgischen Klinik sowie dem Operationskurs beim älteren Gräfe bei. Es war üblich, daß den besuchenden jungen Aerzten je ein Patient zur etwa nöthigen Operation überwiesen wurde; ich war der Erste, der in jenem Jahr eine solche zu vollziehen erhielt, und Gräfe berichtet darüber in einem seiner Werke. Auch einen Staar operirte ich in seiner, mehrerer anderen Aerzte und vieler jungen Medizinier Gegenwart. Den Fachleuten ist bekannt, daß in Berlin die Steinkrankheit eine ziemlich seltene; so hatte denn Gräfe noch keinen Steinschnitt gemacht. Nun sprach ich einst die Ueberzeugung aus, daß ein mir zugewiesener Patient den gesuchten Artikel besitze und da Gräfe sich ungläubig zeigte, auch mit der Sonde ihn nicht fand, ergriff ich dieselbe und

wies ihm das Steingeräusch nach. Nunmehr überzeugt, wünschte er begreiflich die Operation selbst zu übernehmen und vollzog sie vor den versammelten Besuchern des Curses.

Nebst gelegentlichem Besuch des Militärspitals pflog ich regelmäßig den der ambulatorischen Polyklinik von Hufeland, Bernstein und Helling. Ersterer, bei welchem mich Savigny persönlich einführte, zeigte sich mir liebenswürdig freundlich, aber vor der Zeit gealtert und beinahe blind; von der in seiner weitverbreiteten Schrift behandelten „Kunst, das Leben zu verlängern“, somit doch wohl auch die Jugend zu dehnen, meinte ich an ihm nichts zu merken. — Hufeland hatte mit Recht wider das viele Branntweintrinken in Berlin geeifert; dafür gab damals ein Fabrikant von Spirituosen einem seiner Getränke den Namen „Doppelt-Hufeländchen.“

Während in Wien das fast exspektative Verfahren des geistvollen Hildebrand höchst lehrreiche Beobachtungen über die eigenen Heilkräfte der Natur gestattete, herrschte in Berlin fast durchgängig ein kräftiges Eingreifen. In ophthalmiatrischer Beziehung überragten die Wiener Beer und Jäger unläugbar die Berliner, unter welchen der Sohn Gräfe noch nicht aufgetreten war.

Den Besuch der Kliniken fand ich kostspielig. — Studenten gab es wenige, die meisten weilten noch im Feld. Die Promotionen und Disputationen geschahen zwar hier wie anderwärts in lateinischer Sprache; aber schon war die rechte Gewandtheit darin vielen Doktoren und Professoren abhanden gekommen; da ich dieselbe in ziemlichem Grade besaß, wurde ich regelmäßig als Opponent geladen.

Vom Wichtigsten war mir der Verkehr mit dem „alten Heim“, dem gefeierten, aus Meiningen gebürtigen Arzte und Geheimrath, dessen Genialität in seinem Beruf wie in seiner ganzen Persönlichkeit mir einen großen und dabei äußerst liebenswürdigen Eindruck hinterlassen hat. Seine freundliche Heiterkeit, seine anspruchslose Unbefangenheit, sein

[redacted]

nicht selten kindlich anmuthiger Scherz stachen auffallend ab von der kalt vornehmen Gemessenheit mancher seiner Collegen, z. B. des ebenfalls berühmten Formey. Heim erwies mir die Ehre, zu seinen täglichen von 6 — 7 Uhr stattfindenden Morgenordinationen an Arme (oder an Jeden der die Stunde nicht scheute) mich aufzufordern, und täuscht mich nicht die Erinnerung, so war dazumal, vermuthlich in Folge der kriegerischen Zeitläufte, kein anderer junger Arzt zugegen. Heim erschien hier noch in Hemdärmeln und vollendete, um Zeit zu gewinnen, seinen Anzug während der Ordinationen. — Auch in der Privatpraxis nahm er mich in merkwürdigen Fällen mit sich, und überdieß erfreute ich mich an seinem Tisch, zu dem er mich öfter geladen, seines genialen und heiteren Gespräches.

Die Feinheit von Heim's Sinnen war bekannt. Als er einst in meiner Gegenwart in seinem Ordinationszimmer sich mit Kranken beschäftigte, trat eine Magd mit einem Kinde herein und setzte sich gleich neben der Thür auf einen Stuhl. Ohne die Person, mit der er sprach, zu verlassen und den kleinen Patienten in Augenschein zu nehmen, rief er: „Das Kind hat den Scharlach". Am Geruch hatte er dieß erkannt. Die Graviditas extrauterina eines Kindes merkte er aus der Besonderheit im Schmerzensschrei der Mutter.

Von Eigenthümlichkeiten in Heim's Behandlungsweise erwähne ich, daß er in manchem Typhus öfter zur Ader ließ[1]; er erinnerte mich daran, daß Joseph Frank (der berühmte Sohn des noch berühmteren Peter Frank) in seiner Reisebeschreibung vom günstigen Erfolg dieser Heim'schen Aderlässe im Typhus spreche. Jene Weise der Behandlung war damals ungewöhnlich, wie sie heut es abermals geworden, was mit dem epochenhaften Wechsel

---

1) Von Berlin heimreisend, sah ich in Bamberg, wie Dr. Markus (der Aeltere) seinem Assistenten Dr. Funk im Typhus mit Erfolg zwölfmal Blut entzogen. Es herrschte eben ein anderer Krankheitscharakter als später.

des allgemeinen Gesundsheits- und Krankheitsgenius zusammenhängt.

Im akuten Rheumatismus verordnete Heim mit Glück jeden zweiten Tag Brechmittel. Aehnlich hatte ich bereits durch einen Bauern erfahren, daß derselbe, vom Instinkt getrieben, mit Hilfe eines Abführmittels, das er sich hatte verschreiben lassen, fast plötzlich von einer heftigen Kniegeschwulst befreit worden. In der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht ließ Heim alle Stunden Begießungen von kaltem Wasser auf den Kopf und in der Zwischenzeit kalte Umschläge machen; dieß damals lang vergessene Verfahren hatte er laut eigener Erzählung von einem Roßdoktor erlernt, der bei Hirnwuth (Taumel) der Pferde mit bester Wirkung kalte Begießungen angewendet. Seither ist freilich die Methode längst wieder landläufig geworden. Einmal verschied im Gegensatz zum gewöhnlichen guten Erfolg ein so behandeltes Kind; doch bestätigte die Sektion Heim's Diagnose, und den Krankheits-Bericht darüber schrieb ich auf Horn's Begehren für den Jahrgang 1815 (?) seines Archives, wo er noch wird zu finden seyn. — Als einst Heim wiederum mit seinem scharfen Geruchssinn einen Scharlach gewittert hatte, der aber nicht zum Vorschein gekommen war, setzte er den Patienten in ein kaltes Bad, aus welchem derselbe schon ganz rothgefleckt herauskam.

Einer Prinzessin, die ihn zum Leibarzt begehrte, setzte er, wie er mir erzählt hat, folgende drei Bedingungen, die sie angenommen: 1) daß sie ihn nicht mit Er anrede, sondern mit Sie; 2) daß er nicht in Schuhen und seidenen Strümpfen zu erscheinen brauche und 3) daß sie ihn nie länger als höchstens fünf Minuten warten lasse. Es ist bekannt, wie hohe und höchste Herrschaften oft rücksichtslos mit der Zeit anderer Menschen umgehen, daß wohl ein vielbeschäftigter Arzt darüber aus der Haut fahren möchte. (Unser König Ludwig I. bildete hierin eine glänzende Ausnahme; die Zeit war ihm kostbar nicht nur für sich, sondern auch für Andere.)

Eines Tages fand zur Stunde der Morgenordination bei

[redacted]

Heim eine lebhafte noch junge Frau sich ein. „Weil Sie gestern es mir erlaubt haben, Herr Geheimerath, so komme ich.“ Sie plauderte nicht ohne Anmuth, consultirte ihn im Nebenzimmer und als sie fort war, fragte er mich, wie sie mir gefallen. „O die Dame scheint Geist und Lebendigkeit zu besitzen“, erwiderte ich. „Nun“, entgegnete Heim, „das haben schon Mehrere gefunden. Gestern traf ich sie in Gesellschaft mit ihrem vierten Mann und die drei ersten, von denen sie geschieden ist, waren auch zugegen.“ — Solches war jedoch schon damals nicht mehr ganz vereinzelte Erscheinung, auch die Mutter des bekannten Dr. *** unterhielt sich in Gesellschaft zu gleicher Zeit vortrefflich mit ihren drei aufeinandergefolgten Männern und nicht minder diese, Einer sich mit dem Andern.

Sowohl an Heim's Seite als in der Polyklinik lernte ich einiges vom Armenwesen zu Berlin kennen und verwunderte mich schon damals über das große Elend, das ich fand, sowie über die mangelhafte Schulbildung, welche zum Theil wohl in diesem Elend fußte; es konnten ungenügend bekleidete Kinder eben einfach nicht zur Schule gehen und so traf ich auch genug Erwachsene, welche des Lesens und Schreibens völlig unkundig waren.

In's Stammbuch schrieb mir Heim:

„Es gehört zur Zufriedenheit und selbst zum Stolz des Arztes, sich bei seinen Kranken und ihren Umgebungen so zu benehmen, daß wenn sie, ob mit Recht oder Unrecht, mit ihm als solchem unzufrieden sind, sie ihn als Mensch doch noch ehren und schäzzen und in der Folge ihr volles Zutrauen als Arzt in ihn wieder sezzen müssen. — In den Morgenstunden, wo so mancher Kranke zu mir kommt, habe ich Sie, mein lieber Herr Doktor, bei Ihren fast täglichen Besuchen bei mir, als einen wissenschaftlichen, fleißigen und humanen Arzt das Vergnügen gehabt kennen zu lernen, so daß ich nicht zweifeln darf, jene Zufriedenheit werde Ihnen in Ihrer praxis bei vorkommenden Fällen nicht fremd bleiben. — Behalten Sie mich, so wie ich Sie, in gutem Andenken. Berlin den 6. April 1815. Heim.“

Es besuchte mich in späteren Jahren ein Verwandter von ihm (vielleicht sein Schwiegersohn und Biograph Keßler) und bat mich um Mittheilungen über meinen Verkehr mit Heim; ohne Zweifel waren damals meine Erinnerungen an ihn reichhaltiger als heute. Ich war aber so versunken und ertrunken in anstrengendster Arbeit, daß ich zu schriftlicher Aufzeichnung mich durchaus unfähig fühlte. Ich glaube, es waren die Tage meiner ausgedehntesten Praxis und dann mochte das Begehren in Absicht auf jene Lebensbeschreibung gestellt seyn, die Heim zu seinem goldenen Doktorjubiläum überreicht worden ist. Ich habe meine damalige nichtverschuldete Unaufgelegtheit sammt Zeitmangel oft bedauert; nahm ich mir doch bis zu meinem jetzigen hohen Alter nie die Muße, meine Erlebnisse aufzuzeichnen, und theils mit Recht theils mit übertriebenem Vertrauen auf mein gutes Gedächtniß mich verlassend, hoffte ich stets, es werde mir dasselbe vielleicht noch am späten Lebensabend die gewünschten Dienste thun[1].

---

1) Anmerkung der Schreiberin. Nach dem im J. 1834 erfolgten Tode Heim's ist dessen Biographie erschienen (die 2. Aufl. 1846, Leipzig, Brockhaus). Da Schreiberin Dieses das populär und liebenswürdig gehaltene Buch durchlas, drängten sich ihr unwillkürlich trotz namhafter Unterschiede in Charakter, Lebensgang und Gesinnung auch namhafte Analogien zwischen dem berühmten Berliner Arzt und seinem Münchner Collegen auf. Obschon Ringseis vielleicht öfter als Heim von Stunden schwermüthigen Ernstes zu erzählen wußte und weiß, so erscheint doch in jenem so gut wie in diesem als der eigentlich durchschlagende Zug die bezüglich auf Ringseis schon einmal von uns besprochene unverwüstlich wiederkehrende kindliche Heiterkeit; in beiden Männern wurzelt dieselbe schon in einem glücklichen Naturell, findet aber Nahrung und Lebenselement im Frieden eines warm lebendigen Gottvertrauens sowie eines guten Gewissens, besonders einer makellosen Sittenreinheit. In Beiden treffen wir ferner die nicht nur gewissenhafte, sondern auch warmherzige Theilnahme und opferwillige Unermüdlichkeit für ihre Patienten, die Beiden durch ein seltenes Maß von Liebe und Verehrung gelohnt wird; in Beiden die musterhafteste Collegialität; in Beiden die rastlos forschende

Der Staats- und geheime Obermedizinalrath Langermann, welchen ich als sehr gütig kennen lernte, lud mich

---

Wißbegierde; in Beiden die unbegreiflich gesteigerte Arbeits-Kraft; hier allerdings ergibt sich der Unterschied, daß Heim ohne anderes Amt bloß seiner Praxis und derselben dafür in ausgedehntester Weise sich gewidmet, wenn auch ohne Ausschluß des regsten Antheils an der Wissenschaft, wenigstens auf dem Gebiete der Naturforschung, wogegen Ringseis durch sein geschäftliches Wirken an Regierung und Ministerium, wie solches nach dem Ausspruch der Eingeweihten nur Wenige in gleichem Umfang zu leisten vermöchten, durch seine geliebte Lehrthätigkeit an der Universität, durch seinen theils empfangenden, theils hervorbringenden Antheil an vielen Gebieten des Wissens und Lebens sich nach wenigen Jahren der angestrengtesten Stadt- und Spitalpraxis gezwungen sah, der ersteren, d. i. der Stadtpraxis, allmählig zu entsagen und nur die letztere, die ohnedieß von ihm mit Vorzug in's Herz geschlossene Spitalpraxis zu behalten. Mußten bei solcher Verschiedenheit des Wirkens auch die Lebensschicksale sich vielfach unterscheiden und hat Ringseis vermöge des drastisch originellen Hervortretens seiner religiösen Anschauung in Leben, Wissen, Politik u. s. w. mehr Verkennung und Verfolgung erlitten als Heim, so sind doch beide Männer sich auch darin ähnlich, daß sie mit dankbar lebendiger Empfindung sich des göttlichen Segens bewußt sind, der ihr Lebelang sie geleitet und mit gar vielen irdischen Gütern gesegnet hat, nach denen sie selber die Hand nicht eigenwillig ausgestreckt hatten; aber sie suchen diesen göttlichen Segen auch nicht einzig im Glück, sondern ebensosehr in der göttlichen Führung durch die Trübsale des Lebens hindurch. — Was endlich die ärztliche Methode betrifft, so steht freilich dem Laien kein Urtheil zu; herzlich freute sich aber die Schreiberin, zu lesen, wie auch Heim, bei aller Werthschätzung der Wissenschaft und ihrer Bedeutung für das ärztliche Handeln, doch für letzteres gleich Ringseis den Schwerpunkt nicht in die wissenschaftliche Reflexion setzte, sondern in die praktische Erfahrung und das feldherrnmäßig scharfe und rasche Ueberblicken, Durchschauen, Beurtheilen, Voraussehen und Eingreifen; der mit diesen Erforderniſſen begabte Heilkünstler wird, selbst wo er die Prinzipien nicht philosophirend auszusprechen vermöchte, dennoch in richtiger Ahnung nicht wider dieselben verstoßen.

zu einer Reise nach Schlesien ein; doch konnte ich mir die erforderliche Zeit nicht gönnen und lehnte deßhalb dankend ab. (In Karl Ignaz Lorinser's Selbstbiographie empfängt man von Langermann's fürsorglich wohlwollender Güte für Solche die er derselben werth gehalten, ein liebenswürdig anschauliches Bild.)

Im Concept einer Eingabe welche ich an die bayerische Regierung gemacht, finde ich folgende Stelle: „Da gegenwärtig der Magnetismus ein so vielfach besprochener, selbst von Reil, Hufeland, Horn, Marcard, Stieglitz und den meisten Aerzten gewürdigter, schon deßwegen wenigstens in medizinisch historischer (wär' es auch nicht in praktischer) Hinsicht der Untersuchung würdiger Gegenstand geworden ist, so glaubte ich nicht gegen den a. h. Willen und die Absichten der weisesten und jede ruhige wissenschaftliche Forschung unterstützenden Regierung zu handeln, wenn ich dem Rathe mehrerer Professoren folgend, ohne deßwegen die Kliniken von Gräfe, Hufeland und Horn, als meine Hauptzwecke, im geringsten zu versäumen, die Anstalt von Prof. Wolfart hier besuchte, in der eine große Menge der verschiedensten Kranken auf verschiedene Weise magnetisirt werden. Ich habe dabei meine Ansichten über Natur und Wirkung des Magnetismus aufgeklärt und berichtigt." — Hatten nämlich in Wien Hildebrand, Beer, Barth und Andere den Magnetismus für eitel Betrug gehalten, so gestanden in Berlin die bedeutendsten Aerzte die Thatsachen desselben zu und erwiesen sich ihm günstig gestimmt. Die Erklärung jedoch, welche sie diesen Thatsachen gaben, als beruhten sie auf einer bis dahin unbekannten Kraft der gangliösen Nerven, diese Erklärung, wie ich sie damals mit annehmen zu müssen glaubte, hat allerdings seither sich bei mir einer abermaligen bedeutenden Berichtigung unterziehen müssen. Nerven sind Stricke; wie kämen sie dazu, die so wunderbar gebauten Sinnesorgane zu ersetzen! Es ist also noch etwas Anderes dahinter; ein Betrug allerdings, aber nicht im gewöhnlichen Sinn,

[redacted]

nicht von Menschen in Scene gesetzt. — Da ich Wolfart als Bayer vorgestellt wurde, rief der kleine Mann lebhaft: „Sind Sie Katholik? Ich frage nicht aus Unbescheidenheit; nein, einer Merkwürdigkeit halber. Ihr Weihwasser ist kein gewöhnliches Wasser; die Magnetisirten sehen es leuchtend, auch schmeckt es anders und ist wirksamer.“ Er hielt es daher für ein unter besondern Umständen magnetisirtes. In einer Sitzung, der ich mit vielen Wißbegierigen aus allen Ständen der gebildeten Gesellschaft, namentlich Aerzten, beiwohnte, gab ein etwa achtjähriges Mädchen, am Baquet sitzend, den Leiter an der Herzgrube, die verschiedene Sekundenzahl auf den Uhren der Gegenwärtigen richtig an, ein reichhaltiges Experiment, weil Aerzte Sekunden-Uhren zu tragen pflegen. Seiner Mutter nannte mich der Magnetiseur als einen von der bayerischen Regierung Beauftragten, seine (Wolfart's) Anstalt zu besuchen; das war wohl eine unrichtige Auslegung meines Stipendiums; den Umstand aber, daß ich Bayer sei, hörte ich immer betonen; es mochten vor mir noch wenige Altbayern nach der jungen Universität gekommen seyn.

Zu meinen Berliner akademischen Erinnerungen gehört übrigens auch, daß ich selten in meinem Leben so heftig gelacht habe, als in der Rede eines dortigen Akademikers über die Anwendung des Wachses bei den Alten; sie strotzte so von Albernheiten und Plattheiten, mit dem größten Ernste vorgebracht, daß mir Alles weh that und meine schlechtfärbige Weste von den unaufhörlich strömenden Lachthränen ganz verdorben wurde. Da der Redner auch äußerte, die Anwesenden alle mit Ausnahme des Hausknechts seien Schüler seines Vaters (eines bekannten Professors) gewesen, so bemerkte ihm nach Schluß des Vortrages Hufeland: „Aber ich gehöre nicht zu Ihres Herrn Vaters Schülern.“ Der Redner erwiderte: „Nun dann gehören Sie noch zum Hausknecht.“

Berlins viele prächtige Gebäude und breite Straßen erschienen mir bedeutend; doch fiel mir hier wie in Leipzig der Mangel an Kirchen und Thürmen auf, welche die gewöhnlichen Gebäude überragen müssen, wenn ein rechter Größenmaßstab und der Eindruck entstehen soll, daß in einer Stadt nicht bloß das Alltägliche geschehe. Am feierlichsten nahm sich Berlin mir aus, als am 6. August 1814 der König seinen Einzug hielt. An der Spitze seiner Garden kam er durch das Brandenburger Thor, oberhalb dessen zwölf ungeheuren Säulen die im J. 1806 von den Franzosen nach Paris entführte und nun zurückgekehrte Siegesgöttin mit ihrem Viergespann wieder prangte. Sie war bis dahin verdeckt geblieben; im Augenblick, da der König kam, fiel die Hülle. Zwischen je zwei Stämmen der mittleren von den sechs Lindenreihen ragte auf hohem Mast ein Adler empor und zwischen dieser endlosen Adlerreihe bewegte sich der Zug in den Lustgarten, wo der Altar errichtet war und eine Predigt unter freiem Himmel gehalten wurde. Am Schlusse derselben fiel der König mit allen Garden auf die Kniee und dankte dem Herrn, während alle Glocken geläutet und 100 Kanonenschüsse gelöst wurden. „Es war", so schrieb ich den Meinigen, „eine große und rührende Scene, die an die Großheit und Pracht des katholischen Gottesdienstes erinnerte" ...

Hier einige Briefstellen, die sich auf allgemeine Zeitverhältnisse beziehen. Einmal melde ich: „Die Bayern stehen hier wegen ihrer Tapferkeit in gutem Credit"[1]). Dann: „Vornehme preußische Stabs- und andere einsichtige Offiziere ertheilen dem Fürsten Schwarzenberg großes Lob. Ohne ihn wären die Alliirten nicht so zeitig nach Paris gekommen.

---

1) Der Sohn des berühmten Scharnhorst äußerte einst bei Savigny die bayerischen Truppen hätten den Ruf, die tapfersten in ganz Deutschland zu seyn. Die Hausfrau bemerkte: „Sie wissen nicht was für Freude Sie Einem hier machen; Dr. Ringseis ist ein Bayer."

[redacted]

Wollen wir doch an allen Deutschen das Gute, das wir finden, hervorkehren und schätzen. Das war immer der Fehler und Schade der Deutschen, daß sie einander selbst so wenig geachtet und anerkannt haben. Wir Bayern haben in gegenwärtigem Zeitpunkt besondere Ursache an Oesterreich zu halten, da dieses nunmehr, seine vorige Politik ändernd, so viel Interesse an Bayern nimmt. Ohne Oesterreichs thätige Verwendung wäre Bayerns gegenwärtiges Loos nicht so glänzend geworden." — Ein anderesmal: „Der Papst steht hier in sehr großem Ansehen. Sein Betragen gegen Napoleon hat auch hier ungetheilte Bewunderung und Achtung erweckt."

Meine Mutter hatte gefragt, ob ich doch in der protestantischen Stadt meinen religiösen Verpflichtungen ordentlich nachzukommen vermöge. Ich konnte sie beruhigen, daß nicht nur eine katholische Kirche vorhanden, sondern auch durch den gefangen hier weilenden König von Sachsen und seinen Beichtvater für Gottesdienst gesorgt sei.

„Ich kann über den Charakter der hiesigen Bewohner bis itzt nicht klagen, muß ihnen im Gegentheil viel Gutes nachrühmen. Die Personen, mit denen ich in Berührung kam, fand ich gebildet, bescheiden, das Verdienst Anderer, z. B. der Bayern anerkennend, liberal rc. Es ist nicht zu läugnen, daß dieß vor mehreren Jahren nicht in dem Grade geschah. Darum ist es mir lieb, den Charakter eines Volkes in der Nähe zu betrachten, welches bei den Bewohnern des südlichen Deutschlands häufig in üblem Rufe steht, und es ist mir doppelt lieb, denselben besser zu finden, als ich erwartet. Sollen wir uns nicht freuen, wenn alle Deutsche gut sind, und sollen nicht wir Deutsche durch die gute Meinung, die wir von uns selber untereinander haben, unter uns einiger, und gegen den äußern Feind kräftiger werden? — Meine Landsleute wurden besonders durch die niederträchtigen ehemaligen preußischen Werber[1]) und durch einige hündische preußische Schriftsteller

1) Ein solcher hatte einst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

zu ihrer üblen Meynung von den Preußen veranlaßt. Aber Gott sei Dank, das Volk ist besser als jene"[1]).

XXVII.

Entwicklungsgeschichte der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse Nordamerika's.

(Schluß.)

Indeß haben wir uns nunmehr um die Colonien umzusehen, welche zwischen New-England und Virginien liegen.

New-York tritt uns hier vor allem entgegen. Auf dem Boden, auf dem heute das große Venedig der neuen Welt sich erhebt, ließen zuerst Holländer sich nieder, welche den Aufschwung ihrer Pflanzung durch eine feudale Verfassung niederdrückten. Indeß kam bald eine doppelte Einwanderung, einerseits aus Europa, andererseits aus den Puritanerstaaten nach New-Amsterdam, wie New-York unter der Regierung der holländischen Gesellschaft hieß, der es seine Gründung verdankt. Aus Europa kamen Flüchtlinge aus religiösen Gründen, denen die Gesellschaft freie Ueberfahrt und sichere Aufnahme versprach, insbesondere französische Hugenotten; aus den Colonien kamen Juden und Puritaner, so daß das

---

zwei Brüder G. aus der Pfarrei Schwarzhofen, riesige Bursche, wie deren viele in der Gegend sind, trunken gemacht, angeworben, im Schlafe gebunden und am Morgen fortgeführt; aber schon in Schwarzenfels, fünf Stunden von Amberg, machten sie sich von den Banden los, prügelten den Werber braun und blau und kehrten glücklich wieder in die Heimath zurück.

1) Im frühern Artikel, Heft 3, S. 166, Z. 6 v. u. bittet man statt „Philipp Veit" zu verbessern: „Dr. Emmanuel Veith".

englische Element, das schon anfangs zahlreich vertreten war, bald so an Macht gewann, daß eine Krisis vorauszusehen war, umsomehr als England das Recht Hollands auf dieses Gebiet, welches auch Neu-Belgien hieß, nie anerkannt hatte. Diese Krisis trat ein, als im Jahre 1664 eine englische Flotte vor New-Amsterdam erschien, um die Anerkennung des Herzogs von York zu erzwingen, dem der König Neu-Belgien unter dem Namen New-York verliehen hatte. Die Stadt fiel und der neue Herrscher bestätigte unter andern die holländische reformirte Kirche und die religiöse Freiheit der Colonisten. Die Besitzveränderung ward im Frieden zu Breda 1667 bestätigt, so daß der Herzog von York bis zu seiner Thronbesteigung die Colonie regierte. Durch die Revolution von 1688 wurde sie eine königl. Provinz, verwaltet von einem Statthalter, den der König ernannte, und einer Generalversammlung, die aus den Grundbesitzern sich bildete.

In kirchlicher Beziehung kannte New-York keine Staatskirche; dem Mischmasch der ersten Ansiedler entsprechend war Religionsfreiheit gewährt mit der einen bekannten Ausnahme. Es ist interessant die Bestimmungen des ächt drakonischen Gesetzes von 1700 kennen zu lernen: „Jeder katholische Priester, der sich innerhalb dieses Landes aufhält, soll als ein Mordbrenner, Unruhestifter und Störer des öffentlichen Wohles, als ein Feind der wahren christlichen Religion behandelt und mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe belegt werden. Sollte er entkommen, aber aufgegriffen werden, so ist die Todesstrafe über ihn zu verhängen.“ Zugleich galt es als ein Verbrechen, einen katholischen Priester in ein Haus aufzunehmen, ihn zu beherbergen und zu bewirthen und mußte diese That mit 200 Pfund Sterling und im Nichteinbringungsfalle mit 3 Tagen Prangerstellung gebüßt werden. Das waren die Kirchengesetze des Staates New-York! Was haben sie genützt?

Das Gebiet der ehemals holländischen Colonie Neu-Belgien, welches Karl II. seinem Bruder abtrat, war übrigens

größer als der Staat New-York, indem außerdem die Staaten New-Jersey, Delaware und Pennsylvanien darauf erstanden. Es erstreckte sich nämlich bis an den Fluß Delaware; indem der Herzog von York das Land zwischen dem Hudson und dem Delaware an Lord Berkely und Sir George Carteret abtrat, gab er den Anstoß zur Gründung New-Jersey's, wie die Abtretung des Landgebietes zwischen Maryland und dem Delaware Pennsylvaniens Colonisirung veranlaßte.

In dem Gebiete New-Jerseys hatten schon Schweden und Holländer sich niedergelassen, als die zwei englischen Lords sich in dessen Besitz setzten und sofort die religiöse Freiheit der Ansiedler garantirten, um Zuzug zu erhalten, welcher besonders aus Neuengland kam. Indeß wurde New-Jersey schon 1683 New-York einverleibt, bis es 1688 an die Concessionäre zurückgegeben, von diesen wieder an die Krone England fiel (1702) und als königl. Provinz verwaltet wurde. Die Gewissensfreiheit, die, wie wir bereits bemerkten, allen Ansiedlern garantirt war, hatte eine einzige Ausnahme: sie galt nicht für die Katholiken.

Neben New-Jersey hatten sich an den Ufern des Delaware Schweden angesiedelt, welche der Kanzler Oxenstierna in jener Zeit abgesandt hatte, als Schweden eine europäische Großmacht war. Indeß konnte die Ansiedlung nicht behauptet werden, so daß sie an die Holländer kam, welche es mit Neu-Belgien vereinigten, und zuletzt englisch wurde. 1682 ward die Colonie an William Penn abgetreten und war fortan bis zur großen Revolution nominell mit Pennsylvanien vereinigt, obgleich es von 1702 ab unter dem Namen der „Unteren Länder des Delaware" eine besondere Regierung hatte.

Und nun kommen wir zur Geschichte der interessantesten Colonien Nordamerikas, nämlich zur Geschichte Pennsylvaniens und Marylands. Ein Quäcker war der Gründer der einen, ein Katholik der der andern, und beide haben sich großen Ruhm erworben.

Pennsylvanien ist die Schöpfung des berühmten Quäckers William Penn, welcher, geboren 1644 in London, in Oxford erzogen wurde und frühe schon seines Glaubens wegen Verfolgungen litt. Nach dem Tode seines Vaters erhielt er von König Karl II. als Gläubiger der Krone den Landstrich zwischen Maryland und dem Delaware als „freies und gemeines Gut“ mit der Verpflichtung jährlich zwei Biberhäute zu zahlen, und unter dem Namen Pennsylvanien am 4. März 1681. Im Oktober 1682 kam Penn mit ungefähr 2000 Ansiedlern, meist Quäckern, in seiner Colonie an und begann damit, sich mit den Leni Lenape Indianern oder Delawaren, denen der Boden, auf den er Anspruch machte, ursprünglich gehörte, friedlich auseinanderzusetzen, dann ließ er die Ansiedler zusammenkommen, damit sie sich eine möglichst freie Verfassung gäben, wie sie auch thaten. In Bezug auf religiöse Verhältnisse stellten sie neben voller Religionsfreiheit für Alle folgende Regeln auf: „Um zu verhüten, daß eine Sekte sich über die übrigen erhebe wegen einiger öffentlichen Stellen oder wegen einiger Besoldungen oder Pfründen aus den öffentlichen Geldern, die von allen Einwohnern ohne irgend welchen Unterschied erhoben werden, wird man keine Kathedrale oder Hauptkirche noch eine Versammlung gründen, zu der oder zu deren Dienern irgend Jemand gezwungen wäre aus irgend einem Grunde beizusteuern. Und damit ein Jeder die Gewissensfreiheit, ein angebornes Recht das allen Menschen zukömmt und das dem Charakter friedlicher und die Ruhe liebender Menschen so gemäß ist, genießen könne, so setzt man nicht allein fest, daß keiner soll gezwungen werden, irgend einer öffentlichen Religionsübung beizuwohnen, sondern man überläßt es auch vollständig dem freien Willen eines Jeden, wie er seinen Cultus üben will, so daß Niemand eine Störung oder Hinderniß auf irgend eine Weise zu fürchten hat, wenn man nur den Glauben an einen einzigen, ewigen und allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt bekennt

und alle die Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft erfüllt, welche man seinen Mitbürgern gegenüber zu erfüllen verbunden ist."

Diese Artikel schloßen jede Staatskirche aus und gewährten volle Freiheit in Ausübung der Religion, obwohl die Strenge der Quäcker im Punkte der Sitten zum Verbote der Bälle, der Mummereien, der Schauspiele, des Karten- und Würfelspiels, der Zweikämpfe und des Luxus führte und ihre Milde die Todesstrafe, den Fall eines Mordes ausgenommen, aufhob.

Uebrigens nahm die Bevölkerung sehr rasch zu, indem aus den vereinigten Königreichen und besonders auch aus Deutschland sehr viele Ansiedler sich nach Pennsylvanien begaben, so daß schon 1750 das deutsche Element dort sehr bemerkbar sich machte. William Penn selbst kehrte nach Gründung der Colonie nach England zurück, wo er am Hofe Jakobs II. eine sehr einflußreiche Person wurde. Er wirkte dort für die bürgerliche und politische Freiheit aller Meinungen, auch die Katholiken mit eingeschlossen, und mußte sich, von der protestantischen Partei deßwegen als verkappter Jesuit und serviler Höfling verläumdet, gegen diese lächerliche Anklage vertheidigen. (Vie de Penn, par Marcillac, Paris 1791, II. 60.) Leider mußte der edle Mann bittere Wechselfälle erleben, bis ein Schlaganfall (1712) seinen Geist trübte und er 1718 seine Augen schloß. Kaum hatte sich die Erde über ihm geschlossen, so wurde auch schon im königl. Freibrief für Pennsylvanien bestimmt: „Zur Aufrechthaltung der Ruhe und der Sicherheit der Episcopal-Kirche bleibt der Katholicismus aus der Colonie verbannt."

So hatte also nirgends in den Colonien der Union der Katholicismus eine Stätte, wo er leben durfte, das kleine Rhode-Island ausgenommen. Alle möglichen religiösen Vereinigungen waren geduldet und nur die Katholiken von den Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft in Nordamerika ausgeschlossen. Sehen wir nun, wie es ihnen in jener

Colonie erging, die sie selbst gegründet hatten und die den schönen Namen Maryland[1]) trug.

Die Geschichte Marylands ist eines der schönsten Blätter in der Geschichte des Katholicismus, wie sie andererseits ein ewiges Brandmal der puritanischen Intoleranz aufdrückt. Der englische Convertit Georg Calvert, königl. Kabinetsrath und Lord von Baltimore, hat das Verdienst der Gründung dieser Niederlassung. Nachdem er, einmal entschlossen wegen der fortwährenden Bedrückung der Katholiken in England sein Vaterland zu verlassen, den Plan, sich in dem noch nicht bevölkerten Neuengland niederzulassen, des Klimas wegen aufgegeben hatte, und ebenso in Virginien sich nicht ansiedeln konnte, weil die anglikanische Kirche dort ihn sogleich abwies, erbat er sich von König Karl I. die Erlaubniß an den Ufern des Potomak eine Colonie gründen zu dürfen, starb aber, ehe er vom König das Patent erhalten hatte. Seine Rechte gingen auf seinen Sohn Cäcilius über, an den am 20. Juni 1632 Maryland in der günstigsten Form unter der Verpflichtung abgetreten wurde, je ein Fünftel des etwa zu entdeckenden Goldes und Silbers und jährlich zwei indianische Pfeile an die Krone zu geben. Im nächsten Jahre schon sandte er unter seinem Sohne Leonhard Calvert, den er zum Statthalter der Provinz ernannt hatte, 200 katholische, meist wohlhabende Familien in Begleitung zweier Jesuiten, den PP. White und Altham nach der neuen Welt, wo sie bei ihrer Landung ein Kreuz aufpflanzten und mit Gebet vom Lande Besitz ergriffen. Bei ihrer Ankunft an den Ufern des Potomak fanden sie eine indianische Niederlassung, die sie ächt christlich als rechtmäßige Eigenthümer des Bodens behandelten; die Wilden überließen ihnen ihren Landbesitz im Kaufwege und indianische Frauen lehrten die Frauen der Colonisten Brod aus Mais backen; dafür hatte die Ansiedlung fast nie von der Nachbarschaft der Indianer

---

1) So genannt zu Ehren der Gemahlin Karls I. Henriette Marie.

zu leiden. So war denn Maryland die erste unter allen Colonien, welche die Indianer schonend behandelte, und Roger William und Penn die einzigen, welche dem Beispiele der Katholiken folgten.

Größer noch ist die Ehre, welche das katholische Maryland sich erwarb dadurch, daß es der erste Staat in Amerika war, der von Anfang an unter Mitwirkung des Volkes regiert und verwaltet wurde, während Virginien sowohl wie die Staaten Neuenglands mehrere Jahre von Körperschaften ohne angemessene Freiheit regiert wurden. In der Organisirung der Verwaltung gab es zwar Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Eigenthümer und den Colonisten, obwohl das gute Einvernehmen zwischen beiden nie gestört wurde. Und obgleich die Colonisten auf ihre Unabhängigkeit äußerst eifersüchtig waren, so erließen sie doch 1640 eine berühmt gewordene Erklärung, welche den Ausfuhrtabak der Aufsicht unterwarf, eine Verordnung die heute noch nachwirkt, indem Tabak, Mehl und Pöckelfleisch nach Güte und Gewicht vor der Ausfuhr amtlich beglaubigt wird.

Wie die Katholiken zuerst in Nordamerika die Fahne der bürgerlichen Freiheit aufpflanzten, so verkündeten sie auch zuerst auf amerikanischem Boden die religiöse Freiheit. Während die Duldung in Europa noch als Verbrechen galt, schwur der Statthalter einer Colonie welche nur von Katholiken bewohnt war, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland hatten verlassen müssen, und welche mitten zwischen dem anglikanischen Virginien und dem puritanischen Neuengland lag, welche Katholiken nicht unter sich duldeten, bei seinem Amtsantritte folgenden Amtseid: „Ich verspreche weder selbst noch durch Andere irgend Jemand, der Jesum Christum bekennen wird, im Interesse oder aus Gründen der Religion sei es direkt oder indirekt belästigen zu wollen.“ Im J. 1649 votirte dann das katholische, direkt gewählte Parlament von Maryland die berühmte Akte, welche bestimmt: „In Anbetracht, daß die dem Gewissen in Sachen

[redacted]

der Religion angethane Gewalt schon oft von gefährlichen Folgen war für die Länder, die sie anwandten, und um eine möglichst ruhige Regierung diesem Lande zu sichern, und um die gegenseitige Liebe und Eintracht unter den Bewohnern besser zu bewahren, soll Niemand in dieser Provinz, vorausgesetzt daß er Jesum Christum bekennt, in seinem Glauben oder in Ausübung seiner Religion gestört, beschwert oder beunruhigt noch gezwungen werden dürfen, gegen seine Einwilligung irgend eine Religion zu bekennen oder zu üben, wenn er nur die Verpflichtung einhält, dem Lordmayor treu zu seyn und nicht gegen die Staatsgesetze zu conspiriren."

Die Religionsfreiheit, die damit verbunden war, war jedoch nur die Freiheit, Jesum Christum so zu verehren, wie das Bekenntniß des Einzelnen es ihm vorschrieb, so daß Niemand die Fundamentalwahrheiten des Christenthums läugnen durfte, wie denn auch in der nämlichen Akte von 1649 jeder Läugner der heiligen Dreifaltigkeit mit Tod und Güterberaubung bedroht wurde.

Gleichwohl haben Katholiken den Ruhm, die Freiheit des Gewissens, dieses Palladium jeder bürgerlichen Freiheit auf amerikanischen Boden eingebürgert zu haben, ein Ruhm der noch erhöht wird dadurch, daß diejenigen welche von dieser Freiheit Gebrauch machten, wahrlich ihnen schlecht lohnten. Selbstverständlich wurde nämlich Maryland der Zufluchtsort der Puritaner aus Virginien und der Anglikaner aus Neuengland, von anderen Zuzügen aus Deutschland, Frankreich, Holland und Schweden abzusehen, so daß um den religiösen Frieden zu wahren, alle Religionsdispute gesetzlich verboten und die Bezeichnung eines Anderen mit den Worten: Ketzer, Häretiker, Jesuit, Papist u. s. w. mit Geld, körperlicher Züchtigung und Gefängniß bestraft wurde. Die Puritaner störten diesen Frieden. Als sie unter Cromwell in England die Oberhand erhielten, äußerte sich der Rückschlag dieses Wechsels naturgemäß auch in den Colonien.

Puritanische Regierungscommissäre unterdrückten mit bewaffneter Hand die anglikanische Kirche in Virginien und ächteten dann auch in Maryland, nachdem sie das katholische Parlament ab- und ein puritanisches eingesetzt hatten, die Katholiken, welche des Staatsschutzes für verlustig erklärt wurden. Das war Puritaner-Dank, den selbst Cromwell desavouirte. Indem er den Commissären schrieb, sie sollten sich nicht um die Religion bekümmern, sondern die bürgerliche Regierung befestigen, veranlaßte er einen Schiedsgerichtsspruch, der die früheren Verhältnisse wieder herstellte und Maryland abermals zum Asyl aller Bedrängten machte.

Dieser Friede dauerte indeß nur bis zum Tode des Cäcilius Calvert 1675. Der neue Lord Baltimore, sein Sohn Karl, dem es weder an Befähigung noch an gutem Willen gebrach, erfreute sich nicht mehr des Ansehens, das sein Vater als Gründer der Colonie genossen hatte. Sofort erhoben sich die Prediger der anglikanischen Kirche, um ihre Interessen zu fördern. In ihrer Klageschrift an den Erzbischof von Canterbury nannten sie Maryland die „Wohnstätte der Ungerechtigkeit und das Hospital der Pestkranken", beschwerten sich darüber, daß die katholischen Priester Ländereien besäßen und vom Ertrage derselben leben dürften, und verlangten, sowohl daß alle Einwohner Marylands zum Unterhalte der anglikanischen Prediger beitragen müßten als auch daß ihre Kirche zur Staatskirche erhoben werde. Wirklich zwang man die Katholiken zum Unterhalte der Anglikaner beizusteuern, während man sie gleichzeitig von der Bekleidung aller öffentlichen Aemter ausschloß (1681). Lord Baltimore widerstrebte zwar, dafür ward er aber als Götzendiener, Papist und Jesuit denuncirt und vom Könige Wilhelm III. abgesetzt. Damit war die Bahn gebrochen zu allen Ungerechtigkeiten: 1704 wurde durch ein Gesetz streng und unter Androhung schwerer Strafen verboten, daß ein katholischer Priester Messe lese oder sonst eine Amtshandlung vornehme, und daß ein Katholik eine Schule gründe oder sonstwie sich

unterfange die Jugend zu unterrichten. Man beraubte sie dann des Bürgerrechts, legte ihnen doppelte Steuern auf, verlangte von den einwandernden katholischen Irländern die gleiche Eingangstaxe wie von den Negern, verbannte die Katholiken aus den bessern Stadttheilen und nahm ihnen ihre Kinder weg, um sie, wie man sagte, „den schädlichen Einflüssen ihrer Eltern zu entziehen." Die Colonial-Gesetzgebung holte sich aus England selbst jenes abscheuliche Gesetz, welches zur Belohnung des Abfalls vom Glauben den Vater zwang dem Kinde, welches seinen Glauben verrieth, einen Theil seines Vermögens bei Lebzeiten noch abzutreten.

Unter diesem Drucke lebten die Katholiken Marylands bis zum Unabhängigkeitskriege, so daß selbst Bancroft sich gezwungen sieht zu sagen: „Die Anhänger der römisch-katholischen Kirche fanden keine Hilfe; sie allein blieben der Intoleranz der Hochkirche und der Ungerechtigkeit ihrer Mitbürger bloßgestellt. Sie allein wurden in einem Lande als Heloten behandelt, das sie durch ihre wahrhaft katholische Freisinnigkeit nicht nur für sich, sondern für alle verfolgten Glaubensgenossenschaften zu einer Zufluchtsstätte umgeschaffen hatten, und zwar schon lange vorher, ehe Locke seine Stimme für religiöse Duldung erhoben und Penn Gewissensfreiheit eingeführt hatte."

Wir müssen nur noch erwähnen, daß alle andern Sekten in Maryland geduldet waren, und daß das Haus Calvert wieder in seine Rechte eingesetzt wurde, aber erst nachdem Benedikt Calvert zur anglikanischen Kirche übergetreten war (1716). Dieß ist die Geschichte der Gründung der Colonie Maryland, ein stolzes Blatt in der Geschichte der katholischen Kirche, das diejenigen zumeist lesen sollten, welche Tag um Tag von katholischer Intoleranz zu sprechen wissen.

Damit sind wir mit der geschichtlichen Darstellung der Gründung der einzelnen Colonien zu Ende gekommen. Wenn wir nun noch kurz die Resultate zusammenfassen wollen, die wir gewonnen haben, so müssen wir unsere Aufmerksam-

keit der Thatsache zuwenden, daß die einzelnen Colonien, so verschieden sie sich auch anfangs kirchlich und politisch eingerichtet hatten, dennoch unter dem Einflusse des Mutterlandes in ihren Verhältnissen einander immer ähnlicher wurden. In politischer Beziehung konnte man sogenannte Freibriefsregierungen[1]) (Charter governments), denen innerhalb ihrer Grenzen das Recht der Gesetzgebung und Besteurung zustand, Eigenthumsregierungen[2]), wo die Krone den ersten Eroberern große Rechte abgetreten hatte, und landschaftliche Regierungen[3]) (provincial establishments) unterscheiden, in denen die königl. Statthalter größere Macht ausübten, obwohl wir sagen müssen, daß durch Güte und im Wege der Gewalt im Laufe der Zeit die inneren Verhältnisse der einzelnen Staaten einander mehr entsprechend wurden. Dieß ist indeß mehr noch der Fall in kirchlicher Beziehung. So exklusiv auch die Puritaner in Massachusetts und Connektikut und die Anglikaner in Virginien (und Süd- und Nordkarolina) ihre Kirche als Staatskirche einrichteten, so hatten doch die Ereignisse, die Zeit und der Einfluß des Mutterlandes die Folge, daß die Dissenters neben der Staatskirche geduldet wurden. In allen andern Colonien war die Concession voller Religionsfreiheit für alle Akatholiken (Rhode-Island ausgenommen) ohnedieß bei der Gründung schon festgestellt worden, so daß nur die katholische Colonie Maryland dieses ihres Charakters beraubt werden durfte, um die kirchlichen Verhältnisse aller Colonien Nordamerikas wenigstens darin gleich zu machen, daß nirgends die Katholiken nach ihren Ueberzeugungen leben durften. Als in Maryland die Katholiken von denen geächtet waren, die ihre Barmherzigkeit genossen hatten, und die englische Kirche dort als Staats-

1) Massachusetts, Connektikut, Rhode-Island.
2) Maryland (Lord Baltimore), Pennsylvanien und Delaware (Penn).
3) New-Hampshire, New-York, New-Jersey, Virginien, Nord- und Südkarolina und Georgien.

[redacted]

kirche triumphirte, können in der That, das kleine Rhode-Island ausgenommen, die kirchlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Colonien vom Anfange des 18. Jahrhunderts an bis zur Unabhängigkeitserklärung den kirchlichen Verhältnissen Englands ähnlich bezeichnet werden.

Das war die Katakombenzeit der katholischen Kirche in Nordamerika. Die Gläubigen waren rechtslos und die Priester nicht bloß „gesperrt", sondern dem Tode bestimmt. Niemand hätte gewagt unter diesen Umständen der Kirche eine Blüthezeit zu verheißen, wie sie kam. Es waren ja 1786 überhaupt nur 15000 Katholiken auf der großen Fläche der Union zerstreut, von denen je die Hälfte in Pennsylvanien und Maryland lebte, und dieß waren zumeist Irländer, welche allerdings mit dem Wechsel ihrer Heimath nichts verlieren konnten.

Und nun betrachten wir den ungeheuren Umschwung den der nordamerikanische Freiheitskrieg von 1773—86 in diese religiös-kirchlichen Verhältnisse brachte. Begeistert für die wahre Freiheit, die alle zu erkämpfen bereit waren unter Opfern jeder Art, wollte man sich nicht durch Ausnahmsgesetze gegen irgendwelche religiöse Gesellschaft schänden, sondern gab allen gleichen Spielraum. An die Spitze der Unabhängigkeitserklärung hatte man den Satz gestellt, daß Gott alle Menschen gleich erschaffen und mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet habe, nämlich mit Leben, Freiheit und dem Streben nach Glückseligkeit, und darum wollte und konnte man die Freiheit auf dem Gebiete der Religion und der Kirche nicht verkümmern, umsoweniger als die Angehörigen aller Denominationen mit gleicher Liebe zur Freiheit und zum Vaterland gekämpft hatten.

Uebrigens fand man für die Sache nicht sogleich die richtige Form. Durch die Conföderationsartikel von 1778 verpflichteten sich die einzelnen Staaten lediglich, Angriffe, welche gegen sie oder gegen einen von ihnen wegen der Religion gerichtet werden würden, mit gemeinsamer Kraft ab-

zuwehren. Weiter ging man schon in der berühmten Ordonnanz vom 13. Juli 1781, durch welche vom Congreß der Conföderirten die Regierung des Territoriums nordwestlich vom Ohiofluß geregelt wurde, indem man im 1. Artikel verfügte: „Niemand der sich friedlich und ordentlich beträgt, soll wegen der Art seiner Gottesverehrung oder wegen seiner religiösen Anschauungen belästigt werden.“ Endlich wurde in der Unionsverfassung vom 17. September 1787 bestimmt: Art. VI. 3. „Die Fähigkeit politische Rechte unter der Autorität der Union auszuüben, darf nicht vom Glaubensbekenntnisse abhängig gemacht werden“; und

Amendement I. „der Congreß darf kein Gesetz betreffend die Einführung einer Religion oder das Verbot der freien Ausbildung einer solchen erlassen.“

Von vornherein war klar, daß mindestens die bevorzugte Stellung der anglikanischen Kirche (in Virginien, Maryland, den beiden Carolina's) unter der Veränderung der Umstände fallen mußte, nachdem der Einfluß des Mutterlandes eher nachtheilig wirkte und der Klerus dieser Kirche nicht einmal die Sympathien seiner eigenen Angehörigen besaß, umsoweniger als er während des Krieges zum größten Theil auf Seite Englands gestanden war.

Bei den Puritanern walteten allerdings andere Verhältnisse ob, obwohl auch sie sich dem Einfluß der öffentlichen Meinung nicht entziehen konnten, weil ein erheblicher Theil der Bevölkerung auch von Massachusetts und Connektikut nicht zur Landeskirche gehörte und doch Gleichstellung beanspruchen konnte.

Wenn übrigens auch unter dem Drucke der öffentlichen Meinung das Princip voller Religionsfreiheit feststellte, so ist doch nicht zu verkennen, daß eine gewisse Unsicherheit über die Tragweite dieses Schrittes bestand und die Durchführung des Princips nur nach und nach erfolgte, weil von den zwei Parteien, die sich gegenüberstanden, die demokratische ebensosehr für diese Neuerung wirkte, als die föderalistische ihr mit einer gewissen Zurückhaltung gegenübertrat. Zudem

war die Durchführung des Systems weit leichter gegenüber den Anglikanern als in den Staaten Neuenglands.

In Virginien wurde das neue System am schnellsten durchgeführt. Am 16. Dezember 1785 schon trat ein von Jefferson entworfenes Gesetz in Kraft, welches volle Religionsfreiheit gab und die Staatskirche abschaffte. Hier ging man sogar so weit, durch Gesetz vom 12. Januar 1802 den Grundsatz aufzustellen, daß das Vermögen der früheren Landeskirche (anglikanisch) in dem Maße, in welchem es vom Volke stamme, wieder an's Volk zurückfallen müsse; indeß schonte man bei dieser Confiskation von Kirchengut, wohlwollender als in Europa, alle Stiftungen, Vergabungen und Schenkungen für kirchliche Zwecke von Seiten Privater. Ueberdieß blieb dieses Beispiel Virginiens vereinzelt.

In anderen Staaten ging man weniger entschieden vorwärts. Die Verfassung von Nordkarolina vom J. 1776 enthält die Beschränkung, daß Niemand ein Amt bekleiden könne, der das Daseyn Gottes oder die Wahrheit der protestantischen (erst seit 1836 der christlichen) Religion oder die göttliche Autorität des alten oder neuen Testamentes läugne oder zu Ansichten sich bekenne, die mit der Freiheit und Sicherheit des Staates unvereinbar seien. Aehnlich waren in Neu-Jersey, Südkarolina und Georgien nach den Verfassungen jener Zeit nur Protestanten regierungsfähig, wie zur Stunde noch in Pennsylvanien Personen welche nicht an das Daseyn Gottes und an einen Zustand von Belohnung und Bestrafung in einem zukünftigen Leben glauben, zu Amt und Würden nicht gelangen können.

Am meisten zögerte man mit der Durchführung des Systems in Neuengland. In Rhode-Island freilich war es längst schon durchgeführt, und dort brauchte man nichts zu ändern. In Vermont garantirte die Verfassung vom 3. Juli 1793 volle Gewissensfreiheit, indem sie jede Beschränkung der bürgerlichen Rechte aus religiösen Gründen verbot und nur den Wunsch einer christlichen Sonntagsfeier aussprach. Auch

Connektikut stellte 1818 alle christlichen Denominationen gleich mit dem Rechte der Besteuerung ihrer Mitglieder. Dagegen erklärte sich die Verfassung von Massachusetts vom Jahre 1780 zwar gegen jede Verletzung, Beschränkung und Belästigung derjenigen die die Pflicht erfüllen, öffentlich und zu gewissen Zeiten dem höchsten Wesen zu dienen (Theil I. Art. 2), ließ aber die Möglichkeit offen, gegen Ortschaften und Corporationen, welche die Obsorge für einen gehörigen protestantischen Gottesdienst versäumten, wie gegen Einzelne welche den Besuch des Gottesdienstes vernachlässigten, mit Geldstrafen vorzugehen. Hier ging die Praxis noch über die Verfassung hinaus und erst die Gesetzgebung des Jahres 1833 hat hier den regelmäßigen Zustand hergestellt. Aehnlich ist es übrigens heute noch in New-Hampshire. Die Verfassung von 1788 garantirt dort allerdings Theil I. Art. 5 und 6 das natürliche und unveräußerliche Recht jedes Menschen, Gott nach seinem Gewissen zu dienen, und verbietet wie gewöhnlich jede Verletzung dieses Rechtes; aber sie gibt doch nur die Zusicherung, daß alle Denominationen gleichmäßig den Schutz des Gesetzes genießen sollen, und ermächtigt zur Anstellung öffentlicher protestantischer Geistlicher, wie sie die Fähigkeit, ein höheres Staatsamt zu bekleiden, nur den Protestanten zuschreibt, obwohl alle kirchlichen Denominationen das Recht der Selbstbesteuerung haben. In New-Hampshire ist somit das Princip der Trennung von Kirche und Staat am langsamsten eingeführt worden.

Wir können nun schließen, wollen aber eine Bemerkung nicht unterdrücken. Auf die Katakombenzeit der katholischen Kirche in Nordamerika folgte ihre Blütheperiode. So mag man auch heute die katholische Kirche knebeln und fesseln, morgen wird sie doch frei wieder herrschen auf ihrem Gebiete, weil Christus bei ihr bleibt, der herrscht, siegt und triumphirt in Ewigkeit.

[redacted]

XXVIII.

Unsere Lage.

(Von einem preußischen Katholiken.)

Das Menschenmögliche ist nunmehr sowohl auf dem Wege der Gesetzgebung wie auf dem der Polizeiverordnungen geleistet worden, um eine „Regelung der katholisch-kirchlichen Verhältnisse“ in Preußen und beziehungsweise in Deutschland nach dem Geschmack des modernen Liberalismus zu bewirken. Nicht weniger als sechszehn sogenannte Kirchengesetze helfen bereits dem Staate seinen Beruf erfüllen, der nach Dr. Friedberg darin besteht, „die katholische Kirche zu unterdrücken, sie zu vernichten, sie mit Gewalt zu zertreten“; und in der That, wenn aller Schaden, den die Ausführung dieser Gesetze seither schon der Kirche zugefügt hat, dem Staate zu Gute gekommen wäre, so dürfte er sich zu seinen errungenen Vortheilen wohl Glück wünschen.

Inzwischen soll man die vorläufig errichteten „Bollwerke“ für noch unzureichend halten, um das „innere Düppel“ zu erstürmen, und dieselben um eine weitere Anzahl vermehren wollen. Ob diese neu projektirte Arbeit zur Erreichung des Friedberg'schen Zieles nothwendig ist, das mögen die Herren entscheiden, welche berufsmäßig große Staatsgedanken zu fassen und durchzuführen pflegen. Wir schließen uns der Ansicht des unvergeßlichen Görres an, der einst diejenigen Klöster und sonstigen kirchlichen Institute, welche der Staat in den Schutz seiner väterlichen Controle genommen und denen er jede Personalergänzung verboten hatte, mit

dem treffenden Namen „Crepirhäuser" bezeichnete. Der Ausdruck ist derb, aber er kennzeichnet besser und deutlicher als jeder andere jenen modus moriendi, welcher nach dem damals herrschenden Staatsgedanken den kirchlichen Anstalten beschieden seyn sollte; nicht sterben, d. h. nicht ein normales, wohl gar betrauertes Ende sollten sie finden, sondern hülflos und möglichst ruhmlos verenden, indem ihnen eine Lebensbedingung um die andere entzogen wurde.

In ein solches „Crepirhaus" die ganze katholische Kirche Preußens zu verwandeln — dazu dürften die Gesetze der neuesten Aera wohl ausreichen; noch nicht in ihrem vollen Umfange angewendet haben sie die äußeren Verhältnisse der Kirche doch schon so stark afficirt, daß man mit annähernder Bestimmtheit den Zeitpunkt berechnen kann, wo sie überhaupt nichts mehr werden zu afficiren haben. Eine etwaige Completirung dieser Gesetze wird demnach nur von der Erwägung abhängen, ob man dem zähen Leben der Kirche vielleicht ein schnelleres Ende bereiten wolle.

Wir fürchten nicht mißverstanden zu werden, wenn wir so unumwunden die Möglichkeit einer lokalen Vernichtung der Kirche, die vollständige Zerrüttung ihrer Institute, die Unterdrückung all' ihrer Lebensäußerungen in's Auge fassen. Dürfen wir uns denn verhehlen, daß die Kirche unter dem Drucke einer Gesetzgebung, die ihr alle Lebensluft entzieht und sie an jeder freien Bewegung hindert, nothwendig zu Grunde gehen muß? Auf diese Eventualität muß man aber mit aller Deutlichkeit hinweisen, um die Illusionen jener vertrauensseligen Katholiken zu zerstreuen, welche die der Kirche in ihrer Allgemeinheit gegebene Garantie ewigen Fortbestandes auch für jedes Glied derselben glauben in Anspruch nehmen zu dürfen. Nein, es löst sich so mancher Ast vom Baume, ohne daß dessen inneres Leben dadurch alterirt würde. — Uebrigens gehören wir nicht zu den sogenannten Schwarzsehern; wir betrachten die Lage so, wie sie sich darbietet, und wiewohl mitten im Kampfe lebend

hegen wir doch nicht nur Befürchtungen, sondern auch Hoffnungen, die wir zu gelegener Zeit andeuten wollen. Vorläufig fragen wir uns, ob wohl die Regierung Preußens den Vernichtungsplan des Dr. Friedberg zu dem ihrigen gemacht habe, ob sie mit ihrer Gesetzgebung die vollständige Niedertretung der katholischen Kirche anstrebe?

Der preußische Cultusminister hat allerdings schon in der Kammersitzung vom 28. Januar 1874 „den Kampf gegen Rom als mit den Intentionen der königl. Staatsregierung übereinstimmend" bezeichnet und die Gesetze, welche unter seiner speciellen Leitung ausgearbeitet worden, lassen erkennen, daß er Rom nicht nur energisch bekämpfen wolle, sondern selbst einem „Stoß in's Herz" der Kirche nichts entgegenhaben würde. Deßgleichen hat es an liberalen Kammerrednern nicht gefehlt, welche mit anerkennenswerther Offenheit ihren Lieblingswunsch — die Vernichtung der Kirche — angedeutet haben. Indessen, diese Parlamentsgrößen üben doch nur einen prekären Einfluß, der bei großen Staatsaktionen auch außer Ansatz bleiben kann, und der Herr Cultusminister ist keineswegs die Seele des Gesammtministeriums, und wenn er auch mit der gewichtigsten Miene von der Welt als Repräsentant der königl. Staatsregierung auftritt, um deren Intentionen kundzugeben, so lassen wir uns hierdurch doch nicht im geringsten über die Grenzen seiner politischen Machtsphäre täuschen. Es war ja schon vor den Enthüllungen des Arnim'schen Prozesses kein Geheimniß, welches „Maß von Selbstbeschränkung" auch die höchsten Beamten dem leitenden Staatsmanne gegenüber sich aufzulegen haben. Lediglich auf die Intentionen des letzteren kommt es also an.

Möglich nun, daß auch der Reichskanzler persönlich den Anschauungen Friedberg's nicht abgeneigt ist; aber der Staatsmann muß denn doch den Kreis seiner Erwägungen weiter ziehen und auch mit solchen Faktoren rechnen, die ihm wenig sympathisch sind. Wir zweifeln nun keineswegs daran, daß

Fürst Bismarck eine „Regelung der kirchlichen Verhältnisse" von langer Hand her geplant und wohl auch die Anwendung von Gewaltmaßregeln in diesen Plan mit aufgenommen habe, daß wir aber die „Kirchengesetze", wie sie gegenwärtig vorliegen, für einen Bau nach des Reichskanzlers specieller Zeichnung zu halten haben — das wird man uns niemals einreden können.

Versuchen wir es, uns auf seinen Standpunkt zu versetzen. Was konnte dem Kanzler, wenn er einmal die Einigung des Reiches als eine politische Nothwendigkeit erkannt hatte, näher liegen, als dieses Einigungswerk auf allen Gebieten durchzuführen, vor Allem also die unselige Spaltung der Geister und Herzen zu beseitigen, an welchen Deutschland seit drei Jahrhunderten so bedenklich krankt! Ob ein solcher Plan aus völlig reinen oder zum Theil aus ehrsüchtigen Motiven erwachsen sei, das kommt hier für uns nicht in Betracht; aber vollkommen berechtigt und eines starken Geistes würdig ist dieser Plan, das muß unbedingt eingeräumt werden.

Nun läßt sich freilich nicht läugnen, daß dem leitenden Staatsmanne wohl noch niemals größere Rechenfehler passirt sind als gerade bei dem Entwurfe dieses großartigsten seiner Pläne; aber um nicht unbillig zu urtheilen, muß man doch auch das Gewicht jener Gründe würdigen, die ihn zu einem unrichtigen Calcul verleitet haben.

Der Hauptgrund besteht darin, daß der Reichskanzler die katholische Kirche und ihre Kraft nicht kannte und in Folge davon seine eigene Kraft, resp. die Machtmittel des Staates bedeutend überschätzte. Die Reden, welche der Herr Reichskanzler zu Gunsten des Culturkampfes gehalten hat, haben leider den Beweis geliefert, daß er über das Wesen der katholischen Kirche sehr mangelhaft unterrichtet und von all' den gehässigen Vorurtheilen gegen sie eingenommen ist, welche den Protestanten gewöhnlich schon in früher Jugend beigebracht werden. An einem Manne, den seine Stellung streng verpflichtet, auch die Lehren und Einrichtungen der

katholischen Kirche gründlich zu studiren, um sich ein objektives Urtheil zu sichern, läßt sich ein solcher Defekt durchaus nicht entschuldigen; aber erklärlich finden wir ihn und man darf ihn nicht übersehen, um die Consequenzen erklären zu können, die sich aus ihm ergeben.

Weil der Reichskanzler die innere Lebenskraft der katholischen Kirche nach der Ohnmacht des Protestantismus beurtheilte; weil er die kostbaren geistigen Schätze, welche die Kirche verwaltet, nicht kannte; weil er die Treue mit der sie ihre göttlichen Rechte wahrt, und den Eifer womit sie ihre erhabene Mission erfüllt, tief unterschätzte; weil er die Kirche als einen lebendigen Organismus von unverwüstlicher Kraft nicht kannte, sie vielmehr für einen leblosen, durch die Hände des Klerus bewegten Mechanismus hielt; weil er endlich diesem Klerus im Großen und Ganzen kein höheres Maß von Gesinnungstüchtigkeit und Charakterstärke zutrauen zu dürfen glaubte, als er es bisher bei gewissen politischen Gegnern gefunden hatte: darum hielt er die Umschmelzung der katholischen Kirche zunächst Preußens und ihre demnächstige Verschmelzung mit dem Protestantismus zu einer deutschen Nationalkirche, d. i. zu einer Staatsanstalt, für ein Unternehmen, zu dessen Ausführung sein Genie und die ihm zu Gebote stehenden Machtmittel vollständig ausreichen würden. Was konnte ihm im Wege stehen, die frommen Wünsche, welche Herr Thiers für alle civilisirten Staaten hegt, wenigstens für das deutsche Reich zu realisiren? „Man kann" — so sagt Thiers in seiner Geschichte des Consulats, Buch 12 — „einer civilisirten Gesellschaft nichts Besseres wünschen, als eine nationale Religion, die auf die wahren Gefühle des menschlichen Herzens gegründet, übereinstimmend mit der Moral des Einzelnen, durch die Zeit sanktionirt ist und ohne Intoleranz und Verfolgungssucht, wenn auch nicht die Gesammtheit, so doch die große Mehrzahl der Staatsbürger an den Stufen eines von Alters her verehrten Altares vereinigt."

So viele Irrthümer als Worte! Herr Thiers frischt das uralte Recept, welches die vorchristliche Staatsweisheit erfunden und welches schon Lessing in seinen „Gesprächen für Freimaurer" der Welt von neuem angepriesen hat, wieder auf. Einem Heiden, der von dem Wesen und dem Berufe der christlichen Universalkirche keine Ahnung hat, mag die Aufstellung solcher Grundsätze verziehen werden; er weiß nichts von einer geistigen Gemeinsamkeit aller Völker unter der liebevollen Leitung Eines Vaters; die einzelne Völkerschaft, der er durch Abstammung angehört, der Nationalstaat ist ihm Alles, jeder Nachbar ein Feind, ein Barbar; er kennt nur die Nationalsprache, nur die Nationalsitte, nur das nationale Recht, nur die nationalen Götter und Heroen; daher die strenge Scheidung der heidnischen Volksstämme von einander und ihr gegenseitiger glühender Haß, daher das Bestreben eines jeden heidnischen Staates, eine Völkereinigung auf keinem anderen Wege als auf dem der gewaltsamen Annexion der Nachbarstaaten herbeizuführen, daher auch die Potenzirung des Patriotismus, resp. Partikularismus zur höchsten, ja zur alleinigen Tugend des Staatsbürgers.

Fürwahr, ein militärisch gut gedrilltes Volk, dessen religiöses Bewußtseyn identisch ist mit dem Interesse der Race, läßt sich zu Alldem, am besten aber im Dienste einer gesunden Aggressivpolitik verwenden; das haben die alten Römer gewußt, das wußte Muhamed, und die modernen Politiker halten sich für berechtigt, auf diesen Staatsgedanken zurückzukommen.

Speciell für Deutschland schien der günstigste Moment zur Anbahnung einer Nationalkirche mit der glorreichen Beendigung des Krieges gegen Frankreich gekommen zu seyn. Der Reichskanzler empfing Huldigungen ohne Zahl, seine Wünsche galten als Befehle, denen Niemand widerstand, der Kammern war man sicher, der Reptilienpresse noch sicherer, und — was wohl zuletzt den Ausschlag gab — die „unwiderleglichen" Professoren, welche eine Spaltung in der ka-

tholischen Kirche vorbereiteten, berechtigten als politisch-religiöse Handlanger zu den schönsten Hoffnungen. „Tausende im Klerus" dachten wie der Münchener Altmeister, Tausende aus dem niederen Klerus waren unzufrieden mit ihrer materiellen Lage und ließen sich leicht gewinnen, die Oppositionsbischöfe tief verletzt durch Roms Anmaßungen während des Concils, saßen, düstere Revanche-Pläne brütend, im Schmollwinkel, und das katholische Volk? — nun, das Volk wird seinen Führern willig oder gezwungen folgen, in keinem Falle aber dem Staate durch eine Erhebung Verlegenheit bereiten.

Heut wissen die Herrn am grünen Tisch selber, welche und wie viele ihrer Voraussetzungen auf Täuschung beruhten, und wir sind der Mühe überhoben, dieselben namhaft zu machen.

Der erste Versuch, ob die Kirche Preußens gutwillig unter das Joch der Staatssclaverei sich beugen werde, schlug fehl; damit war das Signal zu schärferem Einschreiten gegeben. Wäre jener Versuch gelungen, so würden wir heute zwar noch nicht im vollen Sonnenschein staatlicher Begünstigung wandeln, aber man würde die an der Kirche vorzunehmenden Amputationen mit einer gewissen chirurgischen Kunstfertigkeit und nicht ohne obligate Chloroformirung bewirkt haben. Eine Verständigung mit ihr, die sich durch Verhandlungen hätte herbeiführen lassen, war von vornherein verhorrescirt; es hätte ja darin eine Anerkennung der Kirche als eines Rechtssubjektes gelegen und das mußte um jeden Preis vermieden werden. Bekannte sich die Kirche nicht selbst als rechtlos, weigerte sie sich den Staat als alleinige Quelle jeglichen Rechtes anzuerkennen, so mußte einfach das Recht des Stärkeren auf sie angewendet werden; man unterwarf ihre Institute, ihre Diener, ihre Thätigkeit einer allgemeinen Proscription und erwartete von dieser Maßregel zunächst eine wesentliche Schwächung der kirchlichen Organe, eine bedeutende Herabstimmung des kirchlichen Bewußtseyns und zum

Schluß eine bereitwillige Entgegennahme der staatlichen Reformentwürfe. So fassen wir den Stand der Dinge in der Gegenwart auf.

Nun geben wir zu, daß eine Schwächung, d. h. eine Verminderung der kirchlichen Organe bereits eingetreten ist; die durch Tod, durch Versetzung, Einsperrung und Landesverweisung vieler Seelsorgsgeistlichen erledigten Stellen können nicht neu besetzt werden und naturgemäß erweitern sich die Lücken mit jedem Tage. Auf den progressiven Fortschritt dieses unerträglichen Zustandes gründen die Culturkämpfer zwei ihrer schönsten Hoffnungen; entweder, so calculiren sie, wird das Volk der Beraubung des geistlichen Trostes bald müde werden und gegen die Bischöfe revoltiren, in deren „Renitenz" es die einzige Ursache seiner Verwaisung erkennen wird; oder es richtet sich so ein, daß es die priesterliche Leitung und Bevormundung entbehrlich findet. Ersteren Falls werden „altkatholische" Hirten zur Hand seyn, um durch weise Pastoration die irregeführten und fanatisirten Massen zum unbedingten Gehorsam gegen alle Staatsgesetze zurückzuführen; anderen Falles macht sich der Uebergang zum „confessionslosen Christenthum" gleichsam von selbst.

Interessant ist bezüglich der ersteren Voraussetzung, daß man den endlichen Sieg des Staates von einer Revolution erwartet, welche seinen Gegner, die kirchliche Autorität, verderben soll; das erinnert lebhaft an 1866 und an die rothen Klapka-Mützen, die wir in Preußen damals auf Lager hatten. Im Uebrigen fassen wir unsere Ansicht über diese Hoffnung der Culturkämpfer dahin zusammen, daß sich des katholischen Volkes allerdings ein Ueberdruß bemächtigen kann; aber es ist Gott Lob unterrichtet genug um zu wissen, daß die Bischöfe, wollten sie nicht Verräther an der Kirche werden, so handeln mußten, wie sie gehandelt haben, und daß andererseits der Staat die Pflicht hat, für die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse seiner Bürger Sorge zu tragen. Herr v. Kirchmann findet, daß ein weiteres Fort-

schreiten der Regierung auf der betretenen Bahn, eine Verschärfung der bisher beliebten Maßnahmen sehr große Bedenken habe, er scheint also gleichfalls an eine arge Mißstimmung des Volkes zu denken, aber er ist genug klaren Blickes, um sich über das Objekt dieser Mißstimmung nicht zu täuschen.

Ruht aber die andere culturkämpferische Hoffnung, nach welcher das katholische Volk auf dem Wege einer andauernden geistigen Hungerkur gleichsam von selbst zum christianisirten Paganismus gelangen wird, vielleicht auf sichererm Grunde?

Wenn die Frage sich in der That so stellen ließe, würden wir unbedenklich mit Nein antworten; aber so einfach liegt die Sache nicht. Die Herbeiführung eines christianisirten Heidenthums, d. i. einer Humanitätsreligion, welche nach Herrn Thiers „auf die wahren Gefühle des menschlichen Herzens“ — und auf sonst nichts — „gegründet ist“ und die von den christlichen Dogmen nichts, von der Moral dasjenige was zeitweilig acceptabel erscheint, beibehält — das mag allerdings der schöne Traum der Loge seyn, aber dem leitenden Staatsmanne darf man wohl praktischere Anschauungen und nüchternere Pläne zutrauen. Die Seelsorgssperre, welche alltäglich an Umfang gewinnt, ist ihm nach unserer Auffassung nicht Zweck, sondern Mittel; diese geistige Hungerkur, so calculirt man, wird an dem katholischen Volke nicht unwirksam vorübergehen; ist der verschanzte Gegner einmal entkräftet, ist ihm alle Zufuhr abgeschnitten, jede Quelle abgegraben, dann capitulirt er leicht auch unter drückenden Bedingungen, um so leichter aber, wenn ihm annehmbare Bedingungen geboten werden.

In seiner Rede vom 10. März 1873 sagte der Reichskanzler: „Der Kampf des Priesterthums (!) mit dem Königthum... ist zu beurtheilen wie jeder andere; er hat seine Bündnisse, seine Friedensschlüsse, seine Haltepunkte, seine Waffenstillstände.“ Nun ja, man kennt diese „Haltepunkte“ aus Erfahrung.

Erleidet der Culturkampf keine Störung, so wird die strenge Durchführung der Gesetze in einigen Jahren einen nahezu unerträglichen Zustand geschaffen haben. Dann, wenn die Reihen unserer gegenwärtigen Kämpfer gelichtet und die ärgsten Ausbrüche des Schmerzes einer stummen Resignation gewichen seyn werden — dann ist der rechte Moment für einen „Haltepunkt" gekommen; dann läßt sich allmählig eine Frontveränderung vornehmen und zu dem bekannten gnädigen „Wohlwollen" zurückgreifen, welches „mürbe gemachten" Naturen gegenüber mit glänzendem Erfolge angewendet zu werden pflegt; dann lassen sich zunächst den liberal angehauchten Dienern der Kirche gewisse Höflichkeiten erweisen, ganzen Gemeinden materielle Unterstützungen gewähren, dann können die Gesetze mit größerer Schonung und Milde gehandhabt werden und bei jeder dieser rücksichtsvollen Maßnahmen läßt sich auf das hohe obrigkeitliche „Wohlwollen und Vertrauen" hinweisen, welches all' diese Schätze allergnädigst einbescheere.

Wird es dann keine stumpfsinnigen Creaturen geben, welche das dargebotene Bettelbrod ergreifen, die Hand welche es spendet, dankbar küssen und den mächtigen Geber mit Segenswünschen überhäufen werden? Werden dann nicht gewisse gutmüthige Leute, welche mit „Wohlwollen" sich abspeisen lassen statt Gerechtigkeit zu fordern, die heute vollzogene Cassation unseres guten Rechtes und die Beschlagnahme unseres wohlerworbenen Besitzes vergessen haben und die dargereichten spärlichen Krumen wirklich für ein Gnadengeschenk halten, das man nicht zurückweisen dürfe? Wird dann nicht bei so Manchem, der nichts Besseres als seine Hungerkost kennen gelernt und sich an sie gewöhnt hat, der heillose Irrthum Platz greifen, als ob die Kirche ihr Existenzrecht von Staates Gnaden besitze, als ob sie zu Hofe gehen müsse und als ob sie gedeihen und ihre segensvolle Wirksamkeit voll und ganz entfalten könne auch unter der Schutzmannscontrole des Staates? Wird dann nicht, um

Alles zusammenzufassen, die ringsum herrschende Kelleratmosphäre so manches Salzkorn dumpf und faul gemacht haben? „Und wenn das Salz faul geworden, womit wird man salzen.“

Das sind lauter Fragen, die man im feindlichen Lager schon lange vor Beginn der Aktion, schon bei der Ausarbeitung des Feldzugsplanes sich vorgelegt haben wird und die auch wir ohne Uebertreibung stellen dürfen.

Die Zeiten sind ja noch in Aller Gedächtniß, wo gewisse Organe der Ecclesia pressa in Preußen den unerträglichen Druck, der auf der Kirche lastete, und die entwürdigenden Vexationen ihrer Diener rasch vergaßen und zu den unheilvollsten Transaktionen ihre Hand boten, nachdem die Gnadensonne hoher Huld einige Strahlen auf sie entsendet hatte. Wer denkt nicht mit Schmerz zurück an die Stagnation des kirchlichen Lebens vor den „Kölner Irrungen“ und nicht mit Entrüstung an das sogenannte „amicable Verhältniß“ eines Seldnitzky zu den Staatsbehörden, das doch auf nichts Anderes hinauslief als auf Verrath an der Kirche!

Ob man die Wiederkehr solcher Zeiten für möglich hält? Ohne Zweifel! Und man würde sie eintretenden Falles noch besser verwerthen wie ehemals; aber man dürfte sich täuschen. Die fortwährende Bedrückung und Knechtung der Kirche hat dem Herzen des katholischen Volkes ein Mißtrauen eingegraben, welches sich mit gewöhnlichen Mitteln und in kurzer Zeit nicht wird beseitigen lassen; das katholische Volk wird seine Pflichten gegen das Vaterland nicht verletzen, aber auf Generationen hinaus auch nicht vergessen, daß man es in seinen heiligsten Rechten, in seiner Freiheit, in seinem Gewissen auf's tiefste verletzt hat; es wird sich daran erinnern, daß man es zum Dank für seine Treue und Aufopferung bis in den Tod des Mangels an Patriotismus angeklagt und es den nichtswürdigsten Insulten einer feilen Presse schutzlos preisgegeben, daß man all' die unzähligen Attentate gegen sein Recht, gegen seine Freiheit, gegen

seine Ehre und sein Gewissen noch mit beißendem Hohne begleitet hat.

Dergleichen Dinge vergißt man nicht über Nacht und je drückender die Verfolgung wird, mit um so lebendigerer Frische wird die Tradition dem kommenden Geschlechte die Leiden erzählen, welche schon seine Väter zu erdulden hatten.

Wir lassen es dahingestellt seyn, ob nicht zur Zeit als der Culturkampf begann, in einem verhältnißmäßig beträchtlichen Theil des Volkes das katholische Bewußtseyn hätte eingeschläfert werden können, wofern dieß in rechter Weise wäre versucht worden; daß aber der Staat sofort zu Gewaltmaßregeln gegriffen und hiedurch gerade diejenigen Folgen herbeigeführt hat, die er für immer beseitigt wissen wollte: eine großartige Stärkung und Belebung des kirchlichen Sinnes, eine allgemeine Bewegung der katholischen Gemüther, deren Hochherzigkeit und Adel sich nicht verkennen läßt, eine innige Verschmelzung aller Gleichgesinnten zu gemeinsamem Handeln ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung des Einzelnen — das deutet sichtbar auf das weise Walten der göttlichen Fürsehung hin, welche über der Kirche wacht auch dann, und dann vorzüglich, wenn sie dem Untergange nahe zu seyn scheint.

Die sogenannten Kirchengesetze sind erlassen und werden durchgeführt. Sie haben nicht nur den confessionellen Frieden in Deutschland gestört sondern geradezu einen erbitterten Kampf der Confessionen hervorgerufen, und während sie die Autorität des Staates stärken und erhöhen sollten, tragen sie thatsächlich insofern zu ihrer Minderung bei, als sie den passiven Widerstand, der ihre glatte widerspruchslose Durchführung vereitelt, nicht zu überwinden vermögen.

Im Hinblick auf diese zunächst hervorgetretenen Folgen oder vielmehr Mißerfolge hat nun ein Theil der katholischen Tagespresse wiederholt von einem demnächst bevorstehenden Rückzuge der Regierung, von einer vollständigen Aufhebung oder durchgreifenden Revision der erlassenen Gesetze gesprochen

und dabei dem Reichskanzler den Vorwurf gemacht, daß er bei vollständiger Verkennung der Situation ohne alle Berechnung, in überstürzter Hast gehandelt habe und nunmehr schleunigst zum Rückzuge blasen müsse, um nicht das Werk der Einigung Deutschlands, das mit so großer Kraftanstrengung hergestellt worden sei, mit eigener Hand wieder zu zerreißen.

Wir glauben, daß diese Auffassung, welche wir auch bei gewiegten Politikern, so in der Schrift des verstorbenen Ministers Ad. Dechamps über die „Drei-Kaiser-Zusammenkunft" wiederfinden, einer Klarstellung wohl bedürftig sei.

„Herr von Bismarck" — so lesen wir in der citirten Schrift S. 37 ff. — „zerreißt und vernichtet durch den unbegreiflichsten aller politischen Fehler die deutsche Einheit, das deutsche Kaiserreich, welches durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von günstigen Umständen geschaffen worden ist. Er ruft die mächtige Opposition von vierzehn Millionen dem Reiche ergebener Katholiken in's Leben; er gibt dem Partikularismus der Südstaaten und dem Polonismus in Posen neue Nahrung und Kraft; er verdoppelt die Schwierigkeiten bei dem Vereinigungswerke von Elsaß und Lothringen, indem er zu den politischen Beeinträchtigungen die viel gefährlicheren religiösen hinzufügt; er entzündet einen unversöhnlichen Religionskrieg auf den Trümmen des confessionellen Friedens, welchen König Friedrich Wilhelm IV. so glücklich zu Stande gebracht und durch welchen der jetzige Kaiser und die Kaiserin Augusta in der ersten Periode ihrer Regierung die Herzen der katholischen Rheinländer gewonnen hatten. Um seinen Fehler voll zu machen schließt Herr von Bismarck die italienische Allianz, welche das zweite napoleonische Kaiserreich in's Verderben gestürzt hat und welche das deutsche Reich in's Verderben stürzen wird"... „Der Fürst-Kanzler hat trotz des blinden Vertrauens, welches er auf seine Macht setzt, die Gefährlichkeit der Lage erkannt. Um sie zu ändern, gab es ein sehr einfaches Mittel; er mußte seine Politik

aufgeben, die Verfolgung gegen die Katholiken einstellen, mußte anerkennen, daß er sich getäuscht habe, und den Weg einer ruhigeren und vernünftigeren Politik betreten. Aber nein: er hat es vorgezogen, auf seinem Wege zu beharren und versucht auch Oesterreich auf denselben hinüber zu ziehen"... „Je mehr ich die Politik des Herrn von Bismarck studire, um so weniger verstehe ich sie."

Für das Jahr 1872, in welchem diese Worte geschrieben wurden, gestehen wir ihnen die vollste Berechtigung zu; aber heute, wo der Plan des Reichskanzlers offen vor Aller Augen daliegt, genügt es doch nicht mehr, die ersten Wirkungen der von ihm getroffenen Maßnahmen in's Auge zu fassen, sondern man muß die Grundzüge dieses Planes studiren und untersuchen, ob die zu seiner Ausführung erwählten Mittel den gewünschten und berechneten Erfolg hoffen lassen.

Auch wir haben auf gewisse Täuschungen und Rechenfehler des Reichskanzlers hingewiesen und wir glauben diese Andeutungen ohne Gefahr einer Uebertreibung noch bedeutend erweitern zu können; zu glauben jedoch, daß der Kanzler ohne alle Berechnung, in augenblicklicher Gereiztheit den Kampf gegen die religiösen Orden, gegen den gesammten katholischen Klerus, gegen die Freiheit und das Gewissen der katholischen Bevölkerung unternommen, daß er die Störung des confessionellen Friedens, also die Gefahr welche der Einheit Deutschlands droht, gar nicht vorausgesehen und diese wichtige Eventualität nicht mit in Erwägung gezogen habe — das hieße denn doch den Reichskanzler für einen politischen Stümper, nein für einen vollendeten Ignoranten in der Politik, für einen tollkühnen Abenteurer halten, und wir sind nicht gewillt, durch die Aufstellung einer solchen Ansicht uns selber lächerlich zu machen. Es mag ganz richtig seyn, daß er die Marschroute, die er sich vorgezeichnet hat, nicht immer streng innehält, daß er augenblicklich gegebene Verhältnisse gleichsam im Vorübergehen mit verwerthet, aber darin liegt doch kein planloses Vorgehen. Und was die Raschheit und

überstürzte Hast betrifft, mit der er zu handeln scheint, so läßt man sich doch nur durch den Schein täuschen; er vollzieht seine Pläne rasch, er führt den letzten entscheidenden Schlag mit Energie und Sicherheit; aber diese sichere Bewegung würde seiner Hand fehlen, wenn er die Aktion weniger bedachtsam und klug berechnend vorbereitete.

Wie urtheilen wir demnach über den Krieg, welchen er der katholischen Kirche erklärt hat?

Vor Allem glauben wir die erlassenen Gesetze als ein Ganzes auffassen zu müssen, als einen Complex von Maßregeln, welche alle in einander greifen und nach derselben Richtung hin zu wirken bestimmt sind. Darum machen wir nicht viel Aufhebens von den vielbesprochenen „Lücken" dieser Gesetze, welche sich so einfach aus der Terrainunkenntniß ihrer Redigenten erklären lassen und für die Sache selbst ziemlich bedeutungslos sind; darum schenken wir auch gewissen Ungeschicklichkeiten, die bei der Gesetzesvollstreckung hier und da unterlaufen, keine besondere Aufmerksamkeit; auf die leitenden Gedanken, welche den Gesetzen zu Grunde liegen, kommt uns vielmehr Alles an und an diesen Grundzügen haften die Spuren einer kundigen Hand. Ein im Protestantismus erzogener Culturkämpfer hätte unseres Erachtens die Stellen, an denen die Lebensadern der Kirche zu unterbinden waren, nicht mit solcher Genauigkeit bezeichnen können, als dieß thatsächlich geschehen ist. Der zu Rathe gezogene Scherge hat seine Sache recht gut gemacht; er hat jede Thür des großen Kirchengebäudes vermauert, jedes Luftloch sorgsam verstopft, so daß die Kirche — menschlich gesprochen — in einer ziemlich genau zu bestimmenden Frist dem Erstickungstode anheimfallen muß; er hat Alles erwogen, an Alles gedacht, nur nicht an den allmächtigen und ewigen Gott, den Lenker und Beschützer seiner heiligen Kirche.

Gegenwärtig stehen wir noch im ersten Stadium der Aktion; die Ausführung der sog. Kirchengesetze ist ein Ver-

aufgeben, die Verfolgung gegen die Katholiken einstellen, mußte anerkennen, daß er sich getäuscht habe, und den Weg einer ruhigeren und vernünftigeren Politik betreten. Aber nein: er hat es vorgezogen, auf seinem Wege zu beharren und versucht auch Oesterreich auf denselben hinüber zu ziehen"... „Je mehr ich die Politik des Herrn von Bismarck studire, um so weniger verstehe ich sie."

Für das Jahr 1872, in welchem diese Worte geschrieben wurden, gestehen wir ihnen die vollste Berechtigung zu; aber heute, wo der Plan des Reichskanzlers offen vor Aller Augen daliegt, genügt es doch nicht mehr, die ersten Wirkungen der von ihm getroffenen Maßnahmen in's Auge zu fassen, sondern man muß die Grundzüge dieses Planes studiren und untersuchen, ob die zu seiner Ausführung erwählten Mittel den gewünschten und berechneten Erfolg hoffen lassen.

Auch wir haben auf gewisse Täuschungen und Rechenfehler des Reichskanzlers hingewiesen und wir glauben diese Andeutungen ohne Gefahr einer Uebertreibung noch bedeutend erweitern zu können; zu glauben jedoch, daß der Kanzler ohne alle Berechnung, in augenblicklicher Gereiztheit den Kampf gegen die religiösen Orden, gegen den gesammten katholischen Klerus, gegen die Freiheit und das Gewissen der katholischen Bevölkerung unternommen, daß er die Störung des confessionellen Friedens, also die Gefahr welche der Einheit Deutschlands droht, gar nicht vorausgesehen und diese wichtige Eventualität nicht mit in Erwägung gezogen habe — das hieße denn doch den Reichskanzler für einen politischen Stümper, nein für einen vollendeten Ignoranten in der Politik, für einen tollkühnen Abenteurer halten, und wir sind nicht gewillt, durch die Aufstellung einer solchen Ansicht uns selber lächerlich zu machen. Es mag ganz richtig seyn, daß er die Marschroute, die er sich vorgezeichnet hat, nicht immer streng innehält, daß er augenblicklich gegebene Verhältnisse gleichsam im Vorübergehen mit verwerthet, aber darin liegt doch kein planloses Vorgehen. Und was die Raschheit und

überstürzte Hast betrifft, mit der er zu handeln scheint, so läßt man sich doch nur durch den Schein täuschen; er vollzieht seine Pläne rasch, er führt den letzten entscheidenden Schlag mit Energie und Sicherheit; aber diese sichere Bewegung würde seiner Hand fehlen, wenn er die Aktion weniger bedachtsam und klug berechnend vorbereitete.

Wie urtheilen wir demnach über den Krieg, welchen er der katholischen Kirche erklärt hat?

Vor Allem glauben wir die erlassenen Gesetze als ein Ganzes auffassen zu müssen, als einen Complex von Maßregeln, welche alle in einander greifen und nach derselben Richtung hin zu wirken bestimmt sind. Darum machen wir nicht viel Aufhebens von den vielbesprochenen „Lücken" dieser Gesetze, welche sich so einfach aus der Terrainunkenntniß ihrer Redigenten erklären lassen und für die Sache selbst ziemlich bedeutungslos sind; darum schenken wir auch gewissen Ungeschicklichkeiten, die bei der Gesetzesvollstreckung hier und da unterlaufen, keine besondere Aufmerksamkeit; auf die leitenden Gedanken, welche den Gesetzen zu Grunde liegen, kommt uns vielmehr Alles an und an diesen Grundzügen haften die Spuren einer kundigen Hand. Ein im Protestantismus erzogener Culturkämpfer hätte unseres Erachtens die Stellen, an denen die Lebensadern der Kirche zu unterbinden waren, nicht mit solcher Genauigkeit bezeichnen können, als dieß thatsächlich geschehen ist. Der zu Rathe gezogene Scherge hat seine Sache recht gut gemacht; er hat jede Thür des großen Kirchengebäudes vermauert, jedes Luftloch sorgsam verstopft, so daß die Kirche — menschlich gesprochen — in einer ziemlich genau zu bestimmenden Frist dem Erstickungstode anheimfallen muß; er hat Alles erwogen, an Alles gedacht, nur nicht an den allmächtigen und ewigen Gott, den Lenker und Beschützer seiner heiligen Kirche.

Gegenwärtig stehen wir noch im ersten Stadium der Aktion; die Ausführung der sog. Kirchengesetze ist ein Ver-

such der Staatsgewalt, den Widerstand, welchen sie Seitens der Katholiken gefunden hat, zu brechen.

Daß dieser Versuch den confessionellen Frieden in hohem Grade stören werde, wußte der Reichskanzler so gut wie irgend Einer; aber für den der ihm sagen wollte, daß er hierdurch die Einheit des deutschen Reiches zerreiße, folglich den Bestand des Reiches selbst gefährde, würde er wohl nur ein verächtliches Lächeln in Bereitschaft haben. Er stört nach seiner Meinung den religiösen Frieden nur für einen Augenblick, um einen weit dauerhafteren Frieden auf besseren Grundlagen neu zu schaffen; er zerreißt die heute bestehende Einheit nur, um morgen eine neue, viel fester gekittete Einheit zu begründen.

Sind erst die Bischöfe abgesetzt, externirt oder abgestorben, die Klöster verödet, die Kirchen geschlossen, die Priester verjagt oder eingekerkert, die Heerden hirtenlos geworden; hat erst der andauernde Mangel aller Seelsorge das Volk entwöhnt von dem Dogmenzwange und Formelkram des Katholicismus, ist erst die katholische Presse, welche sich leider nicht kaufen läßt, durch unaufhörliche Vexationen zum Schweigen gebracht, sind alle Vereine der Katholiken aufgelöst und durch strenges Verbot unmöglich gemacht; ist das Volk durch verständige Lehren über die wohlmeinenden Absichten der Regierung aufgeklärt, hat es den Segen der neuen Einrichtungen, welche ihm einen nicht unbedeutenden Antheil am Kirchenregiment gewähren, schätzen gelernt, ist es von den protestantischen Principien, auf welchen die neuen Gesetze basiren, hinlänglich durchsäuert: dann ist der große, glückliche Moment gekommen, wo sich „die große Mehrzahl, wenn nicht die Gesammtheit der Staatsbürger an den Stufen Eines Altares wird vereinigen lassen"; dann werden die Tempelthüren der deutschen Nationalkirche weit geöffnet und in dichten Schaaren wird das Volk in die gemeinsame Mutterkirche strömen, zumal wenn man inzwischen nicht versäumt, die beiden religiösen Zeitströmungen, welche gegenwärtig noch

parallel nach dieser gemeinschaftlichen Richtung hinstreben, in ein gemeinsames Flußbett zu lenken. — Es ist ja eine ausgemachte Sache, daß Alles was sich an Intelligenz in der katholischen Kirche vorfand, im Lager der „Altkatholiken" sich vereinigt hat, und das Nämliche gilt vom Protestantenverein bezüglich der protestantischen Confession; beide Richtungen einigen sich in dem Bestreben, das strenge Kirchenthum zu beseitigen und dem „rein Menschlichen" des Christenthums volle Geltung zu verschaffen; darum heißt diese beiden Strömungen miteinander vereinigen eben so viel als: die Kluft, welche den Katholicismus vom Protestantismus trennt, nicht nur überbrücken, sondern sie ausfüllen, und wer möchte bezweifeln, daß, wenn erst der Kern einer Nationalkirche sich gebildet hat, die mürben Reste der beiden heute noch mächtigen christlichen Confessionen sich demselben ohne besondere Schwierigkeit angliedern werden!

Um nicht mißverstanden zu werden, wiederholen wir unsere oben gemachte Andeutung: es ist nicht das christianisirte Heidenthum, welches man erstrebt, sondern eine „zeitgemäße" Protestantisirung des Katholicismus; in beiden Confessionen muß das „starre Kirchenthum" vorläufig bis zu dem Grade abgeschwächt werden, daß sich eine Vereinigung ermöglichen läßt; dann erst wird das Gebäude des protestantischen Kaiserthums gekrönt, dann werden Kirchen- und Staatsregiment endgiltig in Einer Hand vereinigt, der Cäsaropapismus ist hergestellt.

Glauben wir nun an eine Realisirung dieses weit angelegten Planes? Halten wir die Rechnung des Reichskanzlers für durchgehends richtig, oder finden wir, daß er in gewissen Punkten sich getäuscht habe?

Verrechnet hat sich der Reichskanzler vor Allem bezüglich der Dauer des heraufbeschworenen Kampfes, und dieser Fehler wiegt schwer; denn ganz abgesehen davon, daß Fürst Bismark sterblich und eines energischen Erben seiner Pläne durchaus nicht sicher ist, liegt die Gefahr nur zu nahe, daß er selbst bei etwa eintretenden äußeren Verwickelungen weder

such der Staatsgewalt, den Widerstand, welchen sie Seitens der Katholiken gefunden hat, zu brechen.

Daß dieser Versuch den confessionellen Frieden in hohem Grade stören werde, wußte der Reichskanzler so gut wie irgend Einer; aber für den der ihm sagen wollte, daß er hierdurch die Einheit des deutschen Reiches zerreiße, folglich den Bestand des Reiches selbst gefährde, würde er wohl nur ein verächtliches Lächeln in Bereitschaft haben. Er stört nach seiner Meinung den religiösen Frieden nur für einen Augenblick, um einen weit dauerhafteren Frieden auf besseren Grundlagen neu zu schaffen; er zerreißt die heute bestehende Einheit nur, um morgen eine neue, viel fester gekittete Einheit zu begründen.

Sind erst die Bischöfe abgesetzt, externirt oder abgestorben, die Klöster verödet, die Kirchen geschlossen, die Priester verjagt oder eingekerkert, die Heerden hirtenlos geworden; hat erst der andauernde Mangel aller Seelsorge das Volk entwöhnt von dem Dogmenzwange und Formelkram des Katholicismus, ist erst die katholische Presse, welche sich leider nicht kaufen läßt, durch unaufhörliche Vexationen zum Schweigen gebracht, sind alle Vereine der Katholiken aufgelöst und durch strenges Verbot unmöglich gemacht; ist das Volk durch verständige Lehren über die wohlmeinenden Absichten der Regierung aufgeklärt, hat es den Segen der neuen Einrichtungen, welche ihm einen nicht unbedeutenden Antheil am Kirchenregiment gewähren, schätzen gelernt, ist es von den protestantischen Principien, auf welchen die neuen Gesetze basiren, hinlänglich durchsäuert: dann ist der große, glückliche Moment gekommen, wo sich „die große Mehrzahl, wenn nicht die Gesammtheit der Staatsbürger an den Stufen Eines Altares wird vereinigen lassen"; dann werden die Tempelthüren der deutschen Nationalkirche weit geöffnet und in dichten Schaaren wird das Volk in die gemeinsame Mutterkirche strömen, zumal wenn man inzwischen nicht versäumt, die beiden religiösen Zeitströmungen, welche gegenwärtig noch

parallel nach dieser gemeinschaftlichen Richtung hinstreben, in ein gemeinsames Flußbett zu lenken. — Es ist ja eine ausgemachte Sache, daß Alles was sich an Intelligenz in der katholischen Kirche vorfand, im Lager der „Altkatholiken" sich vereinigt hat, und das Nämliche gilt vom Protestantenverein bezüglich der protestantischen Confession; beide Richtungen einigen sich in dem Bestreben, das strenge Kirchenthum zu beseitigen und dem „rein Menschlichen" des Christenthums volle Geltung zu verschaffen; darum heißt diese beiden Strömungen miteinander vereinigen eben so viel als: die Kluft, welche den Katholicismus vom Protestantismus trennt, nicht nur überbrücken, sondern sie ausfüllen, und wer möchte bezweifeln, daß, wenn erst der Kern einer Nationalkirche sich gebildet hat, die mürben Reste der beiden heute noch mächtigen christlichen Confessionen sich demselben ohne besondere Schwierigkeit angliedern werden!

Um nicht mißverstanden zu werden, wiederholen wir unsere oben gemachte Andeutung: es ist nicht das christianisirte Heidenthum, welches man erstrebt, sondern eine „zeitgemäße" Protestantisirung des Katholicismus; in beiden Confessionen muß das „starre Kirchenthum" vorläufig bis zu dem Grade abgeschwächt werden, daß sich eine Vereinigung ermöglichen läßt; dann erst wird das Gebäude des protestantischen Kaiserthums gekrönt, dann werden Kirchen- und Staatsregiment endgiltig in Einer Hand vereinigt, der Cäsaropapismus ist hergestellt.

Glauben wir nun an eine Realisirung dieses weit angelegten Planes? Halten wir die Rechnung des Reichskanzlers für durchgehends richtig, oder finden wir, daß er in gewissen Punkten sich getäuscht habe?

Verrechnet hat sich der Reichskanzler vor Allem bezüglich der Dauer des heraufbeschworenen Kampfes, und dieser Fehler wiegt schwer; denn ganz abgesehen davon, daß Fürst Bismark sterblich und eines energischen Erben seiner Pläne durchaus nicht sicher ist, liegt die Gefahr nur zu nahe, daß er selbst bei etwa eintretenden äußeren Verwickelungen weder

eines solchen Bündnisses schriftlich garantiren zu lassen, schien es gerathen, die Katholiken gerade nach dieser Richtung hin vor aller Welt und selbst vor dem Papste anzuklagen; denn das war das beste Mittel, um einen energischen, für jeden Fall zuverlässigen Protest zu extrahiren.

Der Reichskanzler hat sich ferner nicht getäuscht in der Erwartung, daß die protestantische Bevölkerung im Großen und Ganzen die Unterjochung der katholischen Kirche mit lautem Beifall begleiten würde; jedenfalls noch fester als der Kritiker des Herrn von Gerlach („Das Verhältniß der Conservativen zu den Katholiken" rc.) ist der Reichskanzler davon überzeugt, daß allerhöchstens „ein Verständniß, eine Fühlung zwischen den Katholiken und einzelnen evangelischen Conservativen, niemals aber ein verläßliches Bündniß dieser Parteien zu Stande kommen könne", weil die Protestanten im Allgemeinen, und mit verschwindenden Ausnahmen selbst die Conservativen unter ihnen, weit lieber auf den Ruhm verzichten, gemeinsam mit den Katholiken die centralistische und antireligiöse Politik des Nationalliberalismus zu bekämpfen, als daß sie ihre blinde Gehässigkeit gegen Alles was katholisch heißt, aufgeben möchten: sie glauben aus jeder Beeinträchtigung der katholischen Kirche Nutzen für ihre Confession zu ziehen und ahnen nicht, wie verhängnißvoll ihre Täuschung ist. — Nicht verrechnet hat sich der Reichskanzler endlich in der Auswahl und Anwendung der geeigneten Mittel, um die Lebensäußerungen der Kirche zu unterdrücken und ihre Wirksamkeit zu hemmen.

Wir überblicken noch einmal die ganze Rechnung und ziehen das Facit. Wird der Plan des Reichskanzlers realisirt werden? Wird er die katholische Kirche protestantisiren und eine deutsche Nationalkirche gründen können? — Wir schauen hin auf den heroischen Muth unserer Bischöfe, auf die opferfreudige Gesinnung unseres Klerus, auf die Standhaftigkeit und Glaubenstreue des katholischen Volkes, und antworten mit einem freudigen, muthigen N e i n!

Durch äußere Machtmittel wird die katholische Kirche Preußens niedergehalten, weil man zu einem Kampfe mit geistigen Waffen sich zu schwach fühlt; man schließt den Priestern den Mund; die Klöster werden aufgehoben, die kirchlichen Bildungsanstalten aufgelöst; der omnipotente Staat maßt sich die Befugniß an, auf dem religiösen Gebiete zu wirthschaften wie auf dem politischen; er mischt sich in Alles, wofür ihm ein klares Verständniß durchaus mangelt, in die Gerichtsbarkeit der Kirche, in ihre Disciplin, in ihre Seelsorge, ja er urtheilt selbst über ihre Dogmen ab. Doch — wir dürfen nichts vergessen — er überwacht auch gnädigst die „Privatandacht" der Geistlichen und gestattet ihnen, wie in der Katakombenzeit, bei verschlossenen Thüren zu celebriren. Warum auch nicht? Es ist ja ein so beseligendes Gefühl, das Gute bisweilen — zu dulden!

Das also ist unsere Lage. Vorläufig wird kein Mittel unversucht gelassen, um die katholische Kirche Preußens zu depossediren und lahm zu „regeln". Dazu können auch unter Umständen die Machtmittel des Staates ausreichen, daß die Mauern des Kirchengebäudes untergraben und zerbröckelt werden; aber das Ewige und Unvergängliche, was in der Kirche wohnt, ist keiner Verfolgerhand erreichbar. Auf Gott, den Allmächtigen und Allgerechten, richten wir unsere Hoffnung; ihm allein stellen wir das Schicksal unserer Kirche anheim. Will er es zulassen, daß die zahlreichen, mit unsäglichen Mühen und Opfern hergerichteten Anstalten der Kirche, welche reichen Segen über ganz Preußen verbreitet haben, zu Grunde gehen, so werden wir uns in Demuth vor ihm beugen, seine unerforschlichen Rathschlüsse anbeten und unser unglückliches Vaterland beklagen; aber dann gerade, wenn unsere vielgeliebte Mutter, die heilige römisch-katholische Kirche, allen Schmuckes und jeglicher Zier beraubt, geschlagen und zermartert wie ihr himmlischer Bräutigam vor uns steht, dann gerade werden wir mit festester Treue zu ihr halten und keine Macht, auch die des herrschgewaltigsten

schließenden Mächten in der Türkei interveniren. Rußland hatte gemäß dem Vertrag von Adrianopel seit 1828 das Recht einer isolirten Intervention für sich angesprochen, und der ganze orientalische Krieg vor zwanzig Jahren hatte eigentlich zum Zwecke, oder wenigstens das Resultat, das specielle Interventionsrecht zu beseitigen und an seine Stelle ein europäisches zu setzen. Ob die Anwendung dieses Princips gerade im jetzigen Augenblick den preußischen Intentionen entsprach, werden wir nachher erörtern. Vorerst ist soviel sicher, daß auch im vorliegenden Falle wieder die Direktion in der Hand — Rußlands liegt. Was man in St. Petersburg will, das wird geschehen, nicht mehr und nicht weniger.

Allerdings ist es eine zugestandene Thatsache, daß die Mächte des Drei-Kaiser-Bundes sich insbesondere verpflichtet haben, den Statusquo in der Türkei aufrecht zu halten, solange es möglich sei, und innerhalb dieses Princips bewegt sich auch die nunmehr in's Werk gesetzte Vermittlung. Aber ob die eigentlichen Absichten der drei Mächte unter sich wirklich harmoniren oder nicht, das würde sich doch erst dann erweisen, wenn die Aufrechthaltung das Statusquo in der Türkei nicht mehr möglich erscheinen und die Frage sich erheben würde: was nun? Seit dem Krimkrieg sind im europäischen Staatensystem so ungeheure Veränderungen eingetreten und haben sich die Stellungen der Mächte so gründlich verschoben, daß jede anderweitige Gruppirung wahrscheinlicher ist als die Wiederholung derjenigen von 1854. Jedenfalls ist soviel gewiß, daß nicht Preußen im Namen des Reichs in der Lage wäre das orientalische Ziel seiner Politik aufzustellen und hiefür sich die entsprechenden Bundesgenossen und Compensationen auszusuchen, sondern in dieser Lage ist jetzt — Rußland.

Die preußischen Organe haben in früherer Zeit in ihren Betrachtungen über die künftigen Schicksale der türkischen Gebiete in Europa wiederholt einen Grundgedanken ausgesprochen, den auch wir stets für eine strenge Forderung der deutsch-nationalen Interessen wie der allgemeinen Ge-

rechtigkeit angesehen haben. Wir haben vor zwanzig Jahren in diesen Blättern den ganzen orientalischen Krieg und alle Phasen der diplomatischen Verhandlungen mit durchgekämpft. Unsere Ansicht ist unerschütterlich dahin gegangen, daß mit der viel besprochenen „Reform-Politik" in der Türkei nichts geschaffen werden könne. Solche Reformen werden stets entweder als schöne Worte auf dem Papiere stehen bleiben, oder aber sie werden, wenn mit ihrer Durchführung jemals Ernst gemacht werden sollte, das muhamedanische Staatswesen zerstören und den Untergang der Osmanen-Herrschaft in Europa unausbleiblich nach sich ziehen. Wir waren der Ansicht, daß mit der liberalen Schablone überhaupt nirgends weniger als in der Türkei etwas Dauerndes geschaffen werden könne, und daß nicht durch die Centralisation, sondern nur durch die Separation ein für die verschiedenen Volkselemente erträglicher Zustand geschaffen werden könnte. Es käme also auf eine Organisation der christlichen Volksstämme in der Türkei an, bei welcher dieselben, wenn die Pforten-Regierung einmal nicht länger zu halten wäre, als unabhängige Gemeinwesen fortbestehen könnten — unabhängig insbesondere von Rußland, mit welcher Macht sie in keiner nähern Verbindung zu stehen hätten als mit andern Mächten Europa's.

Unfraglich wäre diese im deutsch-nationalen Interesse streng erforderte Bedingung vor zwanzig Jahren noch zu erfüllen gewesen, dazumal als Oesterreich noch befähigt war bei den unteren Donauländern Schildwache zu stehen, und als die Westmächte noch dem russischen Coloß das Gleichgewicht hielten. Aber jetzt? Rußland hat die Macht erlangt, die europäischen Allianzen nach seinem Wunsche zu gruppiren und die künftige Organisation der europäischen Türkenländer ganz nach seinem Vortheil und Interesse anzubahnen und einzurichten. Möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß man in St. Petersburg heute den Moment noch nicht gekommen glaubt, um die türkische Ernte einzuheimsen. In der That ist dießmal ausnahmsweise nirgends von geheimen russischen Um-

trieben die Rede, welche den Aufständen in Bosnien und der Herzegowina zu Grunde lägen. Im Gegentheile wird sogar behauptet, daß in den russischen Sympathien dieser Landstriche eine bedeutende Erkaltung eingetreten sei, in dem Maße als Rußland sich in Constantinopel als den einzigen wahren Freund der Pforte aufgespielt und der Sultan sich thatsächlich in die Arme des Czaren geworfen habe. Sobald aber der rechte Moment gekommen seyn wird, so wird Rußland bezüglich der „interessanten Nationalitäten“ dort unten in der Türkei diktiren, ohne in Berlin um Erlaubniß zu fragen, und es wird die Macht haben sein Diktat aufrechtzuhalten und durchzuführen mit Hülfe östlicher oder westlicher Kabinete.

Klarsehende Politiker haben sich hierüber von dem Tage an keiner Täuschung mehr hingegeben, wo Rußland, mitten im deutsch-französischen Kriege und unter beifälligem Zuwinken Preußens, kurzweg erklären konnte, daß es sich an einen Hauptpunkt des Pariser Vertrags von 1856, nämlich an die Neutralisirung des schwarzen Meeres, nicht mehr verbunden erachte. Damals hat unter Anderen der bekannte Publicist Dr. Eduard Warrens in Wien eine Aeußerung gethan, welche ein helles Streiflicht auf die heutige Lage wirft und der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Er hat gesagt:

„Wenn das deutsche Volk heute sprechen könnte, wenn die Stimme des Grafen Bismark nicht die einzige wäre, welche die entscheidende Rede führen darf, so ist kein Zweifel darüber vorhanden, daß Deutschland in der orientalischen Frage Front gegen Rußland machen würde. Das politische Bewußtseyn, welches allgemein im Herzen des deutschen Volkes lebt, sagt ihm, daß es schmählichen Verrath übt an seinen Kindeskindern, wenn es gestattet, daß der Russe jene herrschenden Positionen des Welttheils confiscirt, welche den permanenten Schlüssel zur leitenden Machtstellung bilden. Die Kriegskunst, welche Graf Moltke im Kleinen mit Erfolg anwendet, wird im Großen von Rußland geübt. Der germanische Stamm wird auf seiner linken und rechten Flanke umgangen. Ein solches

Manöver enthüllt sich allerdings erst nach einem Jahrhundert, das aber nur ein Tag ist in der Geschichte der Menschheit. Wenn jedoch Alles, was Deutschland aus seinen Siegen gewinnt, damit erkauft werden muß, daß es Rußland gewähren läßt in den mörderischen Plänen, welches es gegen das Germanenthum hegt, so wird die deutsche Nation künftiger Zeiten noch einmal die Erfolge des Jahres 1870 verfluchen, die es heute noch segnen mag"[1]).

Als im Spätsommer von 1861 die Vertreter der Traktatmächte in Constantinopel zu jenen Conferenzen sich vereinigten, welche die Regelung der serbischen Frage zum Gegenstande hatten, da fand zuerst ein Austausch der allgemeinen Anschauungen unter ihnen statt bezüglich des Verhältnisses jeder einzelnen Macht zur türkischen Frage. Es wurde hierüber berichtet, der Vertreter Englands habe erklärt: daß das Londoner Kabinet vor Allem als absoluten Zweck seiner Politik den Fortbestand der Integrität des osmanischen Reiches im Auge habe; die Interessen selbst der christlichen Unterthanen der Pforte bildeten in seinen Augen und diesem Princip gegenüber nur eine secundäre Frage. Frankreich habe durch das Organ seines Bevollmächtigten eine ganz entgegengesetzte Sprache geführt und offen erklärt, daß der Hauptgegenstand der kaiserlichen Fürsorge die Beschützung der Interessen der orientalischen Christen sei. Der österreichische Gesandte habe die von dem englischen Vertreter entwickelten Ideen unterstützt, jedoch in weniger bestimmten Ausdrücken bezüglich der Zukunft der christlichen Bevölkerung. Fürst Labanoff endlich habe im Namen Rußlands im gleichen Sinne wie Frankreich sich ausgesprochen[2]). Preußen scheint nichts gesagt zu haben. — Es ist nun nicht ohne Interesse zu vergleichen, ob und wiefern in der damaligen Stellung der Mächte bis heute Aenderungen eingetreten sind, namentlich

1) Warrens' Wochenschrift. Wien, 27. November 1870.
2) Aus der Pariser Patrie „Allg. Zeitung" vom 2. August 1862.

aber zu untersuchen, welche Rolle das heutige Preußen spielen dürfte, nachdem dieser Staat endlich gezwungen seyn wird in der großen Frage des Jahrhunderts Farbe zu bekennen, und zwar im Namen der deutschen Nation.

England ist unfraglich noch der anerkannte und in Europa eigentlich der alleinige Beschützer des osmanischen Reichs, und zwar um seiner selbst willen. Wie zu erwarten war, sitzt es im Kreise der Mächte jetzt abermals auf der äußersten Rechten, nicht nur bezüglich der slavisch-nationalen, sondern auch in der Rajah-Frage. Noch vor eilf Jahren hat ein angesehenes englisches Blatt gesagt: „England nehme in Constantinopel ungefähr dieselbe Stellung ein wie Napoleon III. in Rom; der Sultan sei Englands Papst"[1]. Aber daran glaubt in England doch kein Mensch mehr, was Lord Palmerston bald nach dem Krimkrieg zu sagen gewagt hat: die Türkei sei einer der fortschrittlichsten Staaten der Welt. Mehr als Alles hat die lüderliche Geldwirthschaft der Pforte die Sympathien der öffentlichen Meinung in England der Türkei entfremdet. Die orientalische Politik Englands ist stets reine Interessen-Politik gewesen; und von diesem Standpunkt aus ließ sich alsbald, namentlich seit der Durchführung des Suez-kanals, nicht mehr verkennen, daß die Türkei der ihr von England anvertrauten Wächterschaft nicht mehr gewachsen sei und den englischen Weg nach Indien nicht mehr zu sichern vermöge. Seitdem England und Rußland in Mittelasien sich nahezu schon Leib an Leib gegenüberstehen, hat das Wort Disraeli's erst seine volle Bedeutung: daß England nicht eine europäische, sondern eine asiatische Großmacht sei. Und zwar „die größte muhamedanische Macht". England wird stets den Bund mit dem Islam anstreben; aber es muß nicht gerade der europäische seyn. Läßt sich auch diese Barriere gegen Rußland noch forterhalten, dann um so besser; aber in bedeutende Unkosten wird man sich deßhalb zu London

1) Aus dem Londoner Star „Allg. Zeitung" vom 1. November 1863

nicht mehr versetzen, darauf deutet die neuerliche Haltung aller Organe der öffentlichen Meinung in England hin.

Frankreich hat an der Seite Englands den Krim-Krieg geführt, aber es hat nicht für die Türkei sondern nur gegen Rußland gekämpft. Ein politisches oder materielles Lebensinteresse der eigenen Nation hat es in der Integrität des Osmanenreiches nicht vertheidigt, sondern nur das dynastische Interesse des Napoleonismus und das politische Prästig Frankreichs, insbesondere als traditionelle Schutzmacht des lateinischen Christenthums im Orient. Sofort nach dem Friedensschluß ist bei jeder orientalischen Verwicklung für Frankreich wieder die revolutionäre Nationalitäten-Politik maßgebend gewesen, die der Imperator zu seinem eigenen Verderben inaugurirt hatte. Er war der Haupturheber der vertragswidrigen Union zwischen den beiden Donaufürstenthümern und der eigentliche Schöpfer „Rumäniens". Frankreich trat in erster Reihe für die Ansprüche Montenegro's auf eine Verbindung mit dem Meere und bessere Grenzen, Serbiens in der Festungsfrage, Griechenlands auf Einverleibung der Insel Kreta, ja sogar Thessaliens und Macedoniens ein; es hielt seinen schützenden Schild über alle diese mißlungenen Aufstände, und noch im November 1866 suchte Louis Napoleon zu einem geheimen Separat-Verständniß mit Rußland über die orientalischen Dinge im Sinne einer Emancipation der christlichen Volkerstämme zu gelangen. Der französische Einfluß unter den Südslaven, insbesondere in Serbien, war damals ungleich mächtiger als der russische; und der serbische Aktions-Minister Garaschanin galt geradezu als eine französische Creatur.

Der Czar lehnte alle Anerbietungen Napoleons höflich ab. Man wußte in St. Petersburg, was sich in Berlin vorbereitete und in kurzer Frist zum Ausbruch kommen mußte. Die Lahmlegung Frankreichs durch Preußen war für Rußland doch noch der ungleich größere Vortheil; man wollte den Grafen Bismark erst die russische Diktatur mit Blut

und Eisen fundamentiren lassen. Aber auch in der Sache selbst irrte man sich zu Paris und zu Wien in den russischen Absichten. Vielleicht wirft es einen Lichtstrahl in das Dunkel der heutigen Orient-Politik Rußlands, wenn wir die Aeußerung hier wiedergeben, welche ein genauer Kenner der orientalischen Frage damals gethan hat: „Eine wahrhafte Autonomie Serbiens war durch Rußland nie angestrebt worden; gerade darin lag die charakteristische Differenz zwischen russischer und französischer Politik. Die rumänischen Zigeuner will Rußland staatlich emancipirt haben, um sie als gute Prise bei nächster Gelegenheit zu entern. Die serbische Unabhängigkeit dagegen ward nie von Rußland, wohl aber, namentlich im zweiten Imperium, von Frankreich begünstigt"[1]).

Als Rußland ein paar Jahre später, ohne jede Gegenleistung für Frankreich oder Oesterreich, den Pariser Vertrag durchlöcherte, da konnte man mit Recht sagen: „Die Pforte hat erfahren, daß dieser Vertrag eigentlich nicht den Sinn hat den Bestand der Türkei zu consolidiren, sondern daß derselbe nichts war als die Unterlage einer Politik welche, alle Rebellionen in den Staaten des Sultans ermunternd, zu nichts führen kann als zur gänzlichen Schwächung der Autorität der Pforte und zur allmähligen Zerbröckelung ihrer Herrschaft. Es ist wohl bekannt, daß der Hauptträger dieser perfiden Auslegung des Pariser Vertrags das Tuilerien-Kabinet war"[2]). Damals stand Frankreich noch aufrecht und mächtig da; wenn nun schon damals, und insbesondere seit 1866, in Paris die ganze Türkei feil war für eine zweckmäßige Allianz, um wie viel mehr jetzt, wo eine solche Allianz, und zwar gerade die russische, die Lebensfrage ist für die politische Wiederauferstehung der Nation. Frank-

1) Der Omega-Correspondent in der „Allg. Zeitung" vom 15. März 1868.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. Juni 1871.

reich wird in der Rajah-Frage wie in der slavischen National-Frage gerade so weit gehen, als Rußland wünscht und will: das gebietet jetzt sein nationales Interesse.

Oesterreich ist seit dem Unglücksjahr 1866 mit Frankreich Hand in Hand gegangen in der Buhlerei um die Gunst Rußlands auf Kosten der Türkei, und es ist gleichmäßig abgeblitzt. Der sächsische Herr von Beust war der Urheber dieser politischen Schwenkung. Er hatte kaum die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, so gab er der traditionellen Orient-Politik Oesterreichs den Laufpaß und warf sich als orientalischen Regenerator auf. Er erklärte, daß fortan sein leitender Gedanke sei, „die Oesterreich bisher nicht freundlichen slavischen Bevölkerungen zu versöhnen“; er ließ ein Rundschreiben an die Kabinete ergehen, worin er die europäischen Mächte aufforderte sich zu verständigen, um die Pforte auf die Dringlichkeit von Reformen in der Justiz und Administration aufmerksam zu machen und sodann gemeinsam die Sicherheits-Polizei in den Staaten des Sultans zu übernehmen; endlich bot er, um Rußland den Beitritt möglich zu machen, in St. Petersburg die Revision des Pariser Vertrags an. Consequent betrieb er denn auch die Erlangung eines türkischen Hafens für Montenegro, wie die Abtretung der türkischen Festungen in Serbien. In Wien nannte man dieß Alles „slavische Politik in der orientalischen Frage“[1]; aber es war in der That bloß die reinste diplomatische Naivetät, welche sich nur erklären, aber nicht entschuldigen läßt durch den brennenden Wunsch Beust's Rußland von Preußen zu trennen. Mit der damaligen innern Politik in Oesterreich und ihrem Streben allen Nationalitäten des Reichs gerecht zu werden, war der sächsische Freiherr nie befaßt.

Im Gegentheile: durch den „Ausgleich mit Ungarn“ und die Auslieferung Cisleithaniens an den deutschen Libera-

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 31. Januar 1867.

lismus ist Oesterreich selbst in quasi-türkische Zustände gestürzt worden. Durch zwei unglückliche Kriege um seine Weltstellung gebracht, hätte es sich allerdings nur durch eine günstigere Stellung an der südöstlichen Grenze, Angesichts der nahenden Krisis im Orient, wieder erheben können. Aber der Riß mitten durch den Gesammtstaat hat nicht nur eine österreichische Politik im großen Style unmöglich gemacht, sondern derselben auch innere Hindernisse geschaffen. Eine Raçe herrschte nunmehr mit tyrannischer Gewalt jenseits der Leitha, und die andere Raçe suchte dießseits der Leitha ihr Beispiel so gut es ging, nachzuahmen. In beiden Fällen, besonders aber in Ungarn, sind die Slaven die Unterdrückten und Verfolgten, und doch ist die ungeheure Mehrheit der österreichischen Bevölkerungen slavischen Stammes. Was Wunder, daß diese Völkerschaften sich immer mehr von der Habsburgischen Monarchie abwenden, und auf dem besten Wege sind allen Feinden Oesterreichs dienstbar zu werden. Selbst nach den haarsträubenden Mißgriffen der Wiener Staatskanzlei im Krimkrieg wäre eine wahrhaft österreichische Politik noch im Stande gewesen die slavischen Nachbarstämme zu guten Freunden zu machen, wie dieß in den ruhmreichen Tagen Oesterreichs immer der Fall war. Das heutige Oesterreich möchte sie nichteinmal in seinen Schooß aufnehmen, wenn es könnte und sie wollten. Von jeher ist es anerkannt worden, daß türkisch Croatien und die Herzegowina, wie sie bis zur türkischen Eroberung zur St. Stephans-Krone gehörten, so auch besonders dazu geschaffen wären, um das Hinterland des schmalen dalmatinischen Küstenstrichs zu bilden. Wenn aber jetzt ein solcher Annexions-Gedanke auftaucht, so wehren sich die deutschliberalen wie die magyarischen Parteiorgane mit Händen und Füßen dagegen. Denn beiderseits fürchtet man von dem slavischen Zuwachs Gefahr für die nationale Hegemonie, und beiderseits trägt man kein Bedenken ganze Völkerschaften der Raçenherrschaft eines einzigen Stammes aufzuopfern.

Schon zu einer Zeit als noch die magyarischen Schmei-

cheleien für Croaten, Serben und alle Südslaven an der Tagesordnung waren, als diese Völkerschaften überhaupt noch der Augapfel aller revolutionären National-Politik waren, und sogar die Kossuth'sche Republik der verbündeten Donau-Staaten noch im Ansehen stand, ist Oesterreich, gerade vom Standpunkt der orientalischen Frage, vor einem Ausgleich wie der von 1867 und seinen Folgen dringend gewarnt worden. So hat sich ein genauer Kenner der untern Donau-Länder wie folgt geäußert: „Vor Allem muß Oesterreich sich darüber klar werden, daß das magyarische Element durchaus unvermögend wäre, Oesterreich im Orient vorwärts zu bringen, so sehr es sich mit dieser Fähigkeit brüstet. Es ist entschieden unzureichend in dieser Richtung. Es wäre, sich selbst überlassen, nicht einmal im Stande die nationalen Bestrebungen der Slovaken, Serben, Rumänen und Sachsen niederzuhalten. In seine alte dualistische Herrlichkeit eingesetzt, würde es einen Kampf zu bestehen haben, aus dem es schwerlich siegreich hervorginge. Wie viel weniger würde es im Stande seyn, den Orient auf seine müden Schultern zu laden. In dieser Erwägung liegt ein hochpolitischer Grund, weßhalb Oesterreich den Dualismus nie wieder restauriren darf . . . Die Restauration des Dualismus wäre das Signal für alle Slaven und Rumänen Oesterreichs sich der Umsturzpartei beizugesellen, welche zwar jetzt schon in ihrer Mitte wühlt, aber bei weitem nicht ihre Majorität zu ködern vermochte. Für Oesterreich ist die orientalische Frage zunächst eine slavisch-rumänische"[1]).

Thatsächlich ist aber nun die Orient-Politik Oesterreichs eine magyarische. Der Eine Gründer des ungarischen Ausgleichs hat sie so vom andern übernommen, nur daß allerdings die Motive des Grafen Andrassy andere sind, als die des Herrn von Beust aus Sachsen waren. Letzterer biß wenigstens noch heimlich in die Zügel der „gebundenen

1) Allgemeine Zeitung vom 19. Juni 1862.

Marschroute", bei der sich der ungarische Graf ganz behaglich fühlt. Herr von Beust hat Preußen gefürchtet und gehaßt; Graf Andrassy fürchtet Rußland und alle Slaven dießseits und jenseits der österreichischen Grenze. Solange es ihm möglich ist den Einen wie den andern Cerberus zu begütigen und sich vom Leibe zu halten, reicht man mit der Negative aus und kann es ja scheinen, als ob der geniale Plan des Grafen Andrassy gelungen sei, „gestützt auf den moralischen Beistand Deutschlands, den zwischen der russischen und der österreichischen Politik im Orient bestehenden Antagonismus nach und nach abzuschwächen"[1]). Wenn aber die Schaukel einmal bricht und es sich zeigt, daß die Solidarität der drei Nordmächte innerlich doch nur eine platonische ist, was dann? Die englische Presse hat jüngst eine offene Antwort auf die Frage verlangt, was denn all das Kokettiren Oesterreichs mit den slavischen Unterthanen der Pforte bedeute, mit den Herzegowinern und Bosniern, mit den Fürsten von Montenegro und Serbien, die man in Wien wie unabhängige Souveraine behandle, insbesondere aber der Handelsvertrag mit Rumänien, dessen Sanktion durch die Pforte von den drei Nordmächten im Widerspruche mit dem Pariser Vertrag als unverbindlich erklärt worden war? Was das Alles bedeutet? Fragt in St. Petersburg, dort weiß man, wo alles Das hinaus will; in Wien kann man es nicht wissen und sagen.

Aber nun die Hauptfrage: welche Stellung nimmt Preußen ein für den Fall, daß die große Lösung sich nicht abermals vertagen lassen sollte? Bis zum deutsch-französischen Kriege lautete die Antwort sehr einfach: die preußischen Vertreter drückten den Russen in Konstantinopel und überall bei allen Krisen verständnißinnig die Hand. Während Louis Napoleon zur Zeit des Aufstands auf Kreta bei Rußland

---

1) S. den inspirirten Wiener Artikel des Journal des débats, „Allg. Zeitung" vom 11 Juli 1872.

sich einzuschmeicheln suchte, ging Graf Bismark mit seinen Anerbietungen womöglich noch über die napoleonischen hinaus. Als aber Serbien im Jahre 1872 durch seine Ansprüche auf die Festung Zwornik neue Conflikte mit der Pforte anregte, da erging eine scharfe Note im Berliner „Reichsanzeiger" gegen die Unabhängigkeits- und Vergrößerungs-Gelüste der unzufriedenen Vasallenstaaten der Türkei. Man legte sich das so aus, als wenn Fürst Bismarck sich Rußland gegenüber für quitt erachte, und sich nunmehr verpflichtet fühle die deutschen Interessen im Orient, die denen Rußlands entgegensetzt, mit denen Oesterreichs aber identisch seien, selbstständig zu vertreten. Ja, man sah bereits in der orientalischen Frage die Allianz Preußens, Oesterreichs und der Türkei sowie den Anschluß Italiens und Englands sich vorbereiten — gegen Rußland[1]). Man hat dabei nur übersehen, daß die Politik von St. Petersburg inzwischen selber eine Schwenkung gemacht und das „südslavische Nationalprogramm" desavouirt hatte. Darum geschah in Berlin dasselbe.

Bekanntlich hat Fürst Bismarck selber einst den Gedanken ausgesprochen, daß Oesterreich sich im Osten für seine Verluste im Westen entschädigen möge, und bis auf die neueste Zeit haben gewisse Gerüchte über geheime Abmachungen bezüglich eines territorialen Erwerbs für Oesterreich an der untern Donau sich erhalten. Bald sollte Preußen, bald Rußland, letzteres natürlich gegen den Löwentheil an der Beute, solche Pläne begünstigen. Was aber Preußen betrifft, so widersprachen die öffentlichen Aeußerungen der Inspirirten diesen Gerüchten ganz entschieden. Nicht nur keine Gebiets-Vergrößerung soll Oesterreich erhalten, sondern sogar seine sprüchwörtliche Mission, „die deutsche Civilisation nach dem Orient zu tragen", wird ihm aberkannt. Auch die Stelle

---

1) Selbst die Augsburger „Allg. Zeitung" vom 16. Mai 1872 hielt diese Auffassung „im Wesentlichen für richtig".

eines „unbesoldeten Colporteurs der Bildung nach Osten“ will man in Berlin selbst übernehmen, und das Mittel dazu wäre die Constituirung selbstständiger christlichen Staaten mit Hülfe des Reichs. Es ist der Mühe werth gerade in diesem Augenblick einige solche Stimmen zu vernehmen. Sie verlauteten seit dem Jahre 1873 namentlich in dem Augsburger „Weltblatt“, und kamen angeblich von verschiedenen Orten, auch aus der Türkei selber, in Wirklichkeit aber wohl allesammt aus der nächsten Nähe der Reptilien-Kasse in Berlin.

Schon im Beginn des Jahres 1874 wurde von den gedachten Federn der jetzt ausgebrochene Kampf angekündigt und dem serbischen Volke, dessen Einheitsbestrebungen entgegenzutreten man in Berlin keinen Grund habe, Glück gewünscht zu der bewaffneten Erhebung. Der Wiener Staatskanzlei ward dabei zu Gehör geredet wie folgt: „Das jetzige Gebilde von Oesterreich ist nicht für Jahrhunderte geschaffen, und die mächtige Zukunft welche sich Deutschland gerade im europäischen Osten zu erringen hat, kann sich eben nur Deutschland selbst erringen. Jede Eroberung welche in den untern Donauländern von irgendwelcher Großmacht geschehen würde, dürfte dem specifisch deutschen Interesse hinderlich seyn; und damit ist wohl von selbst gegeben, daß Deutschland kein Interesse haben kann den Emancipationsbestrebungen der christlichen Völkerschaften Hindernisse in den Weg zu legen, vorausgesetzt daß sie in sich selbst die Kraft besitzen sich frei zu machen, und nicht zum Werkzeug für die Pläne einer oder der andern Großmacht herabsinken“[1]). In dieser letztern Forderung liegt freilich der Kern der ganzen Frage; da ist, wie man zu sagen pflegt, der Hund begraben.

Die Bedingung ist aber auch so ernst nicht gemeint. Kurz vorher hatte eine leitartikelnde Feder aus Berlin die Emancipation der christlichen Völkerschaften der Türkei ge-

1) Allg. Zeitung vom 17. März 1875.

rade als „ein Stück nationaler Politik Rußlands" empfohlen, und als den Punkt in dem das russische Interesse mit der Aufgabe Deutschlands, den Strom der deutschen Cultur ungehindert nach dem Osten zu wälzen, zusammentreffe. Nähere Erklärungen dieser Identität werden freilich nicht gegeben; dagegen ist die der österreichischen Monarchie innerhalb des bezeichneten Gedankenkreises angewiesene Rolle ganz klar. Oesterreich müsse eben die Consequenzen der neuen Weltlage seit Sadowa und Sedan auch im Orient resignirt hinnehmen. „Die Machtfülle welche Deutschland und Rußland, verbunden durch eine gemeinsame Interessen-Politik, darstellen, macht den Anschluß Oesterreichs an diese Machtsphäre zu einer Nothwendigkeit. Und weil Oesterreich nothwendigerweise in diese Machtsphäre hineingezogen wird, so kann es wie in allen Fragen, so auch in der orientalischen Frage nur die von Deutschland vorgezeichnete Politik verfolgen. Bei der gegenwärtigen Weltlage wäre es reiner Wahnsinn, wenn Oesterreich auch nur anstreben würde, aus dieser Machtsphäre herauszutreten und eine Politik auf eigene Faust zu betreiben. Und weil eben die Situation eine derartige ist, so birgt auch die ganze Lage in den untern Donauländern keine wahre Gefahr für den Weltfrieden. Aus alledem geht aber deutlich hervor, daß von einer Annexion gewisser Ländereien der Türkei an Oesterreich keine Rede seyn kann." Der Verfasser fügt aufrichtig hinzu: schon aus Rücksicht auf Rußland könne so etwas nicht geschehen; dann aber auch, weil eine solche Annexion durch die Magyaren sogar ein Damm für die deutsche Cultur werden könnte[1]). Als ein Cultur-Element wird also die in Oesterreich jetzt maßgebende Race nicht angesehen.

Ungefähr ein Jahr vorher hatte aber der nämliche Verfasser einen ungemein interessanten Leitartikel über dieselbe Frage geliefert, welcher die möglichen Combinationen der

1) Allg. Zeitung vom 20. Januar 1875.

preußischen Politik im Orient in ihrem vollen Lichte erscheinen ließ[1]). Die Sache wird noch lehrreicher, wenn man die beiden der Zeit nach auseinander liegenden Verlautbarungen vergleicht. Beide kommen überein in der wegwerfendsten Behandlung Oesterreichs. Aber während der Verfasser am Anfang des Jahres 1875 erklärte, daß die Aufgabe der drei Ostmächte nur die seyn könne, jede Weiterung über den Rahmen der Karte der Türkei hinaus mit allen Kräften zu verhindern: hat er im Beginn des Jahres 1874 geradezu die Verbindung der orientalischen Frage mit der endgültigen Lösung der deutschen in Aussicht gestellt. Niemals, sagte er, seien Deutschland und Rußland ungehinderter gewesen die große orientalische Frage zu lösen und die ganze Karte von Osteuropa umzugestalten, „nicht nur in jenen Theilen die streng in das Gebiet der orientalischen Frage, sondern auch in jenen der obern Donauländer die zum Problem der endlichen Lösung der deutschen Frage gehören." Er deutet an, daß Oesterreich erst dann seinen „Schwerpunkt in Ofen", nach dem Bismark'schen Programm, wirklich einnehmen würde, wenn die deutsch-österreichischen Provinzen zu Deutschland gehörten und Galizien zu Rußland; unter dieser Voraussetzung könnte dann Oesterreich allerdings mit türkischen Ländereien entschädigt werden als nur ein slavisch-magyarischer Staat.

Im Beginn des Jahres 1874 stand das preußische Allmachtsgefühl überhaupt in seinem Zenith. Dennoch ärgerte man sich über die damalige Reise des Kaisers Franz Joseph nach St. Petersburg. Den Aerger suchte man hinter verächtlichen Bemerkungen zu verbergen, daß der österreichische Besuch weiter gar keine Bedeutung habe; und doch ist unzweifelhaft gerade seit jenem Besuch das Verhältniß Preußens zu Rußland minder sicher geworden. Heute würde man die „Allgemeine Zeitung" schwerlich mehr schreiben lassen, wie sie damals schrieb: es könne allerdings einmal zu einem Zusammenstoß

---

1) Allg. Zeitung vom 13. Februar 1874.

zwischen der germanischen und slavischen Welt kommen, aber jedenfalls erst nach der Lösung der orientalischen Frage; „vorläufig haben aber Deutschland und Rußland ein gemeinsames Interesse, die Umgestaltung des europäischen Ostens einverständlich vorzunehmen: Deutschland an der obern, Rußland an der untern Donau." Und dreimal wird dieser Gedanken in verschiedenen Wendungen ausgesprochen.

„In jenen Zielen welche Deutschland und Rußland verfolgen, zeigt sich Oesterreich als jenes störende Objekt, das beide Staaten, wenn auch nicht ganz hinwegräumen, so doch ihren Zielen gefügig zu machen bestrebt seyn müssen. Es ist keine Frage, daß das Interesse Deutschlands an der obern mit dem Interesse Rußlands an der untern Donau identisch erscheint. Man mag wie immer die Freundschaft zwischen Deutschland und Oesterreich hochhalten, den natürlichen Gang der Dinge und die einmal begonnene große Einigung des deutschen Volkes ist keine Macht der Welt aufzuhalten im Stande, am wenigsten aber Oesterreich, das seinen historischen Prozeß vollendet zu haben scheint, und einer Metamorphose durch Verlegung seines Schwerpunkts nach Ofen entgegengeht."

Die Verbindung der deutschen und der orientalischen Frage durch gleichzeitige Auflösung und Theilung Oesterreichs und der Türkei betrachtet der Mann geradezu als einen göttlichen Rathschluß. „Für diese Mission Deutschlands und Rußlands hatten die Völkerschaften des europäischen Ostens ein gewissermaßen instinktives Vorgefühl, als sie sowohl in dem Kriege des Jahres 1866 als auch im deutsch-französischen Kriege den Siegen der preußischen Waffen zujubelten. Von der Donau bis zum adriatischen und aegäischen Meere, bei allen Völkerschaften des europäischen Ostens, welche der Lehre Roms nicht zugethan sind, haben die Siege des protestantischen Preußens die Bedeutung der Morgenröthe einer schönern Zukunft gehabt."

Man wendet vielleicht ein, eine solche Auffassung der orientalischen Frage könne, wenn auch in der „Allg. Zeitung" gedruckt, doch nur im Gehirn eines deutschen Professors wie

Hr. Aegidi entstehen. Und in der That sollte man es unter gewöhnlichen Menschen für unmöglich halten, daß in dem Drei-Kaiser-Bund, dessen unerschütterliche Solidarität Tag für Tag als die sicherste Garantie des Weltfriedens ausposaunt wird, ein Mitglied gegen das andere solche Hintergedanken hegen und dem dritten Mitglied die Beihülfe zur Ausführung zutrauen sollte. Es mag auch ein unbewachter Augenblick gewesen seyn, wo derlei der Verheimlichung bedürftige Herzensgedanken verrathen wurden. Aber das steht uns unzweifelhaft fest, daß die Politik Preußens im „Reich“ geradeso aussieht, wenn sie ihr wahres Gesicht zeigen will, weil sie nicht anders aussehen kann und weil nur auf diesem Wege das „Reich“ seinem Namen gerecht und eine nationale Wahrheit werden könnte. Mehr als zweifelhaft ist uns nur, ob Rußland das gleiche Bedürfniß fühlt, zur Umgestaltung des europäischen Ostens an der obern und an der untern Donau, zur endgültigen Lösung der deutschen Frage zugleich mit der orientalischen, durch die Vernichtung Oesterreichs, beizuhelfen.

Kann man nun nicht auf diese Weise die türkischen Grenzen näher an sich heranziehen, so mag man in Berlin immer noch wie zuvor sagen, man sei von den Vorgängen in der Türkei direkt nicht berührt, und eine kühle Gleichgültigkeit affektiren. Die Hauptaufgabe der preußischen Politik in der orientalischen Frage ist jedenfalls die, Rußland getrennt von Frankreich zu erhalten und zu verhüten, daß die Allianz zwischen Rußland und Oesterreich allzu intim werde. Wenn die Botschaft in Wien Mißtrauen zwischen den eigenen Verbündeten säen kann, so thut sie Alles, was dem Reich zur Zeit möglich ist. Denn Rußland hat die Wahl seiner Bundesgenossen. Sollte man in Berlin den Vorschlägen Rußlands sich abgeneigt zeigen, so wird es ihm leicht seyn, sogar mit West-Europa eine Verständigung zu erzielen. Preußen hat daher abzuwarten, bis man in St. Petersburg seinen Willen kundthut, um sofort seine unbedingte Zustimmung zu geben.

Die Liberalen klagen, daß die amtlichen Organe in Berlin so außerordentlich kühl und zurückhaltend seien in der Beurtheilung der schwebenden Frage; aber diese Schweigsamkeit hat ihre sehr praktischen Gründe.

Kann oder soll die Lösung der großen Frage nicht abermals hinausgezogen und die Krisis durch ein neues Flickwerk abgethan werden, dann muß man vom deutschen Standpunkt aus sagen, daß die Dinge im Orient in dem denkbar ungünstigsten Moment zum Bruche gekommen sind. Vergleicht man die europäische Situation von heute und vor zwanzig Jahren, dann möchte man erschrecken vor dem Uebergewicht, das die gewaltsame Zerstörung des europäischen Staatensystems in die Hände Rußlands gelegt hat. Es ist dem Fürsten Bismark gelungen das Grundprincip seiner Politik, die Nachbarn zu schwächen und schwach zu erhalten, gegen zwei benachbarte Großmächte auszuführen; aber der dritte und gefährlichste Nachbar ist jedesmal nur um so stärker geworden. Rußland ist jetzt die einzige unabhängige Macht in Europa. Inzwischen prahlen die Liberalen mit der unwiderstehlichen Initiative des deutschen Reichs. Nun, die Türkei ist der Probirstein — hic Rhodus!

XXX.

Cardinal Rauscher's Reden und Hirtenbriefe.

Hirtenbriefe, Reden, Zuschriften, von Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Fürst-Erzbischof von Wien. Neue Folge. Zwei Bände. Wien 1875. Braumüller's Hof- und Universitäts-Buchhandlung (1. Bd. 656, 2. Bd. 657 Seiten).

Die zwei Bände enthalten 91 Aufsätze, welche von der Wirksamkeit des hochbegabten und hochgestellten Autors in den

Eigenschaften desselben als Kirchenfürst und Staatsmann ein glänzendes Zeugniß ablegen. Mag ein vorurtheilsfreier Leser dieser beiden Bände innerhalb des kirchlichen Lebenskreises was immer für einer Richtung, und im politischen Leben was immer für einer Partei angehören, so wird er den vorliegenden Kundgebungen das klare Verständniß der Situation, die Consequenz der Logik, die Anmuth des Styles in vollendeter Sprachform und jene imponirende Ruhe zuerkennen müssen, welche vom Bewußtseyn der Wahrheit und des Rechtes getragen, nicht nöthig hat in hohlen Phrasen sich zu ergehen, die sich durch leidenschaftliche Angriffe nicht aufregen läßt und den Gegnern nur die Thatsachen der Geschichte und die Postulate der christlich sittlichen Weltordnung entgegenstellt.

Beide Bände enthalten Hirtenschreiben von 1859 bis 1869 über die verschiedensten Vorkommnisse des kirchlichen und des staatlichen Lebens, insoweit das letztere in's Gebiet der Kirche hinübergreift, ferner Predigten, Reden in Vereinen, Gelegenheitsansprachen, kirchlich-politische und rein politische Reden im österreichischen Herrenhause und beim Landtage des Erzherzogthums Oesterreich, wie auch Aktenstücke, welche von Sr. Eminenz bei besonderen Veranlassungen verfaßt und vom Gesammtepiscopat Oesterreichs unterfertigt wurden.

Eben dem Zwecke der vorliegenden Blätter dürfte es angemessen seyn, aus dem reichen Material dieser beiden Bände einige prägnante Stellen zu bringen, in welchen der Standpunkt gekennzeichnet ist, den Cardinal Rauscher in seiner Stellung als Staatsmann gegenüber dem Schwanken und Wogen der Parteien in Oesterreich von jeher eingenommen hat. Wir wollen hiebei nur referiren, nicht kritisiren.

In welchem Sinne Cardinal Rauscher die österreichische Februar-Verfassung beurtheilt, das ist im Verlauf einer im Herrenhause schon 1862 gehaltenen Rede kundgegeben (I. Bd. 228 bis 231):

„Das Kaiserthum muß einen starken und gesicherten Mittelpunkt seiner Einheit haben. Wie die Sachen liegen, ist dieß

nicht etwa bloß eine Bedingung seiner Macht und Würde; es ist eine Bedingung seines Daseyns. Den tiefeingreifenden Verfügungen, die am 20. Oktober 1860 getroffen wurden, lag ein doppelter Zweck zu Grunde. Einerseits sollten die Wünsche, welche auf ein Sonderleben der einzelnen Reichstheile gerichtet waren, nach Möglichkeit befriedigt, andererseits aber für die Besorgung der Reichs- und Landesangelegenheiten frische Kräfte gewonnen und durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen das Vertrauen gestärkt, die Hoffnung auf die Zukunft gehoben werden. Seine Majestät wollte aber durch das Werk des 20. Oktobers das Reich nicht auflösen sondern kräftigen. Es wurde daher die einheitliche Behandlung aller Fragen, welche das Heerwesen und den Staatshaushalt betreffen, klar und unumwunden festgesetzt und der Reichsrath berufen, zu den Gesetzen über die Militärpflichtigkeit, die Erhöhung der Abgaben und alle die Reichsfinanzen betreffenden Angelegenheiten durch seine Zustimmung mitzuwirken. Es war dieß nur theilweise etwas Neues: denn schon im Julius 1860 hatte Se. Majestät dem verstärkten Reichsrathe in Betreff der Finanzmaßregeln jene Befugnisse ertheilt, welche auf den im Oktober gegründeten Reichsrath übertragen wurden.

Wer über die Wehr- und Steuerkraft eines Landes verfügt, der ist Herr und Gebieter dieses Landes. So lange also Seine Majestät über die Wehr- und Steuerkraft von ganz Oesterreich verfügt, gibt es einen wahren Kaiser und ein wahres Kaiserthum. Allein eben deßwegen, weil diese Angelegenheiten von entscheidender Wichtigkeit sind, nimmt auch eine Versammlung, die zu Regelung derselben durch ihre Zustimmung mitwirkt, eine Stellung ein, welche für die Geschicke des Reiches entscheidend werden kann. Die Oktober-Gesetze waren ein großmüthiger Versuch durch Vertrauen Vertrauen zu erwerben; der Monarch wollte die Macht der Gnade allein walten lassen und indem er aus eigener Bewegung seine Zugeständnisse bis an die äußerste Grenze des mit dem Bestande des Reiches Verträglichen ausdehnte, alle Reichsangehörigen zu der Anerkennung vermögen, daß sie ein Mehreres weder fordern dürften, noch erwarten könnten. In dieser Fülle des Vertrauens wurde auch einer einzigen Versammlung, welche zur größeren Hälfte aus Abgeordneten der Kronländer bestehen sollte, die Uebung der hochwichtigen dem Reichsrathe übertragenen Befugnisse anvertraut. Wir leben in den Tagen der Herrschaft von Minoritäten, welche festgegliedert und verwegen vorwärts dringen und die unentschlossene zerfahrene Mehrzahl überwältigen, wie die macedonische Phalanx ihren Lanzenwald vorstreckend die Hunderttausende der Perser auseinandertrieb. Nicht die Mehrheit

kann." Folgt dann die Anwendung auf die Zustände in Oesterreich.

Auch in die Verhandlung über das Gemeindegesetz griff der Cardinal in einer Rede im Herrenhause (I. Bd. 214 bis 215) ein. Er schärfte vor Allem Eines ein: „Als die Aufhebung der Gutsherrschaften es zur Nothwendigkeit machte, die untersten Kreise der Verwaltung neu zu gestalten, maßte man sich nicht an, etwas gründen zu wollen, was niemals noch da war, und nirgends durch die Erfahrung sich erprobt hatte. Damals erhob sich der Ruf nach dem Selfgovernment, man wies auf die englische Selbstverwaltung als auf das Muster hin, an welches Oesterreich bei seinen Einrichtungen sich halten solle. Nur machte man sich nicht gehörig klar, auf welcher Grundlage und mit welchen Bausteinen das Gebäude der englischen Selbstverwaltung errichtet wurde, und wie sie unter den Einflüssen der Neuzeit sich gestaltet hat; um aber beurtheilen zu können, ob diese Selbstverwaltung sich auf Oesterreichs Boden übertragen lasse, muß man sie kennen, und zwar genau kennen." Nach einer historischen Entwicklung der englischen hieher bezüglichen Zustände heißt es in derselben Rede (219 bis 220):

„So steht es mit der englischen Selbstverwaltung; sie ist in offenbarem Rückschritte begriffen; wiewohl das Volk zu derselben seit der Sachsenzeit eingeschult wurde. Als sie in voller Blüthe stand, beruhte sie ganz und gar auf einer Macht und Wirksamkeit der Gentry, das heißt der höheren Stände, welche man nicht octroyren kann; könnte und wollte man es, so würde sogleich ein vielstimmiger Ruf über aristokratischen Frevel sich erheben. Seit der Reformbill, welche durch die drohende Aufregung des Landes erzwungen wurde, macht die Regierung durch bezahlte Beamte auch in England stetige Fortschritte: denn innerhalb gewissen Grenzen entspricht sie einem unabweislichen Bedürfnisse des modernen Staates. Bei dem englischen Vorbilde werden also Jene, die der wandelbaren Stimmenmehrheit der Ortsgemeinde einen möglichst weiten Wirkungskreis sichern wollen, ihre Rechnung nicht finden. Frankreichs Jahrbücher weisen allerdings eine Verfassung auf, laut welcher die Orts- und die Bezirksgemeinde, die Kreis- und die Nationalvertretung, eine über der anderen, mit voller Macht und Freiheit walten sollte.

Robespierre gab sie den zitternden Franzosen und stellte sie zu Gunsten der Schreckensregierung sogleich wieder ein. Sie konnte ihre Unmöglichkeit niemals beweisen, weil man sie zu verwirklichen niemals unternahm. Jeder Versuch, welcher nach dieser Richtung hin gemacht würde, müßte scheitern, vielleicht über Trümmern der Zerstörung. Es gehört zu den härtesten Prüfungen, welche Oesterreich trafen, daß seit nah' an vierzehn Jahren die Einrichtungen schwanken und wechseln wie die Wellen des bewegten Meeres. Das Vertrauen wird dadurch erschüttert und die Eingewöhnung in fest begründete Zustände, ohne welche die Verwaltung zu keinem ruhigen, regelmäßigen Gange gelangen kann, unmöglich gemacht; der öffentliche Schatz aber aller verheißenen Ersparnisse ungeachtet stets mit neuen Lasten beschwert. Wir müssen um jeden Preis festen Fuß zu gewinnen suchen. Wer aber das Recht haben will, für unser Gemeindegesetz eine Zukunft zu hoffen, der muß auf die folgerechte Durchführung der Grundsätze bringen, welche in dem fünften und sechszehnten Artikel bereits aufgestellt sind. In dem Drange die Freiheit der Bewegung überall zu fördern ist man bei dem Ausmaße des den Ortsgemeinden zugetheilten Wirkungskreises sehr freigebig gewesen, man hat die äußerste Grenze des Zweckmäßigen wenn nicht überschritten, so doch gewiß erreicht und es ist wahrlich Zeit einzuhalten."

In einer späteren Herrenhaus-Rede (I. Bd. 574—575) kommt Se. Eminenz auf das Thema des Selfgovernments ausführlich zurück: „Ich bin weit entfernt zu verkennen, daß der Ruf nach Selbstverwaltung mit einem wirklichen Bedürfnisse in engem Zusammenhange steht. Alle menschlichen Einrichtungen sind von Unvollkommenheiten begleitet und ihre Wohlthätigkeit ist durch Maßhalten bedingt. Das Beamtenthum ist für die Gesellschaft unserer Zeit unentbehrlich und seit man im Jahre 1848 die Abschaffung der Schreiberherrschaft mit großem Geräusche verkündete, wird mehr geschrieben als jemals; doch seine Entwicklung ist eine einseitige geworden. Daß ein Gegenstoß eintrat, liegt in der Natur der Dinge und insoweit er das Gleichgewicht herstellt und es nicht etwa nach der anderen Seite hin stört, hat er seine gute Berechtigung. Ueberdieß gibt es viele Angelegenheiten, bei denen man sich nur Glück wünschen kann, wenn die Gemeinden oder Körperschaften sie durch Männer besorgen, welche dabei am nächsten betheiligt sind und die

zählbares und Unscheinbares, das im Stillen die Hand des Fleißes schafft und die Fürsorge der Genügsamkeit aufhäuft. Gesinnungen lassen sich nicht dekretiren; doch auf die Auffassungen, welche denselben zu Grunde liegen, läßt sich hinwirken, und um so leichter, wenn sie ihre Bezeugung im Gewissen finden. Indem die Staatsgewalt bei allen Kundgebungen und Einrichtungen beweist, wie sehr sie sittlichen Ernst, Ehrbarkeit und Redlichkeit zu schätzen wisse, und Alles, woraus dem Pflichtgefühle Muth und Stärke quillt, achte und beschütze, trägt sie das Ihrige bei um dem Volke Güter zu wahren, die auf dem Markte nicht feilgeboten werden; sie fördert aber zugleich die Vermehrung der den Steuerpflichtigen zu Gebote stehenden Mittel und sorgt dadurch für die Blüthe der Staatsfinanzen. Mit Gewissenhaftigkeit bemesse und mit Umsicht verwalte die Regierung die Summen, welche sie dem Volke im Namen des Vaterlandes abfordert; der Einzelne aber mache durch seinen Fleiß und durch seine Herrschaft über die Gelüste des Augenblickes die Quellen seines eigenen und des allgemeinen Wohlstandes reichlich fließen: dann dürfen wir der Zukunft des Staatshaushaltes mit Vertrauen entgegenblicken."

Nachdem wir einige Urtheile und Aeußerungen über politische Situationen und über sociale Fragen der Gegenwart angeführt haben, wollen wir nur noch bemerken, daß der Kanzelredner ebenso wie der Redner in politischen Angelegenheiten in diesen Bänden einen Reichthum von Gedanken und Anschauungen findet, die vielfach verwendet und verwerthet werden können. Am ausführlichsten ist die Ehefrage im zweiten Bande (in 28 Capiteln) behandelt und dabei auf die meisten jener Conflikte Rücksicht genommen in welche diese Frage durch die neuen liberalen Gesetzformen verwickelt wird. Ebenso wird auch der Schulfrage die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, und sind überhaupt die neuzeitlichen Bedrängnisse der Kirche in vielen Richtungen besprochen und erläutert worden.

XXXI.

Ist der Oranier Wilhelm III. ein Vorkämpfer des Protestantismus?

Es ist vielfach hergebracht, namentlich in der englischen Geschichtschreibung, den Oranier Wilhelm III. zu betrachten als den Vorkämpfer des Protestantismus. Es liegt dann der Gegensatz nahe, die Könige Jakob II. von England und Ludwig XIV. von Frankreich anzusehen als Vertreter des katholischen Principes, namentlich und vor allen Dingen demgemäß die Umwälzung von England im Jahre 1688/89 darzustellen als einen Sieg des Protestantismus.

Fassen wir zur Beleuchtung dieser Fragen zuerst das Thun Ludwigs XIV. in's Auge.

Es ist richtig, daß dieser König bei fast allen seinen Unternehmungen sich bezogen hat auf die Religion. Er nannte seinen Angriff auf die Republik Holland im Jahre 1672 einen Religionskrieg. Er gab denselben Namen dem ungeheueren Kriege, der mit seinem Einbruche in das Reich im Jahre 1688 begann. Er hob das Edikt von Nantes auf unter demselben Titel der Fürsorge für die katholische Religion.

Aber gerade bei diesem Anlasse drängt sich die Frage heran: wie dazu das Haupt der Kirche sich verhalten, ob Innocenz XI. in irgend einer Weise zu diesem Rechtsbruche gegen die Hugenotten seine Zustimmung gegeben habe.

Es ist zunächst besonders merkwürdig, daß, ebenso wie der Zeit nach die Bestrebungen des Gallikanismus parallel laufen mit dem Vorgehen wider die Hugenotten, auch die

Persönlichkeiten welche dem Könige darin berathend zur Seite stehen, der Erzbischof Harlay von Paris, der Minister Louvois, der General-Prokurator Talon u. s. w., in dem einen wie dem anderen Falle dieselben sind. Leider darf in beiderlei Richtung auch der Name des Bischofs Bossuet von Meaux nicht unerwähnt bleiben.

Schon aus dieser Uebereinstimmung der handelnden Personen ergibt sich, daß der Gallikanismus wie die Verfolgung der Hugenotten Kinder desselben Geistes sind, Schößlinge derselben Wurzel. Diese Wurzel ist die Staatsidee, repräsentirt in dem sich selbst vergötternden Königthume Ludwigs XIV. In seine Person concentrirt sich die legislative wie die exekutive Gewalt. Es fehlt nur noch die Unterordnung auch der kirchlichen Jurisdiktion unter seinen Willen. Diesem soll einerseits sich fügen der Papst, andererseits die Hugenotten. Wenn der Dreiklang völlig fertig ist, nämlich un roi, une loi, une foi: so ist die nationale Einheit, und demnach auch, wie es scheint, die höchste Kraftentwicklung derselben gegeben.

So liegt, den Thatsachen nach, der Plan Ludwigs XIV. vor in Bezug zunächst auf Frankreich. Wie sich dieser Plan nach außen wenden sollte, darüber werden wir nachher das Urtheil Oraniens vernehmen. Es kommt zunächst darauf an klar zu stellen, wie sich das Haupt der Kirche dazu verhielt. Die Erörterung der gallikanischen Artikel, welche in sich bargen wenn nicht die Absicht, so doch die Velleität des Schisma, einer französischen Nationalkirche, würde uns zu weit führen. Halten wir uns an das Verfahren gegen die Hugenotten.

Das Verfahren war eine Regierungshandlung des Königs. Es ist nicht die Weise des römischen Stuhles sich in solche Akte einzumischen. Demnach erfolgte nicht ein Protest dagegen von Seiten des Papstes. Sein Urtheil dagegen hielt er nicht geheim. Es sei nicht die rechte Weise, sagte er in Bezug der Dragonaden, bewaffnete Apostel auszusenden. „Man sollte es nicht glauben, was ich berichte, meldet ein Franzose jener Zeit aus Rom, und doch ist es

XXXI.

Ist der Oranier Wilhelm III. ein Vorkämpfer des Protestantismus?

Es ist vielfach hergebracht, namentlich in der englischen Geschichtschreibung, den Oranier Wilhelm III. zu betrachten als den Vorkämpfer des Protestantismus. Es liegt dann der Gegensatz nahe, die Könige Jakob II. von England und Ludwig XIV. von Frankreich anzusehen als Vertreter des katholischen Principes, namentlich und vor allen Dingen demgemäß die Umwälzung von England im Jahre 1688/89 darzustellen als einen Sieg des Protestantismus.

Fassen wir zur Beleuchtung dieser Fragen zuerst das Thun Ludwigs XIV. in's Auge.

Es ist richtig, daß dieser König bei fast allen seinen Unternehmungen sich bezogen hat auf die Religion. Er nannte seinen Angriff auf die Republik Holland im Jahre 1672 einen Religionskrieg. Er gab denselben Namen dem ungeheueren Kriege, der mit seinem Einbruche in das Reich im Jahre 1688 begann. Er hob das Edikt von Nantes auf unter demselben Titel der Fürsorge für die katholische Religion.

Aber gerade bei diesem Anlasse drängt sich die Frage heran: wie dazu das Haupt der Kirche sich verhalten, ob Innocenz XI. in irgend einer Weise zu diesem Rechtsbruche gegen die Hugenotten seine Zustimmung gegeben habe.

Es ist zunächst besonders merkwürdig, daß, ebenso wie der Zeit nach die Bestrebungen des Gallikanismus parallel laufen mit dem Vorgehen wider die Hugenotten, auch die

Kraft gegeben. Der König hat sie langsam und allmählig untergraben, ihr die Nahrung entzogen ohne Gewalt, und das eben erlassene Edikt, durchgeführt von Dragonern und dazu von Priestern wie Bourdaloue, gibt ihr den Gnadenstoß. Wenn der König fortfährt in dieser Weise, so darf man sagen, daß die Schlachten, die er gewonnen, die Provinzen, die er erobert, ihm weder so viele Ehre noch Nutzen bringen als die Ausrottung dieser Religion"[1]).

So Einer für Viele derjenigen welche mitschwammen in diesem Strome. Es ist dieselbe Redeweise, welche zu allen Zeiten die Unselbstständigen geführt haben über die vermeintlichen Heroen ihrer Zeit, nicht freilich nach dem Ausgange, sondern im Beginne eines Kampfes solcher Art.

Es scheint, daß Ludwig XIV. dennoch gehofft hat eine Zustimmung von Innocenz XI. zu diesem Akte zu erlangen, wenn nicht direkt, so auf einem Umwege.

Damals lebte in Rom die Königin Christine, die dem Throne von Schweden entsagt hatte um der katholischen Kirche willen. Sie hatte gegenüber der Gewalt des Königs von Frankreich wider den päpstlichen Stuhl jederzeit frei und offen ihr Urtheil ausgesprochen. Sie hatte 1662 in der Sache des Marschalles Crequi, nicht wissend, daß von dem Könige selbst der Befehl des Unrechtes ausgegangen war, dieses Unrecht dem Minister Lionne in nachdrücklicher Weise dargestellt. Sie hatte in der Angelegenheit der vier gallikanischen Artikel ihre Ansicht mit großer Entschiedenheit kund gethan. Sie ließ die Theologen in Rom, welchen die Prüfung der Artikel aufgetragen war, vor sich kommen. Sie eröffnete ihnen, daß sie zur katholischen Kirche übergetreten sei in der Ueberzeugung, daß die Grundsätze, welche der gallikanische Klerus anfechte, also namentlich auch die Infallibilität des Papstes in seiner amtlichen Eigenschaft, ebenso viele Glaubensartikel seien, und daß ohne diese Ueberzeugung für sie die Religion allen Halt verlieren würde.

1) Lettres de Bussy Rabutin t. II. p. 48.

Dennoch dürfte anzunehmen seyn, daß Ludwig XIV., in der Angelegenheit der Aufhebung des Ediktes von Nantes, von der Königin Christine als Convertitin ein günstiges Urtheil erwartet habe. War ja doch auch die Maintenon, die mit ihm arbeitete für das Werk der sogenannten Conversion, selber eine Convertitin und eine kluge Dame. Talon, General-Prokurator des Parlamentes von Paris, ein gefügiges Werkzeug in beiden kirchlichen Angelegenheiten, schrieb an die Königin um ihre Ansicht.

Es liegt nahe, daß die Königin in einer Angelegenheit dieser Art nicht gehandelt haben kann ohne den Rath und die Zustimmung des Papstes, so daß wir in der Antwort nicht bloß die Königin selber vernehmen, nicht bloß ihr eigenes Urtheil, sondern wie dasselbe in Inhalt und Form gut geheißen ist von Innocenz XI. Eben dieß muß, den Umständen nach, auch Ludwig XIV. erwartet haben. Dadurch erhält die Antwort der Königin Christine noch eine ganz andere Bedeutung als diejenige der Kundgebung einer hochstehenden und geistig hervorragenden Persönlichkeit über einen so überaus wichtigen Akt des Königs von Frankreich. Das Schreiben ist datirt zu Rom, am 2. Februar 1686. Es lautet wie folgt:

„Auf Ihren Wunsch meine Ansicht zu erfahren über die vermeintliche Austilgung der Häresie in Frankreich, spreche ich über eine so wichtige Angelegenheit gern mich aus. Da ich mich offen zu dem Grundsatze bekenne weder zu fürchten noch zu schmeicheln: so sage ich Ihnen freimüthig, daß ich nicht ein festes Vertrauen habe auf den Erfolg dieses großen Planes, und daß ich auch nicht mich darüber so freuen kann, als wäre er eine für unsere heilige Religion vortheilhafte Angelegenheit. Im Gegentheile sehe ich voraus, daß aus einem so neuen Verfahren viele Nachtheile erwachsen werden nach allen Seiten. Ich frage Sie auf Treue und Glauben: sind Sie wirklich überzeugt von der Aufrichtigkeit dieser Neubekehrten? — Ich wünsche, daß sie aufrichtigen Sinnes Gott und ihrem Könige gehorchen. Aber ich fürchte ihre Hart-

Kraft gegeben. Der König hat sie langsam und allmäh
untergraben, ihr die Nahrung entzogen ohne Gewalt, u
das eben erlassene Edikt, durchgeführt von Dragonern u
dazu von Priestern wie Bourdaloue, gibt ihr den Gnad
stoß. Wenn der König fortfährt in dieser Weise, so d
man sagen, daß die Schlachten, die er gewonnen, die P
vinzen, die er erobert, ihm weder so viele Ehre noch Nu
bringen als die Ausrottung dieser Religion"[1]).

So Einer für Viele derjenigen welche mitschwamm
in diesem Strome. Es ist dieselbe Redeweise, welche zu al
Zeiten die Unselbstständigen geführt haben über die vermei
lichen Heroen ihrer Zeit, nicht freilich nach dem Ausgan
sondern im Beginne eines Kampfes solcher Art.

Es scheint, daß Ludwig XIV. dennoch gehofft hat d
Zustimmung von Innocenz XI. zu diesem Akte zu erlang
wenn nicht direkt, so auf einem Umwege.

Damals lebte in Rom die Königin Christine, die d
Throne von Schweden entsagt hatte um der katholisc
Kirche willen. Sie hatte gegenüber der Gewalt des Kön
von Frankreich wider den päpstlichen Stuhl jederzeit frei u
offen ihr Urtheil ausgesprochen. Sie hatte 1662 in der Sa
des Marschalles Crequi, nicht wissend, daß von dem Kön
selbst der Befehl des Unrechtes ausgegangen war, dieses U
recht dem Minister Lionne in nachdrücklicher Weise dargest
Sie hatte in der Angelegenheit der vier gallikanischen Artikel i
Ansicht mit großer Entschiedenheit kund gethan. Sie ließ
Theologen in Rom, welchen die Prüfung der Artikel a
getragen war, vor sich kommen. Sie eröffnete ihnen, daß
zur katholischen Kirche übergetreten sei in der Ueberzeugun
daß die Grundsätze, welche der gallikanische Klerus anfech
also namentlich auch die Infallibilität des Papstes in sei
amtlichen Eigenschaft, ebenso viele Glaubensartikel seien, u
daß ohne diese Ueberzeugung für sie die Religion allen H
verlieren würde.

1) Lettres de Bussy Rabutin t. II. p. 48.

Dennoch dürfte anzunehmen seyn, daß Ludwig XIV., in der Angelegenheit der Aufhebung des Ediktes von Nantes, von der Königin Christine als Convertitin ein günstiges Urtheil erwartet habe. War ja doch auch die Maintenon, die mit ihm arbeitete für das Werk der sogenannten Conversion, selber eine Convertitin und eine kluge Dame. Talon, General-Prokurator des Parlamentes von Paris, ein gefügiges Werkzeug in beiden kirchlichen Angelegenheiten, schrieb an die Königin um ihre Ansicht.

Es liegt nahe, daß die Königin in einer Angelegenheit dieser Art nicht gehandelt haben kann ohne den Rath und die Zustimmung des Papstes, so daß wir in der Antwort nicht bloß die Königin selber vernehmen, nicht bloß ihr eigenes Urtheil, sondern wie dasselbe in Inhalt und Form gut geheißen ist von Innocenz XI. Eben dieß muß, den Umständen nach, auch Ludwig XIV. erwartet haben. Dadurch erhält die Antwort der Königin Christine noch eine ganz andere Bedeutung als diejenige der Kundgebung einer hochstehenden und geistig hervorragenden Persönlichkeit über einen so überaus wichtigen Akt des Königs von Frankreich. Das Schreiben ist datirt zu Rom, am 2. Februar 1686. Es lautet wie folgt:

„Auf Ihren Wunsch meine Ansicht zu erfahren über die vermeintliche Austilgung der Häresie in Frankreich, spreche ich über eine so wichtige Angelegenheit gern mich aus. Da ich mich offen zu dem Grundsatze bekenne weder zu fürchten noch zu schmeicheln: so sage ich Ihnen freimüthig, daß ich nicht ein festes Vertrauen habe auf den Erfolg dieses großen Planes, und daß ich auch nicht mich darüber so freuen kann, als wäre er eine für unsere heilige Religion vortheilhafte Angelegenheit. Im Gegentheile sehe ich voraus, daß aus einem so neuen Verfahren viele Nachtheile erwachsen werden nach allen Seiten. Ich frage Sie auf Treue und Glauben: sind Sie wirklich überzeugt von der Aufrichtigkeit dieser Neubekehrten? — Ich wünsche, daß sie aufrichtigen Sinnes Gott und ihrem Könige gehorchen. Aber ich fürchte ihre Hart-

näckigkeit, und ich für mich möchte nicht einzustehen haben für alle Sacrilegien, welche begangen werden von diesen neuen Katholiken unter dem Drucke von Missionären, die mit den heiligen Mysterien allzu sehr cavalleriemäßig umspringen. Soldaten sind sonderbare Apostel, in meinen Augen eher geeignet todt zu schlagen, zu rauben und Frauen Gewalt anzuthun, als zu überzeugen. Auch erfahren wir aus den Berichten, an denen zu zweifeln man nicht berechtigt ist, daß sie ihre Mission vollführen ganz nach ihrer Art. Es thut mir leid um die armen Menschen, die man ihrer Discretion preisgibt: ich beklage, daß so viele Familien verdorben, so viele rechtschaffene Menschen an den Bettelstab gebracht sind. Ueberhaupt erfüllt mich das was da in Frankreich jetzt vorgeht, mit tiefem Schmerze. Leider sind ja diese Unglücklichen im Irrthum geboren; aber darum haben sie, nach meiner Ansicht, einen Anspruch eher auf unser Mitleid als auf unseren Haß, und wie ich um alles in der Welt nicht Antheil haben wollte an ihrem Irrthume, so möchte ich auch nicht die Schuld tragen an ihrem Unglücke. Ich sehe jetzt Frankreich an wie einen Kranken, dem man Arm und Bein amputirt, um ihn zu heilen von einem Uebel, welches bei geringer Geduld und Milde völlig gewichen wäre. Dagegen besorge ich sehr, daß dieses Uebel sich verschlimmere und endlich unheilbar werde, daß dieses unter der Asche verborgene Feuer eines Tages stärker ausbreche als je zuvor, und daß die maskirte Ketzerei nur um so gefährlicher werde. Gewiß ist kein Streben so löblich wie dasjenige für die Bekehrung der Häretiker und Ungläubigen. Aber das Verfahren, welches man dort dafür einschlägt, ist sehr neu, und weil unser Herr zur Bekehrung der Welt sich nicht dieser Methode bedient hat, so kann sie nicht die beste seyn. Ich sehe mit Staunen und Verwunderung diesen Eifer und diese Politik, die hinausreicht über mein Fassungsvermögen. Ja ich bin froh darüber, daß ich sie nicht erfasse. Meinen Sie denn, daß es an der Zeit ist die Hugenotten zu bekehren, sie zu guten Katholiken zu machen, jetzt wo man in Frankreich so offenbar sich auflehnt wider den Respekt und den Gehorsam, welchen wir der römischen Kirche schuldig sind?"

„Und doch ist ja sie allein das Fundament unserer Reli-

gion; denn nur ihr allein hat unser Heiland die herrliche Verheißung gegeben, daß die Pforten der Hölle machtlos seyn sollen vor ihr. Dagegen hat die scandalöse Freiheit der gallikanischen Kirche niemals näher an die Rebellion gestreift als jetzt. Die letzten vier Artikel, welche beschlossen und veröffentlicht sind durch eine Versammlung von Geistlichen Frankreichs, sind so beschaffen, daß sie der Häresie die nur allzu augenscheinliche Gelegenheit eines Siegesjubels verliehen haben. Ja, nach meiner Ansicht müssen diese Leute sehr erstaunt gewesen seyn, so bald nachher die Verfolgung über sich kommen zu sehen von denjenigen aus, deren Anschauungen über diesen fundamentalen Punkt unserer Religion so nahe verwandt zu seyn schienen mit den ihrigen."

„Das sind die gewichtigen Gründe, welche mir die Freude benehmen an dieser vermeintlichen Austilgung der Häresie. Das Interesse der römisch-katholischen Kirche ist mir gewiß so theuer wie mein Leben; aber eben dieß selbe Interesse erfüllt mich mit Schmerz über die Vorgänge dort, und ich sage Ihnen offen, daß gerade darum, weil ich Frankreich zugethan bin, ich die Verstörung eines so schönen Königreiches beklage. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich in meinen Vermuthungen irre gehen, und daß alles sich enden möge zur größeren Ehre Gottes und des Königs Ihres Herrn, und halte mich überzeugt, daß Sie keinen Zweifel hegen werden an der Aufrichtigkeit meiner Wünsche."

So das Urtheil der Königin Christine, oder sagen wir es genauer, dasjenige des Papstes Innocenz XI. vermittelst der Feder der Königin Christine, über die Aufhebung des Ediktes von Nantes. Es ist die entschiedene Mißbilligung des Aktes vom Standpunkte der Kirche aus, mithin die Verneinung von Seiten derselben, daß Ludwig XIV. angesehen werden dürfe als Repräsentant des Katholicismus.

Wir bemerken dagegen, daß die Königin Christine bei der politischen Seite der Sache abbiegt, daß sie dieselbe nicht erörtern will.

Eben diese politische Seite der Sache aber faßte wesentlich

in's Auge der rastlose, der kraftvollste Gegner Ludwigs XIV., der Prinz Wilhelm von Oranien. Und hier sind wir an den Punkt gekommen, von welchem aus der Gegensatz dieser beiden europäischen Charaktere ein neues und besonderes Licht gewinnt.

Ich bringe hier das Urtheil des Prinzen von Oranien in derjenigen Form, wie dasselbe aus dem Munde des Prinzen sofort niedergeschrieben wurde von dem kaiserlichen Gesandten im Haag, dem Freiherrn Kramprich v. Kronenfeld, zur Mittheilung an den Kaiser Leopold. Auch das Datum ist nicht unwichtig. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes geschah am 22. Oktober 1685. Jener Bericht des Gesandten Kramprich ist vom 25. Oktober. Da in dem Urtheile des Prinzen der Akt der Aufhebung nicht ausdrücklich genannt wird: so bleibt die Frage offen, ob derselbe im Haag schon bekannt war, oder nur erst noch, allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit, vermuthet wurde.

Das Urtheil des Prinzen lautet wie folgt:

„In Betreff der Frage, weßhalb der König von Frankreich zur Zeit die Hugenotten mit solcher Härte behandelt, sind die seiner Politik Kundigen der Ansicht, daß als der Beweggrund nicht ausreicht die Annahme eines Eifers für die katholische Religion, noch eines Gewissensdranges, noch seines Hasses gegen die Hugenotten, sondern daß man voraussetzen müsse einen ganz besonders feinen politischen Plan, dessen Durchdringung allen Scharfsinn erfordert."

„Viele nämlich sind der Ansicht, daß der König von Frankreich seit einigen Jahren mit großem Mißvergnügen erfüllt ist über die Bündnisse katholischer und nicht katholischer, geistlicher und weltlicher Fürsten zur gemeinsamen Vertheidigung gegen die Uebermacht von Frankreich."

„Er sieht ferner, daß zwischen den hauptsächlichen Mitgliedern des Reiches und dem Haupte desselben, dem römischen Kaiser Leopold, das gegenseitige Einverständniß und Vertrauen im Wachsen begriffen ist. Er nimmt wahr, daß alle bewaffnet sind, daß ihre Truppen gegen die Türken in Ungarn täg-

lich mehr sich an den Krieg gewöhnen. Er erkennt, daß, wenn eines Tages der Friede oder ein Stillstand mit den Türken geschlossen wird, das Reich mit dieser gesammten Macht dem Könige von Frankreich die Frage vorlegen werde: ob er fortan den zu Regensburg geschlossenen Stillstand von 1684 mit besserer Treue beobachten wolle. Denn es ist ja Thatsache, daß der König gegen diesen Stillstand eine Reihe von Einbrüchen gemacht, ohne Unterschied der Gekränkten, ob Katholiken, ob Nicht-Katholiken."

„Man nimmt daher an, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die eigentliche Absicht des Königs von Frankreich ist diejenige der Erregung von Mißtrauen und Uneinigkeit unter diesen Verbündeten."

„Der König ist überzeugt, daß die Behandlung, welche er den Hugenotten in Frankreich widerfahren läßt, sowie in den anderen Ländern, die er verpflichtet wäre zu belassen auf dem Fuße des Stillstandes vom August 1684, die Gemüther erregt, und einen Jeden warnt auf seiner Hut zu seyn. Demgemäß läßt er hierhin und dorthin auf geschickte Weise ausstreuen, daß er über diese Dinge heimlich einverstanden sei mit allen katholischen Fürsten, und namentlich mit Rom. Er hofft dadurch die Nicht-Katholiken, Lutheraner und Reformirte, in Furcht und Sorge für sich zu setzen, und dadurch sie zu bringen zu einem Religions-Bündnisse unter sich. Dieses Bündniß würde, nach seiner Ansicht, die Katholiken zu einem ähnlichen Bündnisse bewegen. Und damit hätte der König von Frankreich dieses sein Ziel der Entzweiung erreicht."

„Man sagt ferner: es sei der Wunsch des Königs von Frankreich, daß die nicht-katholischen Fürsten und Mächte, aus Mitgefühl mit den Leiden ihrer Brüder in Frankreich, und aus dem dadurch angefachten Religionseifer, gegen die Katholiken in ihren Ländern vorgehen mögen mit der entsprechenden Härte. In Folge dessen würde man sich gegenseitig erregen und erhitzen. Die dadurch angefachten Leidenschaften würden jene Bündnisse zwischen Katholiken und Nicht-Katholiken zersetzen und zersprengen, abermals zum Vortheile des Königs von Frankreich."

„Da die Verfolgungen in Frankreich, wie bereits erwähnt, unzweifelhaft nicht hervorgehen aus wirklicher Religiosität, noch aus einer Forderung des Gewissens, noch aus Haß gegen die Hugenotten: so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie geschehen in dieser politischen Absicht. Je feiner dieser Plan angelegt ist, desto gefährlicher."

„Von der Erkenntniß dessen aus sind alle Heilmittel anzuwenden zum Zwecke des Mißlingens. Diejenige Regierung, welche durch das Beispiel des Königs von Frankreich sich reizen ließe zur Nachahmung, würde demgemäß arbeiten für seinen Plan."

„Namentlich für den Kaiserhof wird dieser Plan eine reife Erwägung erfordern. Denn derselbe steht im geraden Gegensatze mit der kaiserlichen Politik, welche die Versprechungen, die sie den Protestanten in Ungarn gegeben zur Zeit der Noth, aufrecht hält nach errungenem Siege."

„Nicht minder scheint es, daß auch der römische Hof den gefährlichen Plan des Königs von Frankreich durchschaut. Denn das Uebergreifen der Macht desselben ist unvereinbar mit der Autorität Roms, und dort wird man nicht vergessen des Wortes, daß beim Krähen des Hahnes Petrus bitterlich weinte."

So das Urtheil des Prinzen von Oranien in der Fassung von Kramprich, der seinerseits in dem Rufe stand, ein sehr eifriger Katholik zu seyn.

Gemäß dieser Auffassung des Prinzen von Oranien erscheint demnach Ludwig XIV. wie ein potenzirter Nachahmer Gustav Adolfs. Wie dieser Schwedenkönig für den Zweck seiner Eroberung in Deutschland, um in seinem Interesse die Deutschen unter sich aneinanderzuhetzen, die Fahne des protestantischen Religionskrieges entrollte, wie eben dasselbe Streben ein Jahrhundert nach ihm wieder aufgenommen wurde von dem preußischen Könige Friedrich II.: so suchte nach dem Urtheile Oraniens Ludwig XIV., im Interesse seiner Eroberungsplane, unter dem Vorgeben des Katholicismus die allgemeine kirchliche Zwietracht in Europa zu erregen.

Die moralische Qualität der drei genannten Persönlichkeiten, einer jeden in ihrer Art, dürfte demnach einander ziemlich gleich stehen.

Die Consequenz jener Gedanken des Oraniers bringt es mit sich, daß er angesehen werden muß als im Gegensatze stehend zu jenem Trachten Ludwigs XIV. Dieser Gegensatz war nicht etwa derjenige, daß er auftrat als Vorkämpfer des Protestantismus. Er hätte ja dadurch nach seinen eigenen Ausführungen den Wünschen Ludwigs XIV. entsprochen. Vielmehr mußte Oranien folgerecht das Gegentheil thun, durfte er nicht den Gedanken des Religionskrieges aufkommen lassen.

Es ist also die Frage, ob Oranien handelte gemäß jenem in dem Urtheile vom 25. Oktober 1685 dargelegten Principe.

Der Rückschlag der Brutalität Ludwigs XIV. auf die calvinische Bevölkerung in der Republik Holland trat wohl erkennbar hervor. Der Prinz von Oranien war nicht der Souverän derselben. Dennoch gelang es ihm, mit der Unterstützung des treuen Rathspensionärs Fagel, die Leidenschaften der erregten calvinischen Obrigkeiten wider die Katholiken im Zaume zu halten. Er selber ging mit seinem Beispiele voran. In der ihm eigenen Herrschaft Breda hatten die Jesuiten ein Colleg. Erfahrungsgemäß, wie noch vor einigen Jahren die Pariser Commune dargethan, wendet sich die Leidenschaft des großen Haufens immer zuerst oder hauptsächlich gegen diesen Orden. Auch die Behörden des Prinzen von Oranien in Breda zeigten nicht geringe Neigung, dieser Art von öffentlicher Meinung zu willfahren. Oranien gebot den Frieden. Wo er in der Republik nicht zu befehlen hatte, vermittelte er. Während er den flüchtigen Hugenotten Schutz und Hülfe gewährte, breitete er zugleich seine schirmende Hand über die Priester und religiösen Orden in der Republik. Er wußte diese Gesinnung auch den anderen Staatsmännern in derselben mitzutheilen. Nur da, wo er nicht

Erbstatthalter war, in Friesland und Groeningen, kamen vereinzelte Excesse vor[1]).

Es handelt sich dann um die wichtige Frage, ob Oranien diesem Grundsatze getreu geblieben sei in der Expedition von 1688, welche zu der großen Revolution von England führte, und ferner als König dieses Reiches.

Ich würde den Raum dieser Blätter über Gebühr in Anspruch nehmen, wenn ich diese nicht bloß englische, sondern in eminenter Weise europäische Angelegenheit im Einzelnen darlegen wollte. Ich begnüge mich daher in den Grundzügen den Anfang und den Verlauf der Sache zu skizziren, und dann einige eigene Worte des Prinzen von Oranien vorzuführen.

Der Prinz von Oranien wurde von einigen Großen von England eingeladen herüber zu kommen zum Schutze ihrer Religion und ihrer Freiheit wider die Eingriffe des Königs Jacob II. Diese inneren Angelegenheiten von England waren die eine Seite der Sache, für die Engländer die wichtigere, und darum in ihrer geschichtlichen Auffassung die hervortretende. Aber zur Ausübung eines wirksamen Druckes auf einen König, der im Besitze eines Heeres und einer Flotte sich befindet, ist eine Kriegsmacht erforderlich. Der Prinz von Oranien besaß dieselbe nicht. Er war — wie auch hier hervorgehoben werden muß — nicht der Souverän der Republik. Die Souveränetät beruhte nicht einmal in der Versammlung der Delegirten aus den Ständen der Provinzen, den Generalstaaten im Haag, sondern ausdrücklich bei den Ständen jeder einzelnen dieser sieben Provinzen. In der Zusammensetzung dieser Stände überwog die Vertretung der städtischen Corporationen den Adel. Solche ehrsame Bürgermeister und bedächtige Rathsherren aber pflegen nicht geleitet zu werden von dem Drange des Ruhmes kriegerischer

---

1) Ich beziehe mich für alles dieß auf die Berichte des k. Gesandten Kramprich im k. k. Archive.

Thaten oder gar der Eroberung. Dennoch liehen sie dem Prinzen von Oranien ihre Kriegsmittel dar. Der Beweggrund dazu war in erster Linie demnach nicht das Interesse von England, auch nicht das Interesse des Prinzen von Oranien, sondern das eigene. Und zwar war es das Interesse der eigenen Defensive. Das Motiv des Handelns der Republik tritt klar zu Tage in den Worten, die man damals dort allgemein vernahm: „Besser angreifen als angegriffen werden.“ Um der Wiederholung der Ereignisse von 1672 zuvorzukommen, wo der Bruder Jacobs II., der König Karl II. von England Frieden und Freundschaft geheuchelt hatte, um im Bunde mit Ludwig XIV. die Republik unvorbereitet zu überfallen — um dagegen durch den wirksamen Druck auf den König Jacob das Reich England zu gewinnen zum Bunde der gemeinsamen Vertheidigung wider den König von Frankreich: um dieser beiden Zwecke willen lieh die Republik Holland dem Prinzen von Oranien ihre Kriegsmittel zu seiner Expedition nach England im J. 1688.

Dieß ist die andere, zunächst holländische, dann europäische Seite der Sache. Der Plan der Staatsmänner der Republik war nicht den König Jakob II. zu entthronen, sondern ihn, durch den gleichzeitigen und vereinigten Druck von außen und von innen, zur Umkehr zu bewegen zugleich von seiner Nachahmung Ludwigs XIV. in seinem Reiche, und, gemäß dem Wunsche der Engländer selbst, zum Bunde mit der Republik wider die Uebermacht und den noch mehr unerträglichen Uebermuth Ludwigs XIV.

Anders rechnete dieser König. Er kannte den ganzen Plan. Er legte der Ausführung desselben kein Hinderniß in den Weg. Er rüstete, im Angesichte der Vorbereitungen, seine Flotte ab. Er ließ seine Landmacht marschiren nicht gegen die Grenzen der Republik, um ihre Aktion lahm zu legen, sondern nach dem Oberrheine, um in das dort nicht vorbereitete, nicht gerüstete Reich einzubrechen. Er beließ dem Prinzen von Oranien die Bahn frei. Und zwar alles dieß in der Hoffnung und Erwartung, daß die beiden Mächte,

England und die Republik, sich für lange Zeit ineinander verbeißend, eben dadurch ihm unschädlich seyn würden.

Es stand in der Hand des Königs Jacob II. die ihm drohende Invasion abzuwenden durch ein ehrliches, aufrichtiges Eingehen auf die Wünsche der Engländer sowie derjenigen der Republik. Er wollte nicht. Er wartete den Kampf ab. Er hatte dann, moralisch gelähmt durch den mannigfachen Abfall, dennoch nicht den Muth diesen Kampf zu bestehen. Er floh. Und zwar floh er auf französischen Rath und nach Frankreich. Er hoffte wiederzukehren mit französischer Hülfe.

Die Flucht des Königs Jacob veränderte völlig die Lage der Dinge. Vor dem Beginne der Unternehmung hatte sich der Prinz von Oranien, gegenüber den drei für ihn wichtigsten Faktoren, den Engländern selbst, die ihn gerufen, der Republik Holland, die ihn entsendet, dem Kaiser Leopold, auf dessen Zustimmung Oranien das höchste Gewicht legte, in der bündigsten Weise verpflichtet nicht erobern zu wollen. Nun war Jacob II. mit seinem Sohne von der Krone weggeflohen, hatte sie verlassen. Das Bedürfniß eine Regierung zu haben, eine Sicherheit für Leben und Eigenthum, legte den Engländern die Pflicht auf den Prinzen von Oranien als König anzuerkennen.

Ludwig XIV. dagegen bei dem Rathe zur Flucht für Jacob II., wie dieser König selbst bei dem Eingehen auf diesen Rath, verfolgten einen besonderen Gedanken. Die für Jacob unglückliche Wendung der Dinge in England hatte sofort dem ersteren Könige gezeigt, daß er sich verrechnet, daß er sehr zur Unzeit mit dem Kaiser gebrochen. Er suchte sich diesem Kriege wieder zu entwinden, und zwar abermals durch das Vorgeben der Religion. Er hoffte wieder zum Frieden mit dem Kaiser zu gelangen durch den Hinweis auf Jacob II., der wegen der katholischen Religion vom Throne gestoßen, Anspruch habe auf den Schutz aller katholischen Fürsten. Ludwig XIV. hoffte so die katholische Liga zu erreichen, deren Führung und deren Vortheile als dem

[redacted]

Mächtigsten ihm zufallen mußten. An den Ausgleich mit dem Kaiser band sich die Hoffnung auf die Herstellung Jacobs II.

Was Ludwig XIV. hoffte, das fürchtete Oranien. Sein Plan war, wie sich folgerecht schon aus jenem Urtheile über die Aufhebung des Ediktes von Nantes ergibt, alle anderen Mächte, ohne Unterschied der Religion, zu einigen wider Ludwig XIV. Und zwar war seine Hoffnung dabei zunächst und zuerst auf den Kaiser gerichtet, welcher nicht bloß das Reich, oder doch viele Fürsten desselben, sondern auch seinen Neffen Karl II. von Spanien nach sich ziehen würde. Oranien hatte, vor der Expedition nach England, im Sommer 1688, diesen Plan der europäischen Coalition wider Ludwig XIV. dem Kaiser nahegelegt. Er hatte dann, bevor er zu Schiffe stieg, noch einmal dem Kaiser sein Wort verpfändet für die Sicherheit der Katholiken in England. Allein wie stand es um seine Sache, um diejenige Hollands, Englands, um Europa, wenn dennoch die Bemühungen Ludwigs XIV. bei dem Kaiser das Uebergewicht erhielten über die seinigen?

Und hier sind wir an den Punkt gekommen, wo wir den Prinzen von Oranien selber zu vernehmen haben.

(Schluß folgt.)

XXXII.

Die Capella Palatina in Palermo und die Liturgien verschiedener Hofkapellen.

Von Sebastian Brunner.

Ueber den unvergeßlichen Eindruck, welchen der erste Anblick dieser Kapelle dem Beschauer derselben verursacht, ist schon mehrfach geschrieben worden. Im Halbdunkel schimmert der Goldgrund, welcher von Mosaikfiguren der Heiligen belebt ist. Auf zehn korinthischen Säulen schweben Spitzbogen. Eine wunderherrliche Kuppel steigt auf der in drei Schiffe getheilten Kapelle hinauf, und ein reichverzierter Chor bildet den Abschluß. In der Tribune zeigt sich in riesiger Größe Christus in Halbfigur, den Segen ertheilend, auf Goldgrund. Auf dem Triumphbogen ist die Verkündigung dargestellt, die Wände sind gefüllt mit Begebenheiten aus dem alten und neuen Testament, mit griechischen und lateinischen Inschriften. Vom Dach der Basilika erglänzt das Holzgetäfel in reichem Goldschmuck — alle Pracht von S. Marco in Venedig sehen wir hier in einem kleinen Raum beisammen, gleichsam concentrirt, aber auch übertroffen.

Wir haben Manches über diesen Wunderbau gelesen, aber von den besten historischen Monographien darüber scheinen die modernen Reisebeschreiber keine Kunde gehabt zu haben. Carafa hat 1749 einen Quartband von 500 Seiten herausgegeben, der viele ebenso interessante als in weiten Kreisen unbekannte Thatsachen und Nachrichten über die Geschichte

dieser und anderer Hofkapellen enthält[1]). Wir wollen Einiges aus dem reichen culturhistorischen Inhalt dieses Werkes anführen. Das Buch ist gewidmet: Carolo Regi und Coelestino Galliano Archiepiscopo Thessalonicensi Aulico Sacrorum Antistiti. Der Hofpfarrer beim Könige Siciliens wurde stets zum Bischof oder Erzbischof in partibus geweiht, und war zugleich Propst des Collegiatkapitels mit 12 Canonikern.

Carafa beginnt gründlich mit der Frage, ob auch die Heiden und Juden schon Hauskapellen (domestica oratoria) gehabt haben, stellt dann den Gebrauch derselben bei den Christen als einen uralten dar, und spricht vom Palast-Oratorium der orientalischen Kaiser und der ersten Könige von Frankreich. Von der Capa des heil. Martin von Tours, die im königlichen Oratorium des Palastes aufbewahrt wurde, erhielt dieses Oratorium in der Folge den Namen Capella, ein Name der in der Folge auf alle Hof- und Privatkirchen wie auf alle kleinen Oratorien überging. Als Gewährsmann dafür wird der Monachus Sangallensis lib. I. de vita Caroli Magni angeführt; dasselbe sagt Valafridus Strabo von den Kaplänen[2]). Karl der Große hob den Kirchengesang, und war in seiner Kapelle bei den Gebetstunden anwesend, wann es ihm nur immer möglich gewesen. Dieser Gebrauch der Palastkapelle ging nun auch nach Spanien, England, Portugal, Burgund und Sicilien über. Ueber die Palatina von Palermo sagt Carafa: diese Kapelle der Normannenfürsten ist wegen ihres Alters, ihrer Herrlichkeit, ihres Cultus, ihrer Canoniker, der Menge ihrer Kleriker, ihrer pfarrlichen Würde, ihrer von den Königen gespendeten Wohlthaten und Reliquien die berühmteste von allen. Nachdem Robert

1) De Capella Regis utriusque Siciliae et aliorum Principum Liber unus. Auctore *Josepho Carafa* C. R. Romae MDCCXLIX. Ex typographia Ant. de Rubeis.

2) De rebus Eccl. cap. 31: „Dicti sunt primitus Capellani a Capa B. Martini, quam Reges Francorum ob adjutorium victoriae in proeliis solebant secum habere.“

Guiscard 1071 die Longobarden und Sarazenen aus Apulien und Sicilien vertrieben, baute er in seiner Burg zu Palermo ein Kirchlein musivo et vermiculato opere; es wurde Jerusalem genannt.

Dieses von Robert errichtete Sacellum existirt nicht mehr, die jetzt bestehende Capella Palatina ist ein Werk des Königs Roger, selbe wurde 1140 dem heil. Apostel Petrus geweiht. Schon die erste Stiftung war reich dotirt. Es gab einen Capellanus major, zwei Dignitäre (Cantor und Thesaurarius) 12 Canonici und 21 andere Kleriker. — Nun folgen eine Menge Capitel mit Urkunden über die Schicksale dieser Kapelle unter den Fürsten aus Schwaben, die den Normannen nachfolgten, dann unter Karl von Anjou (Andegavensis), der König wurde nachdem er Manfred bei Benevent geschlagen; dann unter den Spaniern (Philipp II. König, Marcantonio Colonna Vicekönig). So folgten verschiedene Herrschaften nacheinander — große Feste, Vermählungen hoher Häupter und Leichengottesdienste für berühmte Todte wurden hier gefeiert — ein Stück Weltgeschichte geht an und in der Kapelle vorüber.

Im 2. Capitel: De Clero Palatino enthält Nummer XII. interessante Nachrichten über die Beichtväter der Könige von Sicilien und über königliche Beichtväter überhaupt. Thomassinus (P. I. lib. 2. cap. 102) berichtet, Ansbert Bischof von Rouen (Rolomagensis) sei bei König Theodorich Beichtvater, Kanzler und Siegelbewahrer gewesen. Baronius lobt (beim Jahre 631) den Bischof Viro, der beim älteren Pipin das Amt eines Beichtvaters versehen, und auch sonst in Staatsgeschäften von ihm verwendet wurde. Beim dritten Stamm der Frankenkönige wohnten die Beichtväter im königlichen Palast, sie waren seine officiellen Rathgeber bei der Verleihung von kirchlichen Beneficien, derart daß bei Verleihungsurkunden der Passus vorkommt: „ad relationem Confessoris ex parte Domini regis“. Peiratius berichtet (lib. I. cap. 54 und 55), daß vom König Philipp August bis zu Karl VIII. der königliche Beichtvater auch der königlichen

Kapelle vorstand, den Platz eines Eleemosinarius einnahm, von den Päpsten mit vielen Privilegien versehen war, und für gewöhnlich aus dem Dominikanerorden gewählt, öfter sogar mit der Würde eines Bischofs oder Cardinals geschmückt wurde. So sagt Thomassin (l. c.) daß die Könige von Frankreich bis 1385 Beichtväter aus dem Dominikanerorden wählten. Es hatte ein Dominikaner Joannes de Montesonio einiges über die Empfängniß der Muttergottes geschrieben, welches er, wie auch der königliche Beichtvater aus demselben Orden, der zugleich Bischof von St. Evreux (Ebroicensis) war, widerrufen mußte. Dieser Bischof wurde deßhalb von seinem Amte als Beichtvater entfernt, und seither keiner mehr aus dem besagten Orden genommen. — Als in Spanien Heinrich König von Castilien sich im Habite des Dominikanerordens begraben ließ (wie Mariana zu 1379 erzählt), wurden von da an die Beichtväter der Könige aus diesem Orden gewählt. Auch in England waren Johann von Berlington bei Heinrich III. und Thomas Rushof bei Richard II. aus dem Dominikanerorden. Die sicilianischen Herrscher Robert von Anjou und der König Sancio hatten Franziskaner als Beichtväter. Wadding führt noch viele andere Franziskaner in dieser Stellung an königlichen Höfen an. Bei den sicilianischen Königen aus Aragonien fungirten wieder viele Dominikaner. So Philipp Gambacurta (bei Alfons I.), der 1422 Administrator des Bisthums Cefalu war, und viele andere, die Carafa aus den verschiedensten Quellenwerken anführt. König Ferdinand ernannte seinen Beichtvater, einen Olivetaner Franziskus de Miraballis, zum Bischof von Catania. „Jetzt aber (berichtet Carafa 1749) hat der allerfrömmste König Karl einen Franziskaner de Brulagnos Titularbischof, die Königin Maria Amalia aber Johann Hildebrand S. J., zwei sehr religiöse Männer zu Beichtvätern. Aus derselben ausgezeichneten Gesellschaft versieht Joseph Barba, ein gelehrter Mann, die Stelle des Institutors beim königlichen Prinzen.“

XXXII.

Die Capella Palatina in Palermo und die Liturgien verschiedener Hofkapellen.

Von Sebastian Brunner.

Ueber den unvergeßlichen Eindruck, welchen der erste Anblick dieser Kapelle dem Beschauer derselben verursacht, ist schon mehrfach geschrieben worden. Im Halbdunkel schimmert der Goldgrund, welcher von Mosaikfiguren der Heiligen belebt ist. Auf zehn korinthischen Säulen schweben Spitzbogen. Eine wunderherrliche Kuppel steigt auf der in drei Schiffe getheilten Kapelle hinauf, und ein reichverzierter Chor bildet den Abschluß. In der Tribune zeigt sich in riesiger Größe Christus in Halbfigur, den Segen ertheilend, auf Goldgrund. Auf dem Triumphbogen ist die Verkündigung dargestellt, die Wände sind gefüllt mit Begebenheiten aus dem alten und neuen Testament, mit griechischen und lateinischen Inschriften. Vom Dach der Basilika erglänzt das Holzgetäfel in reichem Goldschmuck — alle Pracht von S. Marco in Venedig sehen wir hier in einem kleinen Raum beisammen, gleichsam concentrirt, aber auch übertroffen.

Wir haben Manches über diesen Wunderbau gelesen, aber von den besten historischen Monographien darüber scheinen die modernen Reisebeschreiber keine Kunde gehabt zu haben. Carafa hat 1749 einen Quartband von 500 Seiten herausgegeben, der viele ebenso interessante als in weiten Kreisen unbekannte Thatsachen und Nachrichten über die Geschichte

dieser und anderer Hofkapellen enthält[1]). Wir wollen Einiges aus dem reichen culturhistorischen Inhalt dieses Werkes anführen. Das Buch ist gewidmet: Carolo Regi und Coelestino Galliano Archiepiscopo Thessalonicensi Aulico Sacrorum Antistiti. Der Hofpfarrer beim Könige Siciliens wurde stets zum Bischof oder Erzbischof in partibus geweiht, und war zugleich Propst des Collegiatkapitels mit 12 Canonikern.

Carafa beginnt gründlich mit der Frage, ob auch die Heiden und Juden schon Hauskapellen (domestica oratoria) gehabt haben, stellt dann den Gebrauch derselben bei den Christen als einen uralten dar, und spricht vom Palast-Oratorium der orientalischen Kaiser und der ersten Könige von Frankreich. Von der Capa des heil. Martin von Tours, die im königlichen Oratorium des Palastes aufbewahrt wurde, erhielt dieses Oratorium in der Folge den Namen Capella, ein Name der in der Folge auf alle Hof- und Privatkirchen wie auf alle kleinen Oratorien überging. Als Gewährsmann dafür wird der Monachus Sangallensis lib. I. de vita Caroli Magni angeführt; dasselbe sagt Walafridus Strabo von den Kaplänen[2]). Karl der Große hob den Kirchengesang, und war in seiner Kapelle bei den Gebetstunden anwesend, wann es ihm nur immer möglich gewesen. Dieser Gebrauch der Palastkapelle ging nun auch nach Spanien, England, Portugal, Burgund und Sicilien über. Ueber die Palatina von Palermo sagt Carafa: diese Kapelle der Normannenfürsten ist wegen ihres Alters, ihrer Herrlichkeit, ihres Cultus, ihrer Canoniker, der Menge ihrer Kleriker, ihrer pfarrlichen Würde, ihrer von den Königen gespendeten Wohlthaten und Reliquien die berühmteste von allen. Nachdem Robert

1) De Capella Regis utriusque Siciliae et aliorum Principum Liber unus. Auctore *Josepho Carafa* C. R. Romae MDCCXLIX. Ex typographia Ant. de Rubeis.

2) De rebus Eccl. cap. 31: „Dicti sunt primitus Capellani a Capa B. Martini, quam Reges Francorum ob adjutorium victoriae in proeliis solebant secum habere.“

Das dritte Capitel: De magno Capellano behandelt in 14 Nummern die Geschichte der Hofkapläne. Die 14. Nummer bringt alle Titel welche die Hofkapläne als solche bei verschiedenen Königen getragen haben. Sie hießen: Abbates Palatini Oratorii bei den Frankenkönigen, auch Archicapellani, Magni Capellani, Summus Capellanus, Archipalatinus Praesul, Antistes Sacri Palatii, Senior Capellanus; Hadrian I. nennt in einem Briefe Fulrad Archipresbyterum Franciae. In der Einleitung zum Mainzerconcil 813 wird Hildebold Sacri Palatii Archiepiscopus genannt; diese Bischofstitel erhielten die Beichtväter bisweilen von den Päpsten. In Portugal hießen sie Capellani majores, in Sicilien Magistri Capellani, auch Magistri Regalis Capellae; im 18. Jahrhundert in Frankreich Magister Oratorii Regis. — Von den Privilegien der Hofkapläne berichtet das 4. Capitel.

Das fünfte Capitel handelt: De Liturgia Palatina in 10 Nummern. Eine solche Liturgie den Herrscher zunächst betreffend bildete sich zuerst bei den orientalischen Kaisern aus. An hohen Festtagen ging der Kaiser, in der rechten ein Kreuz in der linken eine Lanze haltend, in die Hofkirche mit seinem ganzen Hofstaat und Gefolge. Am Palmsonntage war der Weg von des Kaisers Gemächern bis zur Kirche mit Blumen und grünenden Zweigen bestreut. Wenn der Kaiser in die Kirche eintrat, erscholl der Sängerchor: Diuturnum faciat Deus imperium tuum. Diese und ähnliche Begrüßungen und Zurufe wiederholten sie sehr oft in den orientalischen Liturgien — es fing eben der Menschendienst an sich schon ein wenig gar zu stark im Gotteshause breit zu machen. Der Kaiser saß auf seinem Throne, er küßte das Kreuz, die Bilder des Evangeliums, der Großkämmerer mußte das Schwert vor ihm halten. Die Kaiserin saß inmitte der Kirche auf einem eigens für sie bereiteten Sitze. Bei der Ostermatutin kamen alle Großen des Reichs zu dem auf seinem Throne vor dem Altar sitzenden Kaiser, küßten ihm Fuß, Hand und

Wange. Am grünen Donnerstag räucherte der Patriarch den Kaiser ein, die Prälaten küßten des Kaisers Hand und Wange. Auch die Fußwaschung war am Gründonnerstag eingeführt. Am Charsamstag streuten drei Lektoren Lorbeerblätter auf den Weg, den der Kaiser in die Kirche wandelte. Wie Codinus berichtet, herrschte auch einmal zu Constantinopel die Sitte, daß der Kaiser am Osterfeste den Altar einräucherte. Bei mehreren Gelegenheiten küßte der Kaiser das Kreuz. Dieser Ceremonie pflegten Gnadenakte zu folgen, die gleich in der Kirche schriftlich ausgeführt wurden. Darauf pflegten alle Anwesenden zu rufen: „Ad multos annos“.

So wurden die orientalischen Kaiser auch bei verschiedenen Gelegenheiten in der Sophienkirche und in anderen Kirchen zu Constantinopel mit eigenen Begrüßungen und rituellen Ceremonien empfangen. Peiratius erzählt, daß bei den ersten Frankenkönigen in der Capella Palatina der gallikanische Ritus, bei Karl dem Großen und seinem Geschlecht der römische, bei der dritten Königsfamilie Frankreichs der Ritus Parisiensis beobachtet wurde, der bis zu Carl IX. und Heinrich III. fortgedauert, zu welcher Zeit wieder der römische Ritus bei Hofe eingeführt worden. Von dieser Zeit an hielt an den höchsten Festen ein Bischof, der zugleich Ritter des heil. Geistordens war, den Gottesdienst.

Selbst für die Beicht des Königs gab es ein Hofceremoniell noch bis in's 17. Jahrhundert. Von Garden (praetorianiis militibus) begleitet ging der König unter Trompeten- und Paukenschall aus seinen Gemächern bis zur Hofkapelle, die Großen des Hofes und die Ritter des heil. Geistes folgten ihm — in einem Oratorium erwartet ihn der Beichtvater, dem er seine Beicht ablegt. Während dem schweigt die Musik. Sechs Wachesoldaten mit einem Commandirenden behüten die Thürschwelle. Nach der Beicht geht der König in die Kapelle unter seinen Baldachin und kniet sich auf das Kissen nieder, der Bischof, oder ein anderer der celebrirt, begrüßt den König und reicht ihm das Weihwasser, dann

fängt die Messe an. Der König überreicht dem ihm zunächst stehenden Elemosinarius Hut und Handschuhe, der Großalmosenier übergibt dem König das Gebetbuch. Nachdem der Diakon das Evangelium gesungen, überreicht er das Buch dem Großalmosenier, dieser gibt es dem König zum Küssen mit den Worten: „Haec sunt verba sancta“, worauf der König erwidert: Credo et confiteor. Beim Offertorium und am Ende des Gottesdienstes gibt der König ein Opfer, das aber nur gering ist (Oblatio exigui fuit valoris. Nur Ludwig VIII. und Ludwig XI. gaben 2 Goldstücke.) Am Epiphaniefeste opferte der König Gold, Weihrauch und Myrrhen. Das Opfer gehörte früher den Hofkaplänen. Heinrich II. aber verordnete 1548, daß es den Pfarrern jenes Ortes zukommen solle, an dem sich der König eben aufhielt.

Ueber das Opfer welches (1749) in der französischen Hofkapelle vom Könige dargebracht wurde, berichtet Carafa l. c.: „Jetzt wird nur in Einer Messe Eine Münze dargebracht. Ein Kleriker der königlichen Kapelle überreicht zuerst einem Prinzen des königlichen Hauses oder irgend einem der ersten Hofherren (Kronoffizialen) die zu opfernde Münze, während dem bereitet der Hofelemosinar das Kissen an der untersten Altarstufe und kniet darneben nieder, eine Muschel aus Silber in den Händen haltend. Dann schreitet der König zum Altar, hinter ihm folgen zwei Garden mit einem Commandirenden derselben. Der König kniet sich nieder, empfängt von dem besagten Prinzen die Münze, legt selbe in die Muschel, küßt die Patene, verbeugt sich dann vor dem Altar und geht auf seinen Platz zurück. Bei Erhebung der heil. Hostie stimmen die Hofsänger folgende Versikel an: ‚O salutaris hostia, Quae coeli pandis ostium: Bella premunt hostilia: Da robur, serva lilium.‘ Also ist hier das Kirchenlied (statt ‚fer auxilium‘) zu Gunsten des bourbonischen Stammes und Wappens der Lilien umgeändert. Diese Alteration des Kirchenliedes wurde zuerst gemacht unter Ludwig XII., als mehrere europäische Fürsten sich zu einem Krieg

[redacted]

gegen Frankreich rüsteten.“ Carafa sagt, daß dieses von französischen Bischöfen vorgeschriebene Lied, wenn auch nicht mehr in der königlichen Kapelle, doch in vielen anderen Kirchen noch gesungen wurde.

Dem König wird die heilige Eucharistie in folgender Weise gereicht. Vor dem Offertorium bekommt der Großelemosinar von einem Hofkleriker eine silberne mit Seide bedeckte Capsula, die auf einer silbernen Muschel liegt. In dieser Kapsel sind mehrere noch nicht consekrirte Hostien enthalten. Nun reicht der Großelemosinar dem Hofkleriker eine dieser Hostien, der selbe in Gegenwart des Königs verzehrt; dann wird das Gefäß mit den übrigen Hostien dem König gegeben, der wählt wieder eine davon aus und diese wird in einem seidenen Velum zu dem Prälaten, der die Messe hält, getragen, der sie bei der Wandlung für die Communion des Königs consekrirt. Nach der Communion wird dem König vom Haushofmeister (Praefectus Domus Regiae) nicht consekrirter Wein gereicht. Bis zu den Zeiten Heinrichs IV. empfingen die Könige von Frankreich die Communion unter beiderlei Gestalten — seither aber wurde dieser Gebrauch nur mehr bei der Krönung beibehalten. Auch geweihte (nicht consekrirte) Brode wurden bei der Liturgie am königlichen Hofe zu Frankreich vertheilt. Auch von diesen Broden mußte ein Hofkleriker früher eines verzehren, ehe die andern dem König, den Prinzen und den ersten Hofherren dargereicht wurden. In der Pfarrkirche des königlichen Palastes wurden auch solche Brode geweiht, selbe hießen Eulogiae regis, es wurde ihnen die Form des königlichen Wappens aufgeprägt.

Auch am spanischen Hofe hatte sich für die Hofkapelle ein eigenes Ceremoniell herausgebildet. Der König kam am Festtage mit seinem Hofstaat, neben ihm gingen die Cardinäle, an der Thüre reichte ihm der Großkaplan oder der Nuntius oder ein anderer Prälat das Weihwasser. Der König hatte seinen Platz an der Evangelienseite des Altars; er saß in einer Art Tabernakel, der bisweilen mit Cortinen

verhängt war, bisweilen wieder geöffnet wurde. Da gab es einen eigenen Praefectus regiis cortinis, dessen Amt war die Cortinen zu öffnen oder sie zu schließen. Früher saß neben dem König unten auf einem Sessel ohne Lehnen (Silla rasa) der Obersthofmeister, bis Philipp V. befahl, es solle der Hauptmann der königlichen Leibwache neben ihm sitzen. Alle Plätze für die Granden, Gesandten, Prälaten und Kapläne des Hofes wurden genau geordnet. Die Königin saß hinter einem hölzernen Gitter, neben ihr die Hofdamen. Vor dem König in der Kapelle durften nur folgende Gesandten erscheinen und sitzen: der päpstliche, der kaiserliche, der französische und der venetianische; den anderen Gesandten war das Sitzen vor dem König von Spanien nicht erlaubt, darum kamen sie auch gar nicht in die Kapelle! Die Magnaten und der Hofstaat saßen auf Bänken, die je nachdem mit verschiedenen Tüchern belegt wurden. Nur anwesende Cardinäle hatten das Recht, Sessel gleich jenem des Königs zu haben, und bekamen auch Polster für ihre Füße. Die fernere Ordnung war: Der König und der Prinz von Asturien werden von dem ersten anwesenden Prälaten dem hierarchischen Range nach jeder in drei Zügen mit dem Thuribulum nach dem Introitus eingeräuchert. Ist kein Prälat da, so geht diese Einräucherung den Diakonus an. Dieselben Rangstufen werden beobachtet, wenn dem König das Evangelium zum Küssen dargereicht wird. Der Präfektus der königlichen Vorhänge muß aber, bevor dem König das Evangelium dargereicht wird, mit einem Tuch über die zu küssende Stelle fahren, und dann das Tuch küssen; es herrschte nämlich in diesen romanischen Ländern eine beständige Furcht vor dem Vergiftetwerden, was auf die Zustände an diesen Höfen ein eigenthümliches Licht wirft. Die anderen Ceremonien weichen von jenen, die bei anderen Höfen beobachtet wurden, wenig ab. Nur war es Sitte, daß der König am Charfreitag, wenn er das Crucifix küßte, darnach gewöhnlich einige Gnadenakte ertheilte und Verbrechern Strafen nachließ, nachdem der Patronus Fisci

ihn früher gebeten die Strafe in ihrer Strenge walten zu lassen, der Großkaplan aber um Gnade gebeten. Am Charfreitage wurde aller Apparat königlicher Herrlichkeit aus der Hofkapelle entfernt — nur bekam der König zur Adoratio Crucis ein schwarzes Kissen zum knien. Am Epiphanietage opferte der König auf den Knien vor dem Altar drei silberne vergoldete Kelche, in dem ersten lag ein Stück Gold, in dem zweiten einige Körner Weihrauch, im dritten etwas Myrrhen. Einen dieser Kelche bekam die Kirche des Escurial, die andern zwei wurden an andere Kirchen verschenkt. Der Celebrant wünschte dem König Gesundheit und Glück und sprach am Ende die Worte der Schrift: Du wirst das Hundertfache bekommen und das ewige Leben erlangen (Centuplum accipies et vitam aeternam possidebis).

Die Könige von Sardinien hatten ebenfalls ihr eigenes Ceremoniale. Es soll nur das von den Ceremonien an andern Höfen abweichende hier angeführt werden. Der König sitzt drei Stufen hoch auf einem Thronsessel mit Lehnen, so auch die Königin; die Prinzen haben Sessel ohne Lehnen. Die Sitze des celebrirenden Prälaten und seiner Assistenz stehen auf dem glatten Boden. Wenn der König, die Königin oder die Prinzen die Eucharistie empfangen haben, wird ihnen darauf vom Obersthofmeister zuerst Wasser und dann ein Linnentuch zum Abwischen des Mundes gereicht. Am Frohnleichnamstage trägt der König und die Prinzen selber den Baldachin vom Altare bis zur Kirchenthür, woselbst die andern Träger des Baldachins schon bereit stehen. Dasselbe geschieht am Gründonnerstag.

Nachdem nun Carafa die Gepflogenheiten in verschiedenen Hofkapellen angeführt, kommt er auf jene zu Palermo zu sprechen, und berichtet, wie König Roger schon 1148 dießbezügliche Anordnungen getroffen hat, wie solches aus einem Briefe an Johann de Rusco, Abt des königlichen Klosters St. Johann der Eremiten, ersichtlich ist[1]). Roger ernennt

1) Die Ruinen dieses Klosters, dessen Bau dem 5. Jahrhundert an-

diesen Abt zu seinem ersten Kaplan, der den Vorrang der Ehre vor den übrigen Prälaten des Reiches haben soll, so daß in der königlichen Kapelle keiner ohne seine Erlaubniß daselbst an Festen celebriren dürfe. Wilhelm, der Sohn Rogers, gab dieser Hofkapelle ihren noch gegenwärtigen Schmuck in Musivarbeiten und Malereien, in kostbaren Kirchengewändern und Gefäßen.

Manches ist von der Liturgie Galliens in jene Siciliens übergegangen, unter andern die Acclamationes Regis Friderici. Diese Zurufungen geschahen nach der Collekte. Die Acclamation lautet: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat. Der Chor antwortet: Exaudi Christe. Domino nostro, Regi Friderico, Magnifico et Triumphatori, ac invictissimo, vita perpetua! Ferner: Exaudi Christe, Salvator mundi, Redemptor mundi, Sancta Trinitas, Sancta Maria, S. Michael, S. Gabriel, S. Raphael, S. Joannes Baptista. Der Chor antwortet: Tu illum adjuva. Regi nostro Friderico, Glorioso et Triumphatori Pax sempiterna. Ferner: Exaudi S. Petre, Paule, Stephane, Laurenti. Der Chor: Tu illum adjuva. Pacifico Rectori et piissimo Gubernatori Regi nostro Friderico lux indeficiens, et pax aeterna.

In England (sagt Carafa im J. 1749) ist es noch jetzt Gebrauch, daß ein eigens dazu bestimmter Canonikus von Westmünster an jedem Tage in die Begräbnißkapelle der Könige geht, und die Anwesenden mahnt, für die verstorbenen Könige und Königinen und ihre Angehörigen zu beten.

Das sechste Capitel Carafas handelt in 18 Nummern über Krönungsceremonien bei den Kaisern im Orient und Occident, bei den Königen von Spanien, Portugal, Polen, England, Schweden, Dänemark, Preußen, zu Moskau, bei den Königen von Sicilien und Neapel; das folgende über die Tauferemonien bei den Kaisern in Deutschland, bei den Königen von Frankreich, Spanien, Sicilien; die weiteren

---

gehört, und die merkwürdige alte Kirche desselben sind noch zu sehen.

behandeln die Ceremonien bei Vermählungen der Könige, bei Verleihungen von Ritterorden, bei Eidleistungen 2c. Endlich gibt der gewissenhafte Carafa noch einen Appendix über Kapelle, Liturgie und Ceremonien am Hofe von Portugal.

Das ganze Buch ist eine fleißig gearbeitete Monographie über einen Gegenstand, über den man kaum anderwärts im Bereiche Eines Bandes so viele Aufschlüsse finden wird. Es existiren sehr wenig Exemplare davon, und der Schreiber dieses ist auf dasselbe nur darum aufmerksam geworden, weil er sich in Palermo erkundigt hat, ob diese Capella Palatina nicht auch einmal einen Historiographen oder sonstigen Beschreiber derselben gefunden habe.

XXXIII.

Was in Preußen die Polizei kann.

Fast täglich hört man in der Presse oder in politischen Versammlungen die Frage aufwerfen, ob diese oder jene polizeiliche Maßnahme gesetzlich zulässig sei oder nicht. Im allgemeinen kann man auf derartige Fragen die Antwort ertheilen: es lasse sich mit Bestimmtheit überhaupt gar nicht sagen, was in Preußen der Polizei nicht zustehe. So paradox dieser Satz klingen mag, so berechtigt stellt er sich dar bei einer eingehenderen, an der Hand der einschlägigen Gesetze vorgenommenen Untersuchung über die in der That nahezu unbegrenzten oder doch unbegrenzbaren Machtbefugnisse, welche der Polizei in ihren verschiedenen Erscheinungsformen und Benennungen durch die preußische Gesetzgebung vor und nach Erlaß der Verfassungsurkunde eingeräumt worden sind. Wenn diese

Lage der Dinge bisher weniger zum Bewußtseyn gekommen ist, so findet das darin seine Erklärung, daß die Polizei bei uns bisher von ihren ausgedehnten Vollmachten einen verhältnißmäßig bescheidenen Gebrauch gemacht hat; gegenwärtig sind freilich die Zeitverhältnisse ganz danach angethan, mehr wie früher die Aufmerksamkeit auf das überaus geringe Maß von freier Bewegung hinzulenken, welches dem preußischen Staatsbürger in seinen Beziehungen zur vollziehenden Gewalt zusteht.

Einen schätzbaren Beitrag zu diesem höchst lehrreichen Kapitel hat der Abgeordnete Eduard Lasker geliefert in einer 1861 in den „deutschen Jahrbüchern" erschienenen Studie über „Polizeigewalt und Rechtsschutz in Preußen"[1]). Der gegenwärtige Führer des linken Flügels der preußischen Nationalliberalen erörtert in dem fraglichen Aufsatze insbesondere das Verhältniß der Gerichte zur Verwaltung, wie dasselbe durch das „Gesetz über die Zuläßigkeit des Rechtsweges in Beziehung auf polizeiliche Verfügungen" vom 11. Mai 1842 normirt wird. Lasker schickt seiner Abhandlung folgende allgemeine Betrachtungen voraus:

„Vor vierzig Jahren, in der bekannten Periode der ersten Umkehr, fing die Gesetzgebung an, der Verwaltung die Hand zu stärken. So sorgfältig die älteren Gesetzbücher die Rechtsherrschaft vorbereitet hatten, so treu die Gesetze von 1808 und der nachfolgenden Jahre diesem Geiste geblieben waren, ebenso systematisch und durchdacht wurde von den zwanziger Jahren ab die richterliche Gewalt immer mehr eingeengt und die verwaltungsmäßige Entscheidung immer mehr begünstigt. Anfangs ging man behutsam mit einigen Gegenständen vor, deren Zusammenhang mit der Politik nicht klar ersichtlich war oder welche auf der schwankenden Grenze zwischen Rechtsweg und Verwaltung standen. Dann schritt man zu einer breiten und prinzipiellen Auslegung der ältern Gesetze, nament-

1) Wieder abgedruckt in den Beiträgen zur Verfassungsgeschichte Preußens. Leipzig. Brockhaus, 1874.

lich legte man das allgemeine Landrecht in diesem Sinne aus. Viele Gesetze folgten, welche einzelne Streitgegenstände der Verwaltung überwiesen. Endlich stellte ein Gesetz aus dem Jahre 1842 (vom 11. Mai) das Programm des Polizeistaates auf, dessen leitender Gedanke darin besteht, daß Beschwerden über polizeiliche Verfügungen jeder Art, sie mögen die Gesetzmäßigkeit, Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit derselben betreffen, lediglich vor die vorgesetzte Dienstbehörde gehören. Nur wer ein Privilegium oder ein contraktliches Recht aufzuweisen hat, welches von der polizeilichen Anordnung verletzt wird, kann den Weg zum Richter finden; die Berufung auf die allgemeinen Gesetze, auf die verbürgten persönlichen Rechte, auf das Eigenthum öffnet den Weg zum Richter nicht. Die Tragweite dieser Bestimmung findet ihren Maßstab an dem Umfange der polizeilichen Thätigkeit. Die Wahrung des öffentlichen Interesses gehört zum Amte der Polizei. Die eigentliche Polizeibehörde kündigt schon durch ihren Namen an, daß ihr Amt ganz und gar in das geheiligte, dem Richter unzugängliche Gebiet fällt. Aber der Glanz der Unnahbarkeit verbreitet sich über alle Obrigkeit. In irgend einem Zweige der Verwaltung hat jede Behörde in Preußen das öffentliche Interesse zu wahren, und in dieser Eigenschaft gebühren ihr rechtmäßig die Befugnisse der Polizei. Andere Amtsübungen lassen sich so weit dehnen und deuten, bis sie in dieses Bereich hineingelangen. Nehme ich die Polizei im weitern Sinne, so darf ich ohne Uebertreibung sagen, daß bei uns der öffentliche Verkehr fast gänzlich und daß die größere und wichtigere Hälfte der persönlichen Rechte unter ihrer Aufsicht steht und ihrer Macht verfallen ist."

Im Anschluß an diese Bemerkungen führt dann Lasker „aus dem überreichen Vorrathe wirklicher und wohl beglaubigter Vorfälle" Beispiele aus allen denkbaren Lagen des Alltagslebens an, welche den Einfluß der polizeilichen Macht auf die ersten Bedingungen der Ernährung, der Vermögenssicherheit und der persönlichen Freiheit illustriren. In all den hier möglichen — wie weiterhin nachgewiesen werden

wird — zahllosen Fällen einer Collision des von irgend einem Zweige der Polizeiverwaltung wahrgenommenen „öffentlichen Interesses" mit den Interessen des Individuums ist gemäß dem Gesetz vom 11. Mai 1842 die einstweilige Gültigkeit des polizeilichen Befehles gar nicht zu vermeiden und die definitive hängt von dem Bescheide der vorgesetzten Behörde ab, die in keinem Falle weiter als bis zum Minister reicht und vorwiegend durch die Berichte der heimischen Behörden bestimmt wird. Das einzige Mittel zur Abwehr ist eben die Beschwerde, die bis zum Minister freisteht. Das Verfahren hat keine andere Norm als die bureaukratische Geschäftsregel; die Behörde, gegen welche man Beschwerde führt, wird zum Bericht aufgefordert. Die Kammern nehmen zwar auch gegen die Minister Beschwerden entgegen, aber mit welcher Machtbefugniß? Sie überweisen die ihnen geeignet scheinenden der Regierung zur Erwägung, zur Berücksichtigung, zur dringenden Berücksichtigung. Ob der Minister stattgeben, ob er auch nur einen wiederholten Bericht einfordern, den Ausgang mittheilen will, steht in seinem Belieben.

Laut §. 1 alin. 1 des in Rede stehenden von Lasker als „Programm des Polizeistaates" charakterisirten Gesetzes vom 11. Mai 1842 ist der Rechtsweg in Beziehung auf polizeiliche Verfügungen allerdings in einem Falle zuläßig, wenn nämlich die Verletzung eines zum Privat-Eigenthum gehörenden Rechtes behauptet wird. Aber auch derjenige welcher durch die Verfügung eines Beamten eine Vermögensbeschädigung erlitten hat, kann sein Recht vor dem Richter doch nur suchen, wenn zuvor die vorgesetzte Behörde jene Verfügung aufgehoben und als „gesetzwidrig oder unzuläßig" bezeichnet hat. Und selbst dann ist das Rechtsverfahren immer noch nicht vor Hemmung sicher. In jedem Stadium des Prozesses ist es der vorgesetzten Central- oder Provinzialbehörde unbenommen, gegen den Rechtsweg Einspruch zu thun, indem sie den sog. Competenzconflikt

[redacted]

erhebt, d. h. die Sache vor den Gerichtshof zur Entscheidung der Competenzconflikte bringt — eine überwiegend aus Verwaltungsbeamten zusammengesetzte und in diesem Zweige ihrer Thätigkeit mit allen Machtbefugnissen der Verwaltung ausgestattete Behörde. Fällt die Entscheidung dieses Gerichtshofes dahin aus, daß die Klage gegen den Beamten zur Verfolgung vor dem Richter ungeeignet sei, so ist der Rechtsweg verschlossen.

Kaum wesentlich anders wie bei derartigen civilrechtlichen Ansprüchen in Folge polizeilicher Verfügungen liegen die Dinge in Strafsachen. Hier ist der Rechtsweg für den Privatmann schon von vornherein durch die allgemeine Gesetzgebung erschwert. Von Injuriensachen abgesehen führt der Weg zum Strafrichter für den Privatmann immer erst durch das Gebiet einer Verwaltungsbehörde: der Staatsanwaltschaft. Dem Ermessen dieser Behörde ist es anheimgegeben, ob überhaupt eine Untersuchung eingeleitet wird. Aber selbst wenn der Staatsanwalt die Einleitung eines Strafverfahrens beantragt und das Gericht dem Antrage Folge gibt, kann die vorgesetzte Behörde des Beamten eben wie im Civilprozeß den Competenzconflikt erheben, wodurch sofort die vorläufige Einstellung der gerichtlichen Verfolgung eintritt. Der Gerichtshof zur Entscheidung der Competenzconflikte hat dann darüber zu befinden, ob die fragliche Handlung des Beamten zur gerichtlichen Verfolgung geeignet oder ungeignet, nicht ob sie gesetzwidrig oder strafwürdig sei. Spricht er aus was immer für Erwägungen sein „ungeeignet" aus, so ist damit das gerichtliche Verfahren niedergeschlagen.

Das Gesetz vom 13. Februar 1854 betr. die Conflikte bei gerichtlichen Verfolgungen wegen Amts- und Diensthandlungen, welches die Sphäre des Gerichtshofes zur Entscheidung der Competenzconflikte umschrieben hat, verleiht dem Gesetze vom 11. Mai 1842 erst seine ganze Tragweite: beide Gesetze zusammen stärken der Verwaltung in einer Weise die

Hand, daß das Gutdünken ihrer Organe dem Bürger nahezu souverän gegenübersteht und insbesondere der einengende Damm der Rechtspflege vollständig durchbrochen erscheint.

Seit langen Jahren bilden die Aussprüche des Berliner Competenz-Gerichtshofes eine fortlaufende Rubrik in den Betrachtungen der Publicistik über unser öffentliches Recht. Lasker hat in seiner obengedachten Studie auch eine Anzahl memorabler Fälle zusammengetragen, die indeß fast ausschließlich dem privatrechtlichen Gebiete angehören. Von criminalrechtlichen war der Fall des Pfarrers Wehn zu Niederberg bei Coblenz wohl derjenige welcher selbst in unserer Culturkampfs-Aera das größte Aufsehen erregte. Derselbe ist aber auch so sehr geeignet, die Berechtigung des an die Spitze unserer Untersuchung gestellten allgemeinen Satzes wenigstens nach einer Richtung hin in bengalischer Beleuchtung zu zeigen, daß er hier in kurzen Zügen skizzirt werden mag.

Ueber den Thatbestand orientirt vollständig die vielbesprochene Interpellation, welche der Abgeordnete von Mallinckrodt am 19. Mai 1874 im preußischen Hause der Abgeordneten verlas. Dieselbe lautete:

„In der Pfarrei Niederberg — im rechtsrheinischen Theile des Kreises Coblenz — findet herkömmlich eine doppelte Buchung der kirchlichen Akte statt, indem dieselben einerseits in die „deutschen Standesbücher" und anderseits in die „lateinischen Kirchenbücher" eingetragen werden. Der derzeitige Pfarrer Friedrich Wehn ist „gesperrt" und hat auf Erfordern und im Einverständnisse mit dem General-Vicariate zu Trier die deutschen Bücher der Staatsbehörde ausgeliefert, dahingegen die Herausgabe der lateinischen Bücher und des Kirchensiegels verweigert. Der Landrath, Freiherr von Frentz, hat darauf, um die Herausgabe auch dieser Gegenstände zu erzwingen, zunächst Geldbußen und sodann Executivhaft angedroht und verfügt. Es sind vollstreckt worden: 14tägige Haft vom 9—23. Februar d. Js., 14tägige Haft vom 29. Februar bis 12. März, 4wöchige Haft vom 16. März bis 13. April, neun Uhr Morgens, 4wöchige Haft vom 13. April, neun

Uhr Morgens, bis 11. Mai dieses Jahres, in Summa drei Monate."

„Dieses Verfahren des Landrathes, gegen welches der Betroffene ohne Erfolg Beschwerde geführt hat, ist nach Ueberzeugung des Unterzeichneten ungesetzlich; denn erstens entbehrt die Forderung der Polizeibehörde der gesetzlichen Begründung, und zweitens überschreitet die Dauer der verfügten Executivhaft das gesetzliche Maximum von vier Wochen um das Dreifache. Der Abgeordnete von Mallinckrodt beehrt sich, an die Staatsregierung, zu deren Kenntniß der Vorgang bereits gelangt ist, die Frage zu richten, ob dieselbe gesonnen ist, den Herrn Wehn gegen fernere Beeinträchtigung der bürgerlichen Freiheit zu schützen."

Soweit die Interpellation. Die gesetzliche Bestimmung, um deren Anwendung es sich in dem Falle des Pfarrers Wehn handelte, ist die Verordnung vom 26. Dezember 1808, welche in ihrem §. 48 sagt: „Strafbefehle können die Regierungen im Wege des executivischen Verfahrens bis zur Summe von 100 Thalern oder vierwöchentlichem Gefängniß erlassen und vollstrecken." Durch ein Rescript vom 14. August 1859 wurde dann der in Beziehung auf die fortdauernde Kraft dieser Verordnung aufgetauchte Zweifel dahin gelöst: „Die königlichen Regierungen können ihre Strafbefehle jetzt noch im Wege des executivischen Verfahrens bis zur Summe von 100 Thalern oder von vierwöchentlichem Gefängniß erlassen und vollstrecken."

In einem dem Falle des Pfarrers Wehn analogen Falle war schon früher an die preußischen Minister des Innern und des Cultus eine Beschwerde gerichtet worden, welche der Behörde das Recht bestritt, über das Maximum von vier Wochen Haft hinauszugehen. Die auf diese Beschwerde ergangene abweisende Verfügung der betr. Minister lautete bezüglich jenes Punktes dahin: „daß die Beschränkung der executivischen Gefängnißstrafe auf die Dauer von

vier Wochen nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes §. 48 N. 2 der Verordnung vom 26. Dezember 1808, nur die einzelnen Strafbefehle, nicht die Gesammtsumme der zur Durchsetzung einer von der Administrativbehörde getroffenen Verfügung je nach dem Maße des Widerstandes erforderlichen Freiheitsstrafe im Auge habe."

Darnach konnte die Stellung der preußischen Staatsregierung zu der Interpellation Mallinckrodt von vornherein nicht zweifelhaft seyn. Nachdem der beredte Führer des Centrums dieselbe mit dem Aufgebote seiner ganzen logischen Schärfe vertreten und die Unhaltbarkeit der von den beiden Ministern adoptirten Interpretation u. a. durch den Hinweis begründet hatte, daß die Regierung mit dieser Interpretation im Princip für sich das Recht in Anspruch nehme, den Pfarrer Wehn auf dem Wege der executivischen Haft lebenslänglich der Freiheit zu berauben — erklärte der Cultusminister Dr. Falk bezüglich der Auslegung der Verordnung vom J. 1808: „Die Staatsregierung ist allerdings der Meinung, daß bei der Fassung der Nr. 2 des §. 48 der erwähnten Instruktion die Strafe in der Weise aufgefaßt ist, daß sie nicht das Maximum sei, welches in einer Angelegenheit überhaupt angewendet werden könne, sondern nur das Maximum des einzelnen Strafbefehls. Dazu ist sie zunächst gekommen durch den Wortlaut der betreffenden Bestimmung, die nur von einzelnen Strafbefehlen spricht und insbesondere von einem allgemeinen Maximum in derselben Angelegenheit kein Wort enthält. Die Staatsregierung hat in dieser Auffassung sich um so mehr bestärkt erachtet, als es einigermaßen dem Geiste der damaligen Gesetzgebung entsprach, daß für alle diejenigen Bestimmungen, die getroffen waren, um Handlungen zu erzwingen, die gesetzlich für nothwendig erachtet wurden durch die geordnete Behörde, regelmäßig überhaupt limita nicht existirten." Weiterhin erklärte der Cultusminister: er wolle allerdings nicht bestreiten, daß eine so schwer wiegende Befugniß der Regierung

viel Bedenkliches habe und zu Mißbräuchen führen könne; die der Interpellation Mallinckrodt zu Grunde liegende Interpretation der Verordnung von 1808 machte er indeß vollständig zu der seinigen, zugebend, in der Theorie sei es auch ganz richtig, „daß wenn die Auffassung der Staatsregierung zutrifft, man dahin kommen könnte, so einen Mann sein ganzes Leben lang einzusperren". Es komme alles auf die Umstände des einzelnen Falles an.

Aus dem ganzen Hause der Abgeordneten wurde keine Stimme laut, welche bereit gewesen wäre, die Ausführungen des Chefs der preußischen Cultusverwaltung zu unterstützen, wohl aber nahm, nachdem auf Windthorst's Antrag die Besprechung des Falles beschlossen worden, von der linken Seite des Hauses der Abgeordnete Lasker das Wort zu folgenden, in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthen und den Kernpunkt unserer Frage berührenden Auslassungen[1]):

„Ich bin der Meinung, daß neben einer Auslegung, wie sie der Verordnung von 1808 gegeben und in diesem Falle auch thatsächlich ausgeübt worden ist, eine bürgerliche Freiheit und ein Rechtsschutz überhaupt nicht existiren. Unsere Gesetze, das Strafgesetz und Alles was das Recht des Einzelnen und der Staatsgewalt gegen einander abgrenzt, fallen der Polizei gegenüber zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Während wir in den Strafgesetzen uns bemühen, genau zu erwägen den Charakter der einzelnen Handlung, über Maxima und Minima die sorgfältigsten Erwägungen eintreten lassen, den Thatbestand nach allen Seiten hin umschreiben, die Verfolgung an ein genau geregeltes Verfahren binden, die Prozeßinstanzen vorschreiben, wenn es sich auch nur um einige Tage Freiheit handelt, — ist hier das ganze Vermögen und die Freiheit des ganzen Lebens dem Federstrich eines Verwaltungsbeamten preis-

1) Stenographischer Bericht über die 70. Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 19. Mai 1874.

gegeben. Ein solcher Zustand ist eines Rechtsstaates unwürdig. Ich habe diesen Zustand schriftstellerisch bereits angegriffen im J. 1861, in welchem ich in zahlreichen Beispielen auseinandergesetzt habe, daß man unter der Geltung solcher Gesetze niemals von einem Rechtsstaate reden darf. Wohin man blickt, ist die Verwaltung in der Lage, als Polizei aufzutreten. Auch hierüber habe ich Beispiele der merkwürdigsten Art gesammelt aus Erkenntnissen des Competenzgerichtshofes. In allen Verhältnissen des Lebens, in denen ein einfacher Verstand Polizei gar nicht vermuthen kann, tritt plötzlich irgend eine Behörde, die niemals den Namen Polizei führt, als Polizei auf. Bei dieser Sachlage sind alle unsere Gesetze überflüssig."

Nachdrücklich nahm sich dann Lasker als Führer einer der ministeriellen Fraktionen des Cultusministers persönlich an. „Aber", so schloß er, „hier haben Sie den Beweis, wie schädlich es ist, selbst in die Hand des dem strengsten Rechte ergebenen Mannes (Dr. Falk) eine Befugniß zu legen, die ihrer Natur nach die Grenze jedes Rechts und jedes Gesetzes verwischt."

Die von dem Abgeordneten Windthorst verlangte sofortige Entlassung des Pfarrers Wehn wurde nicht angeordnet; der Cultusminister begnügte sich mit der schließlichen Erklärung, daß er in der Lage sei, mit Hilfe des am 21. Mai (zwei Tage nach der Interpellation) in Kraft tretenden Reichsgesetzes vom 4. Mai dasjenige Ziel zu erreichen, welches durch Zwangsmittel bisher fruchtlos erstrebt worden sei, und daß er von diesem Standpunkte aus die Sache in neue Wege geleitet habe.

Das war der parlamentarische Verlauf der Angelegenheit des Pfarrers Wehn zu Niederberg. Am 10. Oktober 1874 ist dann auch das außerparlamentarische Nachspiel durch Erkenntniß des Gerichtshofes zur Entscheidung der Competenzconflikte zum Abschluß gelangt. Nachdem nämlich seine Beschwerde gegen das ihm gegenüber zur Anwendung gelangte Executionsverfahren von dem königlichen Ober-

präsidium der Rheinprovinz und dem königlichen Ministerium der geistlichen Angelegenheiten abschlägig beschieden worden war, hatte Pfarrer Wehn beim Zuchtpolizeigericht zu Coblenz in einer Civilklage gegen den Landrath und Polizeidirektor v. Frentz dessen Bestrafung und Verurtheilung wegen widerrechtlicher Freiheitentziehung beantragt, weil der genannte Beamte seine (des Klägers) Verhaftung vorsätzlich in unberechtigter Weise bewirkt, jedenfalls dieselbe vorsätzlich und rechtswidrig über vier Wochen hinaus verlängert habe. Von der kgl. Regierung als der vorgesetzten Behörde des Landraths wurde dieser Klage gegenüber der Competenzconflikt erhoben und der Gerichtshof zu Entscheidung der Competenzconflikte erachtete denselben für begründet. Das Vorgehen des verklagten Landraths (so erwog der Gerichtshof) erscheine als ein polizeiliches Executionsverfahren. Nach dem Gesetz vom 11. Mai 1842 §. 1 (siehe oben) könne aber die Gesetzmäßigkeit derartiger polizeilicher Verfügungen einer richterlichen Prüfung nicht unterworfen werden und sei darum auch der Rechtsweg rücksichtlich der von dem Kläger bestrittenen Zuständigkeit des Landrathes Freiherrn von Frentz und der k. Regierung zur Verfügung und Vollstreckung der administrativen Executivhaft, sowie rücksichtlich der Dauer derselben ausgeschlossen. Ueberdieß könne (gemäß den bestehenden Gesetzen, insbesondere gemäß der Verordnung vom 26. Dez. 1808 §. 48 N. 2) die Zulässigkeit des gegen den Kläger eingeschlagenen Verfahrens keinem Bedenken unterliegen. —

Wenn die vielbesprochenen Gesetze vom 11. Mai 1842 und vom 13. Februar 1854 einen Maßstab für die Tiefe des polizeilichen Machteinflusses an die Hand geben, so ist es insbesondere die Gesetzgebung des Jahres 1850, welche den Umfang des polizeilichen Machtkreises beschreibt. Die Verfassung vom 31. Januar 1850 selbst trägt, wie Lasker in seinem mehrfach erwähnten Aufsatze bemerkt, die Erkennungszeichen des Geistes aus welchem das Gesetz vom

11. Mai 1842 hervorgegangen war. Wie die übrigen Gesetze, in denen die staatsbürgerlichen Garantien niedergelegt sind, ist sie an mehr denn einer Stelle im Ausdruck dunkel oder bis zur Zweideutigkeit allgemein, mit Vorbehalten und Maßgaben versehen, und weist sie auf spätere Ergänzungen hin, welche dann in einem widersprechenden Geiste nachgeholt wurden, so daß es schwer wird zu unterscheiden, was Regel und was Ausnahme ist. Um aber das eigentliche Residuum der „Rechte der Preußen“ zu finden, wovon der Titel II unsers Staatsgrundgesetzes spricht, muß man vorab noch die sog. grundrechtlichen Bestimmungen der Verfassung, insbesondere die Art. 5, 6, 29 und 30 (welche die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, das Vereins- und Versammlungsrecht gewährleisten) durch die großen Säcke der späteren Ergänzungsgesetze vom März 1850 destilliren.

Da ist zunächst das Gesetz über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850, welches im §. 5 der Polizei die Befugniß ertheilt, innerhalb ihrer Amtsthätigkeit Verbote und Gebote zu erlassen und gegen die Nichtbefolgung derselben Geldstrafen bis zum Betrage von 10 Thalern und an deren Stelle im Falle des Unvermögens Gefängniß bis zu 14 Tagen anzudrohen. Der Polizeirichter erkennt laut §. 17 über die Strafen, die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der polizeilichen Anordnung zu prüfen steht ihm nicht zu. Das Gebiet aber, auf welches die polizeiliche Gesetzgebung sich erstreckt, wird durch folgende neun Rubriken bestimmt:

1) Schutz der Person und des Eigenthums;

2) Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs auf öffentlichen Straßen, Wegen und Plätzen, Brücken, Ufern und Gewässern;

3) der Marktverkehr und das öffentliche Feilhalten von Nahrungsmitteln;

4) Ordnung und Gesetzlichkeit bei dem öffentlichen Zusammenseyn einer größeren Anzahl von Personen;

5) das öffentliche Interesse in Bezug auf die Aufnahme und Beherbergung von Fremden; die Wein-, Bier- und Kaffeewirthschaften und sonstige Einrichtungen zur Verabreichung von Speisen und Getränken;

6) Sorge für Leben und Gesundheit;

7) Fürsorge gegen Feuersgefahr bei Bauausführungen, sowie gegen gemeinschädliche und gemeingefährliche Handlungen, Unternehmungen und Ereignisse überhaupt;

8) Schutz der Felder, Wiesen, Weiden, Wälder, Baumpflanzungen, Weinbergen u. s. w.;

9) Alles Andere, was in besonderem Interesse der Gemeinden und ihrer Angehörigen polizeilich geordnet werden muß.

Es dürfte schwer seyn (so glossirt hier Lasker), irgend einen Gegenstand der Gesetzgebung zu ersinnen, der nicht gleichzeitig unter mehrere oder mindestens eine der acht ersten Rubriken sich bringen ließe, und der letzten (9) verfällt natürlich ein Jedes, dessen eine Polizeiverordnung sich bemächtigen will, sofern sie nur erklärt, daß ein besonderes Interesse der Gemeinde oder des Bezirkes es erfordert. Und so hat denn auch jedes kleine Oertchen und jeder größere Verwaltungssprengel des Königreichs seine zahlreichen, mit Strafe bedrohten Gebote und Verbote, welche nicht das Gesetz, nicht die Gemeinde durch ihre Vertreter, sondern irgend ein höherer oder auch untergeordneter Beamter aus eigener Machtvollkommenheit erlassen hat. Je größer, politisch wichtiger und verkehrsreicher der Ort, desto größer die Zahl solcher polizeilichen Vorschriften. Ihrem innern Gehalt nach erstreckt sich die Verordnungsbefugniß nicht bloß auf ein persönliches Thun und Unterlassen, sondern die Polizei kann auch kostspielige Anlagen anbefehlen und erheblichen Vermögensaufwand veranlassen. Es steht ihr nichts im Wege, wenn sie befehlen will, daß Jedermann auf der Straße eine leuchtende Laterne trage, daß man rechts oder links gehe, eine Hut-

11. Mai 1842 hervorgegangen war. Wie die übrigen Gesetze, in denen die staatsbürgerlichen Garantien niedergelegt sind, ist sie an mehr denn einer Stelle im Ausdruck dunkel oder bis zur Zweideutigkeit allgemein, mit Vorbehalten und Maßgaben versehen, und weist sie auf spätere Ergänzungen hin, welche dann in einem widersprechenden Geiste nachgeholt wurden, so daß es schwer wird zu unterscheiden, was Regel und was Ausnahme ist. Um aber das eigentliche Residuum der „Rechte der Preußen" zu finden, wovon der Titel II unsers Staatsgrundgesetzes spricht, muß man vorab noch die sog. grundrechtlichen Bestimmungen der Verfassung, insbesondere die Art. 5, 6, 29 und 30 (welche die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, das Vereins- und Versammlungsrecht gewährleisten) durch die großen Säcke der späteren Ergänzungsgesetze vom März 1850 destilliren.

Da ist zunächst das Gesetz über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850, welches im §. 5 der Polizei die Befugniß ertheilt, innerhalb ihrer Amtsthätigkeit Verbote und Gebote zu erlassen und gegen die Nichtbefolgung derselben Geldstrafen bis zum Betrage von 10 Thalern und an deren Stelle im Falle des Unvermögens Gefängniß bis zu 14 Tagen anzudrohen. Der Polizeirichter erkennt laut §. 17 über die Strafen, die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der polizeilichen Anordnung zu prüfen steht ihm nicht zu. Das Gebiet aber, auf welches die polizeiliche Gesetzgebung sich erstreckt, wird durch folgende neun Rubriken bestimmt:

1) Schutz der Person und des Eigenthums;

2) Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs auf öffentlichen Straßen, Wegen und Plätzen, Brücken, Ufern und Gewässern;

3) der Marktverkehr und das öffentliche Feilhalten von Nahrungsmitteln;

4) Ordnung und Gesetzlichkeit bei dem öffentlichen Zusammenseyn einer größeren Anzahl von Personen;

5) das öffentliche Interesse in Bezug auf die Aufnahme und Beherbergung von Fremden; die Wein-, Bier- und Kaffeewirthschaften und sonstige Einrichtungen zur Verabreichung von Speisen und Getränken;

6) Sorge für Leben und Gesundheit;

7) Fürsorge gegen Feuersgefahr bei Bauausführungen, sowie gegen gemeinschädliche und gemeingefährliche Handlungen, Unternehmungen und Ereignisse überhaupt;

8) Schutz der Felder, Wiesen, Weiden, Wälder, Baumpflanzungen, Weinbergen u. s. w.;

9) Alles Andere, was in besonderem Interesse der Gemeinden und ihrer Angehörigen polizeilich geordnet werden muß.

Es dürfte schwer seyn (so glossirt hier Lasker), irgend einen Gegenstand der Gesetzgebung zu ersinnen, der nicht gleichzeitig unter mehrere oder mindestens eine der acht ersten Rubriken sich bringen ließe, und der letzten (9) verfällt natürlich ein Jedes, dessen eine Polizeiverordnung sich bemächtigen will, sofern sie nur erklärt, daß ein besonderes Interesse der Gemeinde oder des Bezirkes es erfordert. Und so hat denn auch jedes kleine Oertchen und jeder größere Verwaltungssprengel des Königreichs seine zahlreichen, mit Strafe bedrohten Gebote und Verbote, welche nicht das Gesetz, nicht die Gemeinde durch ihre Vertreter, sondern irgend ein höherer oder auch untergeordneter Beamter aus eigener Machtvollkommenheit erlassen hat. Je größer, politisch wichtiger und verkehrsreicher der Ort, desto größer die Zahl solcher polizeilichen Vorschriften. Ihrem innern Gehalt nach erstreckt sich die Verordnungsbefugniß nicht bloß auf ein persönliches Thun und Unterlassen, sondern die Polizei kann auch kostspielige Anlagen anbefehlen und erheblichen Vermögensaufwand veranlassen. Es steht ihr nichts im Wege, wenn sie befehlen will, daß Jedermann auf der Straße eine leuchtende Laterne trage, daß man rechts oder links gehe, eine Hut-

form oder ein sonstiges Kleidungsstück als verdächtiges Abzeichen meide, des Besitzes von Waffen sich entschlage, daß nicht mehr als eine bestimmte Anzahl von Personen zusammengehn, sie darf Handelsartikel als gesundheitsgefährlich verbieten, Hausordnungen als gesundheitsfördernd vorschreiben.

Zwei Sätze des preußischen Privatrechts geben dieser polizeilichen Verordnungsbefugniß noch eine besondere, unübersehbare Tragweite. Wer eine unerlaubte Handlung ausübt, gegen den wird vermuthet, daß ein bei solcher Gelegenheit entstandener Schaden durch seine Schuld verursacht worden sei. Wer ein Polizeigesetz vernachläßigt, haftet für allen Schaden, welcher durch die Beobachtung des Gesetzes hätte vermieden werden können, ebenso, wie wenn der Schaden unmittelbar aus seiner Handlung entstanden wäre. Der Verstoß gegen einen Polizeierlaß ist also neben der verwirkten Strafe oft mit einem weit erheblicheren Schadenersatz bedroht. Und dennoch kann ein einzelner Polizeibeamter fast bis zu den untersten Stufen herab alleinige Quelle solcher Rechtsfolgen werden.

Soweit über die legislatorische Gewalt der Polizei, wie sie das Gesetz der Polizeiverwalung vom 11. März 1850 normirt. Ein zweites als Regulator verfassungsmäßiger „Rechte der Preußen" sich charakterisirendes Gesetz ist das Gesetz zum Schutz der persönlichen Freiheit vom 12. Februar 1850.

Artikel 5 der preußischen Verfassung lautet: „Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Bedingungen und Formen, unter welchen eine Beschränkung derselben, insbesondere eine Verhaftung zuläßig ist, werden durch das Gesetz bestimmt." Artikel 6 der Verfassung erklärt: „Die Wohnung ist unverletzlich. Das Eindringen in dieselbe und Haussuchungen, sowie die Beschlagnahme von Briefen und Papieren sind nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen gestattet." In Betreff der „Bedingungen und

Formen" der polizeilichen Verhaftung bestimmt nun der §. 2 des Gesetzes vom 12. Febr. 1850: „Die vorläufige Ergreifung und Festnahme einer Person kann ohne richterlichen Befehl erfolgen: 1) wenn die Person bei Ausführung einer strafbaren Handlung oder gleich nach derselben betroffen oder verfolgt wird, 2) wenn sich, selbst später, Umstände ergaben, welche die Person als Urheber und Theilnehmer einer strafbaren Handlung und zugleich der Flucht dringend verdächtig machen." Die Beurtheilung: ob und wann in dieser doppelten Richtung ein genügender Verdachtsgrund vorliegt, ist also auch hier lediglich in das Ermessen der Polizeiorgane bis zu deren untersten Stufen herab gestellt. Bezüglich der Haussuchungen verordnet der §. 11 des in Rede stehenden Gesetzes: „Haussuchungen dürfen nur in den Fällen und nach den Formen des Gesetzes unter Mitwirkung des Richters oder der gerichtlichen Polizei und, wo diese nicht eingeführt ist, der Polizeicommissarien oder der Communal- oder der Ortspolizeibehörde geschehen. Sie müssen, so weit dies geschehen kann, unter Zuziehung des Angeschuldigten oder der Hausgenossen erfolgen." Eine Beschränkung auf bestimmte Kategorien von strafbaren Handlungen findet sich weder in dieser Bestimmung noch in den frühern Gesetzen, welche die „Fälle und Formen" regeln, in denen eine Haussuchung zuläßig ist. Und so haben wir beispielsweise anläßlich der gegen den Mainzer Verein der deutschen Katholiken eingeleiteten Aktion eine solche Fülle von Haussuchungen erlebt, daß die volltönende Allgemeinheit des ersten Satzes des Art. 6 der preußischen Verfassungsurkunde sehr eigenthümlich daneben sich ausnimmt. Bei dem Vorgehen gegen den Mainzer Verein handelte es sich und konnte es sich nur handeln um die Ermittelung etwaiger Contraventionen wider die §§. 2 und 8^b des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 — Zuwiderhandlungen, welche in den §§. 13 und 16 eben jenes Gesetzes mit Geldbuße von 5—10 Thlr. resp. in den

denkbar schwersten Fällen mit Gefängniß von 8 Tagen bis 3 Monaten bedroht werden[1]). Mit Rücksicht auf die Dehnbarkeit der vorstehend citirten Paragraphen wurde denn auch in den Reichstagsdebatten vom November vorigen Jahres betr. den Entwurf einer Strafprozeßordnung für das deutsche Reich insbesondere vom Abgeordneten Windthorst (Meppen) lebhafte Klage geführt über die Ueberwucherung der Haussuchungen, die mangelhafte Sicherung des Hauses und die bis heute existirende Willkür im Punkte der Beschlagnahmen und Haussuchungen.

Betrachtungen ganz ähnlicher Art legt ein drittes Gesetz vom Jahre 1850 nahe: die *Verordnung über die Verhütung eines die gesetzliche Freiheit und Ordnung gefährdenden Mißbrauchs des Versammlungs- und Vereinigungsrechts vom 11. März 1850.* Dieselbe liefert das Correktiv für die Art. 29 und 30 der preußischen Verfassung, welche besagen: „Alle Preußen sind berechtigt, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubniß friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln. Alle Preußen haben das Recht, sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen.“ Gegenüber diesen grundrechtlichen Bestimmungen kommt für unsere Frage vornehmlich die polizeiliche Befugniß zur *Ueberwachung* und *Auflösung* von Versammlungen in Betracht, wie sie durch die §§. 4 und 5 des Gesetzes vom 11. März 1850 fixirt oder richtiger nicht fixirt wird. Der §. 4 ertheilt der Ortspolizeibehörde die Befugniß, „in jede Versammlung, in welcher *öffentliche Angelegenheiten* erörtert oder berathen werden sollen, einen oder zwei Polizeibeamte oder einen oder zwei andere Personen als Abgeordnete zu senden.“ Der Begriff „öffentliche Angelegenheiten“ ist ersichtlich ein so weiter

1) S. „Ein Wort über bürgerliche Freiheit und Rechtsschutz in Preußen“ von einem rheinpreußischen Juristen, München 187[illegible] bei Huttler.

oder doch ein so leicht zu erweiternder, daß bei gutem Willen eben Alles darunter gebracht werden kann. So geschah es beispielsweise, daß, als kurze Zeit vor der Verhaftung des Erzbischofes von Köln aus der Erzdiözese Deputationen von Priestern und Laien bei dem Oberhirten erschienen, um denselben ihrer kirchlichen Treue zu versichern, regelmäßig auch ein Beamter der Polizei in dem Empfangssaal des erzbischöflichen Hauses sich einfand. Die deßfallsige Beschwerde wurde von der vorgesetzten Behörde des Beamten unter Bezugnahme auf den §. 4 cit. als unbegründet zurückgewiesen, da angenommen werden müsse, daß bei Gelegenheit des Empfanges der Deputationen „öffentliche Angelegenheiten" zur Erörterung gelangten. Es ist schwer abzusehen, warum bei folgerichtiger Zugrundelegung dieser Interpretation die Polizei sich nicht berufen fühlen sollte, bei der Neujahrsgratulation oder irgend welchen Familienfesten von Abgeordneten oder sonstigen politischen Persönlichkeiten zu assistiren; auch hier ist die Annahme nicht ausgeschlossen, daß „öffentliche Angelegenheiten" zur Sprache gebracht werden.

Erscheinungen verwandter Art hat die Handhabung des §. 5 unseres Gesetzes zu Tage gefördert, wonach die Abgeordneten der Polizeibehörde, vorbehaltlich des gegen die Betheiligten gesetzlich einzuleitenden Strafverfahrens, befugt sind, sofort jede Versammlung aufzulösen... wenn Anträge oder Vorschläge erörtert werden, die eine Aufforderung oder Anreizung zu strafbaren Handlungen enthalten." Schon bei der Berathung des Gesetzes vom 11. März 1850 in der sog. Landrathskammer wurde die Befürchtung laut, daß die Fassung des §. 5 zu einer Verkümmerung des Versammlungsrechtes führen werde. Insbesondere sprach der Abgeordnete von Veltheim in der Sitzung vom 16. Februar 1850 seine Bedenken dagegen aus, daß den Organen der Polizei das Recht verliehen werden solle, nach eigenem Ermessen eine Versammlung aufzulösen. Innerhalb der „unbestimmten Bestimmtheit" des §. 5, meinte er, könne die

„polizeiliche Willkür ganz behaglich einschreiten.“ Derselbe Abgeordnete brachte im Anschlusse an seine Darlegung einen (nicht zur Annahme gelangten) Antrag ein, dahin gehend, daß die Polizeibehörde verpflichtet sei, bei der Auswahl der zu committirenden Abgeordneten auf die für den Auftrag erforderliche Bildung Rücksicht zu nehmen. In letzterer Beziehung hatte bereits der Abgeordnete Dyhrn es getadelt, daß nach den Bestimmungen des Vereinsgesetzes dem untergeordnetsten Polizeibeamten, der vielleicht gar nicht einmal wisse, wovon die Rede sei, gestattet seyn solle Versammlungen zu schließen. Welch ausgiebigen Gebrauch die Organe der Polizei von dieser Befugniß gemacht haben, ist bekannt. Nach einer summarischen Uebersicht wurden in der Rheinprovinz allein während des Zeitraumes vom 12. Januar bis 2. November 1874 nicht weniger als 24 Versammlungen in Folge unhaltbarer Interpretation des §. 5. cit. aufgelöst — ex variis causarum figuris, unter denen wohl der merkwürdigste die Ansicht jenes Gensdarmen in der Eifel war, daß über „Thema“ nicht gesprochen werden dürfe. Wenn in derartigen Fällen Remedur durch die höhern Instanzen erfolgt, so kann diese Remedur doch eben nur eine nachträgliche seyn, und die Thatsache bleibt bestehen, daß die Ausübung des freien Versammlungsrechtes wesentlich von der größern oder geringern Einsicht und dem mehr oder minder guten Willen des überwachenden Bürgermeisters, Commissärs, Schutzmannes oder Gensdarmen abhängt.

Faßt man die verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen, welche in Preußen das Verhältniß des Einzelnen zur Executive regeln, als organisches Ganzes auf, so stellt sich als Gesammtbild so ziemlich die vollendetste Polizeiherrschaft dar, die ersonnen werden mag. Im Lichte der späteren Ausführungs- und Ergänzungsgesetze betrachtet, schrumpfen die freiheitlichen Bürgschaften der Verfassung auf ein so bescheidenes Maß zusammen, daß die volltönende Formulirung der sog. Grundrechte fast wie leere Phrase klingt. Nie-

mand wird einem solchem System gegenüber vom „Rechtsstaate“ reden dürfen, vielmehr liefert Preußen — im Gegensatz zu England — in der That den passendsten Stoff zu den Schlußbetrachtungen, welche Lasker in seiner Studie über Polizeigewalt und Rechtsschutz anstellt. „Der Polizeistaat“ (schreibt er) „stärkt sich im Innern durch Centralisation, um wie ein Mann allewege schlagfertig zu seyn; nach Außen erwirbt er Glanz und Ruhm, und der Bürger begnügt sich, ein Theil des Ganzen zu seyn. Dem Staate will der Bürger Alles verdanken und dem Staate muß er Alles hingeben; seine Ansprüche und Opfer sind gleich groß. Solche Staaten haben gelebt, waren mächtig, hatten glänzende Epochen und sind verblüht. Der Rechtsstaat ist nach innen gekehrt, er wendet sich an die stillen Tugenden der Menschen, ruft alle sittlichen Energien wach und unterdrückt jede überwuchernde, ausartende Kraft. Der Muth des Kriegers in der Schlacht gilt ihm nicht weniger und nicht mehr als der bürgerliche Muth daheim, als die Ausdauer des mühsamen Lebens in der Werkstatt, das Wagniß des Kaufmanns im redlichen Geschäfte, die Hingebung des Arztes und des Geistlichen in den Zeiten der Noth. Der wahre Mann ist der selbstständige Bürger. Selbstständig soll und muß jeder Bürger seyn, denn jeder hat für sein eigenes Wohl zu sorgen. An den Staat hat er keinen anderen Anspruch als Schutz vor verletzender Willkür; dafür hat er dem Staate nichts mehr zu opfern als die Lust, in fremde Rechte einzugreifen. Darauf sind die Gesetze, ist die Ordnung des Rechtsstaates gerichtet. Achtung der Bürger vor dem Gesetze, aber noch früher Achtung der Gesetze vor dem Rechte der Einzelnen.“

So dachte noch zu Anfang der 60ger Jahre ein Führer der preußischen Liberalen über Wesen und Aufgabe des Rechtsstaates. Und was hat nicht seitdem — insbesondere in der kirchenpolitischen Gesetzgebung der letztverflossenen Jahre — eben die liberale Partei Alles gethan, um der

Verwaltung auch ferner „die Hand zu stärken" und den Polizeistaat bis in seine letzten Consequenzen zu entwickeln; und wieweit sind wir heute von dem Zeitpunkt entfernt, wo alle Parteien in der Wahrung der Grundbedingungen lebensvoller bürgerlicher Freiheit sich zusammenfinden könnten!

September 1875. J. B.

XXXIV.

Zeitläufe.

II. Die südslavischen Paschaliks in den zwei letzten Decennien und die Stellung Rußlands in Constantinopel.

Den 25. September 1875.

Seit den großen Umwälzungen der Jahre 1866 und 1870 hat sich das Interesse des Abendlandes auf sich selbst concentrirt und sind die Dinge in der Türkei tief in den Hintergrund getreten. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß die Aufstände in der Herzegowina und in Bosnien das abendländische Publikum so sehr überrascht hätten, und noch weniger hätte man über die Frage zweifelhaft seyn können, ob der Aufstand ein spontaner sei oder ob er durch die Umtriebe irgend einer größern oder kleinern Macht, im Sinne der großslavischen Idee, angezettelt worden sei. Allerdings sind mit der ursprünglichen Bewegung verschiedene fremde Elemente vermischt; aber das gehört in ein anderes Capitel. Hier handelt es sich zunächst um die Genesis der nie endenden Unruhen.

Wer sich nur eine oberflächliche Erinnerung an die Geschichte jener unglücklichen Länder seit zwanzig Jahren be-

wahrt hat, der mußte die Ursache kennen, noch ehe der Sultan unterm 1. September an den Großvezier schreiben ließ: es sei allerdings wahr, daß „die Unruhe unter den friedlichen Bevölkerungen zum großen Theil der unziemlichen Haltung einiger unfähigen Würdenträger und namentlich den Bedrückungen zuzuschreiben sei, welchen sich geldgierige Pächter (der Staatseinkünfte) in Anhoffnung noch größern Vortheils hingegeben.“ Was der Sultan selber sagt, das muß wohl wahr seyn, nur daß der Schaden noch tiefer liegt, als sein Schreiben anzudeuten wagt.

Die heillose Wirthschaft der Staatspächter in den südslavischen Paschaliks betrifft bloß den Zehnten (Desetina), welcher an den Staat geht. Ueberdieß hat aber die Rajah an die muhamedanischen Grundherren auch noch die Tretina, nämlich den dritten Theil aller Bodenerzeugnisse, selbst die Blumen nicht ausgenommen, ja theilweise sogar die Hälfte (Polovina) zu entrichten. Die muhamedanischen Grundherren oder Begs haben sich in den meisten Fällen mit Gewalt und ohne Rechtstitel zu Grundherren und die freien Güter der Rajah zu Erbpachtungen gemacht, und die Tretina ist noch dazu eine neuere Erfindung der Pforte. Die Begs selbst hatten sich nämlich gegen die Pforte und namentlich gegen die ihnen zugemuthete Steuerpflicht aufgelehnt und mußten durch Omer Pascha mit Waffengewalt unterworfen werden. Als dann im J. 1849 Tahir Pascha nach Bosnien kam, um seine „neue Organisation“ einzuführen, da hat er einfach den von den Begs bisher bezogenen Zehnten dem Staat zugesprochen, und für diesen Verlust und für Uebernahme der Steuerpflicht entschädigte er die Begs reichlich durch die Einführung der Tretina. Allerdings hob er dafür hinwieder die Frohnde auf, aber diese erzwangen die Begs hernach doch wieder, so daß die arme Rajah zu allen übrigen Steuern hin auch noch mit der neuen Last der Tretina und dem Gräuel der Staatspächterei heimgesucht wurde. Hierin beruht der Grund des Uebels. Sollte es jemals Ernst werden

mit den vielbesprochenen Reformen in Bosnien und der Herzegowina, so müßte die radikale Reform des Grundeigenthums vorangehen. Dieselbe würde aber ohne Zweifel den bewaffneten Aufruhr der muhamedanischen Herren zur Folge haben, und so ist in der Frage guter Rath allerdings theuer.

Seit dem Jahre 1857 ist nun in den beiden Paschaliks der Aufstand — der Bauern oder der Christen, wie man will — mit kurzen Unterbrechungen permanent und immer wieder drohte der Anschluß Seitens der stammverwandten Fürstenthümer Montenegro und Serbien. Die bosnische Rajah hatte damals erst den friedlichen Weg versucht durch Deputationen an die Vertreter des Sultans zu Wien und Serajewo; erst in Folge neuer Treulosigkeiten der Türken brach damals der Aufstand in der Posavina aus und zwar im Anschluß an die Herzegowina, wo die Insurrektion schon früher entbrannt war. Man glaubt Correspondenzen von heute zu lesen, wenn man die Berichte vom Schauplatz der damaligen Kämpfe vergleicht. „Im Verlauf von drei Wochen erhoben sich die vor kaum einem Monat (im September) bezwungenen Christen von Neuem, vertrieben aus allen Ortschaften die Türken, siegten bei Schamats, wurden aber kurz darauf von den Begs und dem regulären türkischen Militär gänzlich besiegt und nach allen Seiten hin verstreut. Kanonen und Bajonette gaben den Ausschlag, und die Rajah ist gegenwärtig mehr als je der Willkür und dem Fanatismus der Begs preisgegeben ... Hunderte und Hunderte von Christen kamen in den einzelnen Gefechten bereits im Sommer um; Tausende flüchteten sich auf österreichisches Gebiet; eine Unzahl von Familien fand ihr Grab in den Fluthen der Unna und Sava. Die Rajah schien im September bezwungen, im Oktober erhob sie sich wieder; gegenwärtig ist sie wieder bezwungen; wird sie sich nicht wieder nächstens erheben, um wieder blutig bezwungen zu werden? Unserer Ansicht nach ist es mehr als wahrscheinlich, daß einerseits angesichts der verzweifelten Lage der Christen die Aufstände der Rajah sich

Schon das Jahr 1861 verzeichnete in der That eine offene Auflehnung der eingebornen Moslim in Bosnien gegen die osmanische Regierung, und zwar zu einer Zeit, als in der Herzegowina ein neuer bewaffneter Aufruhr bereits in vollen Flammen loderte. Es war dieß der sogenannte Aufstand in der Krajina. Die Häupter der Bewegung — eingeborne Moslim wie gesagt — versammelten sich in Peczi und erklärten den vom Kaimakam entsendeten Vermittlern unterm 8. November: die osmanischen Beamten hätten durch ihre habsüchtigen Erpressungen die Bosniaken zu Bettlern gemacht, so daß sie keine weitern Abgaben zahlen könnten; sie wollten aber auch diese Abgaben nicht bezahlen, weil dieselben ungesetzlich seien; auch würden sie die Abstellung der Milizen verweigern. Sie verlangten vom Sultan, daß er eingeborne Moslim als Beamten und Funktionäre nach Bosnien sende und für den Fall, daß die türkische Regierung Waffengewalt gegen sie anwenden würde, drohten sie, daß die eingebornen Türken in ganz Bosnien sich erheben und mit den christlichen Insurgenten in der Herzegowina gemeinschaftliche Sache machen würden, um sich von der nicht mehr zu ertragenden Herrschaft der Osmanen zu befreien[1]). Die türkischen Behörden rüsteten hierauf zum Kampfe und verlangten militärische Hülfe von Omer Pascha. Der General lag aber mit Montenegro im offenen Kriege und war schon gegen den Aufstand in der Herzegowina zu schwach. Er hatte bereits viermal und immer vergebens in Konstantinopel entweder Verstärkung, um gegen die Insurgenten vorgehen zu können, oder seine Entlassung erbeten[2]).

Unter diesen Umständen griff der schlaue Renegat zu einem für die ganze Lage bezeichnenden Mittel. Die Herzegowiner hatten damals einen hervorragenden Führer an Luka

1) Wiener „Vaterland" vom 22. Nov. 1861.
2) „Allg. Zeitung" vom 16 Nov. 1861.

sondere, wenn seinen Worten zu trauen ist, sogar Rußland an der Spitze des Drei-Kaiser-Bundes!

Allerdings haben die Mächte auch in Folge der Unruhen von 1858 ein gutes Wort eingelegt für die Rajah; es ist auch damals schon zu commissarischen Verhandlungen gekommen, und im März 1859 wurde aus Bosnien eine Deputation nach Konstantinopel berufen zur Berathung sogenannter Reformen. Gerade jetzt ist es von Interesse daran zu erinnern. Das Collegium der Vertrauensmänner bestand zur Hälfte aus Türken und zur Hälfte aus Christen. Jene waren die Grundherren, diese die Grundholden derselben Herren. Mehr als sechs Monate dauerte die Verhandlung über die Beschwerden der letzteren, wobei aber die Pforte unabänderlich von dem Grundsatze ausging, daß die Begs volle und unbeschränkte Eigenthümer des Bodens, die Rajahs nur zeitliche Pächter seien. Hienach besitzen die Christen in Bosnien, drei Viertel der ganzen Bevölkerung, keine Spanne Grund und Boden eigenthümlich, und auf einer solchen Grundlage berieth man über sogenannte „Reformen". Am 9. Oktober ward der Deputation endlich die Willensmeinung des Sultans durch einen Ferman kundgegeben, welcher im Wesentlichen Alles beim Alten ließ. Die Polovina (die Hälfte der Bodenerzeugnisse) wurde für einzelne Sandschaks auf die Tretina reduzirt, aber auch nur für Obst und Gemüse, und selbst bezüglich der unrechtmäßig geforderten Roboten ward den Begs bloß untersagt, die Bauern zu Hausdiensten zu gebrauchen. Als der Dolmetscher der Rajah-Deputirten sich auf die „väterliche Sorgfalt" des Sultans berufen hatte, antworteten die Begs: „Wenn dieser Vater mit seinen rechtgläubigen Söhnen so umgeht, so werden die Söhne diesen Vater beim Kopf hinunterstürzen"[1]).

---

1) Von der bosnischen Gränze in der „Allg. Zeitung" vom 26. und 27. Jan. 1860.

[redacted]

Schon das Jahr 1861 verzeichnete in der That eine offene Auflehnung der eingebornen Moslim in Bosnien gegen die osmanische Regierung, und zwar zu einer Zeit, als in der Herzegowina ein neuer bewaffneter Aufruhr bereits in vollen Flammen loderte. Es war dieß der sogenannte Aufstand in der Krajina. Die Häupter der Bewegung — eingeborne Moslim wie gesagt — versammelten sich in Peczi und erklärten den vom Kaimakam entsendeten Vermittlern unterm 8. November: die osmanischen Beamten hätten durch ihre habsüchtigen Erpressungen die Bosniaken zu Bettlern gemacht, so daß sie keine weitern Abgaben zahlen könnten; sie wollten aber auch diese Abgaben nicht bezahlen, weil dieselben ungesetzlich seien; auch würden sie die Abstellung der Milizen verweigern. Sie verlangten vom Sultan, daß er eingeborne Moslim als Beamten und Funktionäre nach Bosnien sende und für den Fall, daß die türkische Regierung Waffengewalt gegen sie anwenden würde, drohten sie, daß die eingebornen Türken in ganz Bosnien sich erheben und mit den christlichen Insurgenten in der Herzegowina gemeinschaftliche Sache machen würden, um sich von der nicht mehr zu ertragenden Herrschaft der Osmanen zu befreien[1]). Die türkischen Behörden rüsteten hierauf zum Kampfe und verlangten militärische Hülfe von Omer Pascha. Der General lag aber mit Montenegro im offenen Kriege und war schon gegen den Aufstand in der Herzegowina zu schwach. Er hatte bereits viermal und immer vergebens in Konstantinopel entweder Verstärkung, um gegen die Insurgenten vorgehen zu können, oder seine Entlassung erbeten[2]).

Unter diesen Umständen griff der schlaue Renegat zu einem für die ganze Lage bezeichnenden Mittel. Die Herzegowiner hatten damals einen hervorragenden Führer an Luka

---

1) Wiener „Vaterland“ vom 22. Nov. 1861.
2) „Allg. Zeitung“ vom 16 Nov. 1861.

Vukalovich, einem ehemaligen Büchsenschmied, der aber als aufrichtiger Patriot dem Streben Montenegro's nach der Oberhoheit über die Herzegowina nicht günstig war. Obwohl nun der seit nahezu einem Jahre andauernde Krieg Montenegro's gegen die Pforte und der Aufstand in der Herzegowina zum Gelingen streng auf einander angewiesen waren und die Eine Erhebung mit der andern stehen und fallen mußte, so war doch das gegenseitige Mißtrauen immer höher gestiegen, so daß es der Diplomatie Omer's gelang eine Art Separatfrieden mit Luka abzuschließen, was natürlich die Niederlage Montenegro's zur Folge hatte. Das geschah auf neutralem Boden zu Ragusa, unter Zuthun der Consuln der europäischen Mächte. Luka wurde zu einer Art Oberhaupt (Wojwode) der Rajah in der Herzegowina ernannt und als Commandant an die Spitze eines bewaffneten Corps, das aus ehemaligen Insurgenten gebildet ward, gestellt. Darin sahen die Rajahs eine hinreichende Bürgschaft gegen die Bedrückungen der Begs. Die Pforte aber gewann dabei zwei bedeutende Vortheile. Für's Erste schüttete das zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung berufene Corps des Luka Wasser in den Wein des aufsätzigen mohamedanischen Landadels; für's Zweite war dadurch an den Nordrändern Montenegro's eine Barriere aufgerichtet gegen die Ausdehnungs-Gelüste dieses unruhigen Bergstaats. Indeß dauerte die Einrichtung nicht lange; sobald die Gefahr vorüber war, befliß sich die Pforte den Wojwoden treulos aus seiner Stellung zu verdrängen; die Türken sollen ihm sogar nach dem Leben getrachtet haben. Im Frühjahr von 1864 wurde ein anderer Wojwode ernannt, und zwar ein gewisser Spaich, der zwei Jahre vorher zu den Türken in Trebinje übergegangen war. Zwar kam es im Herbste 1864 noch einmal zu einem heftigen Kampfe; aber Luka mußte fliehen und die alte Wirthschaft nahm von Neuem ihren Verlauf[1]).

1) „Süddeutsche Zeitung" vom 1. Oktober 1862. — „Allg. Zeitung" vom 23. August 1864 und Wiener „Vaterland" vom 18. Aug. 1864.

Die Krisis von 1861 war für die Pforte überhaupt sehr bedenklich und mit Gewinn ist eigentlich Niemand daraus hervorgegangen als ihr gefährlichster Gegner: das südslavische Piemont. Bis in den Frühling des nächsten Jahres hinein war die Türkei von den lauernden und offenen Aufstand bedrängt und eben damals war stark davon die Rede, daß Garibaldi mit einem Freischaarenzug der „osteuropäischen Conflagration" zu Hülfe kommen werde. Die Herzegowina stand seit einem Jahre gegen die türkische Herrschaft unter Waffen; Montenegro vertheidigte seinen Ausfall aus den schwarzen Bergen; in Bosnien züngelte die Flamme immer wieder unter der Asche hervor; in Bulgarien ward eine allgemeine Erhebung nur mit Mühe niedergehalten. Die Donaufürstenthümer stritten damals noch für ihre Union; die nationale Erhebung mit welcher die Neu-Byzantiner prahlten, verlief nachgerade freilich in eine Reihenfolge kläglicher Putsche, immerhin gehörten aber die Griechen damals so wenig als die Rumänier zu den Satisfacirten, während sie heute mit verschränkten Armen dem Kampfe der „slavischen Raçe" zusehen und bis auf Weiteres in der Allianz mit der Pforte ihr Fortkommen zu fördern suchen. Damals wie heute waren endlich alle Augen auf Serbien gerichtet, und es stand insbesondere die napoleonische Politik im Verdacht die Sache des „großserbischen Reiches" im Stillen eifrig zu begünstigen. „Der Aufstand brach dann allgemein aus, als der Fürst Nikolai von Montenegro hinreichend mit französischem Gold und französischen Waffen versehen war, um das Signal zur allgemeinen Erhebung durch einen Ausfall von den schwarzen Bergen zu geben"[1]).

Die damaligen Berichte über die Stellung Serbiens könnte man abermals unter dem Datum von gestern abdrucken lassen, so genau wickeln sich dieselben Scenen heute

1) Allg. Zeitung vom 14. Febr. 1862.

nach vierzehn Jahren wieder ab. „Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die serbische Nationalpartei zum Losschlagen auf die Türken mehr als je geneigt ist, daß in Serbien hiezu Alles vorbereitet und selbst die Führer auserkoren seien. Sollten die Montenegriner in ihre schwer zugänglichen Berge und Schluchten gedrängt und verfolgt werden, und sollten sie da, um ihr Gut und Blut kämpfend, ihren Hülferuf nach Serbien senden, so wird, dessen können Sie versichert seyn, weder Fürst und serbische Regierung, noch die Einsprache der Großmächte vermögend seyn das serbische Volk zurückzuhalten, um ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Aber auch dafür, daß man wenigstens nicht gleich anfangs in unliebsame Controversen mit der hohen Pforte kömmt, scheint man in Serbien Sorge getragen zu haben. Es wird Alles ohne Wissen der Regierung eingeleitet, und ich würde mich sehr irren, wenn man als Auskunftsmittel nicht das Garibaldi'sche Freischaarensystem adoptiren würde[1]).“

Die großserbische oder südslavische Partei passirt heute unter dem Namen des von ihr gegründeten Nationalvereins, denn sie heißt die „Omladina.“ Fürst Michael war sonst ein Feind dieser Partei; als aber die Krisis von 1861 eintrat, zog er dieselbe an sich heran, ebenso wie Fürst Milan jüngst wieder gethan hat. Es wurde eine außerordentliche Skupschtina berufen und beschlossen den neuen Minister Garaschanin mit einem Ultimatum an die Pforte zu schicken, worin die Annahme der serbischen Forderungen innerhalb einer bestimmten Frist verlangt wurde. Dieser Schritt sah allerdings einer verhüllten Kriegserklärung ziemlich ähnlich, und die allgemeine Meinung ging dahin, daß der Fürst, wenn die Pforte nicht zu Allem ja sage, genöthigt seyn werde loszuschlagen, wenn er sich nicht in den Augen seines Volkes dem Vorwurf unmännlicher Schwäche oder der Liebäugelei mit

---

1) Wiener „Vaterland“ vom 22. Sept. 1861.

[redacted]

dem Nationalfeind aussetzen wolle. Schon ein paar Monate vorher war ein Zusammenstoß fast unmittelbar bevorstehend, in Folge der Maßregeln, welche die Pforte ergriffen hatte um den Uebertritt der bulgarischen Emigration nach Serbien zu verhindern. „Der Brennstoff ist in reichstem Maße angehäuft, und daß der zündende Funke nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, der festen Ueberzeugung lebt hier alle Welt“: so wurde damals aus Belgrad geschrieben[1]). Aber der Fürst konnte doch auch die Gefahr nicht übersehen, welche durch das Mißlingen über sein Land heraufbeschworen würde; und die Bedenken zogen sich in die Länge, bis im Juni 1862 das Bombardement von Belgrad die ganze diplomatische Welt erschütterte. Allein auch jetzt war nicht der Krieg zwischen Serbien und der Türkei, sondern die Conferenz der Mächte in Konstantinopel die Folge des Raçenkampfs zwischen der Besatzung der türkischen Festung und den Christen in der Stadt Belgrad.

Soeben hatte noch ein Berichterstatter aus Bosnien ernstlich versichert: „die Furcht wegen des bevorstehenden Conflikts mit Serbien, wegen des Aufstands der eigenen Rajah, wegen des mißlichen Stands der Kriegführung gegen Montenegro und die Insurgenten in der Herzegowina hätten die eingeborenen Muhamedaner zur Verzweiflung gebracht; sie glaubten sich vom Schicksal verlassen und das Ende der türkischen Herrschaft in Bosnien nahe“[2]). Die Türkei war nun allerdings gerettet, mit der Ausnahme freilich daß in den orientalischen Angelegenheiten eine neue Frage — die serbische nämlich, erst recht geschaffen wurde[3]). Im Uebrigen ist es unläugbar, was jüngst ein Beobachter aus Belgrad

1) Allg. Zeitung vom 6. Mai 1861; vgl. die Nummern vom 26. April und 18. August 1861.

2) Wiener „Vaterland“ vom 21. Juni 1862.

3) Ueber die Conferenz in Konstantinopel s. „Kreuzzeitung“ vom 13. August 1862.

über die eben besprochene Krisis geäußert hat: „Auch im J. 1862 war für Serbien eine ähnliche Lage wie dießmal. Die Flamme des Aufstands loderte hell auf in der Herzegowina; Montenegro war im offenen Krieg mit der Pforte; das Bombardement von Belgrad brachte in Einer Nacht 30,000 bewaffnete Männer nach der Hauptstadt Serbiens. Fürst Michael kam auf die Barrikaden, und es wurde ihm das Lied über die Ueberschreitung des Grenzflusses Drina vorgesungen. Auch die Proklamation womit der Krieg gegen die Türken angekündigt werden sollte, war bereits im Konzept fertig. Die bulgarische und die bosnische Legion waren schon bereit die Avantgarde zu bilden. Aber die Diplomatie legte sich in's Mittel, und die Konstantinopler Conferenz gebot dem Fürsten Michael Frieden. Er hielt Frieden, aber endete tragisch... Und was ist gewonnen worden, daß im Jahre 1862 der Krieg zwischen Serbien und der Pforte verhindert wurde? Nach 13 Jahren steht die Diplomatie auf demselben Fleck wo sie gestanden"[1]).

Moralisch steht sie aber heute noch schlimmer. Am 30. September 1862 hat Lord Russel als englischer Minister eine Depesche nach St. Petersburg gerichtet, worin er in einem Angriff auf die Türkei jede Monarchie in Europa bedroht sieht, und die Emancipations-Bestrebungen der Rajah in Verbindung bringt mit jenen „verbrecherischen Intriguen, deren Wirkungen die Türkei in Serbien empfindet und die ebensowohl den Umsturz jeder Monarchie in Europa wie die Vernichtung des ottomanischen Reiches bezwecken"[2]). Heute erzählt derselbe liberale Staatsmann in einem öffentlichen Aufruf, Lord Palmerston habe ihm schon im Jahre 1860 gesagt: „Für einen Leichnam können wir nicht fechten" — und er lädt das Publikum zu Sammlungen ein für die Insurgenten in der Herzegowina!

---

1) „Allg. Zeitung" vom 2. September 1875.

2) Wiener „Vaterland" vom 4. November 1862.

Kaum waren die Aufstände in Bosnien und der Herzegowina im J. 1864 weniger mit Waffengewalt als durch List und Verrath gestillt, so begann der Kreislauf beiderseits von Neuem. Obwohl die Pforte damals auch noch alle Ursache hatte auf die griechischen Wühlereien in Albanien und Thessalien mit Besorgniß zu blicken, und der rumänische Fürst von dem serbischen Collegen eben noch einen Säbel zum Geschenk erhalten hatte mit der Inschrift: amico certo in re incerta — von diesen beiden Seiten ist die türkische Regierung heute sicher — so geschah dennoch nichts um die südslavischen Paschaliks zu beruhigen. Mit grauenhaften Thatsachen belegt ein Bericht aus Serajewo den Satz: „Die türkische Regierung fühlt sich in Bosnien fremd, und es ist daher kein Wunder, wenn sie die Hebung der Cultur des Volkes nicht duldet. In Folge dessen ist das fruchtbare Bosnien, das vier Millionen Seelen ernähren könnte, nicht einmal im Stande eine Million zu ernähren. Die Christen werden bedrückt und davongejagt, damit ja nur die Türken den ganzen Grundbesitz erhalten" [1]). Trotzdem war die Pforte nach wie vor nicht einmal der eingeborenen Muhamedaner ganz sicher. So kam es in Prijedor zu einer Auflehnung derselben, weil zwei von ihnen wegen des an einem Deutschen verübten Mords verurtheilt worden waren. Die eingeborenen Truppen wurden sofort nach Anatolien verlegt und ächte Osmanli's nach Bosnien geschickt. „Wie weit die Unzufriedenheit unter den bosnischen Muhamedanern um sich gegriffen hat," so wurde damals berichtet, „sieht man daraus, daß die Regierung auf die Spur einer von diesen angezettelten Verschwörung gekommen ist, die keinen geringeren Zweck hatte, als die Landeshauptstadt Serajewo an allen Ecken und Enden anzuzünden und, die entstandene Verwirrung benützend, alle Behörden zu ermorden" [2]). Seitdem ist

1) „Allg. Zeitung" vom 14. Dez. 1865.
2) „Allg. Zeitung" vom 13. Aug. 1871.

durch die Mißwirthschaft der Türken in Bosnien sogar Oesterreich wiederholt in Ungelegenheiten verwickelt worden, z. B. wegen seines Consuls in Banjaluka. Wir wollen uns bei diesen Zerwürfnissen nicht aufhalten; aber sogar liberale Blätter haben sich damals erinnert, daß Oesterreich eigentlich ein traktatmäßiges Protektorat über die katholischen Christen in Bosnien und im osmanischen Reich besäße[1]).

Mit Serbien, das sich mehr und mehr zum Angelpunkt der orientalischen Frage erhob, dauerten inzwischen die Mißhelligkeiten fort, und durch den Besuch des Fürsten Milan bei seinem Suzerain am goldenen Horn wurde der Streit wegen Auflassung der türkischen Festung Zwornik eher verbittert als begütigt. Kurz vorher hatte ein Kenner von Land und Leuten die Stellung Serbiens wie folgt geschildert. „Wenn einmal durch Serbien die orientalische Frage in Fluß gebracht werden möchte, so dürfte die Lösung derselben kaum aufgehalten werden. Selbst Rußland, trotz seiner Sympathien bei den orientalischen Christen, könnte und dürfte einer Aktion Serbiens nicht hinderlich seyn. Rußland könnte höchstens eine solche Aktion abrathen; wenn aber einmal serbische Truppen die Drina überschreiten und in Bosnien einrücken, so wäre Rußland geradezu gezwungen mit seiner ganzen Macht für Serbien einzustehen. Denn auch das entfernteste Anzeichen, daß Rußland die Aktion Serbiens gegen die Türken nicht zu unterstützen Willens sei, würde für Rußland in den Augen der orientalischen Christen einer Abdikation gleichkommen, und alle Sympathien, der ganze Nimbus Rußlands im Orient würde verloren gehen. Rußland mag Gründe haben die Aktion Serbiens auf einige Zeit aufzuhalten. Diejenigen welche in die Geheimnisse des Belgrader Kabinets eingeweiht sind, wissen zu erzählen, daß Rußland sowohl im österreichisch-preußischen Krieg des Jahres 1866 als auch im deutsch-

1) „Allg. Zeitung“ vom 24. Okt. 1873.

Beste sei, das alte türkische Gebäude zu conserviren, um sich den Aufgaben in Asien vorherrschend zu widmen und bezüglich der europäischen Türkei den günstigsten Zeitpunkt abzuwarten. Diese Allianz ist eine der seltsamsten Erscheinungen unserer Zeit, aber sie ist eine neuerlichst bekräftigte Thatsache.

Von Seite der Türkei ist die Annäherung an Rußland ein Vermächtniß des Aali Pascha, von dem man sagt, daß mit ihm und seinem langjährigen Collegen Fuad Pascha die Reihenfolge der türkischen Staatsmänner ausgestorben sei. Aali war es auch, der noch in der letzten Zeit seines Lebens den befreienden Ferman für die bulgarische Kirche erwirkte. Weder „Alttürke" noch „Neutürke", sondern ächt türkischer Patriot, dem vor Allem der Bestand des Reichs am Herzen lag, sah er ein, daß man entweder den Bulgaren eine selbstständige Kirche gewähren oder zum innern und wahrscheinlich auch zum äußern Kampfe sich rüsten müsse. „Die Bulgaren wie alle östlichen Nationen werden um so weniger nach einem außerhalb des Reichs liegenden Centrum hinstreben, je freier sie seyn werden. Im Grunde genommen will kein einziger slavischer Stamm sich dem unfreien Rußland in die Arme werfen und nur die äußerste Noth könnte die Slaven der Balkan-Halbinsel dazu zwingen. Diese Zwangslage wollte Aali auch nicht schaffen. Der Ferman war das ferrum candens, das die Wunde, welche man die bulgarische Frage nannte, gründlich heilen konnte"[1]). Im gleichen Sinne findet sich im Testament Fuads der Satz: „Unsere Politik muß die Griechen so viel wie möglich von den übrigen Christen zu isoliren suchen; vor allen Dingen muß man die Bulgaren von der Zwangsherrschaft der griechischen Kirche befreien, ohne sie in die Arme des russischen oder römischen Klerus zu treiben"[2]). Die Maßregel war von

1) Aus der Türkei „Allg. Zeitung" vom 6. März 1873.

2) Das sogenannte „politische Testament Fuad Pascha's" ist voll-

Aali keineswegs im Interesse Rußlands erdacht, aber sie mußte von Rußland wohl oder übel als eine Concession seitens der Türkei angenommen werden. Seitdem hat sich auch seine Stellung zu den christlichen Völkern der Türkei wie zur Pforte wesentlich geändert.

Das diplomatische Zweigestirn am Bosporus erlosch kurz nacheinander. Fuad starb zu Nizza 1869; Aali Pascha starb am 6. Sept. 1871, aber nicht ohne Vorsorge getroffen zu haben für die Fortpflanzung seiner politischen Idee. Er hatte zu seinem Nachfolger den Mahmud Pascha empfohlen der, weil er die Gunst der russischen Diplomatie in besonderem Grade genoß und verdiente, als das „plumpe Werkzeug des russischen Generals Ignatieff" verschrieen war. Im August 1872 unterlag Mahmud bereits wieder den Intriguen, die im Innern und von außen gegen ihn anstürmten; er ward abgesetzt, exilirt, mit einer Katzenmusik beehrt und des Diebstahls an den Staatsgeldern beschuldigt. Ein türkisches Blatt machte den Witz: besser habe das osmanische Reich seine unverwüstliche Lebenskraft nicht beweisen können, als indem es eilf Monate lang das Vezierat Mahmud Pascha's ausgehalten habe, ohne daran unterzugehen. Aber die Noth des Reichs brachte gerade ihn wieder an's Ruder. Als es jüngst Ernst zu werden drohte mit der Erhebung in den slavischen Türken-Ländern, da sah die Welt das unmöglich Erachtete plötzlich zur That werden und sie vernahm mit Erstaunen, daß derselbe Mahmud Pascha am 25. August von Neuem mit dem Großvezierat betraut worden sei.

Muß man hieraus schließen, die Schüler Aali's hielten nicht mehr an der Meinung fest, daß Rußland der gefährlichste Feind der Türkei sei und bleibe? Muß man hieraus

---

ständig abgedruckt in der „Allg. Zeitung" vom 20. Okt. 1869. Die Authenticität des interessanten Aktenstückes ist freilich bestritten; aber so viel scheint sicher, daß dasselbe wenigstens ganz im Geiste Fuad's niedergeschrieben worden ist.

Beste sei, das alte türkische Gebäude zu conserviren, um sich den Aufgaben in Asien vorherrschend zu widmen und bezüglich der europäischen Türkei den günstigsten Zeitpunkt abzuwarten. Diese Allianz ist eine der seltsamsten Erscheinungen unserer Zeit, aber sie ist eine neuerlichst bekräftigte Thatsache.

Von Seite der Türkei ist die Annäherung an Rußland ein Vermächtniß des Aali Pascha, von dem man sagt, daß mit ihm und seinem langjährigen Collegen Fuad Pascha die Reihenfolge der türkischen Staatsmänner ausgestorben sei. Aali war es auch, der noch in der letzten Zeit seines Lebens den befreienden Ferman für die bulgarische Kirche erwirkte. Weder „Alttürke" noch „Neutürke", sondern ächt türkischer Patriot, dem vor Allem der Bestand des Reichs am Herzen lag, sah er ein, daß man entweder den Bulgaren eine selbstständige Kirche gewähren oder zum innern und wahrscheinlich auch zum äußern Kampfe sich rüsten müsse. „Die Bulgaren wie alle östlichen Nationen werden um so weniger nach einem außerhalb des Reichs liegenden Centrum hinstreben, je freier sie seyn werden. Im Grunde genommen will kein einziger slavischer Stamm sich dem unfreien Rußland in die Arme werfen und nur die äußerste Noth könnte die Slaven der Balkan-Halbinsel dazu zwingen. Diese Zwangslage wollte Aali auch nicht schaffen. Der Ferman war das ferrum candens, das die Wunde, welche man die bulgarische Frage nannte, gründlich heilen konnte"[1]). Im gleichen Sinne findet sich im Testament Fuads der Satz: „Unsere Politik muß die Griechen so viel wie möglich von den übrigen Christen zu isoliren suchen; vor allen Dingen muß man die Bulgaren von der Zwangsherrschaft der griechischen Kirche befreien, ohne sie in die Arme des russischen oder römischen Klerus zu treiben"[2]). Die Maßregel war von

---

1) Aus der Türkei „Allg. Zeitung" vom 6. März 1873.

2) Das sogenannte „politische Testament Fuad Pascha's" ist voll-

Aali keineswegs im Interesse Rußlands erdacht, abe
mußte von Rußland wohl oder übel als eine Con
seitens der Türkei angenommen werden. Seitdem ha
auch seine Stellung zu den christlichen Völkern der T
wie zur Pforte wesentlich geändert.

Das diplomatische Zweigestirn am Bosporus e
kurz nacheinander. Fuad starb zu Nizza 1869; Aali P
starb am 6. Sept. 1871, aber nicht ohne Vorsorge get
zu haben für die Fortpflanzung seiner politischen Idee.
hatte zu seinem Nachfolger den Mahmud Pascha empf
der, weil er die Gunst der russischen Diplomatie in b
derem Grade genoß und verdiente, als das „plumpe W
zeug des russischen Generals Ignatieff" verschrieen war.
August 1872 unterlag Mahmud bereits wieder den J
guen, die im Innern und von außen gegen ihn anstür
er ward abgesetzt, exilirt, mit einer Katzenmusik beehrt
des Diebstahls an den Staatsgeldern beschuldigt. Ein
kisches Blatt machte den Witz: besser habe das osma
Reich seine unverwüstliche Lebenskraft nicht beweisen kö
als indem es eilf Monate lang das Vezierat Ma
Pascha's ausgehalten habe, ohne daran unterzugehen.
die Noth des Reichs brachte gerade ihn wieder an's Ruder.
es jüngst Ernst zu werden drohte mit der Erhebung in
slavischen Türken-Ländern, da sah die Welt das unm
Erachtete plötzlich zur That werden und sie vernahm
Erstaunen, daß derselbe Mahmud Pascha am 25. A
von Neuem mit dem Großvezierat betraut worden sei.

Muß man hieraus schließen, die Schüler Aali's h
nicht mehr an der Meinung fest, daß Rußland der ge
lichste Feind der Türkei sei und bleibe? Muß man hie

ständig abgedruckt in der „Allg. Zeitung" vom 20. Okt.
Die Authenticität des interessanten Aktenstückes ist freilich best
aber so viel scheint sicher, daß dasselbe wenigstens ganz im
Fuad's niedergeschrieben worden ist.

schließen, daß die dem „natürlichen Feind unseres Reichs" geltenden Sätze in Fuad's Testament am goldenen Horn jetzt vergessen seien? „Die Ausdehnung der Reichsgränzen nach Osten ist nothwendiges Naturgesetz der Geschicke Rußlands; wäre ich russischer Minister, ich selbst hätte die Welt in Trümmer gelegt, um Konstantinopel zu erobern." Oder muß man hieraus schließen, daß man an der Newa nicht mehr den Standpunkt einnehme, den das „St. Petersburger Journal" dereinst dem Herrn von Beust klar gemacht hat? „Kein Zugeständniß vermöchte die christlichen Glaubensgenossen sich dem Sultan zu nähern; und diese Zugeständnisse würden, weil ungenügend, wirkungslos bleiben. Niemand kann sich ein Hehl von der Unversöhnlichkeit der beiden Stämme machen, und dennoch will man an die Möglichkeit eines Flickwerks glauben! — Es müssen die Christen Herren des Landes werden, das sie bewohnen"[1]).

Das Testament Fuad's enthält noch eine andere Stelle, welche zur Erklärung des neuerlichen Vezierats eines Mahmud Pascha ganz gute Dienste leistet. „Ich gestehe," sagt Fuad, „daß es für mich stets unmöglich war, die tiefe Weisheit der europäischen Regierungen zu begreifen, welche mit einer wunderbaren Indifferenz gestattet, daß der schrecklichste Despotismus der Welt sich an die Spitze von hundert Millionen Barbaren stellt, daß er sie mit allen Waffen der Civilisation ausstattet, daß er auf jedem Schritt Provinzen und Reiche so groß wie Frankreich an sich reißt, daß er, auf der einen Seite Asien mit seinen Waffen bewältigend, auf der andern Seite Europa durch den Panslavismus unterwühlend, regelmäßig seine Friedensliebe versichert und erklärt, von jetzt ab keine neuen Eroberungen mehr machen zu wollen." Das ward im Jahre 1869 geschrieben. Seitdem hat die Politik des Fürsten Bismarck auch noch die letzte Möglichkeit

1) „Allg. Zeitung" vom 23. Febr. 1867.

zerstört, dem russischen Fortschreiten mit irgend welchen verein
Kräften Halt zu gebieten. Die Macht Rußlands ist
unwiderstehlich geworden. Das haben die Türken fr
gemerkt als manche anderen Leute, und um den Mächt
wenigstens für die Fristung ihrer Existenz zu gewin
haben sie sich lieber selbst unter den russischen Schutz ge

Mehr hätte auch Czar Nikolaus nicht verlangen kön
er sprach ja bekanntlich nur das Protektorat über die or
doxen Kirchen in der Türkei an. Die politische Auton
der christlichen Stämme aber würde er sich kaum zum
gesteckt haben, wenn der „kosmopolitisch-revolutionäre
der schlimmsten Art" in ihren Bewegungen damals
so erkennbar gewesen wäre, wie man denselben in St. Pe
burg jetzt erkannt hat. Rußland will weder für Neu-By
noch für „Slavische Piemonts", noch sonst für Andere,
dern nur für sich selbst arbeiten. Ist man in Serbien
Montenegro hiezu noch nicht mürbe genug, so gestattet
freundschaftliche Verhältniß zur Türkei dem russischen Ka
die Politik ruhigen Zuwartens, bis nicht nur die Südsla
sondern auch die Türkei und ganz Europa mürbe ge
seyn werden, um Rußland seinen Willen zu lassen,
mit lästigen Gegenforderungen hervorzutreten.

Täuscht nicht Alles, so beginnt es in Berlin über
wahre Lage der Dinge im Orient und in der diplomati
Welt überhaupt zu tagen. Wenigstens stößt man jetzt
und mehr selbst in hochofficiösen Mittheilungen auf
Ton, dessen Verdrießlichkeit mit der „thurmhohen Fre
schaft" schwer zu vereinbaren ist.

XXXV.

P. Gall Morel's Biographie[1]).

Die gegenwärtige Zeitströmung eilt einem allgemein ersehnten Ziele entgegen, der Freiheit. Aber wie unendlich ist die Kluft, die sich bei den Menschen zwischen die Auffassungen dieses Begriffes hineindrängt! Frei d. h. unabhängig seyn von den Menschen will jedes Erdenkind; unabhängig von jeglicher Autorität, selbst von der göttlichen wollen soviele sich emancipiren! Darum legen sie auch die Pietät in die alte Rüstkammer einer verschwundenen Zeit. Das Mittel ist der Mammon, der beliebteste Weg ist der Schwindel und die „Gründung", das Ende aber nur zu oft die entsetzlichste Enttäuschung und der Selbstmord. Das ist der moderne Bildungsstand, der hochgerühmte Fortschritt, der im Staate über die Verfassungen, in der Familie über die Kindespflichten stolz wegschreitet. Daß Christenthum und Kirche

1) P. Gall Morel. Ein Möncheleben aus dem XIX. Jahrhundert. Festgabe zur Secundizfeier des hochwürdigsten Herrn, Herrn Heinrich IV., Abtes des Benediktinerstiftes Einsiedeln, am 4. Okt. 1874. Verfaßt von P. Benno Kühne, Rektor der Stiftsschule. Einsiedeln, New-York und Cincinnati, 1874. Mit den Porträten des Abtes Heinrich IV. und P. Gall Morel. VI. und 311 S. gr. Oktav.

mit dieser Bildungsansicht im Widerspruche steht, dafür liegen die Beweise zahlreich vor in Sprech- und Hörsälen, in Presse und Schulen, im Theater und Salon, selbst Kunst und Wissenschaft sind vielfach von diesem Gifthauche angeweht. Es bedarf nicht eines langen Nachdenkens zu erkennen, daß die eben bezeichnete Richtung nichts anderes ist als ein Suchen des persönlichen Interesses, als Eigensucht und Eigennutz.

Blickt man aber zurück in die Vorzeit, in der die klösterlichen Vereine in's Leben traten, so findet man eine ganz andere Erscheinung. Der Graf aus dem Hause Zollern, dessen Leben und Tode das Gotteshaus in der Einöde (in den Einsiedeln) sein Daseyn verdankt, der heil. Meinrad zog von der Welt sich zurück, um derselben sich zu opfern, er wurde arm, um für seine Mitmenschen zu leben: seine Einsiedelei wurde ein Anfang der Cultur der Menschen und des „finstern Waldes".

Seinem Rufe folgte der merkwürdige Mann, dessen Lebensbild der Hr. Verfasser vor die Seele des Beschauers führt. Der junge Benedikt Morel verließ Eltern, Geschwister, Vermögen, eine in Aussicht stehende lukrative Lebensstellung, um — in der Armuth die Freiheit zu finden, die jetzt im Mammon gesucht wird.

Solche Entschlüsse machen stets auf die Familie einen tiefen Eindruck, und erwecken nicht selten die tiefgreifendsten Hindernisse. Aber Eltern, wie die ausgezeichnete Mutter des jungen Benedikt, suchen bei der Bestimmung ihrer Kinder nicht den eigenen, sondern Gottes Willen. Man lese den überaus schönen Brief der gottergebenen Frau (S. 16—17), der Lebenshauch des Evangeliums weht den Leser daraus an. — Die Berufswahl des Novizen gab ihm jene Unabhängigkeit, welche durchaus nothwendig ist, um Andern, dem Nächsten sich ganz zu widmen. Nahrung, Obdach, Kleidung, Hülfsmittel sind gegeben, nicht glänzend und der Eitelkeit schmeichelnd, aber gut, hinreichend und angemessen.

Doch sehen wir uns das Buch selber etwas näher an. Dasselbe enthält, nach der an den ebenso ausgezeichneten als unvergeßlichen Abt Heinrich Schmid gerichteten Widmung[1]), folgende sieben Abschnitte: 1) Aeußere Lebenszüge S. 1—34, 2) der Dichter S. 35—83, 3) der Polyhistor S. 34—119, 4) der Aesthetiker S. 120—195, 5) der Schulmann S. 196—244, 6) der Religiose S. 245—287, 7) Gesammtbild S. 288—308.

1. Nachdem der Herr Verfasser den Leser vor die Familie Morel hingeführt und die häusliche wie die erste Schulbildung des jungen lebhaften und lebensfrohen Benedikt dargestellt hat, zeigt er den Uebergang desselben zum bestimmten Berufe. Es würde interessant seyn, das Werden des Entschlusses kennen zu lernen. Allein gerade dieser tritt nicht heraus vor die Augen der Welt. Gewiß war der Entschluß vorbereitet, aber Niemand erwartete ihn; plötzlich tritt er hervor zum Erstaunen der ganzen Umgebung, und blieb fest ohne Wanken. Darum nennt es der Verfasser mit Recht ein „psychologisches Räthsel". Selbst die schönen Verse auf S. 14 reichen nicht hin zur Lösung desselben: sie geben nur die äußeren Motive; wie die göttliche Gnade eingewirkt habe und bestimmend geworden sei, das hat der bescheidene P. Gall niemals geäußert.

Lehrreich ist die Darstellung des Noviziats, das Leben des Frater Gall. Jeder gebildete Katholik weiß, daß diese Zeit der Vorbildung des Mönches eine strenge, mühevolle, vorzugsweise ascetische ist. Diese Seite wurde zu Einsiedeln stets aufs gewissenhafteste gepflegt, aber mit ebenso väterlicher als brüderlicher Milde. Darin liegt auch die Auskunft, daß es dem jungen Frater möglich war, sich nebenbei den wichtigsten Fächern, der Kunst und Wissenschaft

1) Der greise Abt hat noch vor seinem seligen Hinscheiden Kenntniß nehmen können.

zu widmen. Die theoretische und praktische Seite der Aesthetik fand ihre Pflege: Tonkunst und Dichtung, Literatur und Diplomatik wie Numismatik und Studium der Natur nahmen die über die klösterliche Pflichterfüllung noch gewonnene Zeit in Anspruch. Wahrlich der junge Mönch übte das Labor improbus omnia vincit (Virg. Georg. I. 145). Am 14. Mai legte der Novize seine Gelübde ab und erhielt als St. Galler den Klosternamen Gallus.

Am 4. Juni 1826 feierte Gall seine erste heil. Messe; von jetzt an trat er in den Kreis der Patres ein, in die Reihe der Arbeiter in Schule, Pastoration und Oekonomie. Seine Thätigkeit wurde vom Klostervorstande, mit richtigem Takt, der Schule zugewiesen, an welcher derselbe gleich anfänglich neun Jahre lang wirkte. Um für diese um so erfolgreicher zu wirken und überhaupt sich allseitig zu befähigen, fühlte er das Bedürfniß zu reisen. Der Verfasser gibt (S. 31) eine Uebersicht der von P. Gall gemachten Reisen.

Von da an rubricirt der Biograph seinen reichen Stoff in der oben angegebenen Weise.

Zuerst tritt nun der Dichter hervor. Die zehn Bändchen lyrische, didaktische und dramatische Gedichte geben ein hinreichendes Zeugniß von der poetischen Begabung des P. Gall; und wenn Horaz (Sat. I. 4. 43—4) Ingenium, mens divinior, os magna sonaturum als Grundeigenschaften verschreibt, so sind diese dem „Mönche im finsteren Walde“ nicht abzusprechen: sein Geist war von erhabenen Ideen stets gehoben, und fand den angemessenen Ausdruck. Was aber schon durch die scharf geschnittenen Züge seines Bildes sich ausspricht, ein durchdringender Verstand tritt auch in seinen Gedichten hervor. Da er überdieß eine mehrseitige ästhetische Bildung hatte, Musiker und Zeichner war, so wurde er ein strenger Kunstkritiker. Diesen Charakter nahmen auch Gall's Dichtungen an. Dieß bezeugen seine Spruchverse (s. u. A. S. 45. 53), das Gedicht auf St. Simplicianskloster in Mai-

fand, auf die verlassene Karthause bei Pavia, die Naturdichter, die Zweifler und so manche andere. Indessen ist gerade das das Ansprechende und Interessante an dem Dichtervölkchen, daß überall Eigenthümlichkeit und Individualität sich ausspricht und Geltung verschafft. So bei P. Gall Morel.

Wer durch seinen Dichtergarten wandert, wird mit dem Verfasser sagen: „P. Gall gehört keineswegs zu den Fürsten der Dichtkunst, seine Muse ist zu bescheiden; aber vieles von dem was sie gesungen, mag immerhin einen hohen und bleibenden Werth beanspruchen." — Es ist in Wahrheit zu verwundern, wie derselbe Mann Zeit zur Dichtung fand, wenn man weiß, wie vielfach und mit welch' unpoetischen Arbeiten er beladen war.

2. P. Gall war im vollsten Sinne ein Polyhistor. Hier tritt insbesondere der Bibliothekar hervor, ein Amt, das derselbe von Oktober 1835 bis ans Ende seines arbeitsamen Lebens am 16. Dezember 1872 verwaltete, und das ihm den Tod einbrachte. Er war im Jahre 1839 auch noch zum Archivar ernannt worden, und verband diese beiden Aufgaben zu gegenseitiger Ergänzung und zu der glücklichsten Ausbildung und Erweiterung seiner allmählig umfangreichen Kenntnisse. Die Klosterbibliothek wurde in diesen 37 Jahren von ihm um 26,000 Bände vermehrt, also im Jahre 702—703 Bände. Wenn hiebei in Betracht fällt, daß der Sammler nur Werthvolles einbrachte, wozu Reisen und wichtige Bekanntschaften (wie mit Pertz, Böhmer, Kopp) viel beitrugen, so muß auf der andern Seite nicht vergessen werden, daß in den Klostermauern von Einsiedeln Sinn und Interesse für Wissenschaft und Kunst in entsprechendem Maße vorhanden waren, und bereitwillig die erforderlichen sehr bedeutenden Geldmittel zu den Reisen und Anschaffungen lieferten. Dieß gerade war ein Vorzug der Klöster, daß sie in ihre Bibliotheken eben die großartigen Erscheinungen jeglichen Literaturzweiges aufnehmen konnten, deren Erwerbung dem Privat-

gelehrten unmöglich ist. Es ist durchaus wahr, was Dr. Sprecher in Basel schon im Jahre 1843 an P. Gall schrieb: „Es ist gewiß, daß die Klöster unendlich mehr für die Wissenschaft, namentlich Theologie und Philologie thaten, als man glaubt. Waren sie nicht im Mittelalter die Zufluchtsstätten und zwar fast die einzigen, wie eines bedrängten Herzens, so auch der obdachlos umher irrenden Wissenschaften, ihre Pfleger und Bewahrer? Um so undankbarer erscheint mir unser Geschlecht, das in wildem Uebermuthe, in frecher Verletzung der Rechte jedes Besitzes, auch diese alten Asyle angreift und zu vernichten strebt“ (S. 88). So der christlich biedere Protestant. Gelehrte Vereine und Privatgelehrte wie Verleger haben mit Recht die Beseitigung der Klöster zu beklagen. Wo sonst finden bändereiche Werke von großer Anlage noch Absatz?

Die Thätigkeit des Klosterbibliothekars war eine allseitige und umfassende; sie richtete sich daher auch auf die Handschriften. Unter den vielen Errungenschaften in diesem Kreise nimmt die (allerdings noch fragmentarische) Zusammenstellung eines Codex Horatianus sec. X. den ersten Rang ein. P. Gall hat ihn dem Berichterstatter selbst gezeigt und die Geschichte der Entdeckung erzählt. Es ist wahr, was der Verfasser (S. 94) berichtet: als der gelehrte J. L. Orelli aus Zürich den Coder in die Hand erhielt, so war er darüber „so entzückt, daß er sich nicht enthalten konnte, den schmutzigen Kerl zu herzen und zu küssen.“ Dr. Kirchner in Schulpforta hat ihn benutzt und Codex Morellianus genannt; Orelli nennt ihn Cod. Einsidlensis; warum nicht auch Morellianus oder Eremitanus? Es gibt der Biographie einen eigenen Werth, daß der Verfasser den Inhalt des Coder angibt (S. 95).

Merkwürdig ist, welches Wissen dem Mönche im finstern Walde zugetraut wurde, aber ebenso merkwürdig die Unverschämtheit welche in den gestellten Ansuchen um wissenschaftliche Mittheilungen zu erkennen ist. P. Gall hat dem Schreiber dieser Zeilen selbst im Vertrauen seine Klagen geäußert, und

was der Verfasser (S. 97—99) berichtet, ist vollständig wahr und nicht das Einzige. Und dennoch war der Mann im Habit nach seinen Kräften Allen gefällig. Natürlich hinderte dieses an den eigenen Arbeiten, welche recht vielfältig und ausgebreitet waren. Man lese die Zusammenstellung seiner Beiträge in wissenschaftliche Zeitschriften (S. 100).

Besondere Erwähnung verdienen noch zwei Veröffentlichungen. Die eine ist unter dem Titel erschienen: „Lateinische Hymnen des Mittelalters, aus Handschriften ꝛc." (Einsiedeln, Benziger 1866—1868.) Schon im J. 1840 hatte er 180 Stücke beisammen. Er selber bemerkt darüber: „Solche Lieder lassen allerdings in der Form zu wünschen; es ist aber mit denselben wie mit den Gemälden aus der altdeutschen Schule: sie sind andächtig, voll Gehalt, Innigkeit, kerniger Frömmigkeit, Perlen der wahrsten und erhabensten Poesie." — Die andere Arbeit erschien unter dem Titel: „Offenbarungen der Schwester Mechtild von Magdeburg oder das fließende Licht der Gottheit, aus der einzigen Handschrift des Stiftes Einsiedeln" (Regensburg, Manz 1869). In der Einleitung dazu liegt ein wahrer Schatz von Kenntnissen und eine nüchterne Kritik. Im nämlichen Jahre erschien eine Uebersetzung von ihm in der heutigen Schriftsprache.

Andere Zeugnisse für die unermüdliche Thätigkeit des gelehrten Mannes sind: die von ihm gefertigten Kataloge der Bibliothek, der Münz- und Kunstsammlung, der Geschichte und A. — Mit seinem noch lebenden Altersgenossen P. Athanasius Tschopp gab er eine Schweizergeschichte für Schulen heraus, deren zweiten Theil er ganz allein bearbeitet hat. — Als einen Theil der „Regesten der Archive der schweiz. Eidgenossenschaft" bearbeitete er die „Regesten der Benediktiner-Abtei Einsiedeln" (Chur, Hitz 1848), ein dem Schweizerhistoriker unentbehrliches Geschenk; er schrieb eine Biographie des allgemein geachteten Nationalraths Joh. Jos. Müller (St. Gallen, Köppel 1863).

P. Gall war Mitstifter der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft im J. 1840, in deren „Archiv" er werthvolle Beiträge lieferte; ebenderselbe war bei der von dem historischen Kritiker J. E. Kopp eingeleiteten Gründung des geschichtsforschenden „Vereins der fünf alten Orte" im J. 1843, und hat in dessen Organ „Geschichtsfreund" Beiträge von Quellen und Monographien geliefert. An den Vereinsfesten desselben war er stets eine gesuchte Persönlichkeit wegen seines Geistes, Wissens und urwüchsigen Humors. Ein Denkmal davon hat der Verfasser S. 112—113) mitgetheilt.

Daß dieser Mann gesucht wurde, läßt sich wohl begreifen. Er wurde in eine Reihe gelehrter Gesellschaften aufgenommen (S. 115), und im Sommer von Besuchern seiner Person und der Bibliothek bestürmt. Diese Anerkennung war aber nicht von ferne durch Accommodation erkauft; im Gegentheil, P. Gall war ein ebenso entschiedener als guter Katholik, Priester und Religiose. Aber das eigenste Wesen desselben war human und durch den vielfältigen Verkehr mit Menschen aller Schichten und Farben gebildet und geläutert. Wenn er sein Bekenntniß noch so entschieden aussprach, so war sein Urtheil objektiv und in der Form milde; er haßte das Coteriewesen und erkannte das Gute an, wo immer es sich fand, wie er alles Schlechte, das so gern auch bei Guten und Gutem sich einschleicht, als solches verurtheilte. So zeigt er sich am klarsten und offensten in seinem Urtheile über die Reformation (S. 117—118 vgl. 123), das ganz gelesen seyn will, und aus Mangel an Raum nur ungern hier nicht aufgenommen ist.

3. Zeigt die bisherige Betrachtung den P. Gall Morel als einen ebenso talentvollen als allseitig und gründlich gebildeten Gelehrten, so wurden diese Eigenschaften vom Jahre 1848, dem fünfundvierzigsten seines Lebens, in dem *Aesthetiker* wie Strahlen zum Brennpunkt vereinigt.

Es war vorzugsweise das Verdienst des P. Gall, daß die alte Stiftsschule erweitert und von außenher zugänglich gemacht wurde. An dieser wurde über dem Gymnasium noch ein Lyceum errichtet, mit den Cursen philosophischer, physikalischer, mathematischer und classisch-philologischer Fächer. Das Rektorat, einiger philologischer Unterricht, besonders das Fach der Aesthetik wurde dem P. Gall zugetheilt. Das war nun sein eigenster Beruf. Schon seine Leistungen in der Dichtkunst, seine musikalische Befähigung und Bildung (er war einer der besten Violinspieler in Einsiedeln) und sein Talent zum Zeichnen bewiesen seine hervorragend zur Aesthetik angelegte Natur.

Mit der ganzen Fülle seiner damals blühenden Manneskraft warf P. Gall sich auf diesen Zweig der philosophischen Disciplin. Schon seine Antrittsrede zeugt von einem tiefgehenden Wissen und wohl durchgearbeiteten Plane (S. 192). Allein was er in sich selbst trug und durch die Kraft eigenen Denkens gestaltet hatte, schien ihm noch solange unsicher, bis er durch äußere, objektive Betrachtungen und Studien seine subjektiven Anschauungen berichtigt und geläutert hatte. Das geschah durch seine Kunstreisen nach München, Wien, Rom, Paris. Er hat darüber fleißige Tagebücher geführt, und der Verfasser berichtet deßwegen um so ausführlicher und zuverlässig. Wie dieser Abschnitt der umfangreichste des Buches ist, so ist er auch einer der lehrreichsten. Denn der Verfasser ist selbst ästhetisch gebildet, ein tüchtiger Musiker, Schüler Gall's und jetzt (ein Beweis seiner Wissenschaft) Rektor der Stiftsschule. Diese Reisen bezeichnete P. Gall als seine ästhetische Schule: sie reflectirten stets in seinen Vorträgen und ästhetischen Unterredungen. Weitaus am interessantesten ist, wie gewiß begreiflich, die Römerreise, namentlich durch die Urtheile des Reisenden, die sich über die Bauwerke, namentlich die Kirchen, die Schätze der Gallerien, die in Rom damals lebenden Künstler mit ihren Grund-

anschauungen, selbst über die Lektüre der römischen Classiker verbreiten und durch Schärfe wie prägnante Kürze auszeichnen, und je nach den Eindrücken in Dichtungsform auftreten.

P. Gall hatte das Glück mit dem verdienten österreichischen Historiker P. Beda Dudik aus Raigern zu reisen und in Rom mit dem bewährtesten Kenner, Rossi, die Katakomben zu besuchen. Ansprechend ist, was wegen des Anonymus Einsiedlensis in einer Katakombe vorfiel. Rossi rühmte den hohen Werth des Anonymus aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts, einer Handschrift des Klosters Einsiedeln, und sagte zu den anwesenden Gelehrten von der dortigen Bibliothek: dont nous avons l'honneur de voir le bibliothécaire, indem er auf den im Hintergrund stehenden P. Gall hinwies: da drehten Köpfe und Lichter sich gegen denselben, um ihn zu sehen.

Mit P. Dudik reiste Morel nach Unteritalien. Welche Freude für den Benediktiner, der schon Benedikt getauft war, im Stammkloster Monte Cassino Aufnahme unter Brüdern zu finden. Von hier aus machte P. Gall seinen Ausflug nach Neapel, wo er an dem Freiämter Abbé Eiholzer einen guten Rathgeber fand. Ueberall war es der Genius der Kunst, der ihn begleitete und leitete. Nach der Besteigung des Vesuv's und dem Besuche der merkwürdigsten Orte in Unteritalien ging es wieder nach Rom. Hier jetzt nur kurzer Aufenthalt; dann über Assisi und Perugia nach Florenz. Der erste Eindruck überstimmte die Ansprüche des Magens. Als er zum Battisterio, zu Giobertis „Thoren des Paradises“, zum Dome, zum Campanile kam, „da wurde ich närrisch, sagt er, und mir wars, wie eben dem Archimedes, bei seinem εὕρηκα.“ Es folgte eine gründliche Rundfahrt. Aber bald mußte die „Stadt der Blumen“ verlassen werden; es ging dem Apennin zu. Mit Schmerzen trennte er sich vom Garten Toscana's, um jenseits in die Prosa der lombardischen Ebene einzuziehen. Bologna fesselte noch; dann erreichte er Ende Sep-

[redacted]

tember Mailand. Nur kurz war noch die Frist; am 1. Oktober wurde die Heimreise angetreten, sie ging über den Comersee, Chur, St. Gallen, seine Vaterstadt Wyl nach seinem geliebten Einsiedeln, wo er am 6. Oktober Abends im Kreise seiner Mitbrüder anlangte.

Die lange Anstrengung hatte seine Gesundheit angegriffen; er bedurfte der Ruhe.

Eine Bemerkung läßt sich hier, und zwar im Jahre 1875, nicht abweisen. Eine solche Reise ist nicht nur mit großem Zeitaufwande verbunden, sondern sie erfordert große Auslagen, die im bürgerlichen Leben nur der Reiche oder dann ein Fürst bestreiten kann. P. Gall, ein Sprosse nicht eben armer Eltern, würde von Hause aus die erforderlichen Mittel nicht gehabt, und bei einer amtlichen Anstellung in der Heimath niemals haben erschwingen können. Das Kloster hatte ihm jegliche irdische Sorge abgenommen, ihn auf diese Höhe der Bildung gehoben und endlich mit den nöthigen Mitteln zur Reise ausgerüstet, das Kloster und dessen hochgebildeter Abt Heinrich, jenes Kloster dessen Entstehung ein Glied des edeln Hauses von Zollern veranlaßt hat.

Sogleich nach der Heimkehr trat der arbeitsame Mann wieder in seine Berufsstellung ein, als Rektor der Stiftsschule und Professor der Aesthetik. Seine Vorträge hatten neuen Schwung, und der Jahresbericht von 1854 brachte den schönen Aufsatz: „Italien und die neuere Kunst.“ Der Biograph gibt interessante Auszüge, die hier und in jener Abhandlung müssen gelesen werden. Als „Wurzel“ der Aesthetik im menschlichen Geiste bezeichnet P. Gall „die Aufgabe, die Schöpfung zu reconstruiren: Gottes Gedanke — im Verstande, durch die Philosophie; Gottes Bilder — in der Phantasie durch die Kunst; Gottes Schöpfung — im Willen durch das Leben.“ Bei diesem Maßstabe kann begreiflich auch die beste Technik nicht blenden, wenn der Gegenstand ein gemeiner ist, gewählt von einem leichtfertigen frivolen Sinne. Denn

nach P. Gall's Ansicht kann „die Kunst wie die Wissenschaft ihre letzte Vollendung und höchste Verklärung nur in der Religion gewinnen." Wie aber „Gottes Gedanken" in der Schöpfung offenbar werden, so kann die Kunst der sinnlichen Seite nicht entbehren: sie hat eine vermittelnde Stellung, und ist eben darum versöhnend durch die Herstellung der Harmonie zwischen den Gegenständen des Idealen und Realen, Subjektiven und Objektiven, Allgemeinen und Besonderen, Göttlichen und Menschlichen, Freien und Nothwendigen. Was in der Außenwelt sich nicht versöhnen will, das versöhnt sich im Gemüthe des Künstlers. Denn tief im Menschenwesen liegt die Sehnsucht, und nach Versöhnung und Harmonie seufzt die ganze Natur. Hier ist Christenthum vorbereitet: es vollendet die Kunst. „Die christliche Aesthetik betrachtet das Kunstwerk der Schöpfung, das Schöne in der Natur, als eine Realisirung göttlicher Ideen; das Kunstschöne als eine Reconstruktion göttlicher Bilder durch die Phantasie." Dennoch urtheilte P. Gall nicht wie Horaz (ad Pison. 377—378), daß ein Kunstgebilde, wenn es nicht auf der idealsten Höhe sei, schon am Boden liege: seine Schärfe wußte immer wieder eine Milderung herauszufinden. Dafür werden interessante Belege angeführt, besonders aus seiner Pariser Reise im Mai 1855. So war derselbe in der wichtigen Frage über die unbedingte Herstellung des Alten versöhnend und erkannte der Gegenwart eine billige Berechtigung zu.

Einen eigenen, ebenso lehrreichen als interessanten Abschnitt bilden die Ansichten über Entwickelung und Bildungsstand der Musik, dessen Refler diejenige zu Einsiedeln war. P. Gall war nicht ein einseitiger Pfleger der Violine, über die er meisterhaft herrschte, sondern ein ebenso guter Harmoniker. Auch die Musik kam vor seine Kritik als Zweig der Aesthetik; aber auch hier mußte eine selbstständige Ansicht erst errungen werden. Es wäre zu wünschen, daß jeder

angehende Musiker diesen Abschnitt (S. 180—194) lesen möchte, zumal Kleriker, um auch über Kirchenmusik ins Klare zu kommen. P. Gall machte eindringlich auf die Einseitigkeiten des Sensualismus, Rationalismus und Idealismus aufmerksam, die er als Abirrungen bezeichnete und verwarf. Dabei hob er das richtige Verständniß und die gerechte Anforderung der Kirche ernst hervor. Natürlich kommt hiebei die eingetretene Reformbewegung auf dem Gebiete der Kirchenmusik zur Sprache. Mit Theoretisiren sei nichts gethan; man müsse praktisch angreifen, war seine Meinung, wie es mit den Kirchenbauten geschehen sei. Im Besondern empfahl er die Heranbildung der Jugend zu besserem Geschmacke, Verständniß und Urtheile.

So strebte P. Gall die sämmtlichen Gebiete der Aesthetik zu umfassen, überall selbstständig, praktisch, scharf und lebensfrisch.

4. Durch dieses Leben hindurch zog sich seit 1826 der Beruf des Schulmanns. Der Lehrer hat darin eine besondere Eigenthümlichkeit, daß er bei allem Sammeln und allen Studien die Uebermittelung an seine Zuhörer in Auge und Aussicht hat. Diese Rücksicht führt ihn zu einem eindringenderen Denken, zum Hervorbilden des Erkannten ins helle Licht eines klaren und deutlichen Wissens. Das ist aber eine angeborne Gabe; P. Gall hatte sie in hohem Maße.

Der Verfasser, selbst Lehrer und im Rektorat seines Vorgängers Gall Nachfolger, unterscheidet mit Recht zwei Perioden der Stiftsschule: die ältere bis 1848, die jüngere bis jetzt bestehende. In der ältern Periode lehrte der noch junge P. Gall die Rhetorik bis 1832, dann bis 1835 Philosophie. Hierauf nahm ihn, wie gezeigt, eine andere mehrfache Thätigkeit von der Schule zum Theile weg, die er der Bibliothek und dem Archive zu widmen hatte. Der junge Professor hatte aber bereits seinen Blick weiter gehoben und wünschte in der Seele eine Umgestaltung und Erweiterung

der Schule, mußte aber seine Wünsche einstweilen in seine Brust zurücktreiben, so lange der damalige Abt noch lebte. Es ging bis in den Anfang des Jahres 1846; da trat ein Umschwung ein, nicht nur zum Heil der Schule, sondern zum Glücke des ganzen Gotteshauses Einsiedeln. Am 23. April 1846, nach dem Hingang des Abtes Cölestin, erfolgte die Neuwahl seines Nachfolgers, des ausgezeichneten Heinrich Schmid, der „die neue Zeit und ihre berechtigten Forderungen klaren Blickes erkannte." Dieser hatte das Steuer gerade zu jener Zeit in die Hand zu nehmen, als der Sonderbundskrieg allmälig sich vorbereitete; er lenkte sein Schiff mit großer Umsicht und Gewandtheit glücklich durch den Sturm.

Noch bevor der Krieg ausbrach, als die Schulen der Jesuiten zu Freiburg, Sitten, Brieg und Schwyz in ihrer Blüthe standen, faßte Abt Heinrich den Entschluß, die Stiftsschule seines Klosters zu erweitern und in alle die genannten Lehranstalten eine nöthige Einheit zu bringen. Darüber hatte P. Gall mit P. Waser S. J. zu unterhandeln; allein die Unterhandlung zerschlug sich, „da P. Waser immer wieder auf das sint ut sunt aut non sint zurückkam." Nachdem aber der Krieg die Schulen der Gesellschaft Jesu vernichtet, stellte Abt Heinrich sofort für die Stiftsschule ein Internat für hundert Zöglinge mit einem Externat her: eine große Anzahl Studirender zog nach Einsiedeln. Zugleich kam von der Regierung zu Schwyz an den Abt das Ansinnen, auch die von den Jesuiten verlassene Lehranstalt in Schwyz zu übernehmen. P. Gall war damals Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes und von diesem in den Ausschuß berufen, der die Unterhandlungen zu führen hatte. Dasselbe Zutrauen schenkte ihm auch sein Abt. P. Gall vollzog in der schwierigen Doppelstellung seine Aufträge mit Gewissenhaftigkeit und Geschick. Allein auch hier kam es zu keiner Vereinigung; so wandte Abt Heinrich seine volle Sorge der Stiftsschule zu. Dieselbe wurde mit sechs Gymnasialklassen

die Kirchenlehre sich erheben sah, und der Blick des sonst so heitern, oft jovialen Mannes schaute in der Zukunft nur betrübende Entwickelungen. Um so tröstlicher waren ihm eintretende Lichterscheinungen, wie wenn ehemalige Schüler für die Kirche in den Kampf traten, besonders aber das so merkwürdige Papstjubiläum, dessen hohe Bedeutung er den Studirenden so warm als geistreich vor Augen stellte, als eine wahre Siegesfeier der Kirche.

Endlich leitet der Verfasser diese bisher dargestellten Lebensmomente des edeln Mönches in ein Gesammtbild zusammen und verbindet sie durch Hervorhebung der persönlichen Eigenschaften des Verstorbenen zu einer abschließenden Einheit.

Da tritt besonders P. Galls Bescheidenheit und, fügen wir bei, unbefangenes Wesen in den Vordergrund, an die seine Freundlichkeit und eine große Milde sich anschloß, die, öfter mißverstanden, als eine etwelche Schwäche und in gewissen Kreisen beliebte Indifferenz gedeutet wurde. Wer aber eine solche „Energie der Arbeit" entfaltete, ist gewiß von jeglicher Schwäche weit entfernt, und es zeugt von großer Kraft und ernster Selbstbeherrschung, daß der so gewissenhafte Arbeiter unter der Aufschrift: „Rechnungsausweis über das Leben eines Unsteten" einen „Katalog" über sein Leben und seine Arbeiten angelegt hat. In diesem „verzeichnet er auf je einer Seite Jahr für Jahr die zwölf Monate, vertheilt mit Hilfe seines vortrefflichen Gedächtnisses und des Tagebuches alle seine Arbeiten auf dieselben und fügt noch kurze Andeutungen über sein Leben wie über die wichtigsten Vorkommnisse im Kloster hinzu. Diesen Katalog hat er bis zu seinem Tode fortgeführt."

Gegen das Ende seines Lebens befiel ihn ein längeres Augenleiden, während dessen er sich nicht gebührend schonen konnte; so sehr war er an Thätigkeit gewöhnt. Als das Alter, die nahen Siebzig, durch eintretende Vorboten sich

von unten herauf; daher ließ er Grammatik und Kritik liegen und warf sich auf die ästhetische Seite der Behandlung.

Bei solcher Thätigkeit ist es merkwürdig, daß dieser Mann auch noch Wege und Muße fand für die Naturwissenschaft, die in dem Stift Einsiedeln schon seit längerer Zeit eine glückliche Pflege gefunden. So ist der Altergenosse des P. Gall, P. Athanasius Tschopp als Erfinder eines Schreibtelegraphen, der im Naturalienkabinet des Klosters aufbewahrt wird, schon deßhalb zu nennen, weil er von der vornehmen Gelehrtenwelt todtgeschwiegen wurde.

Der Schule gegenüber war P. Gall in allen Lebensbeziehungen Pädagog: selbst die Zeit der Erholung mußte diesem Zwecke dienen. Es ist merkwürdig, wie viel der Mann für das Theater der Studirenden gethan hat, und seine Beweggründe verdienen hohe Beachtung.

Als Rektor war derselbe ein Feind aller Pedanterei: er liebte eine frohe heitere Jugend und brachte bei allen Anlässen Leben in die Unterhaltung. Dennoch suchte er diese Heiterkeit als eine Frucht des einzigen wahren Seelenlebens, des heiligen katholischen Glaubens hervorzuziehen: ein fester Glaubensgrund treibt gesunde Blüthe und nachhaltige Frucht!

Die Anerkennung, die der verdiente Mann auf so vielfache, gemüthliche Art gefunden hat, ist vom Verfasser mit derselben Meisterschaft dargestellt, wie das Frühere, und zeugt gerade dafür, daß er ein Schüler dieses Lehrers ist.

Nicht minder als für die gelehrte war P. Gall für die Volksschule thätig und viele Jahre hindurch Mitglied des Erziehungsrathes im Kanton Schwyz.

5. Und nun erst der Mönch! „Ein Mönchsleben im 19. Jahrhundert!“ Es ist nicht möglich hier einen genügenden Auszug aus dem Buche zu geben, soviel aber ist hervortretend: „Der Geist des Gehorsams und Benediktiners war in Gall ein stets lebendiger.“ Er erlaubte sich nicht die ge-

ringste Ausnahme von den Pflichten und der Regel seines Ordens: diese drückten ihn nicht, sie belebten ihn. Wie ergreifend ist seine Wallfahrt nach Subiaco, weche Anhänglichkeit an seinen Orden beweist der Bienenfleiß, womit er einen großen Band zusammengetragen: „Scriptores Ordinis S. Benedicti: Nachtrag und Fortsetzung zu Ziegelbauers historia rei lit. O. S. B. gesammelt inde ab anno 1750" — eine über alle Erwartung reiche Sammlung, welche Deutschland, die Schweiz, Oesterreich, Frankreich, Italien zu umfassen sucht. Da geht am Geiste die Zerstörung der Zeit vorüber und treibt den Verfasser zu manchem bittern Worte in seinen Aufzeichnungen, die sein angeborner Rechtssinn nicht unterdrücken konnte. So bei der Aufhebung der Klöster im Aargau, Thurgau, Kanton Luzern, besonders bei der Gewaltthat an Rheinau im Kanton Zürich. Daher war es aus dem Herzen des P. Gall gesprochen, als Dr. Troxler zu Aarau diese Aufhebung einen „Raubmord" [1]) nannte (S. 254).

Daß P. Gall das Mönchthum in der idealsten Weise auffaßte, bezeugt nicht nur sein pflichttreues Leben, sondern auch seine ganz besonders darüber im März 1871, also im Jahre vor seinem Tode, zu Schrift gebrachte Anschauung (S. 254—260). Gewiß sprach der geistreiche und gelehrte Bischof Karl Greith von St. Gallen ein treffendes Urtheil über P. Gall, als er sagte: „Er war eine lebendige Apologie des Ordenslebens und der Klöster gegen alle Angriffe der Mißkennung und des Vorurtheils!"

Das ist Wahrheit! P. Gall schrieb den geistlichen Orden eine missionäre Bestimmung zu. Deßwegen stiftete er in der Schweiz den Verein für Verbreitung des Glaubens und gab auf seiner Reise nach München i. J. 1836 Anstoß zur Bildung des „Ludwigvereins", der so viel Gutes gestiftet hat.

---

1) Denselben Ausdruck brauchte Troxler in einem Briefe an den Berichterstatter.

In der nämlichen Absicht gründete er i. J. 1841 den bekannten „Einsiedler-Kalender“, den er mit den Worten einführt: „Ich sah so viele Kalender, die sich recht sichtbar schämen, etwas von Religion und Christenthum verlauten zu lassen. Das hat keine Art, dachte der Kalendermann ...; er wird ohne Scheu als ein frommer katholischer Christ .. auftreten.“ Er hat das Versprechen gehalten bis an's Ende seines arbeitsamen Lebens. Allein damit begnügte der eifrige Mann sich noch lange nicht; er gab noch manches Andere heraus zur Erbauung und Belehrung für alle Schichten des Volkes in Bildern und Versen — wer kennt nicht die „Alte und Neue Welt“? — und wirkte mit Segen auch in der Gebetsliteratur, stets mit Geist und einer Milde, die auch eine akatholische, radikale Presse anerkannte. Bei diesem Allem kam er seiner Klosterpflicht im Beichtstuhle (und zwar zu Einsiedeln!) und auf der Kanzel aufs bereitwilligste nach.

Ein solcher Mann konnte den Tagesfragen nicht fremd bleiben; die große Bewegung der Zeit entging ihm nicht. „Es geht, sagt er, der Kampf nicht, wie in frühern Tagen, gegen einzelne Schwächen der Zeit. Es ist ein Weltkampf im großartigsten Maßstabe, der von uns ausgefochten wird — Kampf gegen alles Recht und alle Wahrheit — Kampf gegen das Religiöse, besonders gegen das Christliche — Kampf gegen Rom mit allen Mitteln. Aber es bleibt was Virgil (Aen. 9, 448) nennt: Capitoli immobile saxum; es bleibt: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam.“

Ueber das Concilium Vaticanum waren seine Gedanken voll kindlichen Vertrauens und Ergebung in die Leitung des hl. Geistes in der Kirche. Nach der wichtigen Entscheidung des Concils am 18. Juli 1870 ergriff ihn die lebhafteste Besorgniß, es möchte eine Spaltung innerhalb der Kirche selbst eintreten. Sein Schmerz war um so größer, als er hochgebildete, wissenschaftliche Männer, gute Bekannte, gegen

die Kirchenlehre sich erheben sah, und der Blick des sonst so heitern, oft jovialen Mannes schaute in der Zukunft nur betrübende Entwickelungen. Um so tröstlicher waren ihm eintretende Lichterscheinungen, wie wenn ehemalige Schüler für die Kirche in den Kampf traten, besonders aber das so merkwürdige Papstjubiläum, dessen hohe Bedeutung er den Studirenden so warm als geistreich vor Augen stellte, als eine wahre Siegesfeier der Kirche.

Endlich leitet der Verfasser diese bisher dargestellten Lebensmomente des edeln Mönches in ein Gesammtbild zusammen und verbindet sie durch Hervorhebung der persönlichen Eigenschaften des Verstorbenen zu einer abschließenden Einheit.

Da tritt besonders P. Galls Bescheidenheit und, fügen wir bei, unbefangenes Wesen in den Vordergrund, an die seine Freundlichkeit und eine große Milde sich anschloß, die, öfter mißverstanden, als eine etwelche Schwäche und in gewissen Kreisen beliebte Indifferenz gedeutet wurde. Wer aber eine solche „Energie der Arbeit“ entfaltete, ist gewiß von jeglicher Schwäche weit entfernt, und es zeugt von großer Kraft und ernster Selbstbeherrschung, daß der so gewissenhafte Arbeiter unter der Aufschrift: „Rechnungsausweis über das Leben eines Unsteten“ einen „Katalog“ über sein Leben und seine Arbeiten angelegt hat. In diesem „verzeichnet er auf je einer Seite Jahr für Jahr die zwölf Monate, vertheilt mit Hilfe seines vortrefflichen Gedächtnisses und des Tagebuches alle seine Arbeiten auf dieselben und fügt noch kurze Andeutungen über sein Leben wie über die wichtigsten Vorkommnisse im Kloster hinzu. Diesen Katalog hat er bis zu seinem Tode fortgeführt.“

Gegen das Ende seines Lebens befiel ihn ein längeres Augenleiden, während dessen er sich nicht gebührend schonen konnte; so sehr war er an Thätigkeit gewöhnt. Als das Alter, die nahen Siebzig, durch eintretende Vorboten sich

meldete, da richtete der Mann seine Blicke nach der Er
keit, und begann das Tagebuch von 1870 mit den Wor
„Ich schreibe dieses 7 mit etwas schwüligen Gefühlen,
es mir meine 70 in so großer Nähe zeigt.“ Aber s
Thätigkeit im Kloster, in der Schule, der Verkehr mit
Jugend drängten jede Anwandlung irgend eines sch
müthigen Gedankens in den Hintergrund. So fand
Heimruf des Herrn ihn mitten in seinen Arbeiten. Er h
am 13. Dezember 1872 seine Vorlesung gehalten, den
über (bei dieser Jahreszeit, in Einsiedeln 3050 Fuß
dem Meere) in der Bibliothek gearbeitet und am Ab
noch an einer theologischen Conferenz lebhaft Antheil
nommen, als in der folgenden Nacht in Folge seiner
der Bibliothek geholten Erkältung eine Lungenentzünd
sich einstellte. Mit christlicher Seelenruhe und Gottergeb
heit empfing er die heiligen Tröstungen der Kirche, und
am 16. Dezember ein in die Ruhe seines Herrn.

Der nun schon lange hingehaltene Leser wolle
einige Bemerkungen erlauben.

Der Berichterstatter ist gegen dreißig Jahre mit P. G
Morel in Verbindung gestanden, mit ihm im Erziehun
rathe des Landes Schwyz gesessen, in wissenschaftlichem V
kehre umgegangen; und eben deßwegen muß derselbe
Zeugniß ablegen: der Biograph, P. Benno, hat in se
Darstellung auch nicht eine Silbe der Uebertreibung
schrieben: P. Gall war der Mönch, wie er vorgefü
wird. Das ist ein Mönchsleben des XIX. Jahrhunderts.

P. Gall führte eine ausgebreitete Correspondenz; es
zu wünschen, daß seine Briefe als Anhang oder Nach
möchten veröffentlicht werden.

Im Besondern ist das schöne Buch, von der Off
vortrefflich ausgestattet, der Jugend als eine Paränese w
zu empfehlen.

[redacted]

XXXVI.

Jugenderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

In Berlin.

2. Geselliges; religiöse Eindrücke; Entscheidungen für die Zukunft; Abschied und Heimreise; Feldspitalmedicus.

Den 6. August 1814 Nachts, also unmittelbar nach des Königs Einzug, schrieb ich: „Geliebteste Aeltern und Schwestern, theuerste Freunde! Aus der Tiefe meiner Seele grüß' ich Sie vom fernen Berlin her, das aber doch noch im deutschen Vaterlande liegt und deutsch gesinnte Bürger hat. Wie oft erinnere ich mich Ihrer und Euer, meine Schwestern und Freunde, mit herzlicher Sehnsucht. Wie leben Sie im Vaterlande? Ich bin Gottlob zufrieden, denn ich bin immer in der Gesellschaft guter Menschen, die mir herzlich wohlwollen. Ich habe hier soviele gute und treffliche Menschen kennen gelernt, daß es mir wird schwer seyn, Berlin zu verlassen." — Uebrigens waren, wie es in Hauptstädten und an Universitäten zu gehen pflegt, Viele meines Umganges Ausländer gleich mir. Vor allem wurzelte die hier ausgesprochene Zufriedenheit in dem liebevollen Empfang bei Savigny, bei der nun an den edlen Freiherrn Achim von Arnim vermählten Bettine Brentano und bei diesem ihrem Gatten, mit dem ich schnell in das herzlichste Verhältniß gerieth, bei Clemens, ihrem Bruder, welcher damals unter Schinkel sich zum Architekten auszubilden gedachte — bei Herrn von Laroche (dem Onkel der Geschwister Brentano) und seiner

Familie, wo Savigny schon am Abend des ersten Tages mich einführte, und von nun an gehörten fast regelmäßig drei Abende meiner Woche je einer der verschwägerten Familien, so daß ich bald zu schreiben vermochte: „Es geht mir sehr gut, somit besser als in Wien. Herr und Frau von Savigny lieben mich, und durch ihre Vermittlung habe ich schon die Bekanntschaft von mehreren ausgezeichneten Gelehrten und anderen Personen gehabt, das mir sehr vortheilhaft ist.“

Die Freundschaft herrschte nicht nur zwischen mir und den Erwachsenen; auch die drei Kinder Savigny — das vierte war noch nicht vorhanden — stunden mit mir im besten Einvernehmen, wobei ich immerhin das Meiste unsern beiderseitigen persönlichen Eigenschaften zuschreiben will, wenngleich ein gewisses süßes Backwerk, das eine der Frauen des aufgehobenen Klosters von Schwarzhofen mir mitgegeben hatte und das hier unter dem Namen „*bayerisches Brod*“ großen Anklang unter den Kindern fand, sicherlich noch einen nützlichen Kitt der Freundschaft abgab. Ich finde in meinen Briefen in die Heimath eifriges Verlangen nach neuer Zufuhr mit wiederholter Mahnung um den „schwarzen Krapfelteig“ ausgedrückt. „Das bayerische Brod wird noch immer sehnsuchtsvoll erwartet“ u. s. w. Aber selbst der kleine, am Schluß meines Aufenthalts sieben Monate alte Karl[1]), schwerlich schon nach dem Krapfelteig begierig, hing so sehr an mir, daß er, ohne meinen schwarzen Schnauzbart zu fürchten, immer von Vater und Mutter weg zu mir verlangte und nicht ruhte, bis ich ihn in die Arme nahm.

Savigny fühlten manchmal eine Art Heimweh nach der kleinen Universitätsstadt, die sie verlassen hatten. Frau v. S. sagte mir: „Nicht wahr, hier ist es anders, als in Landshut! Dort patriarchalisches Leben, hier keine Berührung

1) Kürzlich verstorben als Geheimrath und Mitglied der Centrums-Partei.

der Lehrer mit den Studirenden außerhalb des Collegiums!" Und Bettine von Arnim meinte, ihr Schwager hätte Landshut gar nicht verlassen sollen. Auch manches ungewohnte sociale Verhältniß mochte die Eingewanderten unbehaglich berühren. So hatte bei einer Familie im nämlichen Hause mit Savigny die Magd sich erstens den Hausschlüssel und zweitens einen wöchentlichen Ausgangsabend bedungen, weil sie in einer Gesellschaft „die Jungfrau von Orleans" einstudire und vorstelle.

Auch bei Arnim kam, während ich in Berlin verweilte, ein Söhnchen zur Welt; Gneisenau, damals abwesend, Schinkel und ich waren Pathen; ich hielt es über die Taufe und so ward ihm zum Namen Friedmund auch mein im Norden schier ungekannter Name Johann Nepomuk beigelegt.

An einem der ersten Abende bei Savigny nannte mich dieser der Gesellschaft, in der auch Niebuhr und Göschen sich befanden, mit den scherzhaften Worten: „Hier stelle ich Ihnen den gewaltigen Ringseis vor, der den ganzen Norden auf den röthlichen Sand herausgefordert hat." „Ach", sagte die Frau, „bring' doch den guten Ringseis nicht in Verlegenheit, sie werden ihn bald Alle ebenso lieb gewinnen, wie wir." In der That sind mir Mehrere herzlich gut geworden. So hat Göschen, der Professor der Rechte und Mitherausgeber von Savigny's juristischer Zeitschrift, mich gleich seiner gar lieben Frau mit Güte überhäuft und Niebuhr in der Folge mir in Rom viel Freundliches erzeigt. Mehrmals noch kam es vor, daß bei Nennung meines Namens der Eine oder Andere Savigny beiseite zog, ihn zu fragen, ob ich jener rabbiate Ringseis, der die bekannten Gedichte in der Einsiedler-Zeitung gemacht. „Ei", lächelte Savigny, „lernen Sie ihn nur kennen, Sie werden sehen, daß es so bös nicht gemeint war."

Merkwürdige Persönlichkeiten, mit denen ich theils in den genannten Häusern, theils anderweitig in Berührung

von **Eichhorn** aus und ein: „Hic corrumpere et corrumpi saeculum vocatur", schrieb er mir in's Gedenkbuch. Freundlich und Zutrauen erweckend erschien **Rudolphi** der Anatom, und dem Philologen **Buttmann** stellte Frau von Savigny mich mit der Bemerkung vor: „Wenn Sie bei Buttmann sich einschmeicheln wollen, so nehmen Sie seine Hilfe irgendwie in Anspruch." — Mit dem jungen Grafen **Christian Stolberg**, Sohn von Friedrich Leopold, befreundete ich mich, um ihn sehr bald darauf im Befreiungskrieg zu verlieren. Herr v. **Gerlach**, der nachmalige Präsident des Appellgerichtes zu Magdeburg und nun hochverehrtes Mitglied des Centrums, versprach schon damals durch Geist und Charakter das Bedeutende, was sein Leben geleistet hat. Ein Bruder des Freischaarenführers von **Lützow**, Bräutigam der schönen Tochter von Laroche (welche aber auch mir über die Maßen wohlgefiel), hatte Napoleon bekämpft, wo eben die Möglichkeit sich bot, und war deßhalb in der iberischen Halbinsel gewesen. Er sprach von den Spaniern nicht günstig, schrieb mir jedoch die spanischen Zeilen ins Buch:

Vivir en cadenas es triste vivir;
Morir por la patria es dulce morir.

Von den jungen Aerzten blieb mir besonders ein Dr. **Susemil** von der Insel Rügen in freundlicher Erinnerung. — Vor Vielen lieb gewann ich aber den Mannheimer **Batt**, welcher seinen früheren Zögling Lambert v. Babo zur Universität begleitet hatte. — **Sebastian Riedl**, Schwager des Andre Hofer, ehedem Handschuhhändler, dann mit Ennemoser Anführer der Tyroler im Lützow'schen Corps, nun Hauptmann in der zu Berlin errichteten Tyrolerlegion, traf ich öfter bei Savigny; er ist später mit seiner Frau, einer Berlinerin, nach Tyrol zurückgezogen. Es herrschte unter den Mitgliedern besagter Legion wenig Einigkeit, vielmehr behauptete man, sie verdächtigten sich gegenseitig. Unreine Elemente mischen unter Verhältnissen, wie die gegebenen, nur zu gern sich ein.

Folgenreich wurde für mich eine Kunstausstellung, wo ich des Peter Cornelius Handzeichnung zum Titelblatt der Nibelungen sah und solch einen reckenhaft gewaltigen Eindruck empfing, daß ich in der Erinnerung fest glaubte, einen Carton mit überlebensgroßen Figuren gesehen zu haben.

Am 28. November schrieb mir Freund Herenäus Haid aus St. Gallen, wo er damals eine Professur der Theologie bekleidete:

„Dir meinem innigstgeliebten Bruder saget Gruß und Friede Dein Freund, der Dir so gerne Bruder sein und des seligen Bruders Stelle vertreten möchte, im Falle Du damit zufrieden wärest ... Daß Du Dich recht wohl befinden mögest — am Leibe und noch mehr am Geiste! Alle Tage wandere ich am Morgen nach Berlin zu Dir und bete am Altare für Dich, daß Dich Fleisch und Welt und Teufel nicht überwältigen mögen; denn angefochten wirst Du viel werden. Streite also tapfer und ‚wache und bete!‘ Diese Regel gibt uns unser Herr selber, der als unser Herzog vorangegangen ist. — Ich befinde mich hier wohl und fröhlichen Gemüthes — im seligen Amte und neben frommen Freunden, die Christen sind, nicht bloß heißen. Jedoch verlangt es mich, bald wieder in's Vaterland zu kehren. Ich lasse Gott machen. — Nicht wahr, wie sich seit unserer Trennung im vorigen Jahre alles geändert hat! — zum Besten? — für die, welche Gott lieben, gewiß. Unterdessen bleibt es wahr: ‚Die Zeit ist böse‘, wie St. Paulus spricht. Beten wir zum Herrn, daß er Apostel sende und alle zum wahren Glauben kommen.

„Die Gnade Gottes durch Christo Jesu wohne Dir ein! So betet für Dich Dein Dich küssender und ewig liebender Freund Haid.“

Es war damals zu Berlin in Folge der ernsten Zeitläufte in manchen Kreisen wieder ein regeres religiöses Leben erwacht, und wenn ich auch hie und da gegen den Katholicismus eifern hörte, so klang doch auch vieles Positivreligiöse mir in's Gemüth, und alles Polemische vermeidend knüpfte ich an jenes Positive an, und gewann dadurch

reichere und innigere Beziehungen zu vielen Menschen. So las ich im Hause Laroche das Leben des übrigens auch von Luther hochgerühmten, obschon durch und durch katholischen Tauler, sowie einige seiner Predigten vor und erregte damit großes Wohlgefallen, vertheilte ferner Exemplare von Sailer's Uebersetzung der Nachfolge Christi und auch dieses bei vielen Dortigen, wenn gleich rühmlich, so doch nur dem Namen nach bekannte Büchlein wurde freundlich aufgenommen[1]).

Clemens Brentano war bereits in jenes Schwanken zwischen Pantheismus und Christenthum gerathen, das seiner Rückkehr zu letzterem vorausging. Wir stritten oft auf das lebhafteste, ich für, er wider den Glauben, und in seiner Unruhe warf er einst, halb scherzend halb zornig, einen Band Stolberg an die Wand — immerhin manierlicher als später in Frankfurt sein Bruder Christian, welcher eben wieder begonnen hatte die heil. Schrift zu lesen und sie mir im Aerger ob irgend einer Aeußerung über den Tisch an den Kopf warf. Clemens trug schon damals die niederen breitkrämpigen Hüte, mit denen wir ihn viele Jahre in München haben wandern sehen und die dann auch mein Wahrzeichen geworden sind, mit dem ich in Witzblättern abkonterfeit erschienen. Nun hatte ich ihm erzählt, wie ich als Knabe in Voltigirübungen einem alten Männchen meiner Heimath

1) Anm. d. Schreiberin. Staatsrath Alberti schrieb Ringseis in's Stammbuch: „Ein reines Herz dringt durch Himmel und Hölle. Ist irgend eine wahre Freude auf Erden, so ist sie nirgend als in einem reinen Herzen zu finden.“ Diese Worte des Thomas von Kempis schrieb dem Manne reinen Herzens, der mich mit dem Kempis bekannt gemacht hat, zum freundschaftlichen Andenken Alberti.“
Ein Anderer, der wir nicht nennen, weil uns unbekannt ist, ob bewußter Humor oder unfreiwillige Komik ihm die Feder geführt, mochte mit Ringseis apokalyptische Geheimnisse besprochen haben; er schrieb ihm auf das Stammblatt die wunderliche Frage: „Wer ist das Thier aus dem Abgrund?“ und unterzeichnet mit zur Antwort: „Ihr herzlicher Freund N. N.“

[redacted]

r Kopf und Rücken hatte wegsetzen dürfen. All' dieses ft im Stammblatt, das er zum Abschied von Berlin mir chrieben, durcheinander. Es lautet:

„Wie du sollst in Schönheit wallen
Und dem Herrn doch wohlgefallen?
Frag' die Wiesenblümelein,
Die nicht ihrer Schönheit denken,
Sich der Sonne heben, senken,
Einsam düften und allein,
Wo sie sproßten in dem Garten,
Ruhig auch den Tod erwarten,
Ihrer Schönheit ew'gen Samen
Gottes Lüften gern vertrauen,
Freudig sterben und nicht schauen,
Wo der Herr sie aus will säen in seinem Namen.

Nichts vergehet, nichts entstehet,
Alles ist unendlich da,
Denn der Herr ist O und A!
Doch die armen Augen taugen
Nur den ird'schen Tod zu seh'n.
Dichter, du sollst eingesteh'n,
Daß die Rose (die, verblichen,
Du der Sterblichkeit verglichen)
Eh' sie war, und da sie glühte
Und nachdem sie längst verblühte,
Daß die Rose eh' und je,
Die ich hier erblassen seh,
Ewiglich in Gott floriret,
Und wer dieses recht verstehet,
Triumphiret.
Nichts vergehet, nichts entstehet,
Alles ist unendlich da,
Denn der Herr ist O und A.

Herzlichen Dank für alles unbezahlbare. Wärst du mir kleinen innchen mit dem breiten Hute nicht immer so über den Kopf gesprungen, hätte ich auch den Stollberg nicht an die Wand geschmissen.

Dein getreuer

Clemens Brentano."

Um jene Zeit gelangten die ersten Nachrichten über nna Katharina Emmerich, die ekstatische Nonne von

Dülmen, an Clemens Brentano, in dessen Leben sie eine so wichtige Erscheinung werden sollte. Fr. L. Stolberg hatte sie besucht und darüber an seine Söhne geschrieben; durch diese kam der Brief an Herrn v. Gerlach, an Savigny, an Brentano, an mich u. s. w. Die Sache machte großes Aufsehen, war den Einen willkommen, den Andern widerwärtig, Vielen fremd. Als ich später, von Frankreich zurückkehrend, mit Moritz Arndt in Köln zusammentraf, führte er mich bei einer eifrigen Protestantin ein, welche mit unverholener Befriedigung salbungsvoll erwähnte, die Emmerich sei nun als Betrügerin entlarvt. Diese Freude wird ihr später wieder verdorben worden seyn.

Schleiermacher, der trotz persönlichen Unglaubens sich verpflichtet hielt, orthodox protestantisch zu predigen, hörte ich mehrmals auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche und lernte ihn bei Savigny kennen. Dieser, obwohl mit ihm befreundet, wollte nicht, da ihm ein Kind geboren ward, die sakramentale Handlung der Taufe dem Rationalisten überlassen, den die Zurücksetzung fast kränkte, sondern vertraute sie dem gläubigen Hermes an, zu welchem er überhaupt sich zu halten pflegte. In Ermangelung eines festen Kirchenbegriffes ließ ihn übrigens seine Milde eine möglichst große Gleichstellung der Bekenntnisse betonen, wie er mir denn in diesem Sinne die Worte Pauli 1. Cor. 1, 12. 13.—3, 4. 23. in's Gedenkbuch schrieb:

„Ich sage aber davon, daß unter euch einer spricht: Ich bin Paulisch; der andere: Ich bin Apollisch; der dritte: Ich bin Kephisch; der vierte: Ich bin Christisch. Wie? ist Christus nun zertrennet? — Denn so einer sagt: Ich bin Paulisch; der andere aber: Ich bin Apollisch; seid Ihr denn nicht fleischlich? — Ihr aber seyd Christi; Christus aber ist Gottes.“ —

In der eben genannten Dreifaltigkeitskirche predigte auch Jänike, der Geistliche der böhmischen Gemeinde, und warnte seine Zuhörer: „Laßt euch keine Schleier machen!“ Als ich aus Neugier diesen Mann hören wollte, da kam ich gut an; es ging jenen Tag eben über uns Katholiken her.

„Die Katholiken," so spöttelte er fast lachend, „die sprechen zehn Ave auf Ein Vaterunser und nennen die Jungfrau Maria sündelos, da sie doch selber den Herrn ihren Heiland nennt" — und dergleichen Tiefsinn mehr.

Der Wiener Congreß war versammelt und die Hoffnungen auf dessen Wirksamkeit hatten sich hoch gespannt. Da trat eines Abends Achim von Arnim lebhaft bei Savigny ein und rief uns zu: „Seht, hier bringe ich ein höchst merkwürdiges kabbalistisches Buch. Ich habe nach seiner Anweisung Fragen gestellt und Antworten erhalten, und nun sollt Ihr Euch selber überzeugen." Es war darin die Methode angegeben, wie man die Buchstaben einer zu stellenden Frage in Zahlen übersetzen, diese auf eine gewisse Weise verrechnen und das Ergebniß in Buchstaben zurückversetzen solle; merkwürdig genug, wenn überhaupt sich Antworten von Sinn ergaben, noch merkwürdiger, wenn sie zutrafen! Was lag näher, als die Frage zu stellen, welches der Erfolg des Wiener Congresses seyn werde? Die Rechnung ward vorgenommen und es erschien die Antwort: „Unter jeglicher Erwartung". Die Gesellschaft suchte den üblen Eindruck wegzuspotten, doch lastete er auf allen Gemüthern; verstimmt und verstummt trennten wir uns. Wie die Folge den geheimnißvollen Ausspruch gerechtfertigt hat, ist männiglich bekannt.

Was ich früher von meinem Berliner Kreise gesagt, daß nämlich sehr Viele davon Ausländer waren gleich mir, das galt überhaupt von den damaligen Größen der Stadt Berlin, bezw. des preußischen Staates. Ich betone dieß nicht als eine Schmälerung ihres Ruhmes, sondern weil man auch München gegenüber zur Zeit seines Glanzes unter Ludwig I. es geltend gemacht hat, daß viele seiner höchsten Ruhmesperlen von Geburt nicht Bayern angehörten. Es versteht sich eben von selber, daß größere Sammelpunkte geistigen wie materiellen Lebens viele Kräfte von auswärts an sich ziehen, und es kommen so Ruhm wie Förderung gleichermaßen und durch

dehnten Studienzeit hatte ich die gebensfrohe Geduld meiner Mutter lang genug in Anspruch genommen, um mich zu ganz besonderer Rücksicht auf ihre Gefühle und Wünsche verpflichtet zu halten. Und daß zu jener Zeit des weit beschwerlicheren Reisens die schon alternde, durch Sebastians Tod gebeugte Frau in einem abgelegenen Marktflecken der Oberpfalz sich bekümmerte, den nun einzigen Sohn nach der fernen Weltstadt ziehen zu sehen, läßt sich begreifen. So setzte ich ihr denn auseinander, reisen müsse ich, dazu sei mir das Stipendiengeld gegeben, die gerade Linie von Berlin nach Paris sei nicht länger als die Schlangenlinie nach Göttingen, Halle, Würzburg, somit sei das Klügere, dorthin zu gehen, wo ich das Meiste zu lernen hoffte; an jeder bedeutenden Zwischenstation sei ich durch meine Freunde vielseitig empfohlen, ja ich könne fast keinen Tag reisen, ohne Bekannte zu treffen; zugleich gab ich ihr die Beruhigung, daß ich um jene Zeit ein Einlangen um eine bedeutende bayerische Professur (der Medizin oder Chirurgie) abgesendet habe; sei meines Gesuches Erfüllung auch nicht wahrscheinlich, so machte ich doch die Regierung einstweilen auf mich aufmerksam und suchte ihr zu zeigen, daß ich mir etwas zutraue; bekäme ich auch die begehrte Stelle nicht, nun dann vielleicht eine andere; um aber solches zu erreichen, müsse ich um so mehr dem Willen der Regierung nachkommen und reisen. Zum Ende bat ich: „Ueberlegen Sie dieses genau, theuerste Mutter, und schreiben Sie mir dann Ihren Entschluß. Ich wünsche nicht, daß Sie ungern nachgeben und gleichsam genöthiget einstimmen; ich wünsche, daß Sie es gern und freudig thun und meine Reise mit Ihren Segenswünschen begleiten.“

Ehe meine Mutter ihre Zustimmung ertheilen konnte, gab ein großes Ereigniß meinen Plänen eine rasche Entscheidung. Napoleon war aus Elba entflohen und der neu zu beginnende Krieg beschäftigte alle Gemüther. Auch ich wollte nicht zurückbleiben, sondern meine ärztlichen Dienste

[redacted]

als Freiwilliger anbieten. Bildhauer Rauch schrieb an den Kronprinzen Ludwig von Bayern, mit welchem er bereits in künstlerischen Beziehungen stund, mich unter der Mittheilung zu empfehlen, daß ich eine unabhängige Stellung wünsche. Der Prinz erwiderte, er habe sich an die medizinische Behörde gewendet und mein Wunsch solle erfüllt werden.

Der bekümmerten Mutter legte ich in einem Brief (aus Bamberg) dar, es sei nun nicht mehr in meiner Macht zurückzutreten, auch hätten in Berlin Alle, die mich kannten und liebten und die ich lieb habe, nichts Anderes von mir erwartet, es habe kein anderer Gedanke in mir aufkommen können; sie möge auf Gott vertrauen und guten Muthes seyn.

In Rücksicht auf das was ich gesehen und gelernt, besonders im persönlichen Verkehr und für's Leben, konnt' ich Berlin mit großer Zufriedenheit verlassen; es hatte meine Erwartungen übertroffen und mit herzlicher Wehmuth verabschiedete ich mich von den Freunden. Von den meisten nahm ich nach damaliger Gewohnheit Stammblätter mit und so sei zum Abschluß noch derjenigen gedacht, welche mir Achim und Bettine von Arnim eingeschrieben. Sie hatten mir ein Siegelbild ausgesonnen, und auf einen Ring gestochen verehrt[1]). Leider hab ich ihn vom Finger verloren, ließ aber das schon der Freunde halber mir werthe Bild auf ein Petschaft stechen, mit dem ich in der Folge meist zu siegeln pflegte: Auf einem am Kreuz befestigten Schild umkreist den Stern des Glaubens oder des Ideales der Eisenring (Ringseisen). Hierauf bezieht sich auch Arnim's Gedicht; obwohl die Symbolik darin nicht allseitig verständlich ist, so bleibt doch der Greif als der in Napoleon personifizirte Weltgeist erkenntlich; dazwischen spielen Beziehungen auf

---

1) Sinnreich war auch die Deutung, welche Achim von Arnim und Bettine Brentano den Initialen auf ihren Verlobungsringen gegeben hatten: Amans Amor, Beans Beor.

meine religiöse Gesinnung, meinen ärztlichen Beruf, die
benden und hemmenden Umstände und endlich auf den
Gemüther damals stark beschäftigenden Magnetismus
hinein:

Die blut'gen Flügel schlägt der Vogel Greif,
Haucht in die Zeit, erhebt die Teufelsklaue;
Wen wird er packen, wer ist überreif?
Die Guten feiern schon beim stillen Baue,
Sie hören nur auf laute Neuigkeit
Und sind gestört in ihrer Einigkeit.

Die gold'nen Flügel schlägt der Vogel Greif,
Die leeren Herzen zu sich hinzurichten,
Von Ordensbändern glänzt sein bunter Schweif,
Wen wird er jetzt in stolzer Luft vernichten?
Die lieblos Ruhelosen lachen auf,
Bald trifft er sie im raschen scharfen Lauf.

Krystall'ne Flügel schlägt der Vogel Greif,
Die weisen Meister können ihn nicht sehen,
Und wie die gift'ge Luft auch um sie pfeif',
Sie achten nur auf sich in ihrem Wehen,
Sie wissen Alles, nur das Eine nicht,
Wer ihrer Weisheit das Genick zerbricht.

Nun sperrt der Vogel seinen Schnabel auf
Und haucht die Glut durch eine schwarze Wolke,
Der fromme Ritter sieht nun seinen Lauf[1],
Beim Kreuze steht er still mit treuem Volke,
Und wo sein Wappenschild das Kreuz berührt,
Da hat ein heller Stern es klar geziert.

Des Wappenbildes starker Eisenring,
Magnetisch wird er in des Sternes Strahlen,
Und wie der Ring die Weihung so empfing,
So kann er künftig sie zu andern strahlen;
Er heilt die Wunden, die der Greif bald schlägt[2],
Nichts störet ihn, wie auch sein Herz sich regt.

---

1) Bezieht sich auf meine endliche Entscheidung nach langem Z
2) Anspielung auf meine Absicht als Arzt im Felde zu dienen.

Wer höhern Ruf im eignen Leben ehrt,'
Wird ihn im Weltgeschick nicht überhören;
So horche treu, was er dir sagt und lehrt
Und laß dich nicht von raschem Glück bethören,
Sieh auf dein Wappenschild im Siegelring,
Wo dich des Zweifels böser Trug umfing.

Den Wonderstab reicht dir die harte Zeit;
Auf, wand're froh in frischen Mayentagen!
Durch Ring und Stab bist du zum Weg geweiht,
Wir seh'n uns wieder, ich erstick' die Klagen,
Du warst uns treu in einer dürren Zeit,
Bald grünt der Wald in neuer Freudigkeit.
Leb wohl Eisenring Ringseisen!

(Berlin den 22. März 1815.)

Ludwig Achim von Arnim.

Auch Bettinens Blatt ist in seinen ernst- und scherzhaften Anspielungen nicht mehr ganz verständlich und doch, wie ich glaube, nicht uninteressant.

Abdala führte den schuldlosen Knaben zur Höhle: Fürchte dich nicht, bald wird dein dunkler Weg durch irdische Schäzze erleuchtet; Haufen von Gold, Juwelen, Perlen, Karfunkel, alles sey dein; nur den prunklosen Leuchter, rings Eisen, in der Mitte die Kerze, bringe mir zum Dank; das Kind eilt gehorsam hinab, die Schäzze wollen es blenden, doch erst greift es dankbarlich nach dem unscheinbaren Leuchter, den es vom Roste zu reinigen mit dem Zipfel des Rockes poliret; und sieh', der geriebne Magnet zieht herbei die Geister, die sofort ihm dienen und in dem Schuzze dieser geht es den Pfad des Lebens bergan, Allen Heil bringend, die ihm vertrauen; aber Abdala dem Heiden ward so durch Gottes Verhängniß und durch die Frommheit des Kindes die Kraft, die er listig wollt stehlen und zu bösem Zauber gebrauchen, entwendet und in unschuldigen Händen ein Segen der Menschheit[1]).

Betrachte ich die ehrlichen Augen, den frommen Blick im einen, den listigen im andern, so mögte ich wetten, Sie sind ein Nachkomme und Erbe des frommen Kindes; und ist es sofort natürlich, daß ich gern zu Ihren innigsten Freunden gehöre, daß ich Anspruch mache mit Mann und Kindern auf Ihre Treue und Ihr Gebet und wünsche ich meine Sorglosigkeit durch Ihre Vorsorge bei Gott ausgeglichen.

Bettine von Arnim.

---

1) Ich weiß nicht mehr, ob dieses Citat ein wirkliches oder zum Zweck erfundenes gewesen.

So trat ich denn, begleitet von der Freunde Se
wünschen, im April 1815 meinen Rückweg in die H
an. Dießmal ging's über Dessau und Halle, an welch
terem Ort ich meinen Berliner Bekannten, den Profess
Medizin Krukenberg und seine Neuvermählte, eine T
Reil's, und sodann, durch Clemens Brentano empf
auch den damals oft genannten und erstaunlich häufig
senen (protestantischen) Canonikus Lafontaine be
einen großen dicken derben Mann mit etwas Kupf
Gesicht, in schwarzer Kleidung, wie es dem Canonik
ziemte, namentlich einer langen schwarzen (auch schwa
Tabak bezettelten) Weste. Ein ungemein gutmüthiger,
licher und mit seiner Frau sehr glücklich lebender Viers
der immer noch brav darauf losschrieb. Wer hätte si
so vorgestellt! Uebrigens hatte ich nie einen sein
rühmten Liebesromane gelesen, die solches Aufsehen m
daß Manche nach Coblenz pilgerten, um das erdichtet
ster zu sehen, an welchem sich ein Lafontaine'scher L
handel begeben — ich weiß nicht, ob Verrath, Wieder
Kuß oder Selbstmord. Der gute Mann empfing mic
freundlich. Als er hörte, daß ich Mediziner sei, erzäh
mit Lebhaftigkeit, wie er von einem langdauernden
peinlichen Augenübel, das weder Reil noch Spreng
heben vermocht, durch einen fahrenden Quacksalber inn
einer Viertelstunde sei befreit worden. „Ich will Ihnen
was Ihnen fehlte", bemerkte ich. — „Das wäre!" — „
waren die Wimpern nach Innen gewachsen und entzün
das Auge durch fortwährende Reibung." Voll Verwund
rief er: „Wie kommen Sie so augenblicklich auf das
tige?" „Weil kein anderes Augenübel so schnell kann g
werden", erwiderte ich. In Rom vollzog ich in der
selber eine ähnliche Kur.

Den übrigen Weg, von Halle bis München, mach
vollständig zu Fuß und zwar ganz allein, wobei ich
Gepäck immer voranschickte. Zunächst gelangte ich über

erfreulich gelegene Naumburg mit seinem schönen Dom und über Jena, wo ich zwei Stunden lang mit Oken verkehrte, nach Weimar. Clemens Brentano hatte mich durch einen Brief an Göthe empfohlen; ich gab das Schreiben ab, er ließ im Gasthaus fragen, wie lang ich bliebe, und beschied mich für den folgenden Tag. Im Vorzimmer fand ich Dannecker's kürzlich eingetroffene kolossale Schillerbüste, dann ward ich in das jeden Schmuckes, auch des künstlerischen, entbehrende Zimmer geführt, wo der in Erscheinung und Weise imponirende Dichter mich sehr freundlich empfing. Das etwa dreiviertelstündige Gespräch spann sich im gemeinsamen Auf- und Niedergehen ab. Eine der ersten Fragen Göthe's war: „Was macht mein Freund Clemens?" — „Er befindet sich in Gemüthsaufregung" — „Wie das?" — „Er beginnt an seinem Unglauben irre zu werden, er nähert sich wieder dem Christenthum." Ein unmuthiges Zurückwerfen des Hauptes und ein halb unterdrückter Laut der Ungeduld entfuhren dem Dichter; galten diese Zeichen der Umkehr Brentano's an und für sich, oder entsprangen sie dem Zweifel am Meinungsernst in des ruhelosen Freundes Gemüth, das muß ich dahingestellt seyn lassen. Nachdem von den andern Berliner Freunden gesprochen, gerieth die Rede auf die in München lebenden Schelling und Baader, und er äußerte über Letzteren: „Ich fühle, daß an dem Manne Bedeutendes ist, aber ich verstehe ihn nicht"[1]). Von Görres und Arndt

1) In späterer Zeit kam in München ein Frl. v. R., weimar'sche Hofdame, für welche Göthe sich warm interessirte, in meine ärztliche Behandlung. Sie zeigte mir ein Album voll von Handzeichnungen von Göthe und erlaubte mir sogar, es länger in meinem Haus zu behalten, wo unter Anderen Cornelius und Franz von Baader es durchblätterten. Ersterer lächelte: „So verstehen wir auch zu dichten," — Letzterer entrüstete sich über ein Blatt, auf welchem Gänse am Fuße eines Kreuzes weideten. Glimpflich ausgelegt mochte man dieß etwa auf bestimmte Persönlichkeiten deuten; Baader faßte es aber als einen Hohn auf das heilige Zeichen selber und äußerte in einer Broschüre, für den Gänseverstand

aber meinte er: „Diese Männer werden die Kluft zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland noch erweitern.“ Man wird sich erinnern, daß Görres damals den „Rheinischen Merkur“ herausgab und in der vorhergegangenen napoleonischen Epoche die bayerische Regierung ob ihres selbstsüchtig einseitigen Particularismus befehdet hatte; über Arndt habe ich selber mich weiter oben ausgesprochen.

Seit dieser Begegnung blieb ich mit Göthe in mineralogischem Verkehr und Tauschgeschäft. Als in späteren Jahren Kanzler Müller aus Weimar einst mich und meine Frau besuchte, fragte er diese: „Was haben Sie zu Göthe's allerliebstem Distichon gesagt?“ Sie wußte nicht, was er meinte. „Nun, Ringseis hat doch bei meiner letzten Abfahrt von hier mir in einer Schachtel, die Sie herbeigebracht, ein Mineral für Göthe mitgegeben; es stund noch auf dem Deckel: Es und so viel Pfund Bambergerpfläumchen, das Pfund zu so und so viel Kreuzer. Diese Schachtel hat Göthe benützt, um Ringseis ein anderes Mineral zum Gegengeschenk zu senden und obigen Worten ein reizendes Distichon beigesetzt.“ Meine Frau, wohl der Absendung, aber keines Rückempfanges bewußt, lief und durchstöberte Wohnung und Dachboden; aber ich hatte im mineralogischen Eifer, so scheint es, den klassischen Deckel verworfen. Göthe, durch Müller von ihrem Leidwesen unterrichtet, sandte ihr zur Entschädigung ein Exemplar von „Hermann und Dorothea“ mit artiger Widmung, doch meinte sie, das verlorne Gelegenheitsverschen hätte noch größeren Werth für sie gehabt.

Weimar verlassend, kam ich nach Erfurt und suchte daselbst den Dom auf zusammt der berühmten großen Glocke. Hier traf ich einen preußischen Fahnenjunker, der es gar

---

sei das Kreuz allerdings etwas Unbegreifliches. Als ich bei einem späteren Aufenthalt des Frl. v. R. in München sie bat, das Album nochmal besichtigen zu dürfen, da fand sich das in Rede stehende Blatt nicht mehr vor; vielleicht hatte Göthe selber dessen Entfernung veranstaltet.

nicht anders wollte, als den Napoleon mit eigener Hand gefangen zu nehmen; doch meldet die Geschichte nicht, daß das Vorhaben des Tapferen zur Ausführung gediehen sei. Dann ging es Gotha zu. Meiner Jugendeindrücke durch Salzmann'sche Schriften gedenkend, wie sie Pater Eugen Pausch uns an den Samstagsnachmittagen in der Klosterschule zu Walderbach vorgelesen hatte, zog mich das Herz nach Schnepfenthal, um die von Salzmann gegründete und nun von dessen Sohn geleitete Erziehungsanstalt zu besehen. Als man dort vernommen, daß ich Arzt sei, begrüßte man mich doppelt freundlich, denn eben waren der Direktor und ein paar Zöglinge unpäßlich. Die Herren ergingen sich mit mir in wissenschaftlichen Gesprächen verschiedener Art und fragten endlich, ob es erlaubt sei zu erfahren, wohin ich zu reisen gedenke. „Nach Bayern." Ei, was ich doch in Bayern wolle. „Ich bin daselbst zu Haus." Ja richtig, in den neuerworbenen Provinzen. „Nein, ich bin ein Altbayer." Ach ja, es gibt auch in Altbayern hie und da Protestanten. „Ich aber bin Katholik." Unmöglich!!! —[1])

Von Eisenach und der malerisch poetischen Wartburg weiter zog ich über Meiningen und das schöngelegene Schweinfurt. Ich Haßfurt unterhielt ich mich über Tisch eine Weile mit einem Gendarmen, der vermuthlich mich als ein Wesen ohne deutlichen Reisezweck, das nur offenkundig weder Handwerksbursche noch Bote noch Geometer war, nicht zu enträthseln wußte und endlich höflich meine Papiere zu sehen wünschte. Der preußische Paß mochte ihm nun den Gedanken erregen, ich hätte als Kundschafter schon Umschau zu halten für kommende Tage, denn er äußerte, es könnte wohl geschehen, daß die dortige Gegend bald preußisch würde. Von den Bayern meinte er, der Franke, als gar gescheit gälten

1) Anmerk. d. Schreib. Es ist zu bedauern, daß die trockene Schrift nicht den unnachahmlich humoristischen Stimmfall des Erzählers in diesem Wörtchen „Unmöglich" wiederzugeben vermag.

sie nicht, aber gutmüthig seien sie; ihn habe, da er we
fieberkrank aus Ungarn gekommen, eine Bäuerin zw
Landshut und Regensburg viele Wochen lang verpflegt
dann noch mit einem silbernen Zehrpfennig entlassen. –

In Bamberg weilte ich drei Wochen, um das S
unter Markus (dem älteren) zu besuchen und eine
schließung von München auf meine Eingabe zu erw
worin ich mich aber getäuscht fand. Ich verkehrte vi
Feuerbach dem Vater, den ich bei Röschlaub kenne
lernt und in Berlin wieder gesehen hatte. Als berü
Criminalist nach Landshut an die Hochschule, dann b
neuer Gesetzgebung als moderngesinnter Aufgeklärter
München berufen, hatte er mancherlei Widerwärtigk
fahren und seine Reise nach Berlin entsprang dem Wu
daselbst die unabhängige Stellung eines Professors mi
Rang und Gehalt eines Staats- oder eines wirklicher
heimenraths zu verbinden. Sein Plan scheiterte. D
war er Vicepräsident in Bamberg geworden und hie
ich ihn täglich. Der von Seite seiner liberal wüthende
litischen Richtung damals noch nicht bekannte Mann
zu jener Zeit die ausschweifendsten Hoffnungen auf den
begründeten Bundestag.

Ich war die drei Wochen zu Gast bei Apotheker Ru
dessen Sohn als Mediziner ich das Jahr vorher in L
hut kennen gelernt. Mit diesem Freunde zog ich schli
weiter, durch die schöne und merkwürdige fränkische Sc
(Gößweinstein, die Muggendorfer Höhlen) nach Erlan
wo wir bei dem berühmten Anatomen Hildebrandt
lich zu Tisch gebeten wurden. Unbefangen ward erw
daß er Meister vom Stuhle sei, und doch waren er
der gleichfalls den Freimaurern zugehörige Apot
Martius in Erlangen christgläubige Männer, allerd
Protestanten und somit der kirchlichen Warnung unzug
lich. Sie scheinen keine Ahnung gehabt zu haben vo
eigentlichen Bedeutung des Ordens und seiner den Um

von Thron und Altar bezweckenden Richtung, von welcher nebst Hengstenberg noch viele protestantische gläubige Geistliche sich überzeugt gehalten haben.

Weiter kam ich nach dem unvergleichlichen alten Nürnberg, das wegen der politischen Eintheilung von Vielen ungerechterweise den Franken zugerechnet wird, da es doch Hauptstadt des oberpfälzischen Nordgaues gewesen und, wie zugleich die Sprache bezeugt, von Oberpfälzern bevölkert ist. Einkehr nahm ich bei Kaplan Forster, dessen Instruktor ich in Amberg gewesen, und wartete auch hier etwa 14 Tage vergeblich auf Entschließung der Behörde. Dieser Freund wurde in der Folge, als er schon eine Pfarrei innehatte, das schriftliche Organ des Fürsten Alexander v. Hohenlohe, indem er in Angelegenheit der bekannten Gebetsheilungen dessen Correspondenz in alle Welttheile besorgte, und hat mir eine Menge der interessantesten Berichte mitgetheilt. In seiner Gesellschaft kam ich mit Maler Xeller, dem Freund von Cornelius, zusammen und ließ mir mit großem Antheil über Letzteren erzählen.

Ich will mit dem lieben Gotth. Heinr. Schubert nicht rechten, ob es wirklich, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, schon im J. 1814 gewesen — dann ohne Zweifel auf eigenem Ausflug von Amberg her — oder erst jetzt bei der Rückkehr von Berlin, wie meine Erinnerung sagt, daß ich mit Freund Benino ihn aufsuchte[1]). In Nürnberg jeden-

1) Anm. d. Schreib. Schubert erzählt, wie folgt: „Im April 1814 traten auf einmal in das kleine Häuschen oben auf dem sogenannten Müllers-Zwinger, darin ich mit Burger und einigen andern gleichgesinnten Freunden des milden Frühlingstages genoß, zwei Fremde ein, welche sich schweigend, als ob sie zu uns gehörten, in unsere Nähe setzten. Und sie gehörten auch zu uns, nicht allein weil sie meine Frau herauf in unsere einsame Zwingerwarte gewiesen, sondern weil die Gedanken, welche wir soeben aussprachen, nicht erst seit gestern und ehegestern, auch ihre Gedanken, unsere Gefühle auch ihre Gefühle waren. Der Eine, mit einem Angesicht und Blick der dunklen Augen, wie man nicht alle Tage sieht, der

falls war es, daß ich den Trefflichen, dessen Schriften schon längst auf mich gewirkt hatten, kennen lernte, um in der Folge viele Jahre hindurch bis zu seinem Tod in ungestörter Freundschaft mit ihm zu verkehren. In des lieben Mannes Gesellschaft traf ich Burger, den ob seiner mystisch-religiösen Bildung und seiner Sammlung dahin einschlägiger Schriften bekannten Rosenbäcker, von dem ich durch Tausch interessante Bücher erworben habe. Mit Beiden kam ich während meines Aufenthaltes viel zusammen — denn daß ich auf alle Fälle auch 1815 Schubert und seine Freunde besuchte, das bezeugen mir Stammblätter — daneben noch mit Kanne und anderen gläubigen Protestanten jenes Kreises, z. B. der Familie v. Scheurl, bei der ich in Erlenstegen übernachtete. Anderer Art war der Verkehr mit dem norwegischen Convertiten Möller und seiner Frau, der vorher im Hause des Grafen F. L. Stolberg Hofmeister gewesen war und nachmals zu Löwen als Professor der Geschichte starb.

In der ersten Nacht, die ich wieder in Amberg zubrachte, weckte mich Feuerlärm; es brannte das Haus, in welchem die aus vielen oberpfälzischen Klöstern zusammengerafften Bibliotheken sich befanden. Ich eilte mit Andern in's flammende Gebäude, um retten zu helfen; aber von etwa 60,000 Bänden gingen an 12,000 zu Grunde, wodurch auch viele der anscheinend geretteten Werke mangelhaft wurden. Der Bibliothekar daselbst war der ob Gelehrsamkeit berühmte P. Moriz, Erbenediktiner von Ensdorf, welcher

---

zu uns hieher in den Zwinger kam, war der in dem Festhalten an dem, was ihm Ernst und Wahrheit ist, unbezwingbare, in seinen vielbestrittenen Ansichten unbestreitbar tiefblickende und hellsehende Dr. J. N. Ringseis. Ein Mann, der mir im Verlaufe der späteren Jahre bis auf den heutigen Tag Beweise einer aufopfernden treuen Liebe und Freundschaft gegeben, die sich mit ihren Folgen selbst für mein äußeres Leben, mit Steinschrift in meine dankbare Erinnerung eingegraben haben. Der Andere ..." (hier folgen die Cap. 2 erwähnten Worte über Benino.)

später den gleichen Posten an der Hof- und Staatsbibliothek zu München erhalten hat.

In Regensburg betete ich unter vielen Thränen an des Bruders Grab und freute mich an Freund Baierhammers Vorhaben, neben dem Grabstein, den eine ungenannte Hand, ich vermuthete Weigl, dem Unvergeßlichen gesetzt hatte, einen Eichbaum zu pflanzen. Auf dem Weg nach Landshut aber, wohin ich ging, um die verehrten Lehrer und alten Bekannten aufzusuchen, kam ich in das väterliche Schloß von Freund G., der daselbst zu jener Zeit das Gut seines abwesenden Bruders verwaltete. Hier empfing ich Eindrücke, welche für die geistige Richtung meiner nächsten Jahre von Entscheidung gewesen, indem sich jene schon früher angedeutete zweite Glaubensanfechtung für mich einleitete, welche im Gegensatz zur ersten nicht als Unglauben, sondern eher als Hypergläubigkeit mich bedrohte; immer aber lag — hier wie dort — autoritätswidriger Subjektivismus zu Grund.

Diese Sache bedarf jedoch näherer Beleuchtung, die ich mir auf einen andern Abschnitt verspare, und ich eile jetzt darüber weg, um zum Abschluß meiner Reise zu gelangen.

In München eingetroffen, stellte ich mich den Behörden vor und bald war meine Anstellung als freiwilliger Feldspitalmedicus auf Kriegsdauer mit Monatsgehalt von 66 fl. und dem Rang eines Regimentsarztes, d. i. Hauptmannsrang, in Ordnung gebracht. Als solcher war ich nicht, wie gelegentlich meines Doktorjubiläums in Zeitungen gesagt worden, wirklicher Bataillons- oder Regimentsarzt, sondern während die Glieder der regelmäßigen militärärztlichen Amtsordnung in den Büreaus und bei ihren jeweiligen Regimentern Dienst thaten, erhielt ich in der eigens für mich geschaffenen Stellung im Verlauf des Feldzugs die alleinige Behandlung der innerlich Kranken im Centralfeldspital und zwar als solcher auch Vorstand der Anstalt. (Die chirurgische Abtheilung gelangte nicht zu großer Wichtigkeit, weil unsere Armee zu keiner Betheiligung

an Schlachten kam.) Der Kronprinz hatte mich sogar als Oberfeldspital-Medicus vorgeschlagen, aber man entschuldigte sich ihm und selbst mir gegenüber: beim Militär, wo Alles nach der Anciennetät gehe, könne man die älteren Aerzte nicht so zurücksetzen; ohnehin überspränge ich durch Ausnahme die Stufe des Bataillonsarztes. Zur Erlangung meiner Stellung war mir die Geneigtheit der Lazareth-Inspektion (des Geheimrath Hartz, des Medizinalrath Deggl und Anderer) zu Gut gekommen; besonders aber wurde sie dadurch ermöglicht, daß um Walther's willen viele Bataillons-, Regiments-, selbst Stabsärzte und solche die es seither geworden waren, die Hochschule zu Landshut besucht hatten und von dorther Alle von mir wußten und mir eine gewisse Berechtigung zu solcher Ausnahmsstellung zugestanden. Uebrigens war ich in den formalen Geschäften im Felde noch ganz unerfahren und die sofortige Uebernahme einer höheren Direktion hätte mich in nicht geringe Verlegenheit setzen müssen.

Zur Ausrüstung erhielt ich eine Gratifikation von 110 Gulden.

XXXVII.

Die Werke der heiligen Hildegardis und ihr neuester Kritiker.

In der „Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter", welche der Gymnasialprofessor Lic. Wilhelm Preger zu München zu veröffentlichen angefangen hat, hebt derselbe mit der hl. Hildegardis an, ist aber auch gleich diese es,

welche, wie man es bei der in diesen Blättern[1]) bereits ausgiebig gewürdigten Geistesrichtung des Verfassers sehr begreiflich finden wird, einen Hauptangriff von ihm zu erfahren hat. Herr Preger versucht nämlich (S. 26) nicht weniger nachzuweisen, als daß von all dem was der heil. Seherin an schriftlichen Erzeugnissen zugeschrieben wird, nichts übrig bleibe, worauf man mit aller Zuverlässigkeit bauen könne, mit Ausnahme einer einzigen Stelle in dem ihren Namen tragenden Briefe an den heil. Bernard.

Der Versuch ist offenbar ein kühner. Das werden Freunde und Widersacher des Herrn Preger wohl nicht läugnen wollen.

Als vor nahezu vierzig Jahren ein anderer Münchener Professor, Joseph Görres, seine „christliche Mystik“ erscheinen ließ, wollte er, wie er es in seinem Vorwort so schön zu sagen versteht[2]), dieser ein Ehrendenkmal errichten, um ihr auf diese Weise wieder zu der Anerkennung und dem Ansehen zu verhelfen, welche ihr in dem christlichen Glaubensbereiche nicht versagt werden dürfen. Indem er aber mit der ihm eigenen außerordentlichen Kraft den Plan in seinem berühmt gewordenen Buche zur Ausführung brachte, hat er durch dasselbe namentlich auch die heil. Hildegardis neuerdings auf den Leuchter gestellt. Danach könnte es nun fast scheinen, als ob der jetzige Professor sich berufen glaubte, gegen den früheren eine Lanze einzulegen und im Namen des modernen München auch selbst gegen den so mannhaften Koryphäen des älteren mit Macht da anzustürmen, wo dieser sich unterfängt für ein Gebiet einzutreten, welches allerdings wohl bei den Gesinnungsgenossen des Herrn Preger als das dunkelste verschrieen, wenn nicht gar der Lächerlichkeit verfallen ist. „Sollte auch die Geschichte der Mystik nur eine

1) Band 75, S. 679 fg.

2) Görres, die christliche Mystik. Regensburg 1836. S. XIII.

an Schlachten kam.) Der Kronprinz hatte mich sogar Oberfeldspital=Medicus vorgeschlagen, aber man e schuldigte sich ihm und selbst mir gegenüber: beim Milit wo Alles nach der Anciennetät gehe, könne man die älter Aerzte nicht so zurücksetzen; ohnehin überspränge ich dur Ausnahme die Stufe des Bataillonsarztes. Zur Erlangun meiner Stellung war mir die Geneigtheit der Lazareth Inspektion (des Geheimrath Hartz, des Medizinalrat Oeggl und Anderer) zu Gut gekommen; besonders ab wurde sie dadurch ermöglicht, daß um Walther's wil viele Bataillons=, Regiments=, selbst Stabsärzte und sol die es seither geworden waren, die Hochschule zu Landsh besucht hatten und von dorther Alle von mir wußten mir eine gewisse Berechtigung zu solcher Ausnahmsstell zugestanden. Uebrigens war ich in den formalen Geschä im Felde noch ganz unerfahren und die sofortige Ueberna einer höheren Direktion hätte mich in nicht geringe Verle heit setzen müssen.

Zur Ausrüstung erhielt ich eine Gratifikation 110 Gulden.

XXXVII.

Die Werke der heiligen Hildegardis und ihr ne Kritiker.

In der „Geschichte der deutschen Mystik im Mittel welche der Gymnasialprofessor Lic. Wilhelm Preg München zu veröffentlichen angefangen hat, hebt d mit der hl. Hildegardis an, ist aber auch gleich di

können wir nun aber nur mit einem ganz entschiedenen Ja antworten und wir tragen kein Bedenken, zugleich von vornherein zu behaupten, daß die dafür sprechenden Gründe als durchaus entscheidend bezeichnet werden müssen.

Sehen wir sie uns an.

Die herrlich gelegenen Räumlichkeiten — nunmehr Pfarrwohnung — in welchen wir diese Zeilen niederschreiben, sind die Ueberreste der letzten Klosterstiftung der heil. Hildegardis. Nachdem diese nämlich um das Jahr 1147 oder 1148 von dem Disibodusberge hinter Kreuznach, wo sie erzogen worden und darauf zuerst als Klosterfrau, später als Vorsteherin gelebt hatte, mit ihrer ganzen Genossenschaft auf den Rupertsberg bei Bingen, dahin wo heute Bingerbrück sich befindet, übergesiedelt war, hat sie, wie auch Herr Preger (S. 37) richtig bemerkt, von da aus auch noch das Kloster zu Eibingen bei Rüdesheim begründet, im J. 1165, wie angenommen wird, und dieses Kloster hat dann das auf dem Rupertsberg lang überdauert. Denn während dieses, in welchem die Heilige persönlich bis an ihr Ende verblieb und starb, unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges im J. 1632 in Flammen aufging, erhielt sich das Eibinger Kloster, in welches sich nach der genannten Katastrophe auch die Rupertsberger Nonnen zurückzogen und dessen Vorsteherin von da an den Titel: „Aebtissin von Rupertsberg und Eibingen" führte, bis zum Ende des März 1814, wo es als das letzte von den vielen Klöstern, welche sich in den damals Nassau'schen Landestheilen befunden hatten, dem Hammer der Säcularisation erlag. Damals wanderten nun nach Weisung des Nassau'schen Ministeriums vom 8. März 1814 zwei herrliche Codices von Hildegard's Werken von Eibingen in die Landesbibliothek zu Wiesbaden, in welcher sie sich noch jetzt befinden und jedenfalls deren weitaus werthvollsten Schatz ausmachen.

Der Schreiber hat sich öfters und noch jüngst mit diesen Codices beschäftigt und ist darum mit ihnen vertraut ge-

worden. Er erlaubt sich, sie im Folgenden insoweit näher zu besprechen, als es nothwendig ist, um den Nachweis zu liefern, wie vor Allem aus ihnen die Aechtheit der Hildegard'schen Werke ersichtlich ist.

Der eine derselben ist so umfangreich und schwer, daß es auch einem starken Manne lästig fallen würde, ihn für eine längere Strecke auf beiden Armen vor sich herzutragen. Es ist ein äußerst dicker Band in größtem Folio, innerhalb zweier aus Brettern bestehender Decken befindlich, welche von außen mit Schweinsleder überzogen und an den Ecken mit Messing beschlagen sind, mit einer eisernen, nicht mehr vollständigen Kette versehen. Die nach beiden Richtungen hin mächtigen Pergamentblätter, noch sehr gut erhalten, sind in zwei Colonnen — nur erst auf den letzten Blättern, welche Lieder mit ihren Melodien enthalten, verschwindet die Colonnenabtheilung — höchst regelrecht so liniirt, daß sowohl zwischen den Colonnen selbst, als namentlich auch zwischen dem Texte überhaupt und den Pergamenträndern sehr anständiger Raum gelassen ist. Die Initialen und Capitelanzeigen sind roth, die übrige Schrift ist schwarz gegeben. Die Buchstaben sind so groß, kräftig und schön geschrieben, daß gewiß auch das schwächste Auge sie leicht zu unterscheiden vermag. Das Ganze des Codex macht offenbar einen großartigen Eindruck, und das um so mehr, als die eben hervorgehobenen Vorzüge seiner Einrichtung sich durch das ganze Buch, trotz seiner gewaltigen Dicke, mit einer erstaunlichen Beharrlichkeit hindurchziehen. Nur scheinen uns die letzten Theile doch etwas schwieriger zu lesen, als die vorhergehenden.

Dieser imposante Codex ist nun bereis vor zwei Jahrhunderten zu Eibingen aufgefallen. Denn er wird von dem Jesuiten Papebroek erwähnt, welcher auf der Reise, die er in Gemeinschaft mit seinem Ordensgenossen Henschen durch Deutschland nach Italien unternommen, im J. 1660 von Mainz aus nach dem Eibinger Kloster kam. Nachdem

er der Reliquien, insbesondere auch der der heil. Hildegardis, gedacht, welche er und Henschen damals zu Eibingen gesehen und erzählte, wie diese bei der Zerstörung des Rupertsberger Klosters von da nach dem ihm unterstehenden Kloster zu Eibingen gerettet worden, fährt er fort: „Inter libros ingens volumen membranaceum erat ms. ac bicolumnare, continens omnia opera s. Hildegardis[1]).“ Die Verbindung, in welche wir hier unseren Codex mit den von Rupertsberg nach Eibingen geflüchteten Reliquien gesetzt sehen, legt nun schon die Vermuthung nahe, daß, wie diese, so auch jener bei derselben Veranlassung von Rupertsberg dahin gebracht worden sei, vorher also auf dem Rupertsberg sich befunden habe. Zu dieser Annahme werden wir aber fast genöthigt, wenn wir in Betracht ziehen, daß Nikolaus Serarius in seinen „res Moguntiacae“ welche im J. 1604 erschienen sind, also um ebensoviele Jahre vor dem Untergang des Rupertsbergs, als Papebroek und Henschen nach demselben nach Eibingen kamen, ebenso das damalige Vorhandenseyn der Reliquien und des Codex auf dem Rupertsberg bezeugt, wie Papebroek sie als zu seiner Zeit im Eibinger Kloster befindlich aufführte. „In Rupertino coenobio“, so schreibt Serarius, „servantur adhuc ejus (scilicet s. Hildegardis) reliquiae ac magnum scriptorum in pergameno volumen[2]). Wollte übrigens Jemand hier noch den Zweifel hegen, ob wohl der von Serarius erwähnte große Band der Hildegardschen Werke wirklich auch mit dem später zu Eibingen vorfindlichen derselbe sei, da es ja immerhin denkbar sei, daß sich früher an beiden Orten, zu Rupertsberg und zu Eibingen, große Exemplare von Hildegard's Werken befunden hätten; so wird dieses Bedenken sofort verschwinden müssen, wenn wir auf das Folgende aufmerksam machen. Auf der inneren

---

1) Acta Sanctorum Bolland. ad 17. Sept., abgedruckt in Migne's Patrologie, Band 197, Col. 86.

2) Nicol. Serarius, res Mogunt., edid. Georg. Christian. Johannis 1722. pag. 200.

Seite des vorderen Deckels unseres Codex befinden sich nämlich drei Einschreibungen. Die beiden letzteren berichten in deutscher Sprache ziemlich ausführlich von der Zerstörung des Rupertsberger Klosters durch den schwedischen Major Alexander Hanna im J. 1632, zur Zeit als die adelige Anna Lerchin von Dürmstein Abtissin war, sowie von der wunderbaren Rettung der auf dem Rupertsberge befindlichen Reliquien. Sie schließen mit den Worten: Haec sunt annotata vera per praenobilem Casparum Lerchen de Dürmstein, fratrem supradictae Abbatissae. Manu propria." Die erste der drei Einschreibungen aber, lateinisch gefaßt, gibt Kunde von einer im J. 1489 auf Befehl des damaligen Mainzer Erzbischofs Berthold in Gegenwart der damaligen Abtissin Alheidis von Reiffenberg und der übrigen Klosterfrauen vorgenommenen Erhebung der Reliquien der heil. Hildegardis. Diese lateinische Einschreibung hat nun bereits Serarius in dem Codex auf dem Rupertsberg gelesen und sie sogar, wenigstens dem größten Theile nach, in seinem Werke abgedruckt[1]). Somit besitzen wir in dieser Einschreibung gewissermaßen das vollgiltige Siegel für die Identität unseres großen Codex mit dem früher auf dem Rupertsberg aufbewahrten und haben also die volle Gewißheit, daß derselbe, bevor er nach Eibingen kam, auf dem Rupertsberg zu Haus war. Zugleich aber gibt uns diese Einschreibung in Gemeinschaft mit den beiden anderen, welche ihr nachgefolgt sind, auch noch einen verständlichen Wink über die Bedeutsamkeit, welche dem colossalen Buch innerhalb der Klosterfamilie zukam. Es galt, nach den wichtigen Einschreibungen, ebenso wie nach der Kette, welche es festhalten sollte, zu schließen, offenbar als das Haupthausbuch, in welchem man die für die Genossenschaft wichtigsten Vorkommnisse beurkundete.

Um so ferner muß es uns aber auch liegen, seine erste Heimath und ursprüngliche Herkunft anderswo zu

1) Serar. loc. cit. p. 200.

suchen, als eben in dem Rupertsberger Kloster. War ja dieses als die vornehmste Stiftung Hildegard's, als die Anstalt welche vornehmlich von ihr in's Leben gerufen worden und in welcher hauptsächlich die von ihr begründete Genossenschaft fortlebte, selbstverständlich so sehr die berufene Vertreterin ihrer Sache und ihres Namens, daß man gewiß auch für den Fall, daß sich die Frage, ob ein Codex Hildegardischer Werke vom Rupertsberg herstamme oder nicht, nur ganz im Allgemeinen und ohne daß besondere Gründe für ersteres sprächen, erheben würde, sich geneigt fühlen dürfte, den Ursprung eher bei den dortigen geistlichen Töchtern der Heiligen als anderswo zu vermuthen. Um so mehr werden wir gerade bei ihnen die Wiegenstätte eines Codex zu suchen haben, welchem wir zuerst bei ihnen selbst begegnen, welchen wir bei ihnen eine so hervorragende Stellung einnehmen sehen und welcher bei den außergewöhnlichen Eigenschaften, die ihm zukommen, und bei den bedeutenden Mitteln, durch deren Einsatz er allein möglich war, Urheber seines Daseyns postulirt, denen St. Hildegard so hoch stand, wie dieß vor allen Andern bei den Bewohnern des Rupertsberger Klosters der Fall war.

In welche Zeit nun aber wohl der Ursprung des Codex fällt?

Darüber, wie über seinen Fertiger, findet sich in ihm keine positive Angabe. Die Zeit seines Entstehens kann darum nur aus seiner Beschaffenheit geschlossen werden und wird danach das dreizehnte Jahrhundert dafür anzunehmen seyn. So hält man es, wie es scheint, in Wiesbaden fest und so nimmt es auch der vor mehreren Jahren verstorbene Dr. Rossel, früherer Sekretär des nassau'schen Alterthums, an. Der Stimme dieses Mannes, welcher auf dem Gebiete der Alterthumskunde überhaupt sehr bewandert war, darf man aber in Betreff unseres Codex um so mehr Gewicht beilegen, als er sich mit demselben gar viel beschäftigt hat. Nachdem er nämlich zuerst, wie er in einem uns vor-

Seite des vorderen Deckels unseres Codex befinden sich nämlich drei Einschreibungen. Die beiden letzteren berichten in deutscher Sprache ziemlich ausführlich von der Zerstörung des Rupertsberger Klosters durch den schwedischen Major Alexander Hanna im J. 1632, zur Zeit als die adelige Anna Lerchin von Dürmstein Abtissin war, sowie von der wunderbaren Rettung der auf dem Rupertsberge befindlichen Reliquien. Sie schließen mit den Worten: Haec sunt annotata vera per praenobilem Casparum Lerchen de Dürmstein, fratrem supradictae Abbatissae. Manu propria.“ Die erste der drei Einschreibungen aber, lateinisch gefaßt, gibt Kunde von einer im J. 14[illegible] auf Befehl des damaligen Mainzer Erzbischofs Berthold in Gegenwart der damaligen Abtissin Alheidis von Reiffenberg und der übrigen Klosterfrauen vorgenommenen Erhebung der Reliquien der heil. Hildegardis. Diese lateinische Einschreibung hat nun bereits Serarius in dem Codex auf dem Rupertsberg gelesen und sie sogar, wenigstens dem größten Theile nach, in seinem Werke abgedruckt [1]). Somit besitzen wir in dieser Einschreibung gewissermaßen das vollgiltige Siegel für die Identität unseres großen Codex mit dem früher auf dem Rupertsberg aufbewahrten und haben also die volle Gewißheit, daß derselbe, bevor er nach Eibingen kam, auf dem Rupertsberg zu Haus war. Zugleich aber gibt uns diese Einschreibung in Gemeinschaft mit den beiden anderen, welche ihr nachgefolgt sind, auch noch einen verständlichen Wink über die Bedeutsamkeit, welche dem colossalen Buch innerhalb der Klosterfamilie zukam. Es galt, nach den wichtigen Einschreibungen, ebenso wie nach der Kette, welche es festhalten sollte, zu schließen, offenbar als das Haupthausbuch, in welchem man die für die Genossenschaft wichtigsten Vorkommnisse beurkundete.

Um so ferner muß es uns aber auch liegen, seine erste Heimath und ursprüngliche Herkunft anderswo zu

1) Serar. loc. cit. p. 200.

suchen, als eben in dem Rupertsberger Kloster. War ja dieses als die vornehmste Stiftung Hildegard's, als die Anstalt welche vornehmlich von ihr in's Leben gerufen worden und in welcher hauptsächlich die von ihr begründete Genossenschaft fortlebte, selbstverständlich so sehr die berufene Vertreterin ihrer Sache und ihres Namens, daß man gewiß auch für den Fall, daß sich die Frage, ob ein Codex Hildegardischer Werke vom Rupertsberg herstamme oder nicht, nur ganz im Allgemeinen und ohne daß besondere Gründe für ersteres sprächen, erheben würde, sich geneigt fühlen dürfte, den Ursprung eher bei den dortigen geistlichen Töchtern der Heiligen als anderswo zu vermuthen. Um so mehr werden wir gerade bei ihnen die Wiegenstätte eines Codex zu suchen haben, welchem wir zuerst bei ihnen selbst begegnen, welchen wir bei ihnen eine so hervorragende Stellung einnehmen sehen und welcher bei den außergewöhnlichen Eigenschaften, die ihm zukommen, und bei den bedeutenden Mitteln, durch deren Einsatz er allein möglich war, Urheber seines Daseyns postulirt, denen St. Hildegard so hoch stand, wie dieß vor allen Andern bei den Bewohnern des Rupertsberger Klosters der Fall war.

In welche Zeit nun aber wohl der Ursprung des Codex fällt?

Darüber, wie über seinen Fertiger, findet sich in ihm keine positive Angabe. Die Zeit seines Entstehens kann darum nur aus seiner Beschaffenheit geschlossen werden und wird danach das dreizehnte Jahrhundert dafür anzunehmen seyn. So hält man es, wie es scheint, in Wiesbaden fest und so nimmt es auch der vor mehreren Jahren verstorbene Dr. Rossel, früherer Sekretär des nassau'schen Alterthums, an. Der Stimme dieses Mannes, welcher auf dem Gebiete der Alterthumskunde überhaupt sehr bewandert war, darf man aber in Betreff unseres Codex um so mehr Gewicht beilegen, als er sich mit demselben gar viel beschäftigt hat. Nachdem er nämlich zuerst, wie er in einem uns vor-

liegenden Schreiben aus dem Jahre 1853 bemerkt, ihn früher zu rein diplomatischen Zwecken die beiden nunmehr Wiesbadener Handschriften der heil. Hildegardis genau mit einander verglichen, hat er darauf sich der ungeheuren Mühe unterzogen, von eben denselben die eine Hauptschrift der Heiligen, das Scivias, unter gleichzeitiger Benützung der Kölner Ausgabe vom Jahre 1628 in einem kritisch berichtigten Texte zu copiren, der, nachdem Herr Rossel auch noch den Coder des Euchariusklosters von Trier, welcher jetzt in der Hospitalbibliothek zu Cues an der Mosel sich befindet, an Ort und Stelle verglichen, seitdem druckfertig vorliegt und von dem nur zu bedauern ist, daß er bis auf den heutigen Tag noch nicht zum wirklichen Abdruck gelangen konnte. Dr. Rossel schreibt aber in seinem eben von uns erwähnten Aktenstück unseren großen Coder ohne Weiteres dem dreizehnten Jahrhundert zu.

Dürfen wir nun aber nach Vorstehendem wohl weder daran zweifeln, daß der Coder, bevor er nach Eibingen gerettet wurde, immer auf dem Rupertsberg sich befunden hat, noch auch daran, daß seine Lebenstage bis in's 13. Jahrhundert zurückreichen, so ist uns damit bereits eine gar schwer wiegende Bürgschaft für die Aechtheit der Hildegard'schen Werke im Allgemeinen gegeben. Denn einerseits konnte man gewiß während des 13. Jahrhunderts in dem Hauptkloster Hildegard's, welche erst im J. 1179, oder nach Herrn Preger im J. 1178, gestorben war und, wie auch er zugibt, zur Zeit ihres Lebens in so bedeutsamer und darum das öffentliche Aufsehen erregender Weise aufgetreten war, darüber unterrichtet seyn, ob Hildegardis auch Vieles und darunter sogar große Werke geschrieben habe oder nicht, und ist für den Fall, daß sie wirklich schriftstellerisch thätig gewesen und ihre Werke sich bis zu der Zeit der Anfertigung des Coder erhalten hatten, es gar nicht anders denkbar, als daß man vorzugsweise auf dem Rupertsberge davon Kenntniß hatte und die betreffenden

Schriften besaß; andererseits ist es aber geradezu undenkbar, daß man damals auf dem Rupertsberg, falls man nichts von Werken Hildegard's gewußt und keine solche unter ihrem Namen besessen, einen so gewaltigen Codex erdichteter Hildegard'scher Werke angefertigt hätte, wie wir ihn in dem bisher besprochenen besitzen. Denn welche sittliche Verkommenheit hätte den ganzen Convent auf dem Rupertsberg erfaßt haben müssen, wenn er zu einer so immensen Fälschung fähig gewesen wäre? welchen Vortheil hätte er sich von einem solchen Buche, welches durchweg in fremder Sprache gefertigt ist und, wie alle welche je damit eingehend bekannt geworden sind, aus Erfahrung wissen, auch selbst für Gelehrte so schwer verständlich ist, versprechen können? wer hätte sich dazu hergegeben, einzig um den Nonnen und ihren abscheulichen Fälschungsabsichten zu genügen, die Riesenarbeit zu übernehmen, welche die Herstellung des Codex erforderte und welche, wenn der Inhalt desselben überhaupt auf diesem Wege zu Stande zu bringen gewesen wäre, mehr als hingereicht hätte, ein ganzes Mannesalter auszufüllen? wie hätten die Nonnen und der von ihnen angestellte Fälscher sich auch nur irgendwie Hoffnung machen können, sie würden, nachdem man bisher von Schriften Hildegard's nichts gewußt, Glauben finden, wenn sie auf einmal mit einer überreichen Literatur derselben hervortreten und namentlich eine großartige Briefcorrespondenz zwischen Hildegardis und den ersten Persönlichkeiten ihrer Zeit publiciren würden, während bisher von einem solchen Verkehr nichts bekannt gewesen? und wie sollte man es sich endlich erklären, daß sie dann, nachdem sie das Wagniß doch unternommen, es fertig gebracht, ihre Mitwelt, welcher es bekanntlich an Capacitäten keineswegs fehlte, so zu täuschen, daß diese ganz ruhig das massenhaft unterschobene Material als ächte Münze hingenommen? Wer nur gesunden Sinnes ist, wird sicherlich ein so gerütteltes Maß von Ungereimtheiten zurückweisen und somit anerkennen, da sche bei der Fertigung

Rede, sowohl von denjenigen welche an sie gerichtet waren, als auch ihren Antworten, und es wird beigefügt, daß sowohl die ihrigen, als auch diejenigen welche für sie bestimmt waren, in ein Buch zusammengestellt seien[1]). So wird auch erwähnt, daß sie einen Gesang mit überaus süßer Melodie, vorher noch nicht gesehene Buchstaben mit einer noch nicht gehörten Sprache herausgegeben und eine Anzahl von Evangelien erklärt habe[2]). Somit zählt Gottfried's und Theodorich's Lebensbeschreibung gerade solche, aber auch nur solche Schriften Hildegard's auf, wie sie uns der Coder vorführt und wie wir sie aus demselben verzeichnet haben!

Nun kommt es Herrn Preger selbst wahrscheinlich vor, daß die hier in Rede stehende Beschreibung von Hildegard's Leben nicht lange nach ihrem Tode entstanden sei, und er vermuthet auf Grund gewisser geschichtlicher Daten, die wir hier unberührt lassen können, daß sie wohl zwischen 1181—1191 geschrieben sei (S. 14). Ist dem aber so, und wir glauben, daß hier Herrn Preger nichts Wesentliches entgegnet werden kann, dann sehen wir ja schon unmittelbar nach Hildegard's Tod gerade den Canon ihrer Schriften aufgestellt, dem wir in dem im 13. Jahrhundert gefertigten großen Coder ihrer Werke begegnen.

Trat man aber damals, wo Hildegardis kaum entschlafen war, in ihrer Biographie schon mit einem solchen Verzeichniß ihrer Bücher öffentlich auf, wie könnte man dann auch nur einen Augenblick den Verdacht hegen, daß dasselbe Unterschobenes biete? Wir sehen ab davon, daß gewiß Jedermann, welcher vorurtheilslos Gottfried's und Theodorich's Schilderung von Hildegard's Leben durchliest, in den Verfassern ein solches religiös-sittliches Streben vermerkt, daß es ihm schlechterdings unthunlich erscheinen wird, diese Männer als solche anzusehen, welche sich verabredetermaßen ein Geschäft daraus gemacht, die Welt über die eben

1) II. 14. III 47.
2) II. 14.

verstorbene Hildegardis in fabelhafter Weise zu belügen. Statt dessen fragen wir aber: hätten wohl die Biographen Hildegard's, von der auch Herr Preger nicht bezweifeln will, daß sie eine bedeutsame Stellung in ihrer Zeit eingenommen, daß sie eine prophetisch-reformatorische Thätigkeit entfaltet (S. 33) und ihre Wirksamkeit keineswegs auf kleinere Kreise beschränkt, sondern auch „zu verschiedenen Malen große Reisen durch Deutschland unternommen habe, um allenthalben in den Klöstern sittliche Schäden abzustellen, Frieden zu stiften, zu einem heiligeren Leben zu ermahnen" (S. 35) — hätten sie wohl von einer solchen Persönlichkeit, welche in so außerordentlicher Weise während ihres Lebens hervorgetreten und in Folge davon in der Welt allgemein bekannt war, gleich nach ihrem Hinscheiden ein Bild veröffentlichen können, welches von demjenigen das noch vor Aller Gedächtniß schwebte, wesentlich verschieden gewesen wäre? hätten sie, was wir oben auch selbst für eine spätere Zeit im 13. Jahrhundert als unausführbar erkannt, ihr damals schon die Schaffung einer Literatur zuzuschreiben wagen dürfen, von der bisher Niemand etwas gewußt? hätten sie insbesondere wohl die Kühnheit gehabt, dem damaligen Geschlechte, so wie sie es in ihrer Beschreibung gethan, von der Vorlegung der Hildegard'schen Schriften auf der hohen Versammlung zu Trier und davon zu erzählen, daß dort der Papst selbst aus denselben vorgelesen, sie bewundert und der Verfasserin ein Belobigungsschreiben zugesendet[1]), wenn dieß Alles erfunden wäre? und sollten sie wohl, wenn sie trotzdem mit einer so groben Lüge vor das damalige Publikum hingetreten wären, welches gewiß noch zahlreiche Persönlichkeiten unter sich zählte, die über die in Rede stehenden Vorkommnisse aus eigener Erfahrung Zeugniß abzugeben im Stande waren, dennoch ihr so grob angelegtes Spiel so ohne allen Widerspruch gewonnen haben? sollte gar Niemand ihnen dabei entgegen getreten, ihren Trug entlarvt und ihr Treiben öffentlich gebrandmarkt haben?

1) I. 5.

Herr Preger erkennt selbst das Unnatürliche einer solchen Annahme und will darum die Richtigkeit der Erzählung von der Begebenheit zu Trier „in der Hauptsache", wie er sagt, nicht bezweifeln. „Man wagte wohl nicht", fügt er bei, „nur dreißig Jahre später eine Geschichte zu erfinden, die, unter solchen Umständen berichtet, zu einer Controlirung reizte, welche damals so leicht vorgenommen werden konnte" (S. 33). Wie kann er denn aber den Vorgang zu Trier der Hauptsache nach zugeben und doch von Schriften der heil. Hildegardis, worum es sich dort hauptsächlich handelte, nichts wissen wollen? und wie kann er es als undenkbar erklären, daß man alsbald nach dem Tode der Heiligen ihren noch übrigen Zeitgenossen jenen Vorgang erzählt, wenn er nicht wahr gewesen, und doch zugleich annehmen, daß man denselben Zeitgenossen in Betreff der schriftstellerischen Thätigkeit Hildegard's etwas zu glauben zugemuthet habe, und zwar mit dem allerbesten Erfolg, was mit deren die Heilige betreffenden Erfahrung im Widerspruch stand?

Uns aber will es bedünken, daß, nachdem wir nun gezeigt, wie die im Coder des 13. Jahrhunderts vorgeführten Hildegard'schen Werke auch schon unmittelbar nach ihrem Tode von ihren Lebensbeschreibern ihr zugesprochen worden und wie unglaublich die Annahme wäre, diese hätten mit ihrer Angabe die damalige Welt bethören wollen und betrügen können, ein vernünftiger Zweifel an der Aechtheit dieser Schriften im Allgemeinen kaum noch möglich ist; und es will uns scheinen, als ob derjenige, welchem die bisher dafür namhaft gemachten Gründe nicht genügten, kaum noch von der Aechtheit eines aus der alten Zeit stammenden Buches zu überzeugen seyn dürfte.

Der zweite der Codices, welche, wie wir oben erzählt, im J. 1814 von Eibingen nach Wiesbaden gebracht worden sind, ist viel kleiner und dünner als der erste, enthält bloß das Werk Scivias und scheint uns nach einer eingehenden Textesvergleichung, welche wir angestellt haben, von jenem

abgeschrieben zu seyn. Er ist übrigens noch viel sorgfältiger und prächtiger gefertigt, als der andere, und besonders interessant durch die zahlreichen und theilweise ziemlich großen Miniaturbilder, mit welchen er geschmückt ist und welche die im Scivias vorgeführten Visionen Hildegard's zur Anschauung zu bringen bestimmt sind. Eine uns vor Jahren gewordene briefliche Mittheilung eines unserer ersten noch lebenden Künstler, welcher die Miniaturen besichtigt, sagt, daß sie schön seien und den mystischen Geist jener Zeit athmen, in welcher sie entstanden sind. Uns selbst ist außer vortrefflicher Zeichnung herrliches Colorit aufgefallen. Dr. Rossel setzt diese Handschrift in's 14. Jahrhundert. Bei der Abhängigkeit, in welcher damals das Eibinger Kloster dem auf dem Rupertsberg gegenüber sich befand, der im Allgemeinen in Fragen über den Entstehungsort Hildegard'scher Handschriften gewiß nicht wenig berechtigten Präsumtion für den Rupertsberg, und unserer vorhin ausgesprochenen Vermuthung, daß dieser Coder von dem größeren durch Abschrift entnommen worden, werden wir uns gewiß kaum gestatten dürfen, auch seine urspüngliche Heimath anderswo als auf dem Rupertsberge zu suchen. Ob er aber erst nach Einäscherung des Klosters zugleich mit den größeren, oder schon früher nach Eibingen gebracht worden, müssen wir, da uns Anhaltspunkte für das eine und für das andere fehlen, dahingestellt seyn lassen. Es ist dieß aber auch für unseren Zweck bedeutungslos.

Für diesen ergibt sich dagegen aus dem über den kleineren Coder von uns Gesagten unläugbar Folgendes. Die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher er hergestellt wurde, ist der sprechendste Beweis dafür, daß man damals in dem Kloster der heil. Hildegardis gerade das Werk Scivias besonders hoch anschlug und daß man darum daselbst namentlich auch von seiner Aechtheit fest überzeugt war. Das Vorhandenseyn des kleinen Coder mit den ihm eigenen außerordent-

lichen Vorzügen bestätigt und bekräftigt somit das was wir vorher für die Aechtheit der Hildegard'schen Werke im Allgemeinen dargethan haben, speziell hinsichtlich des Scivias.

So genügend nun auch schon seyn mag, was wir aus den beiden vorgeführten Handschriften für die Aechtheit von Hildegard's Schriften entnommen haben, so dürfen wir es doch nicht unterlassen, zur Bereicherung unseres Beweises auch noch auf zwei weitere Zeugnisse hinzuweisen, welche von kaum geringerer Bedeutung seyn werden, als die besprochenen.

Das erste ist in dem einzigen Codex gegeben, von welchem der Schreiber, außer den in Betracht gezogenen, etwas Näheres weiß. Es ist derjenige welcher sich jetzt, wie oben im Vorbeigehen schon berührt worden, in der Hospitalbibliothek zu Cues befindet, ebenfalls nur das Scivias umfaßt und von Dr. Rossel verglichen worden ist. Er enthält nämlich wie den Namen seines Copisten, des Mönches Otto von St. Eucharius zu Trier, auch die Jahrzahl 1210.

Danach muß dann aber auch wohl schon damals, also nur 31 Jahre nach dem Tode Hildegard's, die Aechtheit dieses Buches anerkannt gewesen seyn[1])!

---

1) Vorstehendes hatten wir bereits niedergeschrieben, als die Bereitwilligkeit eines geschätzten Kunst- und Alterthumsverständigen, mit uns gemeinschaftlich die beiden Codices in Wiesbaden in Augenschein zu nehmen, uns bewog, noch einmal dahin zu reisen. Begleitet von dem betreffenden Herrn trafen wir aber (am 9. August l. J.) auf der dortigen Bibliothek zugleich auch noch einen gerade daselbst arbeitenden Kunstverständigen aus St. Petersburg an, welcher dem Gegenstande unserer Untersuchung seine Theilnahme schenkte. Das Resultat, zu welchem wir gelangten, war nun folgendes: Nichts an dem großen Codex steht der Annahme entgegen, daß er bereits im zwölften Jahrhundert gefertigt ist; dagegen geht es nicht an, seinen Ursprung später als in eben dieses Jahrhundert zu setzen, da die in dem Buche vorfindliche und einen wesentlichen Bestandtheil desselben ausmachende Neumenschrift kaum noch nach dem Ablauf dieses Jahrhunderts zur Anwendung gekommen seyn dürfte. Der russische Herr insbesondere wäre geneigt gewesen, den Codex

abgeschrieben zu seyn. Er ist übrigens noch viel sorgfältiger und prächtiger gefertigt, als der andere, und besonders interessant durch die zahlreichen und theilweise ziemlich großen Miniaturbilder, mit welchen er geschmückt ist und welche die im Scivias vorgeführten Visionen Hildegard's zur Anschauung zu bringen bestimmt sind. Eine uns vor Jahren gewordene briefliche Mittheilung eines unserer ersten noch lebenden Künstler, welcher die Miniaturen besichtigt, sagt, daß sie schön seien und den mystischen Geist jener Zeit athmen, in welcher sie entstanden sind. Uns selbst ist außer vortrefflicher Zeichnung herrliches Colorit aufgefallen. Dr. Kossel setzt diese Handschrift in's 14. Jahrhundert. Bei der Abhängigkeit, in welcher damals das Eibinger Kloster dem auf dem Rupertsberg gegenüber sich befand, der im Allgemeinen in Fragen über den Entstehungsort Hildegard'scher Handschriften gewiß nicht wenig berechtigten Präsumtion für den Rupertsberg, und unserer vorhin ausgesprochenen Vermuthung, daß dieser Codex von dem größeren durch Abschrift entnommen worden, werden wir uns gewiß kaum gestatten dürfen, auch seine urspüngliche Heimath anderswo als auf dem Rupertsberge zu suchen. Ob er aber erst nach Einäscherung des Klosters zugleich mit den größeren, oder schon früher nach Eibingen gebracht worden, müssen wir, da uns Anhaltspunkte für das eine und für das andere fehlen, dahingestellt seyn lassen. Es ist dieß aber auch für unseren Zweck bedeutungslos.

Für diesen ergibt sich dagegen aus dem über den kleineren Codex von uns Gesagten unläugbar Folgendes. Die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher er hergestellt wurde, ist der sprechendste Beweis dafür, daß man damals in dem Kloster der heil. Hildegardis gerade das Werk Scivias besonders hoch anschlug und daß man darum daselbst namentlich auch von seiner Aechtheit fest überzeugt war. Das Vorhandenseyn des kleinen Codex ·igenen außerordent-

lichen Vorzügen bestätigt und bekräftigt somit das w
vorher für die Aechtheit der Hildegard'schen Werke i
gemeinen dargethan haben, speziell hinsichtlich des S

So genügend nun auch schon seyn mag, was w
den beiden vorgeführten Handschriften für die Aechth
Hildegard's Schriften entnommen haben, so dürfen
doch nicht unterlassen, zur Bereicherung unseres B
auch noch auf zwei weitere Zeugnisse hinzu
welche von kaum geringerer Bedeutung seyn werden,
besprochenen.

Das erste ist in dem einzigen Codex gegebe
welchem der Schreiber, außer den in Betracht gez
etwas Näheres weiß. Es ist derjenige welcher sich je
oben im Vorbeigehen schon berührt worden, in der H
bibliothek zu Cues befindet, ebenfalls nur das Scivi
faßt und von Dr. Rossel verglichen worden ist. Er
nämlich wie den Namen seines Copisten, des Mönche
von St. Eucharius zu Trier, auch die Jahrzahl 121

Danach muß dann aber auch wohl schon damal
nur 31 Jahre nach dem Tode Hildegard'
Aechtheit dieses Buches anerkannt gewesen seyn

---

1) Vorstehendes hatten wir bereits niedergeschrieben, als die
willigkeit eines geschätzten Kunst- und Alterthumsverständi
uns gemeinschaftlich die beiden Codices in Wiesbaden in Au
zu nehmen, uns bewog, noch einmal dahin zu reisen. Begl
dem betreffenden Herrn trafen wir aber (am 9. August l.
der dortigen Bibliothek zugleich auch noch einen gerade
arbeitenden Kunstverständigen aus St. Petersburg an, wel
Gegenstande unserer Untersuchung seine Theilnahme schenk
Resultat, zu welchem wir gelangten, war nun folgendes:
an dem großen Codex steht der Annahme entgegen, daß e
im zwölften Jahrhundert gefertigt ist; dagegen geht es
seinen Ursprung später als in eben dieses Jahrhundert
da die in dem Buche vorfindliche und einen wesentlichen
theil desselben ausmachende Neumenschrift kaum noch n
Ablauf dieses Jahrhunderts zur Anwendung gekommen seyn
Der russische Herr insbesondere wäre geneigt gewesen, den

Das andere Zeugniß aber, welches wir hier noch anzuführen haben, ist ein amtliches und stammt aus dem

---

als früher denn zu Ausgang des 12. Jahrhunderts entstanden anzusehen, wenn dies die Zeit des Lebens und des Todes der heil. Hildegardis überhaupt möglich seyn ließe. Der kleinere Codex aber war ein Gegenstand ganz besonderer Bewunderung wegen der merkwürdigen Bilder, welche er enthält, und der Pracht und Schönheit, womit sowohl diese als die Schrift mit ihren herrlichen Initialen ausgeführt sind. Um ihn herzustellen, bedurfte es, wurde behauptet, seinerzeit eines Aufwandes welcher, nach unserem heutigen Geldwerth berechnet, auf 20,000 Gulden zu veranschlagen wäre. Derselbe würde, wenn er in unserer Zeit zum Verkaufe käme, eine erstaunliche Summe repräsentiren. Er kann aber, da seine Bilder noch durchaus romanisch gehalten sind, nicht später als in dem dreizehnten Jahrhundert entstanden seyn; und sieht man sich genau an, wie die zahllosen Figuren seiner Bilder in erstaunlicher Weise mit den so complicirten und schwierigen Visionen, welche sie anschaulich machen sollen, harmoniren, dann liegt die Vermuthung nur zu nahe, daß sowohl die Bilder als die Schrift, welche ja in einander verwebt sind und darum gleichzeitig seyn müssen, im engsten Zusammenhang mit dem Ursprung der Visionen selbst stehen und also, wenn nicht bis auf die heil. Hildegardis selbst, so doch bis auf Personen hinaufragen, welche mit ihr noch umgegangen und von ihr selbst in das Verständniß ihrer Visionen eingeführt worden waren. — Wir wollen nun vor allen Dingen nicht verfehlen, hier auf den so werthvollen und interessanten Schatz der Wiesbadener Bibliothek, der bisher noch zu wenig beachtet worden zu seyn scheint, die allgemeine Aufmerksamkeit hinzulenken und dadurch auch weitere competente Urtheile zu veranlassen. Im Uebrigen aber möchten wir darauf hinweisen, wie durch dieses Ergebniß unserer neuesten Untersuchung nicht etwa nur das was wir bisher oben für die Aechtheit der Hildegard'schen Schriften geltend gemacht, bestätigt, sondern in hohem Grade überboten wird. Denn nach dem was wir jetzt erkannt, können wir fast nicht umhin anzunehmen, die Arbeiten, welche wir in den beiden viel besprochenen Codices vor uns haben, fielen in die Zeit hinein, in welcher Hildegardis eben hingeschieden war und der Verlust ihrer theuren Person, welchen man damit erfahren, mächtig dazu drängte, das in würdiger Weise aufzubewahren, was sie als geistiges Andenken an sich hinterlassen hatte, ja diese Arbeiten seien vielleicht theilweise noch

Jahre 1233. Auch Herr Preger gedenkt desselben (S
Papst Gregor IX. hatte nämlich zum Behuf der be
beantragten Heiligsprechung Hildegard's mehreren
Mainzer Geistlichen aufgegeben, über den Lebenswand
Ruf, die Verdienste, die Wunder Hildegard's ver
glaubwürdiger Zeugen sorgfältigst die Wahrheit zu
suchen und ihm das Ergebniß zugleich „mit den B
unter Siegel zuverlässig zu übersenden, von welchen
glaube, daß Hildegardis sie kraft Offenbarung des h
Geistes gefertigt habe"[1]. Nach den Untersuchung
aber[2]), welche darauf unter dem 16. Dezember 123
dem Rupertsberg zu Ende geführt wurden[3]), erzähl
von Lorch am Rhein stammende vereidete Pr
Bruno, Custos von St. Peter in Straßburg, welch
Kind zur heil. Hildegardis gebracht und damals v
gesegnet worden war[4]), „über das Leben der seligen
gardis, was er durch das öffentliche Gerücht vernomme
was in dem Buch, welches über ihr Leben von zwei K
leuten, nämlich Gottfried und Theodorich, die mit d
ligen Jungfrau verkehrten, gleich nach ihrem Tode gesc
worden, zu lesen ist. Er glaubt, daß dieses Buch in
Stücken die Wahrheit enthalte[5])..." Er gedenkt des
ihrer Briefe, auch einzelner Briefe, wie der von den P
Eugen, Hadrian, Anastasius an sie gerichteten, un
Antworten und fährt dann bald darauf fort: „Im 42.
ihres Alters begann sie, auf Offenbarung des heilige

---

bei Lebzeiten der Heiligen wenigstens begonnen worden, wo
auch sonst noch sehr Bedeutendes spricht, was wir jedoch,
sonst hier zu weitläufig würden, an diesem Orte darzule
versagen müssen.

1) Annales eccles. auct. Odorico Raynaldo, ad ann. 1237
bei Migne. Band 197, Col. 87.

2) Bei Migne a. a. O., Col. 131 flg.

3) Ebendas. 140.

4) Ebendas. 138.

5) Ebend. 136.

stes hin nicht wenige Bücher zu schreiben, was vollständiger im Eingange zu ihrem Buche Scivias enthalten ist. Das Buch Scivias vollendete sie in zehn Jahren; das Buch der einfachen Medicin (simplicis medicinae), das Buch der Auslegung der Evangelien, den Gesang himmlischer Harmonie, die unbekannte Sprache mit ihren Buchstaben, das Alles vollendete sie in acht Jahren, wie es vollständiger im Eingange zum Buche des Lebens der Verdienste beisammen steht. Darauf schrieb sie in den fünf folgenden Jahren das Buch des Lebens der Verdienste. Endlich aber schrieb sie das Buch der göttlichen Werke in sieben Jahren, was man aus dem Eingang eben dieses Buches voller ersieht"[1]). Am Schlusse der Akten aber zählen die Fertiger, indem sie sich in ihrer Anrede direkt an den Papst wenden, noch einmal die Bücher auf, welche sie ihm unter Siegel zusenden. Es sind dieselben, welche wir eben nach Bruno's Worten namhaft gemacht haben. Nur fügen sie neben dem vorhin berührten liber simplicis medicinae auch noch ein liber compositae medicinae und außerdem das Büchlein bei, „welches über ihr Leben aufbewahrt ist[2])", worunter offenbar die im Vorhergehenden von Bruno näher gekennzeichnete Lebensbeschreibung des Gottfried und des Theodorich gemeint ist.

Um unsere Auseinandersetzung in den möglichst engen Gränzen zu halten, sehen wir von den Werken simplicis und compositae medicinae, welchen wir hier bei der Aufzählung der Hildegard'schen Werke zum ersten Male begegnen, ganz ab, wie auch Herr Preger absichtlich sich mit ihnen nicht näher beschäftigt hat (S. 26), und behalten bloß die übrigen, der Heiligen auch hier wieder zugeschriebenen, Schriften im Auge. Was aber diese anlangt, so sollte man nach den zwei Zeugnissen, welche wir jetzt den früheren Beweisen für ihre Aechtheit, wir möchten sagen, zum Ueber-

1) Ebendas. 137.
2) Ebendas.. 139 und 140.

wegs bloß mit dem zu thun, was in ihnen selbst, sei es für oder gegen sie, vorliegt; er hätte vielmehr auch die aufgezählten so bedeutsamen Zeugen für dieselben zu bewältigen, müßte ihr Zeugniß als ein falsches darthun. Daß dieß aber Herrn Preger schon mit dem was er dafür in jenen Büchern zu finden meint, und ohne dabei den genannten Zeugen andere, wenigstens ebenbürtige, entgegenzustellen, gelingen sollte, ist schlechterdings nicht glaublich. Denn dieß könnte ja nur unter der Voraussetzung der Fall seyn, daß Alle welche bisher die Hildegard'schen Werke als ächt bezeugt oder angenommen haben, darin entweder Betrüger gewesen wären, welche damit absichtlich hätten täuschen wollen, oder Betrogene, welche getäuscht worden wären, und daß von Allen welche bisher mit jenen Schriften sich beschäftigt, erst Herr Preger es wäre, der weder zu der einen noch zu der anderen Classe zählte. Wird es nun aber schon kaum thunlich seyn, hier solchen absichtlichen Betrug anzunehmen, da man dieß nur dann vermöchte, wenn man sich zugleich zur Annahme von all' jenen Ungeheuerlichkeiten verstehen könnte, unter welchen allein, wie wir oben gezeigt, er denkbar wäre, so wird man, und wie wir wohl glauben dürfen, vor Allen bei näherem Nachdenken Herr Preger zuerst, noch weit weniger behaupten wollen, er habe wirklich zuerst jenen Bann gebrochen, welcher bisher die Geister bezüglich ihrer Meinung über die Autorschaft dieser Schriften gefangen gehalten; zwar gehe schon aus den Büchern selbst, wenn man nur mit richtiger Urtheilskraft ausgerüstet und einigermaßen ernst prüfend an sie herantrete, hervor, daß sie nicht ächt seyn könnten, gleichwohl hätten während der nahezu 700 Jahre, seitdem sie nachgewiesenermaßen bereits existiren, alle diejenigen welche sie in dieser langen Zeit bezeugten und anerkannten, insoweit sie nicht zu den absichtlichen Betrügern gehörten, so kurzsichtig in Bezug auf dieselben sich gezeigt, daß bisher noch Niemand aus ihnen den Betrug gemerkt, dem er zum Opfer gefallen; selbst unmittelbar nach dem Ab-

leben Hildegard's, also zu einer Zeit, in welcher man wegen der Bekanntschaft, die man mit ihr selbst gemacht hatte, weit mehr in der Lage gewesen, beurtheilen zu können, ob etwas von ihr herstamme oder nicht, habe man — natürlich auch ohne dabei auf stichhaltigen äußeren Gründen zu fußen — Werke als Hildegard'sche hingenommen, welche schon durch ihre inneren Merkmale sich als unächt verriethen; Herr Preger aber, obgleich soviel später und darum in zur Beurtheilung weit ungünstigeren Verhältnissen lebend, habe endlich an's Licht gebracht, was man weder bei dem ersten Erscheinen der Schriften, noch je später erkannt habe.

Nur wenn Herr Preger so etwas für sich beanspruchte, durfte er es sich gestatten, ohne Beihilfe von soliden äußeren Gründen die Hildegard'schen Werke über den Haufen werfen zu wollen.

Den Mangel an jedem äußeren Beleg für die Stichhaltigkeit seiner Kritik sucht er nun freilich dadurch zu ersetzen, daß er auf einige Klagen hinweist, welche gerade in der Zeit Hildegard's und nicht lange nach ihrem Tode über vorgekommene Fälschungen laut geworden seien, und führt dabei in bemerkenswerther Naivität besonders auch das dießbezügliche Zeugniß an, welches eines der Hildegard'schen Bücher, das er namentlich als unächt erklärt, die Vita s. Disibodi nämlich, abgebe[1]). Das in letzterem liegende logische Versehen, nach welchem in einem und demselben Satze ein Buch als das Produkt eines Fälschers erklärt und doch auf sein Zeugniß gebaut wird, ist klar. Wir dürfen aber darüber um so rascher hinwegeilen, als wir durchaus nicht gewillt sind, das irgendwie zu bestreiten, was Herr Preger hier eigentlich behauptet, daß nämlich damals Klagen über Fälschungen vorgekommen und diese begründet gewesen sind. Welche Zeit könnte sich auch rühmen, von Fälschungen ganz verschont zu werden? Jedenfalls am wenigsten unsere

1) S. 26.

eigene! Weit entfernt aber, daß Herr Preger durch Anführung jener Klagen der von ihm verfochtenen Sache diente, stellt er sie gerade dadurch recht bloß. Denn er zeigt durch Citirung jener Klagen, wie wenig man in jener Zeit Fälschungen gegenüber indolent gewesen; daß man damals vielmehr solche sogar in verhältnißmäßig viel unbedeutenderen Fällen, zu welchen mindestens zwei der drei von ihm angeführten gehören, sehr wohl vermerkte; und wie wenig es darum denkbar ist, daß die damalige Welt sich in solch' maßloser Weise habe dupiren lassen, wie es nach Herrn Preger der Fall seyn müßte.

Sonach lassen die Klagen, welche die Kritik des Herrn Preger aus den Zeiten Hildegard's über vorgekommene Fälschungen anführt, das Einseitige seines Beweises, statt es zu heben, erst recht an's Licht treten und nur noch mehr daran zweifeln, daß es ihm glücken werde, auf seinen Wegen zu erreichen, was er wollte.

Und fürwahr, er hat es mit seinem Beweis gewiß nicht erreicht. Die unnatürliche Stellung, welche er dabei eingenommen, rächt sich in der ganzen Ausführung so, daß die wichtigste Behauptung, auf welche er baut, grundfalsch ist und daß seine übrigen Behauptungen, insoweit sie wahr sind, nicht im entferntesten das beweisen, wofür er sie anruft.

Sehen wir näher zu.

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Ist der Oranier Wilhelm III. ein Vorkämpfer des Protestantismus?

(Schluß.)

Am 4./14. Januar 1689, reichlich eine Woche nach der Flucht des Königs Jacob, ließ Wilhelm von Oranien den kaiserlichen Residenten Hoffmann in London zu sich entbieten. Er betheuerte seinen tiefen Respekt vor dem Kaiser und sein sehnliches Verlangen Beweise davon zu geben, sobald seine Autorität begründet sei. Dann fuhr er fort: „Ich habe Nachrichten über die List, mit welcher man von Seiten der Gegner darauf ausgeht, die hiesige Angelegenheit bei allen katholischen Höfen für eine Religionssache auszugeben. Ich kann mit Gott bezeugen, daß es nicht meine Absicht ist, den Katholiken auch nur das geringste Leid widerfahren zu lassen. Ich habe den Kaiser dessen schon früher versichert, und Alle die mich kennen, wissen, daß ich nicht abgehe von meinem Worte. Es ist mir leid genug gewesen, daß die Lords neulich eine Proklamation gegen die Katholiken beschlossen haben. Aber ich nehme Sie selber, der Sie durch Ihr langes Verbleiben die Nation hier kennen, zum Zeugen, ob ich auf einmal den Sturm dieser leidenschaftlichen Gemüther hier zurückhalten kann. Ich bitte mir nur Zeit zu lassen, und dann soll man von keiner Verfolgung der Katholiken hören. Melden S das dem Kaiser. Sagen Sie es auch den hiesigen

liken. Dann, hoffe ich, wird der Kaiser den falschen Gerüchten, die Frankreich aussprengt, nicht Gehör geben, und nicht sich einlassen auf die Schritte, zu welchen Frankreich ihn bewegen möchte. Denn, wenn das eintritt, so ist es um uns Alle geschehen"[1]).

Die letzten Worte sind inhaltschwer. Gemäß dem Urtheile Oraniens lag mithin die Entscheidung zunächst über das Schicksal von England in der Hand des Kaisers Leopold.

Eben wegen der Wichtigkeit dieser Gedanken haben wir dieselben noch von einer anderen Seite zu vernehmen. An demselben Tage nämlich redete im Haag der dortige Statthalter, Freund und Gesinnungsgenosse des Prinzen von Oranien, der Fürst von Waldeck, zu dem kaiserlichen Gesandten Kramprich. Waldeck zeigte sich sehr bekümmert über die Unterhandlungen, in welche sich damals der Kurfürst von Brandenburg mit Frankreich eingelassen. „Es kann aus denselben viel Böses hervorgehen, sagte er; aber dem entgegen steht dann als das Gute der thatsächliche Beweis, daß zwischen der Republik und jenem Kurfürsten eine Religions-Liga nicht existirt. Und darauf kommt alles an. Denn es ist weder das Interesse dieser Republik, noch die Absicht des Prinzen von Oranien, jemals in ein solches Bündniß sich einzulassen. Dagegen ist zu besorgen, daß die Flucht des Königs von England nach St. Germain dem Könige von Frankreich dienen wird zu der Behauptung: der König Jacob II. sei vertrieben wegen der katholischen Religion. Der König von Frankreich wird trachten, auf Grund dieser Behauptung mit dem Papste sich zu vergleichen, den Kaiser und Spanien zu sich herüber zu ziehen. Denn das wäre für ihn das einzige Mittel, sich der ihm bevorstehenden Gefahr zu entwinden, dagegen alle anderen Mächte in der Furcht vor ihm zu erhalten und, vereinzelt, unter sich zu beugen. Ich

1) Hoffmann's Bericht vom 4./14. Januar 1689, im k. k. Archiv.

meinerseits hoffe, daß man sich in Rom, Wien und Madrid dadurch nicht beirren lassen wird. Es liegt ja offen vor, daß für den König von Frankreich die Religion immer nur dient als politischer Vorwand. Er hat die Hugenotten aus Frankreich hinausgetrieben in mehr despotischer als christlicher Weise. Aber er hat zugleich die Rebellen in Ungarn bezahlt, welche die Religion zum Vorwande nahmen ihrer Empörung."

„Und sehen wir uns denn nun, fuhr Waldeck fort, die Geschicke des Königs Jacob von England näher an. Nicht deßhalb, weil er katholisch war, hat er seinem Volke sich verhaßt gemacht, sondern weil er, mit Zurücksetzung der Anderen, darauf ausging in alle Aemter Katholiken einzubringen, und dadurch die Gesetze der Nation zu zerbrechen. Bevor er diesen Weg einschlug, stand das Parlament zu ihm wider Monmouth und wider Argyle, obwohl diese die Fahne der Religion erhoben. Erst später haben sich die Dinge gewandt, wahrscheinlich auf das Anstiften des Königs von Frankreich, der für seine Zwecke den Religionskrieg schürt. Ich läugne nicht, daß zur Zeit die Katholiken in England verfolgt werden. Allein dieß kommt mehr von der Furie des Pöbels, als auf die Veranstaltung der Obrigkeit. Jedenfalls darf ich versichern, daß solche Dinge dort dem Prinzen von Oranien und den Generalstaaten leid thun."

„Denn das rechte Interesse dieser Republik ist der Handel, und zum Zwecke desselben Friede und Freiheit. Beachten Sie die Vorgänge der letzten Jahre. Die Verfolgung der Religionsgenossen in Frankreich war den Holländern sehr schmerzlich. Sie stellten Fast- und Bettage an. Weiter gingen sie nicht. Sie gestatteten nicht einmal Repressalien wider die hiesigen Katholiken, so dringend auch einige Prädikanten darum baten. Sobald jedoch der König von Frankreich die holländischen Häringe aus seinem Reiche verbannte, holländische Kauffahrer anhielt, da begann man zu reden von der Ausrüstung der Flotte, um das Unrecht abzuwehren mit Gewalt. Die Gemüther wandten sich einstimmig dem

Kriege zu. Nur fand man es nicht rathsam, den Krieg zu unternehmen ohne die Bundesgenossenschaft von England und Anderen. Daher beschloß man gegen Frankreich Repressalien nur in Handelssachen, und wartete ab, bis der Prinz von Oranien seine Unternehmung nach England ausgeführt, um mit der Freundschaft und der Hülfe dieser Macht offen gegen den König von Frankreich aufzutreten. Fällt nun dieser Krieg glücklich aus, so daß die Republik den Hochmuth und die Macht des Königs von Frankreich verringert, dagegen das eigene Lebenselement, den Handel, gesichert erblickt: so wird niemals die Republik um der Religion willen auch nur einen Feldzug thun, noch ist zu besorgen, daß England das verlangen werde. Möge man sich weder in Rom, noch anderswo solchen Befürchtungen hingeben"[1])!

Durchaus entsprechend jenen Worten, mit welchen der Prinz von Oranien gegenüber Hoffmann seine Rede beschloß, schrieb in denselben Tagen der Lord Melford, der Minister des Königs Jacob zu St. Germain, an den Vertreter desselben bei dem heiligen Stuhle, den Cardinal von Este, die Worte: „Die Herstellung des Friedens zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ist die wesentliche Bedingung für das Interesse meines Königs"[1]).

Der Kaiser Leopold hatte wiederholt den König Jacob gebeten um Mäßigung daheim, ihn gewarnt vor dem Könige von Frankreich. Nun wo das Unglück über Jacob gekommen war, nicht zuerst wegen seiner Religion, sondern wegen seiner politischen Haltung nach innen und nach außen, verlangte er mit Berufung auf die Religion die Hülfe des Kaisers. Leopold gewährte sie nicht. Das Parlament von England hatte unterdessen dem Prinzen von Oranien die von Jacob II. verlassene Krone dargeboten, er sie angenommen. Der Kaiser,

1) K. k. Archiv. Hollandica. Kramprich's Bericht vom 4./14. Januar 1689.

2) Campana de Cavelli: Les derniers Stuarts. t. II. p. 514.

gemäß den Berichten seiner Gesandten, war überzeugt, daß bei der Lage der Dinge in Folge der Flucht von Jacob II. die Annahme der Krone für Oranien zur Nothwendigkeit geworden sei. Er vertraute dem Worte desselben, daß er die Katholiken schützen werde. Der Kaiser war bereitwillig zur Anerkennung des neuen Königs Wilhelm III.

Und eben damit war die moralische Basis gegeben zu der großen Allianz vom 12. Mai 1689. Wie viele Andere nachher auch zutraten: sie war das Werk dieser beiden Fürsten, des Kaisers Leopold und des Königs Wilhelm III., die, ein jeder in seiner Art und von seinem Standpunkte aus, eine Reihe merkwürdiger Berührungspunkte zeigen. Vor allen Dingen war ihnen gegenüber dem Könige Ludwig XIV. ein Grundsatz gemeinsam: die Verneinung des Religionskrieges. Die große Allianz, geschlossen formell zunächst zwischen dem Kaiser und der Republik Holland, welche ihrerseits so den König von Spanien und von England zum Beitritte aufzufordern versprachen, setzt als Ziel die Herstellung der früheren Friedensschlüsse. Sie erwähnt nicht der Religion. Die Zurückweisung jegliches Gedankens dieser Art ist das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst jener beiden Souveräne um Europa.

Weder der Papst Innocenz XI. noch seine Nachfolger Alexander VIII. und Innocenz XII. haben der großen Allianz angehört. Sie haben gegenüber dem furchtbaren Kriege, dem grausamsten, der seit der Segnung des Christenthumes über das Abendland gekommen, nach einander ihre mahnende Stimme erhoben nur für den Frieden. Und dennoch war es wie eine nothwendige Consequenz der Dinge, daß die erste Frucht jener großen Allianz reifte für den päpstlichen Stuhl, für die Freiheit der Kirche. Die Freiheit der Kirche ward bedroht durch die Uebergriffe Ludwigs XIV. Vor der Coalition der anderen Mächte wider ihn trat er seinen Rückzug an von jenen Uebergriffen. Er hatte den Marquis Lavardin entsendet mit einer bewaffneten Macht, um dem Papste Trotz

zu bieten in seiner Hauptstadt. Ludwig XIV. rief ihn ab noch bei Lebzeiten von Innocenz XI. Im August 1689 starb dieser Papst. Dem neuen Papste, Alexander VIII., trat der König entgegen mit neuen Concessionen. Er hatte dem Vorgänger Avignon und Venaissin genommen. Er gab es zurück. Er hatte die Frage der Quartierfreiheit seiner Botschafter in Rom zu einer hauptsächlichen Angelegenheit gemacht, deren Erledigung allem Anderen vorgehen müsse. Er verzichtete nun auf diese Forderung. Aber er wollte noch die vier gallikanischen Artikel von 1682 aufrecht halten. Alexander VIII. weigerte sich einen Theilnehmer an der Versammlung, welche jene vier Artikel beschlossen, als Bischof zu bestätigen. Sein kurzes Papat verging in Unterhandlungen darüber. Sterbend erklärte Alexander VIII., im Januar 1691, daß er dabei beharre. Es folgte Innocenz XII. Auch er beharrte. Die Herstellung des kirchlichen Friedens für Frankreich war nur möglich durch den Verzicht Ludwigs XIV. auf alles Unrecht seiner Anmaßungen.

Längere Zeit noch zauderte er. Wir dürfen und müssen auf die Persönlichkeit des Königs das alleinige Gewicht legen. Neben derselben haben weder die Geistlichen der gallikanischen Partei, noch gar das Parlament von Paris irgend welche Bedeutung. Wie sie insolent waren gegen den Papst: so wedelten sie vor dem Despoten, zu dessen Verherrlichung die Sprache ihnen zu arm erschien[1]). Es war demnach mit Gewißheit vorauszusehen, daß ebenso wie die Versammlung der Gallikaner von 1682 ihre Beschlüsse gefaßt hatte auf Befehl des Königs, ebenso auch die Mitglieder derselben sich von diesen Beschlüssen wieder lossagen würden auf Befehl des Königs. Was diesen selbst betrifft, so mögen Andere der Ansicht seyn, daß auf ihn die Gründe der Loyalität, der Weisheit, der Frömmigkeit Einfluß gehabt. Aber die Sache Ludwigs XIV.

1) Man vergleiche die Anreden der Gallikaner an Ludwig XIV. bei Gérin: recherches historiques sur l'assemblée de 1682 p. 348.

scheint doch ziemlich nahe verwandt zu seyn mit derjenigen des einstigen Kaisers Heinrich IV. Dieser Kaiser ging nicht nach Canossa, weil er wollte, weil er etwa überzeugt war durch Gründe, sondern weil er mußte, weil die Noth ihn trieb. Für Ludwig XIV. fiel die Ueberzeugung, daß er völlig nachgeben, die gallikanischen Artikel zurückziehen müsse, der Zeit nach zusammen mit einem großen Nothstande von Frankreich. Zu der ungeheuren Kriegeslast trat im Sommer 1693 eine schwere Mißernte. Das Gewicht dieser Thatsachen mag eindringlicher geredet haben als die Gründe des Rechtes und der Pflicht. Am 14. September 1693 unterzeichnete jeder einzelne Theilnehmer der Versammlung von 1682 für sich die Lossagung von den Beschlüssen derselben und die Bitte um Verzeihung. „Zu den Füßen Ew. Heiligkeit, heißt es darin, bekenne und erkläre ich, daß es mir in tiefster Seele und mehr als ich es aussprechen kann, leid ist um die Beschlüsse in jener Versammlung, welche Ew. Heiligkeit und Ihren Vorgängern so sehr mißfallen haben. Und darum erkläre ich das was in jener Versammlung über die kirchliche Gewalt und die päpstliche Autorität beschlossen ist, als für nicht beschlossen und werde es so halten"[1]).

Die moralische Niederlage des Gallikanismus war damit besiegelt.

Es versteht sich, daß Ludwig XIV. diesen Causal-Nexus der großen Allianz von 1689 mit seinem Verzichte auf den Gallikanismus nicht selber offen ausgesprochen hat. Aber man hat die Thatsachen in's Auge zu fassen. Er ließ den Gallikanismus verkünden im J. 1682, zur Zeit seiner höchsten Macht gegenüber dem übrigen Europa. Er hielt den Gallikanismus aufrecht während dieser Zeit seiner Macht, solange bis Europa wider ihn zusammentrat. Dann begann er langsam davon zurückzuweichen, und kam zu dem Entschlusse des völligen Verzichtes gleichzeitig mit der größten Noth seines Reiches nach innen und nach außen.

1) Gérin l. c. p. 490.

Demnach ist die Niederlage des Gallikanismus im J
zu einem bedeutenden Theile die Consequenz der Rev
von 1688 in England.

Aber man hat gesagt, daß durch diese Revolution d
der Kirche die Aussicht auf den Wiedergewinn eines
reiches verloren gegangen sei.

Diese Ansicht entspricht nur dem Scheine, nic
Wirklichkeit.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß der K
licismus, welchen Jacob II. anstrebte, in seinen Aug
trennbar verbunden war mit seinem Begriffe des K
thumes, daß in beiderlei Beziehung ihm als Vorbil
Ludwig XIV. Was er seinerseits diesem Könige geg
in die Worte kleidete: la religion et la royauté, da
standen die Englander ihrerseits, mit der Beimischung
Vorurtheiles über den Papst, unter den Worten: pope
arbitrary power. Jacob II. wollte das katholische T
aber er wollte darum noch nicht verzichten auf die
kanische Kirchenverfassung. In der Zeit, wo Ludwig
dem Papste Innocenz XI. gegenüber die Anmaßung
höchste trieb, richtete auf einmal Jacob II. an diesen
ein Schreiben, welches mit den Worten schloß, daß m
guter Katholik seyn, und dabei doch des Stuhles von
entbehren könne[1])! Wie die Worte nicht Zeugniß able
die Klarheit des Kopfes von Jacob II.: so beweisen
damals, in der Zeit seiner Macht, nicht eine aufrichti
gebenheit gegenüber dem päpstlichen Stuhle. — Be
ganzen Verhalten Jacobs II. dürfte es die Frage seyn
sein Ziel, selbst wenn es zu erreichen gewesen wäre,
wahren Interesse der katholischen Kirche entsprochen hä

1) Bericht des Florentiners Terriesi vom 13. November 168
Campana de Cavelli II. p. 148: Concludendo finalmen
si poteva bene essere Cattolico Romano, e passarsi
Corte di Roma.

Thatsache nun aber ist, daß der König Jacob sehr wenig erreichte. Die Berichte der Gesandten von katholischen Mächten, welche mit unparteiischem, oder eher mit wohlwollendem Blicke für Jacob II. den Gang der Dinge verfolgten, thun dar, daß der Katholicismus in England unter ihm nicht vorwärts ging, sondern eher zurück. Die Maßregeln des Königs gewannen nur Proselyten solcher Art, und zwar in geringer Zahl, welche moralisch ungleich mehr schaden als nützen.

Andererseits ist es nach jenen Berichten ebenso gewiß, daß die Maßregeln Jacobs II. zu Gunsten des Katholicismus, weil sie erlassen wurden kraft königlicher Autorität wider den gesetzlichen Zustand, eine heftige Erbitterung wider die Katholiken hervorriefen, so sehr daß sie im Falle eines Umschlages der Dinge alles für sich zu fürchten hatten. So auffallend es zuerst erscheinen mag, war eben darum die eigentliche Masse der friedlichen und stillen Katholiken, deren Zahl damals etwa ein Fünfzigstel der Bevölkerung von England austragen mochte, nicht günstig gesinnt für die willkürlichen Schritte des Königs, namentlich nicht für das Durchbrechen oder die Aufhebung der Test-Akte lediglich kraft der königlichen Autorität. Denn die Vortheile, welche dadurch ihnen zuwachsen würden, waren nicht in Vergleich zu bringen mit der Gefahr, welche ihnen drohte im Falle einer Katastrophe von Jacob II. durch seinen Tod oder eine Umwälzung anderer Art.

Eben darum muß es als eine glückliche Fügung für die katholische Kirche in England betrachtet werden, daß bei dem Zusammenbruche der Herrschaft Jacobs II. eine solche Persönlichkeit wie Oranien da war, um die Regierung zu übernehmen. Er konnte, wie er in jener Rede zu Hoffmann sich ausgesprochen, den leidenschaftlichen Sturm der Gemüther nicht hemmen. Demgemäß erließ das Parlament Proklamationen und Gesetze wider die Katholiken. Der König sanktionirte sie. Aber dann handelte es sich um die Exekutive. Sie stand bei dem Könige. Sie ward nach

dieser Richtung hin gehandhabt in der mildesten Form, oder auch gar nicht.

Wir haben die Worte Wilhelm's III. zu dem kaiserlichen Residenten Hoffmann am 14. Januar vernommen. Drei Wochen später, am 4. Februar, berichtet derselbe: „Die zweite gegen die Katholiken erlassene Proklamation wird ebensowenig ausgeführt wie die erste." — Bereits im Laufe dieses Monates Februar 1689 war man in Rom, Wien und Madrid über das Schicksal der Katholiken in England außer aller Besorgniß. So blieb es fortan. Jacob II. und seine Partei in St. Germain hätten gern den Papst Innocenz XII. überzeugt, daß es anders sei. Es gelang nicht. Jacob's II. Gesandter in Rom, der Graf Perth, meldete am 12. Jan. 1695: „Keine Rhetorik vermag diesen Hof zu überzeugen, daß die Katholiken in England verfolgt werden, oder daß der Prinz von Oranien irgendwie die Absicht hat zur Ausrottung unserer Religion, wo seine usurpirte Macht sie erreichen kann. Immerhin redet man zu mir ganz offen; aber der Abbé Scarlati und Andere sprechen in ihren Berichten aus London so positiv, daß man sie mir als Zeugen entgegenhält für das großmüthige Verfahren Oraniens gegen die Katholiken, obwohl er wisse, daß er sie für sich nicht gewinnen könne. Darum möchte ich solche Berichte wünschen und so bezeugt, daß sie hier Unruhe verursachen könnten. Das Mitgefühl mit dem rechtmäßigen Könige ist unwirksam, solange man glaubt, daß die Religion in England nicht gefährdet werde"[1]).

Auf die Berichte dieser Art freilich hoffte der Graf Perth vergeblich. Nach dem Ryswicker Frieden, im J. 1698, sandte auch Ludwig XIV. wieder einen Botschafter nach London, den Grafen Tallard. Einige Wochen nach seiner Ankunft meldete er: „Die katholische Religion wird offener geduldet als sogar unter Karl II."[2]).

---

1) Macpherson's Original Papers I. p. 540.

2) Grimblot: letters of W. III. and L. XIV. Vol. I. p. 435.

Die späteren Engländer mehr als die Zeitgenossen Wilhelms III. haben diesem Könige ihr volles Lob dargebracht. Er verdient dasselbe. Er hat das englische Rechtsleben, die Verfassung nicht geschaffen; aber es war wesentlich sein Werk, daß sie erhalten blieb, daß sie dann in demselben Geiste sich weiter bildete, gerade dieser Nation ebenso eigen und eigenthümlich wie dem Baume seine Rinde, und darum nur dort lebensfähig, wo sie gewachsen.

Aber das Verdienst des außerordentlichen Mannes um England und Europa ist größer. Und hier erst kommen wir zu der Beantwortung der eigentlichen Frage. Einige Engländer haben, wie zu Anfang bemerkt, den König Wilhelm III. zu ehren geglaubt, indem sie ihn den Vorkämpfer des Protestantismus genannt haben. Die Thatsachen legen dar, daß ebensowenig wie Ludwig XIV. bezeichnet werden darf als der Vorkämpfer der katholischen Kirche, obwohl er selber dieß für sich in Anspruch nahm — eben sowenig Wilhelm III. genannt werden kann der Vorkämpfer des Protestantismus. Nur ist dabei ein Unterschied. Für Ludwig XIV. wäre jener von ihm beanspruchte Maßstab zu groß: für Wilhelm III. ist der andere zu klein. Er steht vielmehr im entschiedenen Gegensatze zu denen, welche wie Gustav Adolf oder Friedrich II. von der einen Seite, wie Ludwig XIV. von der anderen, die Unwissenheit und die Leidenschaft des großen Haufens auszunutzen gesucht haben für ihre Zwecke des Verhetzens der Völker im Interesse ihrer Eroberungen.

Man gestatte mir das Urtheil eines Zeitgenossen von Wilhelm III. anzuführen, und zwar dasjenige des Papstes Innocenz XII. in derjenigen Fassung, welche dasselbe erhalten hat in einem Berichte des spanischen Botschafters in Rom an den König Karl II., vom 3. Juli 1695. „Weder die Zeitungen aus Holland, heißt es dort, noch diejenigen aus England in Betreff des Königs Wilhelm vermögen so sehr die Person dieses Monarchen zu erheben, als der Papst vorgestern es mir gegenüber gethan hat. Denn er

sagte mir, daß der König handele wie der größte Mann, den je die Erde getragen. Von diesem Punkte aus sagte er weiter, daß lediglich in der Hand dieses Königs der Friede oder die Fortsetzung des Krieges liege" u. s. w.[1])

Dieß Urtheil von Innocenz XII. über Wilhelm III. wird vielleicht Manchem Stoff zum Nachdenken geben. Ich möchte, indem ich schließe, noch eine andere Nachricht hinzufügen, die vielleicht nicht minder überraschen wird. Ich entnehme dieselbe den Memoiren des Grafen Christoph Dohna[2]). Wer jemals einen Blick in diese Denkwürdigkeiten gethan, wird wissen, daß Dohna sie niedergeschrieben hat zur Belehrung seiner Nachkommen über seine Lebensschicksale, daß die Arbeit durchaus das Gepräge subjektiver Wahrhaftigkeit trägt, und das schmerzliche Bedauern erregt, daß so wenige deutsche Aristokraten in hohen Lebensstellungen die Muße des Alters zu solchen belehrenden Werken angewendet haben.

Der Graf Dohna befand sich im J. 1698 in besonderer Mission des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg in London. Wilhelm III. war durch seine Großmutter von väterlicher Seite verwandt mit der Familie Dohna. Dazu mochte die Persönlichkeit Dohna's dem Könige gefallen haben. Jedenfalls ergibt sich aus den Berichten, daß Wilhelm III. ihm Vertrauen bewies. Und von hier an möge nun der Graf Dohna selber reden.

„Lassen wir, sagt er, einmal die Unterhandlungen bei Seite, und reden wir von einer vertraulichen Aeußerung, die man mir machte, und die ich für ein Märchen gehalten

---

1) K. k. Archiv. Hispanica. Der Wortlaut ist: Señor. Ni los gazetas de Holanda, ni los que llamaron en Ingloterra al Rey Guillermo, pueden ensalzar tanto con suos discursos la persona de aquel Monarca, quanto el Papa me le ensalzo antes de ayer, diciendome que hera su obrar del mayor hombre que jamas habiese tenido el mundo &c.

2) Mémoires du comte de Dohna. Berlin. Nicolai. 1833. Die betreffende Stelle findet sich p. 229.

haben würde, wenn sie mir entgegengetreten wäre von einem weniger ernsthaften Manne als dem General Ouwerkerke, wie sie mir dann auch bestätigt wurde von Lord Albemarle und dem Herzog von Schomberg." (Die beiden ersten waren bekanntlich Holländer, der letztere, Sohn des einst französischen Marschalls, der 1688 mit Oranien nach England ging und 1690 an der Boyne fiel, ein Pfälzer von Geburt.) „Ich hatte mich mit Ouwerkerke auf freundschaftlichen Fuß gestellt. Dieser Herr erwies mir viele Zuvorkommenheiten, und dieß war für mich von Werth wegen der Zuneigung, welche der König für ihn persönlich hegte. Eines Morgens als ich zu Hofe kam, fand ich Ouwerkerke in düsterem Schweigen, gleich seinem Herrn, der bekümmert und nachdenklich aussah. Da ich ein lebhaftes Interesse nahm an allem was ihn betraf, konnte ich nicht unterlassen an Ouwerkerke die Frage zu richten, ob irgend eine traurige Nachricht eingekommen sei. — ‚Allerdings, erwiderte er, und zwar eine recht traurige. Ich kenne Ihren Eifer für meinen Herrn, in dessen Augen Sie mehr sind als ein Diener. Ich kenne auch ihre Discretion. Deßhalb trage ich kein Bedenken, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen. Der General der Jesuiten ist gestorben'[1]). — Als er bemerkte, daß ich geneigt war die Sache in's Lächerliche zu ziehen, schnitt er diese Neigung kurz ab. ‚Herr,

---

1) Ganz genau ist dieser Bericht Dohna's doch nicht. Er spricht vom J. 1698; aber in diesem Jahre starb kein Jesuiten-General. Noyelle starb 1686, sein Nachfolger Thyrsus Gonzalez, gewählt 1687, starb 1705. Aber Dohna hat offenbar aus der Erinnerung niedergeschrieben. Das Wesentliche ist die Thatsache der Correspondenz von Wilhelm III. mit einem Jesuiten, mochte nun dieser der P. General, oder irgend ein P. Provinzial, oder ein P. Superior u. s. w. gewesen seyn. Bei der völligen Unkenntniß, welche in allen Dingen den Orden S. J. betreffend bei Protestanten erfahrungsgemäß als Regel angesehen werden muß, ist eher anzunehmen, daß der Graf Dohna sich in der näheren Bezeichnung geirrt, als daß er überhaupt eine Unwahrheit gesagt habe.

sagte er, es handelt sich hier nicht darum Sie zu täuschen, oder ein Geschwätz zu machen. Auch würden Sie das von mir nicht glauben. Ihr Erstaunen dagegen wird sich verringern, wenn ich Ihnen sage, daß dieser Ordensmann der beste Freund des Königs Wilhelm war, daß sie regelmäßig correspondirten, und daß auf diesem Wege der König manche wichtige Nachrichten erhalten hat in Betreff der Sicherheit sowohl seiner Person als seiner Königreiche.'

„Ich gestehe Euch, daß ich über diese Mittheilung höchlichst verwundert war. Auch zweifle ich nicht, daß Viele, die später dieß lesen, sie wie eine Vision behandeln werden. Dennoch verhält sich die Sache so wie ich sie eben erzählt, und ich nenne darum meinen Gewährsmann, ehrenhaft und glaubwürdig, wie jemals Einer, vor allen Dingen das Gegentheil eines Spaßmachers, ein Mann der Werth legte auf meine Freundschaft, und der es nicht über sich vermocht haben würde meine aufrichtige Ergebenheit für seinen König zu vergelten mit grundlosem Geschwätze."

So der Graf Dohna. Eine Aussage solcher Art wird durch eine Verneinung nicht beseitigt.

Ich füge noch eine Aeußerung Ludwigs XIV. hinzu. Nach der Herstellung des Friedens sendete er, wie erwähnt, im März 1698 den Grafen Tallard als Botschafter nach London. In den Instruktionen desselben findet sich die Weisung, sich nicht, zum Zwecke der Erlangung von Nachrichten, in Verbindung zu setzen mit Ordenspersonen in England. Es folgt die Motivirung. „Außer daß verschiedene von ihnen der englischen Nation verhaßt sind, wird über Manche derselben versichert, daß sie gänzlich dem jetzigen Könige von England ergeben sind, und im Allgemeinen hat es sich unter der vorigen Regierung gezeigt, daß sie sämmtlich mehr das eigene Interesse im Augen hatten als dasjenige der Religion"[1]). Uebersetzen wir diese letzten Worte Lud-

1) Grimblot: lettres of W. III. and L. XIV. V. I. p. 281.

wigs XIV. in die Redeweise des Oraniers in Betreff der Aufhebung des Ediktes von Nantes, so bedeuten sie: die Ordenspersonen in England urtheilen über das Verfahren von Ludwig XIV. und Jacob II. in kirchlichen Dingen wie der Papst Innocenz XI. von seinem Standpunkte aus, wie der Prinz von Oranien von dem seinigen. Folgerecht waren demnach diese Ordensleute zugleich gute Katholiken und englische Patrioten.

Onno Klopp.

XXXIX.

Zeitläufe.

III. Die Zustände unter dem Statusquo der Türkei.

Den 12. Oktober 1875.

Soviel aus dem Dunkel der Kabinete verlautet, so wären alle europäischen Mächte einig mit dem bis jetzt festgehaltenen Satze des Drei-Kaiser-Bundes, daß der Statusquo der Türkei aufrecht zu halten sei, solange als möglich. Diesen Grundsatz soll Rußland näher dahin bestimmt haben, daß darunter ein „verbesserter Statusquo" zu verstehen sei. In der That liegen auch bereits Grundzüge jener Reformen vor, welche die Pforte den aufständischen Provinzen und der Rajah überhaupt zu gewähren bereit seyn will. — Es erhebt sich also die zweifache Frage: wie der thatsächliche Statusquo in der Türkei zu beurtheilen sei und welche Aussichten auf Selbsterhaltung derselbe biete; sodann ob und in wie ferne wirklich eine gründliche Verbesserung der Zustände, namentlich in Bezug auf die christlichen Bevölkerungen, thunlich und zu erwarten sei?

Es ist natürlich, daß zur Zeit die letztere Frage den hauptsächlichsten Gegenstand der öffentlichen Erörterung bildet,

und zwar zunächst in Hinsicht auf die Rajah in den süd-slavischen Paschaliks. Ueber die richtige Antwort ist die gesammte europäische Presse, insbesondere ihre deutsch geschriebenen Organe, tief gespalten. Im Allgemeinen ist die österreichische Presse geneigt die Frage zu verneinen, die preußische dagegen sie zu bejahen. Hiebei ist vorerst, was Bosnien und die Herzegowina betrifft, eine Hauptschwierigkeit noch gar nicht in Betracht gezogen, daß nämlich die Bevölkerung zwar ausschließlich slavischen Stammes ist, aber zum großen Theil, und zwar gerade das aristokratische Element dem Islam angehört. Vorerst handelt es sich bloß überhaupt um die Frage, ob diesen Völkerschaften die sittliche Befähigung innewohne zur Selbstregierung irgendeiner Art, und ob die Pforte das ernstlich zu concediren vermöchte, was man unter autonomer Verwaltung begreift.

Als vor zwei Jahren von den dienstbaren Berliner Federn die orientalischen Angelegenheiten, in der von uns beschriebenen Weise, zur Discussion gebracht wurden, da wurden die christlichen Völkerschaften der Türkei, insbesondere in den süd-slavischen Paschaliks, als die geeigneten Träger deutscher Cultur und europäischer Gesittung, welche Güter das deutsche Reich dorthin zu verpflanzen habe, in's Licht gestellt. Es wurde ein gewaltiger Unterschied in der Culturfähigkeit zwischen den Türken und diesen Christen behauptet, der man nur dadurch die Entwicklung zu ermöglichen brauche, daß man „die kleineren christlichen Staaten sich krystallisiren lasse", um selbständige Gemeinwesen zu bilden. Der österreichischen Politik ward insbesondere der, allerdings nicht mehr neue, Vorwurf zugeschleudert, sie möchte ob der Befürchtung, daß man russische oder großserbische Pläne befördere, lieber unmittelbar an der österreichischen Gränze ganz asiatische Zustände für ewige Zeiten erhalten wissen[1]).

1) Allg. Zeitung vom 11. Dez. 1373.

Zunächst war der Vorwurf an die Adresse eines Mannes gerichtet, der in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" seit Jahren die orientalischen Verwicklungen mit unbestreitbarer Sachkenntniß behandelt. Sein Urtheil lautet freilich sehr verschieden von gang und gäben Auffassungen. „Man empfiehlt eine politische Emancipation der einzelnen christlichen Stämme unter der Suzerainetät des Sultans. Nur wer das Chaos und die Zerstörung wünscht, kann solche staatliche Analyse befürworten ... Niemand glaubt ernstlich, daß sich die Klephten von Albanien, die Räuber der schwarzen Berge, die Wlachen vom Pindus, daß sich Bosniaken und Bulgaro-Slaven zu selbstständigen Gemeinwesen erheben könnten. Ist einmal das zwingende Band der Pfortenherrschaft gelöst, so werden diese auf niedrigster Culturstufe befindlichen Stämme sich gegenseitig befehden, plündern, vertilgen. Von Staatenbildung kann da keine Rede seyn. Solche Staaten hätten nichteinmal die politische Berechtigung von Barbareskenstaaten, das Recht der Gewalt und der eigenen Lebenskraft. Die Convulsionen des Werde-Processes würden den ‚Schutzmächten' erwünschte Gelegenheit geben Staatspolizei zu üben" 2c.[1]).

Die gleiche Anschauung war demselben Blatte kurz vorher aus Constantinopel selbst bestätigt worden. „Einer ihrer Wiener Correspondenten scheint die orientalischen Christen ganz genau zu kennen. Dieses hinterlistige, betrügerische, demoralisirte Volk verdient wahrlich nicht die Sympathien des noch nicht hierüber gehörig aufgeklärten Europa's. Ganz richtig bemerkt: die Türken sind in dieser traurigen Gesellschaft noch die anständigsten"[2]). Bezüglich einer Emancipation dieser Völkerschaften war auch Lord Russel an der Spitze des englischen Kabinets in seiner bereits erwähnten Depesche vom 30. September 1862 ganz gleicher Meinung.

1) Allg. Zeitung vom 23. Febr. 1867.
2) Allg. Zeitung vom 10. Okt. 1866.

„Ist der Aufstand erfolgreich, so werden die Griechen und Slaven hadern; der Bürgerkrieg wird die Provinzen verheeren, welche die Herrschaft des Sultans abgeworfen haben; die europäischen Mächte werden aufgerufen werden, durch Theilung der Türkei diesen Uebeln ein Ende zu machen, sie werden dieß aber ohne neue Conflikte und wahrscheinlich ohne einen allgemeinen Krieg nicht können"[1]).

Für die gegentheilige Beurtheilung hat man sich in Berlin allerdings auf den großen Unterschied zwischen Bosnien und Serbien berufen, welch' letzteres vor kaum einem halben Jahrhundert gleichfalls noch ein türkisches Paschalik gewesen sei und seitdem in der Cultur und staatlichen Entwicklung namhafte Fortschritte gemacht habe. Aber abgesehen davon, daß in Serbien der Islam nicht mehr existirt, während in der bosnischen Hauptstadt neben 70,600 Muhamedanern bloß 7000 christliche Serben leben, so ist im Fürstenthum Serbien auch nicht Alles Gold was glänzt. In kurzen Jahren ist eine Dynastie vertrieben, im Juni 1868 Fürst Michael, ein tüchtiger Regent, ermordet worden, nicht ohne daß ein schwerer Verdacht auf die nationalliberale „Omladina" fiel; aus dem grassirenden Radikalismus hat sich bereits eine social-demokratische Partei herausgebildet, die ihre Presse besitzt und mit dem Auslande Verbindungen unterhält; die constitutionelle Schablone aber erhält das Ländchen in beständiger Unruhe, so daß seit Jahresfrist das Ministerium schon viermal gewechselt hat und soeben zum fünften Male.

Auch darauf wird nicht mit Unrecht hingewiesen, daß zwischen den Ländern und Bevölkerungen an der untern Donau jetzt schon Mißtrauen und Eifersucht herrsche. Wir haben bereits erzählt, daß die herrschgierigen Intriguen Montenegro's im Jahre 1862 viel mehr als die Heeresmacht des Omer Pascha zur Vereitlung des Aufstandes in der Herzegowina unter Luka Vukalovich beitrugen; und nun

1) Wiener „Vaterland" vom 11. Nov. 1862.

wird schon wieder glaubhaft berichtet, daß Montenegro insgeheim doppelte Verhandlungen pflege, einerseits mit der Pforte, welcher es gegen eine Gebietsvergrößerung seine Neutralität zusichern wolle, andererseits mit den Insurgenten, welchen es Hülfe verspreche unter der Bedingung des Anschlusses der Herzegowina an Montenegro[1]).

Vom Standpunkt der praktischen Politik läge nun allerdings nichts näher, um an der untern Donau Ruhe zu schaffen, als den Knoten mit dem Alexandersschwert zu zerhauen und die beiden slavischen Paschaliks in irgend einer Form unter die Obhut Oesterreichs zu stellen. Dagegen sträuben sich aber die liberalen Parteien diesseits und jenseits der Leitha schon aus dem Grunde, weil die Aufgabe in ihr centralisirendes System und die nationale Hegemonie nicht passen würde; sie wenden aber auch die tiefe Inferiorität der fraglichen Völkerstämme ein. Das leitende Juden-Blatt in Wien hat schon lange vor der Krisis in der Herzegowina das Schlagwort ausgegeben: „Eine Vergrößerung der Monarchie im Südosten würde uns Bevölkerungs-Elemente zuführen, deren Erziehung uns ganz erschreckliche Arbeit verursachte; für diesen Zuwachs unsere Finanzen anzugreifen, lohnt sich wahrlich nicht der Mühe"[2]). Immerhin wäre dieß eine sonderbare Sprache im Munde einer Macht, die sich dereinst die rühmliche Mission zugeschrieben hat die deutsche Cultur nach Osten zu tragen, und jetzt den ersten Schritt hiezu verweigern wollte, auch wenn die Mächte hiemit einverstanden wären. Die letztere Voraussetzung gehört freilich in ein anderes Capitel.

Viel leichter als die zweite Frage ist die erste zu beantworten. Der Statusquo in der Türkei ist einer wesentlichen Verbesserung nicht fähig, weil die Natur der herrschenden Raçe dieß verbietet; an der Unveränderlichkeit dieser

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 31. Aug. 1875.

2) Neue Freie Presse vom 3. April 1875.

Raçe aber muß die Türkei früher oder später zu Grunde gehen, und die Zustände in ihrer Regierung selbst thun das Möglichste um die Katastrophe zu beschleunigen. Die Türken haben sich bekanntlich nur sehr schwer zur Herstellung von Eisenbahn-Verbindungen mit dem Abendlande entschlossen; es herrscht unter ihnen allgemein der Glaube, daß eine Eisenbahn, welche ihre Hauptstadt mit Europa verbinde, das Vorspiel ihrer Vertreibung aus derselben seyn werde[1]). Sie hatten eine ganz richtige Ahnung. Eine Raçe, die in näherer Berührung mit einer höheren Civilisation nur deren Leibes- und Staatskrankheiten in sich aufnimmt, wenn dieß immerhin auch nur von den regierenden Classen gelten mag, kommt mit jedem Schritte der unaufhaltsamen Annäherung an ihrem Sturze näher.

Am 31. März 1862 hat Lord Palmerston im englischen Oberhaus gesagt: „Hoffentlich werde der kranke Mann in Kurzem viel stärker seyn als viele seiner Nachbarn, die sich bisher ihrer trefflichen Constitution zu rühmen pflegten. Zum Glücke habe die Türkei einen Sultan, der durch seine glänzenden Tugenden und seinen festen Charakter ganz dazu geschaffen sei die Wiedergeburt des Reiches zu ermöglichen, und er glaube, daß nichts so sehr zu Befestigung des europäischen Friedens beitragen würde wie die Gründung einer starken, unabhängigen und gut verwaltenden Regierung in der Türkei"[2]). Fünf Jahre wirkte hierauf die „Civilisations-Politik" im Reiche der Osmanen; dann schrieb ein Beobachter von der untern Donau nach Augsburg: „Den Ruhm der Civilisation hatten die Türken wohlfeil. Militärisch hatten sie dieselbe nur bei einem Gamaschenknopf erfaßt; politisch und social aber bauten sie mit Staatsschuldenmacherei, Philosophie des Champagnertrinkens, buttergelben Handschuhen, Aneignung französischer Parlirkunst und erschöpfendem Ver-

1) Allg. Zeitung vom 5. Nov. 1866.
2) Allg. Zeitung vom 5. April 1862.

ständniß der Halbwelt (nur daß sie die ihrige im Käfige halten) weiter keine Stützmauern ihres Reiches auf. 'Die Polygamie, scheint es, ist überhaupt nicht civilisirbar; es fehlt ihr eine Grundlage jeder wahren Civilisation: der Familienkreis, wie er seyn soll, und die Achtung des Weibes[1])."

Der neue Sultan Abdul-Aziz hatte allerdings versprochen, den von seinem Bruder und Vorfahrer betretenen Pfad der „Reformen" nicht nur zu verfolgen, sondern noch um Vieles zu erweitern. Aber zwei Seelen wohnten in ihm. „Sonderbarerweise halten alle seine Regierungsakte zwischen Fortschritt und Conservatismus die Mitte und sind oft so zweideutig, daß weder die eine noch die andere Partei genau weiß, woran sie sich zu halten habe[2])." Anfangs glaubten die Alttürken den Padischah ganz für sich zu haben. Es ward von ihm erzählt, er sei nicht nur ein Muselmann von reinstem Wasser, sondern auch ein heimlicher Derwisch, und gehöre als solcher einer mystischen Sekte des Islam an, die ihre Nahrung hauptsächlich aus den verschleierten Versen einiger persischen Dichter ziehe[3]). Damit hängt vielleicht auch das Gerücht zusammen, daß er bald nach seinem Regierungs-Antritt von einem stillen Wahnsinn befallen worden sei, nachdem er eben noch als eifriger Jäger und unermüdlich im Abhalten militärischer Revuen geschildert worden war[4]). Consequent blieb er sich vom Anfang seiner Regierung bis heute nur in großartigem Schuldenmachen und in einer Verschleuderungssucht ohne Gleichen. Da er unabläßig bald in London bald in Paris Geld pumpen ließ, so mußte allerdings von Zeit zu Zeit dem Abendlande Sand in die Augen gestreut werden. So erfuhr die Welt bald nach seiner Thronbesteigung, daß er der verderblichen Haremswirthschaft durch Abschaffung der vielen Weiber ein Ende machen wolle; aber

1) Allg. Zeitung vom 29. März 1867.
2) Aus Constantinopel in der „Allg. Zeitung" vom 25. Sept. 1861.
3) Kreuzzeitung vom 13. Nov. 1862.
4) Aus Constantinopel in der „Allg. Zeitung" vom 17. Mai 1863.

bald darauf entsendete er eine Deputation von tscherkessischen Sklavenhändlern, um ihm aus ihrer Heimath hundertfünfzig Mädchen auf einmal für seinen Harem zu holen. Neben der grenzenlosen Verschwendung bei Hofe und für alle Launen des Sultans konnten schon damals die Beamten und Soldaten Monate lang nicht bezahlt werden; in Anatolien beliefen sich die Sold-Rückstände auf drittbalb Jahre, in Rumelien reichten sie über ein Jahr hinaus, und den gegen die Insurrektion in der Herzegowina im Felde stehenden Truppen konnte man nichteinmal zur Feier des Ramasan eine Abschlagszahlung von 10 Piastern verabfolgen. Es wurde damals eine bezeichnende Anekdote erzählt. In Skutari hätten nämlich die Bataillone je nur den Anzug für eine einzige ihrer Compagnien besessen; in diesem Anzug sei nun abwechselnd je eine Compagnie zu den Uebungen ausgezogen, während die sieben andern Compagnien in abgetragenen Monturen, Unterhosen und Schlafröcken in den Kasernen consignirt blieben[1]).

So ging es in den obersten Regionen bereits zu, als Fuad und Ali Pascha noch lebten und im Amte waren. Von dem Nachfolger des letzteren, Mahmud Pascha, wird erzählt, und zwar von sehr verschiedenen Seiten: sobald er auf dem Stuhle des Großveziers gesessen sei — auf dem er heute wieder sitzt — habe er zum Sultan gesagt: „Sie werden jetzt regieren; Sie sind der Herrscher und der Herr; meine Vorgänger täuschten Sie, und sie befahlen im Schatten Ihres Thrones; befehlen Sie jetzt, ich werde gehorchen." Das ließ sich Seine Majestät nicht zweimal sagen; der Palast hielt das für eine vortreffliche Politik und wollte keine andere, auch nachdem Mahmud selber gestürzt war. Man ernannte, man entließ und ernannte von Neuem die Minister und die Statthalter. Jedermann innerhalb der Mauern des Palastes regierte, intriguirte und entschied die Staatsangelegen-

1) Aus Constantinopel in der „Allg. Zeitung" vom 21. März 1863.

heiten. Um System in die Sache zu bringen, hatte man eine eigene „Reformcommission" niedergesetzt, die eigentlich als Absetzungscommission fungirte. Obgleich Mahmud dem Sultan mit der Durchführung seines Lieblingsprojekts schmeichelte, nämlich mit der Abänderung der Thronfolge-Ordnung des Chalifats zu Gunsten seines Sohnes, so wurde er doch nach eilf Monaten plötzlich selber abgesetzt. Die Verwaltung war in die gräulichste Confusion gerathen. Alles jubelte dem Gegner und Nachfolger des verbannten Veziers, Midhat Pascha, zu; aber auch seine Regierung war bald zu Ende, und so ging es fort mit einem unaufhörlichen Wechsel in den obersten Stellen und Würden. In anderthalb Jahren hat Abdul-Aziz drei neue Großveziere, sieben Marine-, fünf Finanz-, sieben Polizei-, drei auswärtige Minister verbraucht und die Zahl der Statthalter in den Provinzen, die ihre Posten wechselten, war Legion[1]). Von da an finde ich die Namen aller der gerufenen und abgerufenen Würdenträger nirgends mehr gezählt; aber bis auf die jüngste Zeit hat der Zustand gedauert, wie er in einem Briefe aus Constantinopel nach dem Sturze Midhats geschildert worden ist. „Nichts scheint mehr festzustehen, weder Menschen noch Dinge. Es scheint, als ob die Grille herrsche und der Schwindel regiere. Heute zerschlägt man, was man gestern gemacht, und was heute gebaut worden ist, wird morgen abgerissen werden. Selbst die bestgesinnten und muthigsten Leute gelten nichts mehr; von einem Tage zum andern durchlaufen sie alle Stufen der Gunst und der Ungunst. Jeden Morgen fragt man sich: wird es heute eine Odaliske, ein Eunuche oder ein Page seyn, der das Scepter führt[2])."

1) Neue Freie Presse vom 12. Juni 1873.

2) S. den interessanten Brief in der Zeitschrift: „Das heilige Land. Organ des Vereins vom heiligen Grabe." Jahrgang 1872. Köln bei Bachem. S. 125 ff. — Damit stimmt ein ausführlicher Bericht aus Pera in der „Allg Zeitung" vom 9. August 1872 überein, welcher die Bemerkung beifügt: „Der eigentliche Direktor dieses Hexensabbaths aber war der russische Botschafter General Ignatieff."

In demselben Briefe findet sich eine Stelle, welche uns ein breites Streiflicht auf das Verhältniß des Türken-Regiments zu der neu gewordenen Welt und dem unwiderstehlichen Einfluß derselben zu werfen scheint. „Ehemals unterstützten die Janitscharen, welche immerhin eine Art Nationalvertretung waren, die Pforte (Ministerium) und machten das Gesetz im Palast; wenn ein Großvezier Schwäche zeigte, ward er von der wilden Soldateska ohne Umstände erwürgt. Nach der Niedermetzlung der Janitscharen, und nachdem sie gänzlich verschwunden waren, spielte Europa bei den Sultanen die Rolle des Schreckungsmittels. Wenn der Sultan Neigung zeigte, einen kopflosen Streich zu machen, sagte der Großvezier zu ihm: Europa will es nicht, und Seine Hoheit ließ es sich gesagt seyn. So regierten Reschid, Fuad und Aali Pascha. Aber heute, wo nach dem Ausdruck Beust's ein Europa nicht mehr besteht, und die Janitscharen gänzlich verschwunden sind, auf wen sollte die Pforte sich stützen, um dem Palast zu widerstehen?"

In Einem Punkte hat sich die Türkei allerdings gänzlich und rückhaltlos dem modernen Wesen in die Arme geworfen, und gerade hier liegen die natürlichen Folgen am greifbarsten zu Tage. Ich meine die Finanzen. Modern ist am türkischen Finanzwesen freilich nur das leichtfertige Schuldenmachen; alles Andere ist noch asiatisch. Man bekommt einen Begriff von der Verwaltung der Staatsfinanzen, wenn man hört, daß unter Mahmud Pascha die Adjutanten des Sultans ermächtigt waren, schon von den Schiffen weg, welche die aus den Provinzen kommenden Gelder an Bord hatten, die Summen in den kaiserlichen Palast zu schleppen; und das was die Schiffe brachten, war auch immer nur die Milch nach abgeschöpftem Rahm, der an den ersten Händen kleben geblieben war. Diese Willkühr und der Mangel an jeder geordneten Controlle macht die enorme Schuldenlast erklärlich, aber auch jede Besserung hoffnungslos.

Nun ist es allerdings richtig, daß an schlechten Finanzen

allein nicht so rasch ein Staat zu Grunde geht. Aber die Türkei ist eben ein Ausnahmsstaat. Sie hat keine homogene Bevölkerung und ihre Nationalitäten haben nicht ein gemeinsames Interesse am Staat; materielles Wohlseyn könnte die Antipathien der Religionen und der Raçen mildern, der Steuerdruck wird aber immer die gegentheilige Folge haben. Darum haben die „Times" schon vor einem Jahre die rapid sich verschlimmernde Finanzlage der Türkei für ein ernstes öffentliches Unglück erklärt. „Welch' mächtigere Verlockung kann es geben, die Autorität des Sultans mit üblem Auge anzusehen, als das Bewußtseyn daß das Reich im Lauf weniger Jahre mit einer alle Einbildungskraft übersteigenden Schuld belastet worden ist. Wenn der gegenwärtige Plan (einer neuen Anleihe) ausgeführt wird, dann wird die Türkei in den letzten zwölf Jahren, in einer Zeit des Friedens, Schulden im Betrage von 200 Millionen Pf. St. contrahirt haben, oder ebensoviel als die von Frankreich an Preußen gezahlte Kriegsentschädigung beträgt. Alle Beziehungen der Regierung zu ihren Unterthanen, zu den tributzahlenden Staaten und zu den militärischen Regierungen in der Nachbarschaft müssen durch das Wachsen dieser ungeheuern Schuldenlast verändert werden"[1]).

Bis zum Krimkrieg hatte die Türkei fast keine Staatsschuld, sie war jedenfalls das schuldenfreieste Land in Europa. Im J. 1862 aber wurden die türkischen Papiere schon so gehandelt, daß sie 12 bis 20 Pr. Zinsen trugen; in Constantinopel selbst galten bald darauf die 6prozentigen Obligationen nichteinmal mehr die Hälfte. Als damals in England eine Anleihe von 200 Mill. mit Gutheißung des Kabinets zu Stande kam, schickte letzteres zur Controlirung der Verwendung des Geldes zwei hohe Finanzbeamte nach Constantinopel. Man sagte damals, England ergreife förmlich Besitz von den türkischen Finanzen[2]). Das nächste Jahr

1) S. „Allg. Zeitung" vom 16. Juni 1874.

2) Kreuzzeitung vom 1 April 1862; „Allg. Zeitung" vom 31. Aug. 1862.

brachte ein Anlehen aus Paris; die Interessezahlung vermehrte sich binnen Jahresfrist um 3 Millionen Pfund, von dem Capital floß höchstens die Hälfte wirklich in die türkischen Kassen. Zwei Jahre darauf berechnete sich abermals ein Deficit von fast 4 Mill. Pf. St.[1]). Im Jahre 1870 ward eine eigene Comission niedergesetzt, welche ein in die blöden Augen Europa's stechendes Budget nach mehr als einjähriger Arbeit zu Stande brachte. Kenner berechneten, daß von einer Einnahme zu 16 Mill. Pf. 7 Millionen für die Staatsschuld erfordert seien, und nach Abzug der Ausgaben für die Civilliste, das Militär und die Eisenbahnen alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung sich mit Einer Million begnügen müßten. Und abermals stand ein neues Anlehen vor der Thüre[2]). Im Frühjahr von 1875 wird im Anschluß an das Werk eines Engländers, Lewis Farley, der lange in der Türkei lebte, früher sogar als deren Lobredner, und sein Buch unter dem Titel „der Niedergang der Türkei" erscheinen ließ, folgende Uebersicht gegeben: „Das regelmäßige Einkommen des türkischen Reichs beträgt nicht ganz 180 Millionen Gulden jährlich. Davon nimmt der Sultan den neunten Theil, nämlich 20 Millionen, für sich in Anspruch, womit er aber niemals auslangt. 150 Millionen verschlingen die Zinsen der Staatsschuld sammt der jährlichen Amortisations-Quote, so daß für sämmtliche andern Staatsausgaben nichts, aber auch gar nichts übrig bleibt. Daher macht die Pforte fortwährend neue Anleihen und die Schulden wachsen in riesigem Maßstabe. In den zwanzig Jahren von 1854 bis 1874 hat die Türkei dreizehn verschiedene Anlehen im Gesammtbetrage von 1624 Millionen Gulden aufgenommen. Davon fallen auf die eilf Jahre von 1854 bis 1865 nur 370, dagegen auf die fünf Jahre von 1869 bis 1874 volle 890 Millionen. Seit Aali Pascha's Tod kam

---

1) Allg. Zeitung vom 10. April 1863 und 26. Januar 1865.

2) Allg. Zeitung vom 16. März 1871.

jedes Jahr ein neues Anlehen, jedesmal mit tieferm Emissions-Curs. Im Jahre 1858 konnte die Türkei noch ein Anlehen mit 85 Procent emittiren. Im Jahre 1863 sank der Curs auf 72, im Jahre 1873 auf 58½ Procent"[1]). Heute muß die Pforte für Anlehen auf kurze Frist 18 Procent Zinsen geben, und der Curs, der am 1. Oktober 1874 noch auf 51 stand, bezifferte sich auf 37½, unmittelbar vor den neuesten Finanzmaßregeln, welche den halben Staatsbankerott enthalten. Jeder Tag verheißt seitdem tieferes Sinken, und von einem eigentlichen Anlehen kann keine Rede mehr seyn.

Und was ist nun für die riesigen Summen geleistet worden? Farley antwortet: mit Ausnahme der Eisenbahnen nichts. Das Geld verschwand, und wohin? „Fuad Pascha und Aali Pascha starben arm, der erstere förmlich als Bettler, so daß der Sultan die Kosten des Begräbnisses bestreiten mußte; seitdem aber haben die türkischen Staatsmänner andere Beispiele befolgt." Es sind die scandalösesten Reichthümer aufgehäuft worden. Auch die Freigebigkeit des Sultans steht nicht außer Zusammenhang mit den türkischen Staatsgläubigern. Er hat vor anderthalb Jahren, als in Constantinopel eine Geldkrisis ausbrach, dem Staatsschatze zwei Millionen Pf. aus seiner Privatkasse geliehen; bald darauf hat er eine Million Pf. für eine neue Moschee angewiesen, und jüngst hat er sich anheischig gemacht auf eigene Kosten eine — Eisenbahn nach Bagdad zu bauen. Woher kommen diese Summen in die Privatkasse des Großherrn?

Im Jahre 1862 schien es zur Herstellung einer bessern Verwaltung und Finanzgebahrung noch zu genügen, wenn den ausgesogenen und vernachlässigten Provinzen eine Art Autonomie in der Person tüchtiger, womöglich lebenslänglicher Statthalter wieder gegeben würde. Denn das ist allerdings klar, daß Gouverneure die nur sechs Monate oder höchstens ein Jahr regieren, und dann ohne Pension ab-

1) S. „Neue Freie Presse" vom 3. April 1875.

gesetzt werden, kein näheres Interesse haben, als sich so rasch als möglich ein Vermögen zusammenzuraffen. Im Jahre 1865 waren die Times bereits der Meinung, daß es das Beste wäre eine Compagnie zu gründen, die ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Finanzverwaltung beschränkte, sondern die ganze Regierung der Türkei in die Hand nähme, bei welcher Curatel immerhin dem Sultan und seinen Ministern eine hübsche Pension ausgeworfen werden könnte[1]). Herr Farley aber — dereinst wie Lord Russel ein Lobredner der Türkei — weiß nun keinen andern Rath mehr, als daß der Sultan seine europäischen Länder an Oesterreich und Rußland verkaufen solle: die beiden Staaten würden gewiß einen guten Preis bezahlen, die Einwohner aber, selbst die Muhamedaner, wären mit dem Tausche zufrieden und das türkische Reich, auf seine asiatischen Länder beschränkt, könnte einer neuen und naturgemäßen Entwicklung entgegengehen.

Es ist schon öfter davon die Rede gewesen, daß der gänzliche Rückzug der Osmanen nach Asien die einfachste Lösung der türkischen Schwierigkeit wäre. Aus Asien bezieht der islamitische Thron zur Zeit allein noch seinen moralischen und materiellen Succurs. Während die Osmanen in den europäischen Landestheilen mehr und mehr von der entnervenden Freigeisterei der modernen Welt ergriffen werden, ist in Asien die Lebenskraft des Islamismus keineswegs erstorben, vielmehr deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß der ihm innewohnende Fanatismus dort noch in helle Flammen aufschlagen könnte. Auch die türkische Armee ergänzt sich größtentheils aus Asien. Die Christen sind bekanntlich von der Ehre des Waffentragens noch immer ausgeschlossen, sie müssen dafür Kopfsteuer bezahlen. Constantinopel und Bosnien sind von der Aushebung befreit, Kurdistan und Babylonien haben dieselbe nie geduldet So fallen drei Viertel der ganzen Conscriptionslast auf Kleinasien. Dadurch ist aber

1) Allg. Zeitung vom 22. Mai 1862 und vom 26. Januar 1865.

in einer ganzen Reihe von Paschaliks die türkische Bevölkerung decimirt und auf die Hälfte ihrer frühern Stärke herabgesunken; hunderte von ehemals türkischen Dörfern liegen jetzt wüst oder sind von der Rajah bewohnt[1]). Die Race geht ihrem unrettbaren Verfall entgegen, wenn nicht Zuwachs aus den europäischen Provinzen eintritt. Hier zeigt sich aber dieselbe Erscheinung einer stetigen Abnahme der osmanischen Bevölkerung.

Die Thatsache ist namentlich im Jahre 1864 viel besprochen worden, und zwar aus einem besonderen Anlaß. Damals begann nämlich, nachdem die Russen den Kaukasus unterworfen hatten, die Einwanderung der Tscherkessen in die Türkei. Diese massenhafte Einwanderung, glaubte man, werde der so stark im Abnehmen begriffenen islamitischen Bevölkerung ein neues kräftiges Element zuführen, das wohl geeignet wäre der alternden Türkei eine längere Lebensfrist zu erwirken[2]). Nie hat eine Berechnung ärger fallirt. Sei es, daß die gewöhnliche Vernachlässigung gegenüber den entblößten Einwanderern Seitens der Pforte einen Theil der Schuld trug, oder daß die Einwanderer von vornherein zu friedlichen Colonisten sich nicht eigneten, kurz dieselben sind für die türkischen Provinzen eine wahre Landplage geworden und wie Räuberbanden bereits größtentheils verkommen, während Rußland sich auch hier in's Fäustchen lachte, und die leeren Stellen im Kaukasus mit rührigen Armeniern besiedelte, die es aus der Türkei bezog.

Nach neuesten Angaben aus Rußland leben in der europäischen Türkei bloß 1,200,000 Osmanen, über 8,600,000 Seelen gehören andern Nationalitäten an, darunter dem Slaventhum allein 5,200,000, wovon 3,700,000 Bulgaren. Selbst in Constantinopel sind die Moslims überhaupt, nicht bloß die Osmanen, in der Minderheit; sie zählten schon vor

1) Allg. Zeitung vom 11. Febr. 1868.

2) Vgl. hierüber „Allg. Zeitung“ vom 27. Juli, 7. und 26. Aug., 22. Okt. 1864.

zehn Jahren nur 480,000 Seelen unter 1,075,000 Einwohnern; die Zahl der Armenier und Griechen allein kommt schon der der Moslims fast gleich[1]).

Angesichts dieser Thatsachen kann über die Aussichten auf Selbsterhaltung des Statusquo in der Türkei die Meinung allerdings auseinander gehen. Jedenfalls werden durch den in die Länge gezogenen Insurrektions-Krieg die Grundübel, an welchen die Türkei leidet, in ganz außerordentlichem Maße gesteigert.

Die Pforte hat versprochen, ihre Reformen damit zu eröffnen, daß sie eine Steuer-Erleichterung für die Rajah und den Nachlaß von fast hundert Millionen Steuer-Rückständen gewähren wolle. Der leere Staatsschatz beweist für den Ernst, womit solche Reformen verheißen werden.

Wir hatten diese Zeilen kaum geschrieben, als die Nachricht vom Bosporus eintraf, daß die Pforten-Regierung sich gezwungen gesehen habe, den ersten Schritt zum Staatsbankerott zu thun[2]). Die Mächte wollten sich bisher vor jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei als dem voraussichtlichen Anfang vom Ende hüten und insbesondere zur Uebernahme von Garantien sich nicht herbeilassen. Nunmehr stellt sich aber die Frage so, ob nicht die Mächte in Rücksicht auf die Gläubiger der Türkei in ihren Landen werden thun müssen, was sie für die christlichen Unterthanen der Pforte nicht thun wollten.

---

1) Allg. Zeitung vom 19. September 1864; vergl. „Kreuzzeitung" vom 31. August 1875.

2) Die Zinsen der türkischen Staatsschuld sollen nur zur Hälfte baar, zur andern Hälfte in verzinslichen und nach fünf Jahren einlösbaren Obligationen bezahlt werden, was einer Vertröstung auf die griechischen Kalenden stark gleichsieht.

XL.

Die Werke der heiligen Hildegardis und ihr neuester Kritiker.

(Schluß.)

Das Hauptargument, welches Herr Preger für die Unächtheit der Hildegard'schen Schriften vorbringt, lautet, wenn man von unwesentlichem Beiwerk absieht, folgendermaßen:

„Hildegardis spricht in dem ihren Namen tragenden Briefe an den heil. Bernard von den Offenbarungen, die ihr bei einzelnen Stellen der Schrift zu Theil werden. Die Beschreibung, die sie zu geben versucht, ist in dem unbeholfensten Latein. Daß die Vision sie über den tieferen Sinn des lateinischen Textes, aber nicht über die Bedeutung der einzelnen Worte belehre, sagt sie in folgender Weise aus: Scio enim in textu interiorem intelligentiam expositionis Psalterii, Evangelii et aliorum voluminum, quae monstrantur (monstratur) mihi in hac visione, quae pectus meum tangit et animam meam sicut flammam (flamma) comburens, docens me haec profunda expositionis, sed tamen non docet me literas in teutonica lingua, quas nescio. Daß sie den lateinischen Text lesen könne und den Sinn im Allgemeinen verstehe, aber nicht von den einzelnen Worten Rechenschaft zu geben vermöge, da sie darinnen nicht unterwiesen sei, das heißt in ihrem Latein also: Tantum scio in simplicitate legere, non in abscissione textus, quia homo sum indoctus de ulla magistratione cum exteriori materia. Im Folgenden steht dann, was sie weiter von sich, von Bernhard, von den Spaltungen unter den Menschen und von ihrem Vertrauten sagt, un-

ordentlich durcheinander: Sed intus in anima mea sum doc... unde loquor tibi, de te non dubitans, sed de sapientia ... pietate consolabor pro eo, quia multa schismata sunt in ho... minibus, sicut audio homines dicere. Nam cuidam monacho, quem scrutata sum in conversatione probatioris vitae, ... primum dixi et illi omnia secreta mea monstravi etc.

„Wie verschieden von diesem Latein ist das in ihrem Haupt... werke, den Scivias, die um dieselbe Zeit geschrieben seyn m... Nehmen wir eine gerade in die Hand fallende Stelle, um ... auf den Unterschied hin anzusehen: Anima autem est magistra, caro vero ancilla. Quomodo? Anima totum corpus in vi... ficatione regit; corpus autem regimen vivificationis illius ... cipit, quoniam si anima corpus non vivificaret, corpus in ... lutione difflueret. — Et anima corpus ita illabitur, ... succus arborem. Quid hoc? Per succum arbor viret et ... producit, ac deinde fructum facit, sic et per animam corp... Et quomodo tunc fructus arboris ad maturitatem perduc... Temperie aeris. Quomodo? Sol eum calefacit, pluvia ... irrigat, et ita in temperie aeris perficitur. Quid hoc? Misericordia gratiae Dei velut sol hominem illustrat, spir... Spiritus sancti velut pluvia ipsum irrigat etc. Wir sahen, ... jenem Briefe fehlte es an Sprachmitteln für die richtige Be... zeichnung des Gedankens, hier sind sie vorhanden. Dort ... grobe grammatische Unrichtigkeiten, hier ist eine den ... angemessene Construktion. Wie dort die Bewegung des Ge... dankens schwerfällig und ungeordnet ist, so ist sie hier ... und geordnet... (S. 16. 17).

„Die Aechtheit der Scivias steht und fällt mit der Aecht... heit der ihnen im Stil gleichartigen Briefe. Betrachten ... diese näher. Die verschiedenen Sammlungen der Briefe, wel... Migne in seiner Ausgabe vereinigt hat, enthalten fast ... nahmslos auch die Briefe derer, durch welche Hildegard ... ihren Antworten veranlaßt worden ist. Es sind 145 Bri... an Hildegard und fast ebenso viele Antworten derselben. ... Päpste Eugen, Anastasius und Hadrian, Erzbischöfe und ... schöfe, die Könige Konrad III. und Friedrich I., der Graf ... Flandern, Aebte und Aebtissinen, Weltpriester, Mönche ...

Nonnen haben sich an sie gewendet. Wir nehmen die Briefe der Aebtissinen heraus, welche zum Theil mit dem vollen Namen der Schreiberinen, zum Theil mit dem Anfangsbuchstaben oder einem N. und mit dem Namen der Klöster versehen sind. Es sind ihrer 22 und ebenso viele Antworten der Hildegard. Die Briefe an Hildegard sind ziemlich gleichartigen Inhalts. Die Schreiberinen empfehlen sich ihrem Gebete, fragen, ob sie ihr Amt beibehalten sollen, wünschen sie zu sehen, ein Wort der Stärkung von ihr zu erhalten u. s. w. Sie alle sind der Bewunderung für Hildegard voll. Da ist nun auffallend, daß alle diese Briefe in so gewandtem Latein geschrieben sind. Sollten alle jene Frauen so geschickte Amanuenses gehabt haben? Sieht man näher zu, so erkennt man, daß in den Briefen der verschiedenen Verfasserinen dieselben Redewendungen und der gleiche Bau der Sätze wiederkehren, und dieser Satzbau und diese Redewendungen sind dieselben wie in den Antworten der Hildegard und in den Scivias ... (S. 18).

„Sind nun aber die an Hildegard gerichteten Briefe erdichtet, so sind es auch die Antworten. Denn wollte man annehmen, die Briefe der Aebtissinen seien verloren gewesen und Hildegard mit ihrem Schreiber hätten später aus den Antworten und dem Gedächtniß die verlorenen Briefe reconstruirt, so spricht gegen diese schon abenteuerliche Annahme der ungekünstelte Charakter jener Briefe. Aus der ungesuchten einfachen Beziehung der vorliegenden Briefe aufeinander ergibt sich deutlich, daß die Anfrage zuerst und dann die Antwort darauf erdichtet seyn müsse.

„Wir stehen somit vor der Alternative, entweder Hildegard mit ihrem Schreiber oder diesen allein eines Betrugs zeihen zu müssen. Denn rühren die Briefe von Hildegard her, so hätte sie sich selbst in den an sie gerichteten Briefen in übertriebenster Weise gepriesen oder preisen lassen. Damit aber wäre sie keine ‚mater sanctissima‘ (ep. 97), und ihr prophetischer Ernst wäre eine vorgenommene Maske. Ihre Lauterkeit zu bezweifeln ist kein Grund vorhanden. Es bleibt also nichts übrig als dieß, daß der Schreiber alle jene Briefe ohne Wissen der Hildegard erdichtet hat. Dieß gilt denn aber

auch von allen andern Briefen, die eine gleiche fingirte Veranlassung haben. Und das sind bei weitem die meisten. Der Fälscher ist nun aber, wie wir gesehen haben, derselbe, der auch die Scivias, das Hauptwerk der Hildegard, geschrieben hat. Damit wird die Zuverlässigkeit der darin gemachten Mittheilungen durchaus zweifelhaft“ (S. 19. 20).

So Herr Preger.

Bevor wir auf das Sachliche seiner Beweisführung eingehen, möge er uns bezüglich des Formellen zwei kurze Bemerkungen gestatten.

Zuerst müssen wir uns nämlich beschweren, daß Herr Preger sowohl bei Vorstehendem, als auch überhaupt in seiner Arbeit, so weit sie sich auf die heil. Hildegardis erstreckt, theilweise nicht angegeben hat, wo die Stellen sich befinden, welche er anführt und auf welche er sich stützt. Deßhalb mußte der Schreiber dieses, obwohl auf diesem Gebiete nicht unbewandert, immerhin einige Zeit mit Nachschlagen unnöthiger Weise verbringen. Herr Preger durfte sich aber dieses Versehens um so weniger schuldig machen, als ja gerade vorzugsweise von der genauen Einsichtnahme und sorgfältigen Beurtheilung jener Stellen die Würdigung seiner Arbeit bedingt ist.

Dann aber vermögen wir unsere Verwunderung darüber nicht zurückzuhalten, daß er von „Aechtheit der Scivias“ und von „Redewendungen in den Scivias“ spricht. Denn als Gymnasialprofessor wird er doch wohl darin mit uns übereinstimmen, daß man das Wort Scivias unmöglich als ein nomen plurale betrachten kann und daß man jedenfalls auch bei ihm das alte Verslein wird gelten lassen müssen: „Was man nicht decliniren kann, das sieht man als ein neutrum an.“

Wenden wir uns nun aber zur Beurtheilung des vorgeführten Beweisversuches bezüglich der behaupteten Unächtheit der Hildegard'schen Werke, so müssen wir zur Constatirung der Genauigkeit, mit welcher wir dabei vorgehen möchten, zunächst darauf aufmerksam machen, daß wir noch ein-

mal eigens nach Wiesbaden gereist sind[1]), um alle diejenigen unter den von Herrn Preger angeführten Stellen, welche für ihn oder gegen ihn von Belang sind, in dem dort befindlichen großen Coder genau anzusehen; und wir haben dieß dort wirklich gethan. Dabei fanden wir nun aber, daß die in dem oben von uns mitgetheilten Abschnitt des Preger'schen Buches drei zuerst vorkommenden, jedenfalls nach der Migne'schen Ausgabe citirten, Stellen allerdings beinahe vollständig auch mit jener Handschrift übereinstimmen, diese übrigens doch auch die folgenden drei Verschiedenheiten bietet: statt homo sum *indoctus* — homo sum *indocta;* statt de sapientia et pietate consolabor — de sapientia et pietate *tua* consolabor (dieses *tua* findet sich übrigens auch bei Migne und scheint demnach von Herrn Preger übersehen worden zu seyn); statt *illi* omnia secreta mea monstravi — *illa* omnia secreta mea monstravi. Diese Varianten, welche, weil dem großen Coder entnommen, gewiß einen ganz anderen Anspruch auf Ursprünglichkeit machen können, als die Lesarten des Migne'schen Textes, mildern nun, wie gewiß auch Preger anerkennen dürfte, immerhin schon etwas die Unbeholfenheit des Latein, dem man, wie er mit Recht sagt, in den betreffenden Sätzen begegnet. Wir legen aber auf den kleinen Eintrag, welcher damit dem Preger'schen Argument gethan scheint, um so weniger Gewicht, als wir dessen durchaus nicht bedürfen. Denn wir sind ja, wie es sich bald zeigen wird, der Preger'schen Behauptung gegenüber mit einer so vollständigen Rüstung versehen, daß jene vor dieser geradezu in nichts zerfallen muß.

Indem wir nun aber mit dieser Rüstung hervorzutreten haben, können wir nicht umhin, vorher unserem Staunen darüber Ausdruck zu leihen, daß wir erst, wie es scheint, Herrn Preger auf diese hinweisen müssen. Wer nämlich mit den Hildegard'schen Werken sich auch nur einigermaßen be-

---

1) Diese Reise ging der oben in der Anmerkung S. 620 erwähnten voraus.

schäftigt hat und mit ihnen bekannt geworden ist, weiß auch von jener Rüstung. Und doch sollte Herr Preger nichts von ihr wissen? Das würde ja eine auf seiner Seite ganz unbegreifliche Unkenntniß jener Werke voraussetzen! Freilich sind diese, wie es scheint, verhältnißmäßig überhaupt nur wenig bekannt, selbst bei katholischen Theologen, und könnte man darum am wenigsten Herrn Preger bei seiner Stellung einen Vorwurf daraus machen, wenn er Näheres von ihnen gar nicht wüßte. Wenn er aber in einer bisher noch nicht dagewesenen Weise diese Bücher angreift und sich anheischig macht, sie sämmtlich als unächt nachzuweisen, und dieß einzig auch noch aus Gründen, welche diesen Werken selbst entnommen sind, dann müssen wir doch offenbar von ihm verlangen, daß er alle die Bücher, welche er angreift, zuerst gründlich durchgesehen und so sich in die Lage gesetzt hat, ein vollberechtigtes Urtheil über sie abzugeben. Daß ihm aber eine solche Bekanntschaft mit den Hildegard'schen Schriften, welche das Ergebniß einer eingehenden und ausdauernden Beschäftigung mit denselben ist, in Wirklichkeit nicht zukomme und er demnach seine Anführungen aus denselben nur flüchtigen Einblicken verdanken könne, das anzunehmen werden wir fast gezwungen, wenn wir, wie bereits bemerkt, ihm unsere Rüstung nun erst zeigen müssen.

Diese Rüstung besteht nämlich in nichts Anderem, als in der Erfahrung, welche Jedermann, der in die Hildegard'schen Werke einzudringen sucht, macht, und zwar, wie wir mit vollstem Bedacht beifügen, sofort macht, daß dieselben beinahe durchgehends mit ähnlichen Unebenheiten und Schwerfälligkeiten gefüllt sind, wie die von Herrn Preger angeführten Stellen; daß es darum mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden ist, jene Bücher zu verstehen, und daß dieß bei zahlreichen Stellen geradezu unmöglich seyn dürfte.

Wie wahr das ist, hat bereits Ludwig Clarus in dem zweiten Vorwort zu seiner Uebersetzung der Hildegard'schen

Briefe ausgesprochen[1]) und kann auch Jemand, welcher der lateinischen Sprache nicht mächtig ist, wohl erkennen, wenn er nur eben diese Uebersetzung durchliest, da es ihm, trotzdem daß diese von einem so bewährten Uebersetzertalent herrührt, gewiß in gar vielen Fällen nicht gelingen wird, die Briefe zu verstehen. Wollte aber Herr Preger sich ganz kurz des Näheren unterrichten, so dürfte er nur das von dem Fertiger dieser Zeilen herrührende Schriftchen: „Die neun Chöre der seligen Geister. Aus dem Scivias der heiligen Hildegardis"[2]) seiner Beachtung werth halten, da in demselben nach einer vorausgegangenen Besprechung der in den Hildegard'schen Werken gehäuften Schwierigkeiten der Versuch gemacht ist, die da gegebene letzte Vision des ersten Buches des Scivias zu übersetzen und zu erläutern. Und würde dann Herr Preger bei Einsichtnahme von genanntem Büchlein, wie nicht zu bezweifeln steht, der Ueberzeugung sich nicht verschließen können, daß man es hier mit einer überschwierigen Aufgabe zu thun habe, so würde sich darauf durch einen Einblick in unsere Manuscripte, unter welchen sich die Uebersetzungen von weiteren Visionen zugleich mit zu ihnen angefertigten Commentaren befinden, die Ueberzeugung in ihm gewiß nur noch befestigen, daß kaum all das von einem Uebersetzer und Erklärer zu bewältigen ist, was hier sich ihm entgegenstemmt.

Es geht natürlich nicht an, in diesen Blättern Belege aus den Hildegard'schen Schriften in solcher Zahl und in solchem Umfange vorzuführen, daß dadurch einigermaßen vollständig zur Anschauung gebracht würde, was wir eben dem wirklichen Sachverhalt gemäß ausgesprochen haben. Denn wir müßten, um dieß zu bewirken, große Stücke wenigstens aus den Hauptwerken der Heiligen hier wiedergeben. Wenn wir aber dazu hier keinen Raum haben und statt

---

1) Band II. S. VII. f.

2) Regensburg bei Manz, 1870.

dessen auf jene Schriften selbst verweisen müssen, so wollen wir doch wenigstens einige kleine Proben, insbesondere aus dem Scivias und den Briefen, also denjenigen Hildegard'schen Schriften welche nach Herrn Preger im Verhältniß mit der einzig von ihm für sicher ächt gehaltenen Stelle aus dem Briefe an den heil. Bernard geordnet, leicht und fließend seyn sollen, zum Behufe der Vergleichung mit dieser hier anführen. Wir wählen, um nicht lange auszusuchen, zunächst eine, die Seraphimgestalten erklärende, Stelle aus der von uns edirten sechsten Vision des ersten Buches des Scivias nach dem Texte der großen Wiesbadner Handschrift: „Sed qui in alia acie sunt, quasi ignis ardent. plurimasque pennas habentes. in eisdem pennis quasi in speculo omnes ordines ecclesiasticae institutionis insignitos demonstrant. qui seraphin sunt. significantes ut sicut ipsi in amore Dei ardent. et ut maxima desideria visionis ejus habent. ita quod etiam in eisdem desideriis suis cum multa puritate tam saeculares quam spirituales dignitates quae in ecclesiasticis misteriis vigent. ostendunt quia secreta Dei in ipsis mirabiliter apparent. sic etiam omnes qui sinceritatem puri cordis amantes supernam vitam querunt. ardenter Deum diligant. eumque toto desiderio amplectantur. quatenus ad gaudia illorum perveniant quos tam fideliter imitantur.“ Wir fügen dann eine Stelle bei aus dem vierten Gesicht desselben Buches des Scivias, welche lautet: „Homo in facie cognoscitur. oculis videt. auribus audit. os ad loquendum aperit. manibus palpat. pedibus ambulat. et ideo sensus est in homine velut preciosi lapides et ut preciosus thesaurus in vase signatur. Sed ut vas videtur et ut in eo thesaurus scitur. ita etiam in sensu ceterae vires animae intelliguntur“ — und wir führen gerade diese Stelle an, weil sie dem von Herrn Preger zum Beweise für die Klarheit des Scivias gegebenen Citate („Anima autem est magistra“ etc.) unmittelbar vorangeht und wir es nicht zu verstehen vermögen, daß er in dem betreffenden — an den herrlichsten Gedanken, wie wir neben-

bei bemerken wollen, überaus reichen — Gesichte so bewandert seyn sollte, daß er eine wirklich durchsichtige Stelle aus demselben herauszufinden gewußt und doch die vielen anders beschaffenen, innerhalb welcher sie sich befindet, nicht beobachtet habe. Aus den Briefen aber wählen wir gleich den ersten, denjenigen durch welchen die Heilige dem Papste Eugen III. auf sein Schreiben antwortet, und entnehmen demselben absichtlich nicht etwa eine Stelle aus der eigentlichen Materie des Briefes, sondern eine solche, in welcher Hildegardis den Papst direkt anredet und von der man deßhalb meinen sollte, daß hier weniger Unklarheit obwalten werde. Sie heißt (nach Migne): „Audi ergo illum qui semper vigilat viventibus oculis, et qui non est taediosus propter procellas, quae sunt pars calicis eorum, qui assimilantur simulacris quasi duri sint per prosperitatem suam.“ Um aber endlich auch noch eine Stelle aus einem anderen Hauptwerke Hildegard's beizufügen, setzen wir den Eingang zu ihrer Schrift „vitae meritorum“ hierher und diese deßhalb um so lieber, als dieses Werk noch niemals gedruckt worden ist. Es beginnt in dem großen Wiesbadener Coder mit folgenden Sätzen: „Et factum est in nono anno postquam vera visio veras visiones in quibus per decennium insudaveram. mihi simplici homini manifestata erat. qui primus annus fuit post quam eadem visio subtilitates diversarum naturarum creaturarum ac responsa et admonitiones tam minorum quam majorum plurimarum personarum et simphoniam armonie celestium revelationum ignotamque linguam et literas cum quibusdam aliis expositionibus in quibus post praedictas visiones multa infirmitate multoque labore corporis gnata (?) per octo annos duraveram. mihi ad explanandum ostenderat. cum sexaginta annorum essem. fortem et mirabilem visionem vidi. in qua etiam per quinquennium laboravi. Igitur in sexagesimo primo aetatis meae anno qui est millesimus centesimus quinquagesimus octavus dominicae incarnationis annus sub pressura apostolicae sedis regnante friderico romanorum

imperatore. audivi vocem de celo mihi dicentem. Tu que ab infantia tua per Spiritum Domini non corporali sed spiritali vera visione docta es. dic ea que nunc vides et audis. Nam a principio visionum tuarum quedam visiones velut liquidum lac tibi ostense sunt. quedam autem velut suavis et lenis cibus tibi denudate sunt. quedam autem velut solidus et perfectus cibus tibi manifestate sunt...“

Satis superque, es ist genug des Citirens und mehr als genügend, um das was in Rede steht, zu beweisen, dürfte uns wohl jeder Leser dieser Blätter hier zurufen. Und in der That dürften die citirten Stellen, welche wir durch ähnliche aus den Hildegard'schen Werken leicht, nicht auf das hundert-, sondern auf das tausendfache bringen könnten, mehr als hinreichen, um dazuthun, wie durchaus grundlos ist, was Herr Preger behauptet, daß die Hildegard'schen Schriften im Ganzen, namentlich aber das Scivias und die Masse der Briefe, sich von der e i n e n Stelle in dem an den hl. Bernard gerichteten Briefe, welche allein er als sicher ächt bezeichnet, wesentlich durch ihre correkte, fließende und klare Diktion unterscheiden sollen und daß darum alle diese Werke als unächt anzusehen seien. Wir sehen hier davon ab, wie offenbar gewagt ein solcher Schluß auch dann wäre, wenn man seine Prämissen als richtig anzuerkennen hätte, da es ja doch gewiß nicht angeht zu sagen, daß Jemand, der einmal uncorrekt geschrieben hat, immer so schreiben müsse, indem ja sonst wohl so ziemlich a l l e correkte Schreibweise aus der Welt verschwinden würde. Wir sehen ferner von einer auch hier uns wieder begegnenden Ungenirtheit des Herrn Preger ab, vermöge deren er, trotzdem daß er sowohl die alte Lebensbeschreibung der Heiligen, als auch ihre Schriften im Ganzen als aus Fälscherhand hervorgegangen und darum als durchaus unzuverlässig zurückstößt und somit nichts hat, woran er sich berechtigter Weise über Hildegardis orientiren und gleichsam das Maß von ihr holen könnte, es sich herausnimmt, bestimmen zu wollen, was von dem der Heiligen

Zugeschriebenen zu ihr passe und darum als von ihr herrührend zu betrachten sei, und was nicht. Von all' dem wollen wir, wie gesagt, absehen, obwohl es, wie klar ist, uns gar scharfe Waffen gegen ihn bietet. Um so entschiedener müssen wir aber nach den von uns beigebrachten Belegen und dem was wir ihnen vorausgeschickt, in Abrede stellen, daß der größere Theil der Hildegard'schen Schriften, besonders das Scivias und die Briefe, geordnet, verständlich und fließend, ein winzig kleiner Theil aber ungeordnet, schwerfällig und unverständlich ist. Sie sind vielmehr so beschaffen, daß in ihnen überhaupt bald Licht, bald Schatten zu finden ist, daß beide fortwährend mit einander abwechseln, daß auf Partien welche unverständlich sind, klare folgen, welche uns staunen machen ob der herrlichen und ungemein erhabenen Ideen, welche sie vorführen, dann aber auch wieder durch andere Sätze abgelöst werden, welche wir nur theilweise oder vielleicht gar nicht zu enträthseln vermögen.

Wie aber Herr Preger, wenn er mit den Hildegard'schen Schriften gründlich bekannt wäre, den eben von uns gezeichneten Sachverhalt sicherlich nicht in Abrede stellen könnte, so würde dieser, so unbegreiflich er auch auf den ersten Anblick dem Uneingeweihten erscheint, ihm doch auch ganz erklärlich werden, wenn er nur dem seine Aufmerksamkeit zuwenden und seinen Glauben schenken wollte, was über die Genesis der Werke in ihnen selbst und in der Lebensbeschreibung des Gottfried und des Theodorich geboten wird. Denn danach war Hildegardis keine höhere menschliche Ausbildung zu Theil geworden[1]), hatte sie von ihrer selbst ungelehrten Erzieherin Jutta kaum die Kenntniß der Buchstaben erlernt[2]), und zwar nur der lateinischen, während sie, wie sie selbst ausdrücklich bemerkt, die deutschen nicht kannte[3]). Das

1) Vita I. 2.
2) Vit. II. 17.
3) Epistol. ad s. Bernard.

Schreiben hatte sie, wie wir schon gehört haben, gar nicht erlernt[1]). Ihr aber, welcher also höhere Bildung Seitens der Menschen abging, wurde dagegen in einem himmlischen Gesichte durch eine Stimme von oben die Weisung: „O du hinfälliger Mensch, Staub vom Staube und Fäulniß von Fäulniß, sprich und schreibe, was du siehst und hörst. Weil du aber furchtsam bist, zu sprechen, und einfältig auszulegen, und nicht gelehrt es aufzuschreiben; so sprich und schreibe es nicht nach eines Menschen Mund, noch nach Einsicht menschlicher Erfindung, noch nach dem Willen menschlicher Zusammenfügung, sondern so, wie du es in den himmlischen Regionen droben in Gottes wunderbaren Dingen schauest und hörest. Erzähle es und trage es so vor, wie auch ein Zuhörer die Worte seines Lehrers vernimmt und sie dann nach dem Wortlaut desselben, so wie dieser es ihm zeigt und vorschreibt, — hersagt. So also sprich auch du, o Mensch, das was du siehst und hörst, und schreibe es (also) nicht nach dir oder einem anderen Menschen, sondern nach dem Willen desjenigen der Alles weiß, sieht und anordnet in den Abgründen seiner Geheimnisse“[2]). Und so machte sich, nachdem sie von Gott förmlich dazu genöthigt worden[3]), in *der* Art ans Schreiben, „daß sie das was sie im Geiste hörte oder sah, in demselben Sinn und mit denselben Worten ... mit eigener Hand niederschrieb und mit dem Munde aussprach, indem sie sich dabei mit einem einzigen zuverlässigen Miteingeweihten (symmista) begnügte, der nach den feststehenden Regeln der Grammatik (ad evidentiam grammaticae artis), welche sie nicht kannte, die Casus, Tempora und Genera in Ordnung brachte, sich aber durchaus nicht unterfing, irgend etwas zu dem Sinne hinzuzufügen, oder davon hinwegzunehmen“[4]). In *dieser* Weise

1) I. 4.
2) Scivias, praefatio.
3) Vit. I. 4.
4) Vit. II. 14.

entstand die Aufzeichnung ihrer Gesichte aber nur insoweit, als sie dabei lateinische Worte vernahm. Denn sie erzählt: „Bei dem was ich aus jenem Lichte schreibe, gebrauche ich keine andern Worte als diejenigen welche ich höre, ungefeilte lateinische Worte (latinisque verbis non limatis"[1]). Dagegen war ihr für die Fälle, wo sie lateinische Worte nicht hörte, eine andere Verhaltungsmaßregel von oben gegeben worden, die dahin lautete: „Wann du das, was dir von oben gezeigt worden, nicht nach der unter den Menschen gebräuchlichen Form in der lateinischen Sprache vorgebracht hast, weil dir darin keine Uebung gegeben ist, dann soll derjenige welcher die Feile hat (qui limam habet), es nicht versäumen, die Sache in die passende menschliche Redeweise zu bringen"[2]). Hörte also Hildegardis bei ihren Gesichten zugleich auch die zur Schilderung derselben gehörigen lateinischen Worte, so schrieb sie diese nieder und ihr Gehilfe half diesen bezüglich der Grammatik nach; hörte sie aber keine lateinischen Worte, dann vermochte sie auch nicht das Gesehene lateinisch zu erzählen, da sie ja kein Latein gelernt hatte, verstand es aber auch nicht es deutsch niederzuschreiben, da ihr die deutschen Buchstaben unbekannt waren, und mußte sich darum damit begnügen, ihrem Gehilfen das Geschaute mündlich vorzuführen, damit dieser es dann in das entsprechende lateinische Gewand einhüllte. Zur Klarstellung des Verhältnisses, in welchem wir uns das Zusammenwirken Hildegard's mit ihrem Helfer bei Fertigung ihrer Schriften zu denken haben, wollen wir nur noch die Worte derselben hierher setzen, mit welchen ihr liber divinorum operum im großen Codex zu Wiesbaden schließt[3]): „Als ich... mit dem Schreiben dieses Werkes unter dem Beistande jenes

---

1) Acta Sanct. Boll., bei Migne Col. 20.

2) Vit. II. 14.

3) Bei Migne finden sich diese Worte nicht. Vielleicht sind sie noch gar nicht gedruckt.

gottesfürchtigen Klostermannes (ihres Gehilfen!) beschäftigt war, wurde ich von demselben Manne getrennt, da der Tod ihn mir raubte. Er hörte nämlich, um damit Gott zu dienen, alle Worte dieses Gesichtes mit großem Eifer und ohne Unterlaß an und stellte sie sprachlich richtig dar (audivit et corrigendo disseruit) und ermahnte mich beständig, daß ich nicht wegen irgend einer Schwäche meines Körpers es unterließ, Tag und Nacht zu arbeiten, um das niederzuschreiben, was mir gezeigt wurde. Denn so war er bis zu seinem Ende an den Worten dieser Gesichte thätig und konnte sich niemals darin sättigen. Als er dann gestorben war, erhob ich mich mit weinender Stimme zu Gott und rief: O mein Gott, der du mit deinem Diener, den du mir für diese Gesichte als Helfer gegeben, nach deinem Wohlgefallen gehandelt hast, unterstütze mich jetzt, wie es für dich (in diesem Falle, wo es sich um die Mittheilung deiner Gesichte an die Welt handelt) paßt. Darauf gewährte dann aber der Abt Ludwig von dem heil. Eucharius zu Trier in eigener Person und durch andere weise Männer beharrlich mir Hilfe und ... ich freute mich, als hätte ich ihn von Gott empfangen. Auch ein Mann ... von edler Herkunft ... Wezelinus, Propst von dem heil. Andreas in Köln, ... hörte mit großer Sorgfalt ... alle Worte dieser Gesichte an und zeichnete sie auf und tröstete und unterstützte mich selbst und mittelst anderer weisen Männer ... und so wurde denn durch Gottes Gnade unter der Beihülfe der genannten ehrwürdigen Männer dieses Werk zum Abschluß gebracht ... Mein Herr, schenke Allen, die mich trösteten und unterstützten, wann ich an diesen Gesichten, welche du von meiner Kindheit her mir beigebracht hast (infixisti), mit großer Furcht arbeitete, den Lohn der ewigen Herrlichkeit ..., so daß sie sich durch dich ohne Ende in dir erfreuen."

Wenn Herr Preger diesen Berichten über die Art der Entstehung der Hildegard'schen Schriften seinen Glauben nicht versagte, dann würde er gewiß mit uns in ihnen den

vollständigen Erklärungsgrund für die eigenthümliche Abwechselung von Licht und Schatten in diesen Büchern finden. Denn was liegt näher, als daß, wenn Hildegardis so, wie es im Vorgeführten dargelegt ist, mit himmlischen Gesichten und Weisungen begnadigt worden ist, und zwar ein ausnahmsweise langes Leben hindurch, welches ihr vergönnt war[1]), während sie, die überdieß gar sehr kränkelnde[2]) und von Arbeiten und Reisen überaus in Anspruch genommene[3]) bei dem Mangel fast aller irdischer Bildung dieselben nur in der unbeholfensten Weise wiederzugeben vermochte — ihr treuer Helfer so Massenhaftes zu ordnen und zu „feilen" fand, daß er in dieser Beziehung gar viel zu wünschen übrig ließ, und dieß umsomehr, als ihm vor allen Dingen oblag, den Hildegard'schen Sinn, welcher der in ihm gar sehr gehäuften Ideen der erhabensten Art halber ohnehin schwer darzustellen ist, ja nicht zu alteriren, weßhalb er es vielleicht sogar absichtlich öfters lieber unterlassen haben mag, „zu feilen", als dieß mit Gefährdung jenes Sinnes zu bewerkstelligen?

Wie immer nun aber auch Herr Preger sich gegenüber unserer Erklärung der Thatsache stellen mag, daß Licht und Schatten in steter Abwechslung durch die weitausgedehnten Hildegard'schen Werke sich hindurchziehen: es kann dieß der Thatsache selbst nichts anhaben. Diese steht unumstößlich da und stürzt damit die Hauptargumentation für die Unächtheit unserer Werke zusammen.

Nachdem aber so das eigentliche Fundament der gegnerischen Beweisführung eingefallen ist, wäre es offenbar überflüssig und darum Zeitverschwendung, wollten wir auch

1) Vit. III. 57.
2) Vit. I. 3.
3) Vit. II. 19. 20. III. 44.

alle die übrigen Unrichtigkeiten, welche Herr Preger bei seinem Anlauf gegen die Hildegard'schen Schriften sich hat zu Schulden kommen lassen, im Einzelnen widerlegen. Wir beschränken uns deßhalb darauf, nur noch diejenigen zu besprechen, welche, wenn sie auch für sich genommen nicht danach angethan sind, das was er schließlich will, zu beweisen, doch immerhin geeignet seyn könnten, in Betreff jener Werke etwas irre zu machen.

Zuerst müssen wir da aber die Aufmerksamkeit auf ein Verfahren des Herrn Preger hinlenken, welches zum mindesten als ein höchst auffallendes zu bezeichnen seyn wird. Ob wir es auf Rechnung einer uns schwer begreiflichen Kurzsichtigkeit zu schreiben, oder in Schlimmerem die Ursache davon zu suchen haben, lassen wir dahingestellt. Wir begnügen uns, es objektiv näher zu kennzeichnen und die weitere Beurtheilung einem Jeden anheim zu geben.

Es ist die eigenthümliche Art und Weise, in welcher Herr Preger in dem oben von uns mitgetheilten Abschnitt seines Buches speziell mit den Hildegard'schen Briefen verfährt, auf welche wir es hier abgesehen haben. Um nämlich das Unächte der ganzen Sammlung dieser Briefe nachzuweisen, welche, wie er selbst hervorhebt, zwischen Päpsten, Erzbischöfen, Bischöfen, König Konrad, Kaiser Friedrich Barbarossa, dem Grafen Philipp von Flandern, Aebten und Aebtissinen, Weltpriestern, Mönchen und Nonnen einerseits und Hildegard andererseits gewechselt worden seyn sollen, wählt er, unter Beiseitesetzung aller übrigen und ohne auch nur eine Spur von Grund für diese Wahl anzudeuten, die zwischen damaligen Aebtissinen und Hildegard gewechselten zur Besprechung aus, behauptet, daß von diesen sowohl die Briefe an Hildegard unter einander, als die Antworten unter einander, wie auch die einen den andern in der Diktion sehr ähnlich seien, und schließt daraus, daß nicht bloß diese Briefe, sondern auch die meisten übrigen unterschoben seien, wobei denn, wie es fast scheinen könnte, Hildegard noch von

Glück sprechen darf, daß Herr Preger sie selbst darum, weil „ihre Lauterkeit zu bezweifeln kein Grund vorhanden", von Betheiligung an der von ihm behaupteten Fälschung gewahrt wissen will!

Wie kommt es denn aber, so müssen wir hier fragen, daß Herr Preger da, wo er über die Hildegard'schen Briefe überhaupt sprechen und urtheilen will, sich gerade an diejenigen hält, welche offenbar zu den allerunwichtigsten gehören, am wenigsten in Frage kommen und durchaus nicht geeignet erscheinen, die übrigen zu vertreten und den von ihm gemachten Rückschluß auf diese zu gestatten? Denn nehmen wir auch einmal, um von dem letzteren auszugehen, an, die von ihm herausgehobenen Briefe seien in manchen Redewendungen und im Bau der Sätze[1]) wirklich einander ähnlich, ja sehr ähnlich, folgte denn daraus schon, daß alle diese Briefe den gleichen Verfasser haben müßten? Wir meinen, eine derartige Logik könne überhaupt nicht Anspruch auf Anerkennung machen, in unserem Falle aber um so weniger, als doch wohl Herr Preger selbst unter allen Personen, welche er sich als solche denken kann, die mit Hildegardis im Briefverkehr gestanden, schlechterdings keine anderen herauszufinden vermöchte, welche ihr nach Stand und Denkungsweise ähnlicher gewesen sind und darum auch eine der ihrigen verwandtere Art sich auszudrücken erwarten lassen, als diejenigen, welche wie die Heilige selbst in ihrer Zeit das Aebtissinenamt verwaltet haben. Was könnte also weniger befremden, als wenn sich unter ihnen wirklich eine recht ähnliche Sprechweise zeigte, und wie wenig wäre darum auf eine derartige Beobachtung hin die Vermuthung am Platze, hier habe man es mit einer Fälschung zu thun? Würden wir jedoch auch weiter noch zugeben, die hier zunächst in Rede stehenden Briefe seien wirklich als unächt zu betrachten, wer in aller Welt vermöchte daraufhin sich zu dem Schlusse zu versteigen, deßhalb müßten nun

1) Preger, S. 18.

auch die anderen Hildegard'schen Briefe als unterschoben angesehen werden? Wir denken, im Ernst wird Niemand, auch Herr Preger nicht, einen solchen salto mortale wagen. Sollte er aber auch unerwarteter Weise vor einem derartigen logischen Abgrund nicht zurückschrecken, so könnte er damit gleichwohl auch selbst vor den Augen derjenigen welche ihm in Bezug auf seinen Sprung zu folgen bereit wären, sein verzweifeltes Beginnen nicht zum Siege führen. Denn man braucht ja nur die Briefe aufzuschlagen und mit dem ersten in der Reihenfolge zu beginnen, welch' einem Unterschied begegnet man da gleich zwischen dem Briefe des Papstes Eugen III. an Hildegard und ihrer Antwort! überhaupt zwischen den Briefen, welche die Päpste an sie geschrieben, und denen welche die Heilige an jene gerichtet hat! Und ebenso sind die Briefe der Bischöfe, der Könige, St. Bernard's ganz anders beschaffen, als ihre Antworten, in welchen wir durchgängig der eben ihr eigenthümlichen Schreibweise begegnen. Man vergleiche z. B. Hildegard's merkwürdige Antworten an König Konrad und Kaiser Friedrich mit deren Briefen, durch welche jene veranlaßt wurden! Die hier obwaltende Verschiedenheit ist so evident und bedeutend, daß wir mit aller Entschiedenheit und ohne besorgen zu müssen, widerlegt zu werden, erklären dürfen: Wer das nicht weiß, kann diese Briefe nicht näher angesehen, unmöglich eine Vergleichung derselben angestellt haben.

Gelangt nun aber auch, nach dem was wir eben dargelegt, Herr Preger auf dem von ihm eingeschlagenen Wege in Betreff der Hildegard'schen Briefe zu gar keinem Resultate, so drängt sich eben darum nur um so mehr die Frage auf, warum er hierbei einen so eigenthümlichen Weg gewählt hat. Man hätte doch meinen sollen, er werde, wenn es ihm wirklich aufrichtig und ehrlich darum zu thun sei, sich über den Ursprung der Briefe in's Reine zu setzen, seinen Spaten nicht zuerst bei den unwichtigen und wenig in Betracht kommenden ansetzen und hier Untersuchung anstellen, sondern bei

denen anfangen, welche durch die Personen, zu welchen sie in Beziehung stehen, und demgemäß durch ihren speciellen Inhalt von besonderer Wichtigkeit sind und darum, man könnte sagen, einen Ruf haben. Warum dies nun aber wohl Herr Preger nicht gethan haben mag? Doch wir wollen dies ja, wie wir bereits bemerkt haben, dahin gestellt seyn lassen und sagen darum nur: Falls Jemand geradezu darauf ausginge, die Aechtheit der Hildegard'schen Briefe unter allen Umständen zu läugnen, dann würde er freilich am besten thun, wenn er den wichtigsten derselben geradezu aus dem Wege ginge, da das was für ihre Aechtheit spricht, zu überwältigend ist, als daß dem mit Gegengründen beizukommen wäre. War es aber Herrn Preger um ein sicheres und wahrhaft zuverlässiges Resulat zu thun, dann mußte seine Untersuchung gerade mit diesen Briefen beginnen und er würde, wenn er hier alsbald die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß bei ihnen an Fälschung nicht zu denken sei, kaum noch auf den Gedanken haben kommen können, neben diesen sicher ächten und zugleich so wichtigen Briefen seien andere in der Sammlung vorfindliche unwichtige, die die Abtissinen nämlich betreffende, u n ä c h t, da ja doch gar kein Grund zu ersehen ist, weßhalb d i e s e Briefe erfunden seyn sollten. D a g e g e n h a t H e r r P r e g e r a u f d e m v o n i h m b e l i e b t e n W e g e d a s u n e r h ö r t e S c h a u s p i e l g e l i e f e r t, d a ß e r z u e r s t a u f n i c h t i g e G r ü n d e h i n d i e b e d e u t u n g s l o s e r e n B r i e f e a l s u n ä c h t g e b r a n d m a r k t u n d d a b e i d a n n a u c h n o c h, o h n e j e d e n S c h a t t e n v o n B e w e i s u n d o h n e a l l e w e i t e r e n U m s t ä n d e, s o z i e m l i c h a l l e a n d e r e n B r i e f e, o b g l e i c h f ü r s i e A l l e s u n d n i c h t s g e g e n s i e s p r i c h t, m i t i n d e n K a u f g e g e b e n h a t!

Die jetzt noch von uns zu besprechenden Unrichtigkeiten befinden sich nicht in dem Theile der Preger'schen Schrift, welchen wir oben mitgetheilt haben. Wir müssen ihnen darum erst noch näheren Ausdruck geben.

Herr Preger meint nun auch in der eingehenden Er-

Den großen Fälscher, welchen Herr Preger für sei
nichtige Hypothese nöthig hat, vermuthet er in jenem The
dorich, welcher nach dem Vorworte der so ‚vielmals e
wähnten Lebensbeschreibung Hildegard's und ebenso vo
dem Vorworte zu dem zweiten Buche dieser Lebensbeschreibu
zur Zeit, als der Verfasser des ersten Buches, der Mö
Gottfried, gestorben war, sowohl jene beiden Vorworte a
auch die beiden übrigen Bücher fertigte.

Womit stützt nun aber Herr Preger diesen so schwe
Verdacht?

Wenn wir auch hier wieder das ganz Bedeutungslo
unberücksichtigt lassen, einzig auf Folgendes: „An de
Theodorich fällt eine übertriebene Bescheidenheit auf. Se
Ausdrucksweise ist gewandt, aber geziert ... Bald kom
man denn auch einzelnen Uebertreibungen bei der geschic
lichen Darstellung auf die Spur. Sein Vorgänger Go
fried läßt Hildegard im Singen von Psalmen unterric
seyn; bei Theodorich berichtet Hildegard, um dem Wo
eines von ihr verfaßten und mit Melodie versehenen Li
die rechte Folie zu geben, sie habe niemals Gesang
Noten gelernt gehabt. Hildegard schreibt an Bernhard
Clairvaux, sie könne lesen; Theodorich läßt sie sagen,
sie kaum die Buchstaben kenne“ (S. 15).

Gesetzt nun Theodorich hätte sich wirklich so
Uebertreibung zu Schulden kommen lassen, dürfte denn
auf schon der Schluß gebaut werden, er habe in fabel
Weise die Hildegard'schen Bücher geschaffen und untersch
Man sehe dann aber einmal näher zu, ob sich denn
That Theodorich in seinen von Herrn Preger gen
Stellen durch Uebertreibung mit Gottfried und mit
gard's Brief an den heil. Bernard in Widerspruch set
bei wir wieder ganz übersehen wollen, daß Herr P., n
er diesen Brief durch seine, früher von uns wahrgenom
Kritik für seinen Gebrauch in ein so zweifelhaftes Li
stellt hat, kaum noch das Recht beanspruchen dürfte,

schenkte und als solche durch die ihr gewordene Wundergabe beglaubigte[1]) Jungfrau, berufen, mit der übernatürlichen Macht, mit welcher sie ausgerüstet war, in außergewöhnlicher und weithin wirksamer Weise für die Sache Gottes in ihrer Zeit einzutreten[2]). Und einer solchen Person wollte man die Befähigung oder den Beruf absprechen, auch in einer so wichtigen Sache wie die in Rede stehende ist, solches zum Ausdruck zu bringen, was allerdings andere Personen, welche ihr nur in ihrer äußeren Stellung als Klosterfrauen ähnlich waren, auszusprechen hätten Anstand nehmen und Bedenken tragen müssen? Nein, auch ein daher genommenes Argument kann gegen die Autorschaft Hildegard's bezüglich des Scivias nicht geltend gemacht werden und wiegt deßhalb noch weniger, weil ja dieses Buch in seiner lateinischen und überdies, wie wir gehört, so schwierigen Fassung offenbar eine Hülle an sich trug, in der es dem großen Haufen der Unberufenen schlechterdings unzugänglich und fast einzig für die Geistlichen, also für diejenigen verständlich war, welche sich aus ihm Winke für die Leitung der ihnen anvertrauten Gläubigen in den betreffenden Verhältnissen holen mochten.

Vielleicht könnte man übrigens das Argument, von welchem zuletzt die Rede war, noch eher für, als gegen die Aechtheit des Scivias anrufen. Denn ein wirklicher Fälscher würde, wenn ihm nicht die Klugheit als die Grundbedingung, welche zum Gelingen eines so traurigen Handwerkes durchaus gehört, gänzlich gemangelt hätte, allerdings wohl sich gehütet haben, die eben besprochenen Abschnitte in das Scivias aufzunehmen, da es ihm unter seinen Umständen in der That hätte bedenklich erscheinen müssen, für solche von ihm selbst stammende Erzeugnisse die Autorschaft Hildegard's zu beanspruchen.

---

1) Davon handelt ausführlich beinahe das ganze dritte Buch der oft genannten Lebensbeschreibung.

2) Vergl. Scivias I. 1.

Den großen Fälscher, welchen Herr Preger für seine nichtige Hypothese nöthig hat, vermuthet er in jenen Theodorich, welcher nach dem Vorworte der so vielmals erwähnten Lebensbeschreibung Hildegard's und ebenso nach dem Vorworte zu dem zweiten Buche dieser Lebensbeschreibung zur Zeit, als der Verfasser des ersten Buches, der Mönch Gottfried, gestorben war, sowohl jene beiden Vorworte als auch die beiden übrigen Bücher fertigte.

Womit stützt nun aber Herr Preger diesen so schweren Verdacht?

Wenn wir auch hier wieder das ganz Bedeutungslose unberücksichtigt lassen, einzig auf Folgendes: „An diesem Theodorich fällt eine übertriebene Bescheidenheit auf. Seine Ausdrucksweise ist gewandt, aber geziert... Bald kommt man denn auch einzelnen Uebertreibungen bei der geschichtlichen Darstellung auf die Spur. Sein Vorgänger Gottfried läßt Hildegard im Singen von Psalmen unterrichtet seyn; bei Theodorich berichtet Hildegard, um dem Wunder eines von ihr verfaßten und mit Melodie versehenen Liedes die rechte Folie zu geben, sie habe niemals Gesang und Noten gelernt gehabt. Hildegard schreibt an Bernhard von Clairvaux, sie könne lesen; Theodorich läßt sie sagen, daß sie kaum die Buchstaben kenne" (S. 15).

Gesetzt nun Theodorich hätte sich wirklich so etwas Uebertreibung zu Schulden kommen lassen, dürfte denn darauf schon der Schluß gebaut werden, er habe in fabelhafter Weise die Hildegard'schen Bücher geschaffen und unterschoben? Man sehe dann aber einmal näher zu, ob sich denn in der That Theodorich in seinen von Herrn Preger gemeinten Stellen durch Uebertreibung mit Gottfried und mit Hildegard's Brief an den heil. Bernard in Widerspruch setzt, wobei wir wieder ganz übersehen wollen, daß Herr P., nachdem er diesen Brief durch seine, früher von uns wahrgenommene, Kritik für seinen Gebrauch in ein so zweifelhaftes Licht gestellt hat, kaum noch das Recht beanspruchen dürfte, ihn so,

wie er es gethan, als Vergleichungsobjekt hinzustellen. Wie lauten also die von Preger in's Auge gefaßten Stellen? Wir setzen sie genau, und zwar nach dem Wortlaut des Wiesbadener Coder hierher, um jeden Unbefangenen in den Stand zu setzen, selbst sich darüber ein Urtheil zu bilden, wie unbegreiflich die Behauptungen des Herrn Preger sind, mit welchen wir es hier zu thun haben. In dem ersten Buch der Vita (Nr. 2 bei Migne) erzählt Gottfried: „Cumque (Hildegardis) jam fere esset octo annorum, consepelienda Christo, ut cum ipso ad immortalitatis gloriam resurgeret, recluditur in monte sancti Disibodi cum pia Deoque dicata femina Jutta, quae illam sub humilitatis et innocentiae veste diligenter instituebat, et carminibus tantum Davidicis instruens, in psalterio decachordo jubilare praemonstrabat. Caeterum praeter simplicem psalmorum notitiam nullam litteratoriae vel musicae artis ab homine percepit doctrinam, quamvis ejus exstent scripta non pauca et quaedam non exigua volumina.“ In dem Briefe an den heil. Bernard sagt Hildegardis: „Scio enim in textu interiorem intelligentiam expositionis psalterii, evangelii et aliorum voluminum, quae monstrantur mihi in hac visione, quae pectus meum tangit et animam meam sicut flammam comburens, docens me haec profunda expositionis, sed tamen non docet me litteras in teutonica lingua, quas nescio. Sed tantum scio in simplicitate legere, non in abscissione textus, quia homo sum indocta, de ulla magistratione cum exteriori materia; sed intus in anima mea sum docta . . .“ Theodorich endlich läßt in der Vita (bei Migne II. 17) Hildegardis von sich berichten: „In eadem visione scripta prophetarum, evangeliorum et aliorum sanctorum quorumdam philosophorum sine ulla humana doctrina intellexi ac quaedam ex illis exposui, cum vix notitiam litterarum haberem, sicut indocta mulier me docuerat. Sed et cantum cum melodia in laudem Dei et sanctorum absque doctrina ullius hominis protuli et cantavi, cum nunquam vel neumam vel cantum aliquem didicissem.“ Wer vermag nun wohl zwischen

diesen Stellen die von Herrn Preger behaupteten Widersprüche zu entdecken? Bei Theodorich sagt die Heilige, sie habe einen Gesang mit Melodie zum Lobe Gottes und der Heiligen ohne Unterricht von Seite eines Menschen vorgetragen und gesungen, nachdem sie niemals eine Neume oder einen Gesang erlernt gehabt; und dieß soll unvereinbar seyn mit dem was Gottfried erzählt: ihre fromme und gottgeweihte Erzieherin Jutta habe sie bloß in den Liedern Davids unterwiesen und auf der zehnsaitigen Harfe den Herrn zu preisen angeleitet (praemonstrabat!)? Letzteres enthält eine Anspielung auf Psalm 91, 4 und 143, 9 und soll offenbar nur ausdrücken, Jutta habe Hildegardis praktisch zu jenem Beten und Singen der Psalmen anzuleiten gesucht, welches von der Synagoge in die Kirche herüber genommen und in dieser von Anfang an, seit dem Entstehen der Klöster aber besonders in diesen, gepflegt worden ist. Daß damit umgestoßen werde, was Theodorich's Zeugniß ausspricht, sie habe ohne Unterricht von menschlicher Seite und ohne von daher eine Neume oder überhaupt kunstgerechten Gesang erlernt zu haben („absque doctrina ullius hominis protuli et cantavi, cum nunquam vel neumam vel cantum aliquem didicissem"), einen Gesang mit Melodie vorgetragen und gesungen, könnte doch kaum Jemanden in den Sinn kommen, auch wenn bei Gottfried weiter nichts bemerkt stände. Nun folgt aber eben bei Gottfried unmittelbar auf das zuerst von ihm Gesagte noch ganz dieselbe Behauptung, welche Theodorich ausgesprochen, ja sogar fast mit denselben vorzugsweise den Ausschlag gebenden Worten: „Uebrigens empfing sie außer der einfachen Kenntniß der Psalmen keinen Unterricht von einem Menschen in der Wissenschaft oder der Musik (nullam litteratoriae vel musicae artis ab homine percepit doctrinam)." Hätten denn Gottfried und Theodorich in diesen Punkten wirklich noch gleichmäßiger, als sie es gethan, berichten können, ohne sich abzuschreiben? Aber auch Hildegard's Bemerkung im Briefe an den heil. Bernard, sie verstehe wohl vermöge

ihrer Visionsbegnadigung den Sinn der heiligen Schriften, nicht aber die deutschen Buchstaben, welche sie (überhaupt) nicht kenne, sie verstehe vielmehr nur in Einfalt zu lesen — wobei offenbar nur an lateinische Buchstaben gedacht werden kann — jedoch nicht so, daß sie dabei im Stande wäre den Text grammatisch zu zerlegen und im Einzelnen zu erläutern[1]), was sie nicht erlernt habe — diese Bemerkung, mit welcher die Heilige ihre Fertigkeit im Lesen so sehr einschränkt, steht mit dem was Theodorich sie sagen läßt, sie habe kaum die Kenntniß von den Buchstaben besessen, so sehr im Einklang, daß hier kaum eine andere Annahme denkbar ist, als die, Herr Preger habe sich die hier in Frage stehenden Stellen, trotzdem daß er sie für sich anruft, doch nicht so klar nebeneinander gestellt, wie wir es hier gethan, da er sonst unmöglich von einem bedeutenden Widerstreit derselben hätte reden und aus diesem eine so maßlose Folgerung hätte ziehen können, wie er sich das zu thun erlaubt hat.

Wir haben jetzt nur noch eines Einwurfes des Herrn Preger gegen die Aechtheit der Hildegard'schen Schriften zu gedenken. Er entnimmt ihn den Schwierigkeiten, welche sich ihm, wie er auseinandersetzt, ergäben, wenn er die verschiedenen in den Werken Hildegard's und in ihrer Lebensbeschreibung vorfindlichen Angaben über die Zeit der Abfassung der einzelnen Schriften, wie auch der Geburt und des Todes der Heiligen und ihres Eintritts in das Kloster, miteinander zu vereinbaren suchte. Wir glauben aber an dieser Stelle auf die bezügliche Auseinandersetzung des Herrn Preger nicht näher eingehen zu dürfen. Denn wir müßten

1) Daß dieß hier der Sinn ist, ergibt sich insbesondere aus einer Vergleichung dieser Stelle mit einer verwandten in der Vorrede zum Scivias, in welcher die Heilige erklärt, sie habe trotz des ihr gewordenen Verständnisses der heil. Schriften doch nicht „interpretationem verborum textus eorum, nec divisionem syllabarum, nec cognitionem casuum aut temporum."

uns, wenn wir uns darauf einlassen wollten, zu weitläufigen Erörterungen bequemen, welche hier nur von sehr wenig Interesse seyn könnten und doch für unsere Sache keinen eigentlichen Nutzen versprächen. Nehmen wir nämlich auch einmal ohne weiteres an, Herr Preger habe vollständig Recht bezüglich der Unvereinbarlichkeiten, welche er aufzählt, so folgte ja daraus für die Unächtheit der Hildegard'schen Schriften doch noch gar nichts. Oder wer von uns, der bereits in ein höheres Alter eingetreten ist, schwankt nicht bisweilen, wenn er für Vorkommnisse seines früheren Lebens genaue Zeitbestimmungen angeben soll? wie viele schriftlich niedergelegte Angaben aus älterer und neuerer Zeit stimmen in dieser Beziehung keineswegs ganz zusammen, obwohl bei ihnen von absichtlicher Fälschung keine Rede seyn kann? was würde für uns selbst aus den heiligen Evangelien werden, wenn ihre Anerkennung davon abhängig gemacht werden wollte, daß alle von ihnen gebrachten Zeitbestimmungen ohne Schwierigkeit miteinander in Einklang zu bringen wären? Aus guten Gründen verlangt man dieß bei ihnen nicht und doch verlangt es Herr Preger bei unseren Schriften, fordert es bei ihnen trotz der eigenthümlichen Abfassungsweise, welche wir oben geschildert haben und angesichts welcher man sich wahrlich nicht wundern könnte, wenn sie in Folge davon noch mehr unvereinbare Daten böten, als ihrer Herr Preger gefunden zu haben behauptet, und legt endlich diesem seinem Funde eine solche Bedeutung bei, daß er daraufhin die Schriften als unächt proklamiren will! Ein derartiges kritisches Verfahren kann offenbar vor der gesunden Vernunft nicht bestehen, muß von ihr als ein durchaus unberechtigtes verworfen werden und wir würden ihm darum zu viel Ehre anthun, wenn wir uns hier zu einer weitläufigen Besprechung der dabei in Frage kommenden Kleinigkeiten in der Absicht verstehen wollten, um nachzuweisen, wie nichtig das Luftschloß ist, welches auf denselben aufgerichtet wird. Die dießbezüglichen Fragen sollen aber in dem Werke über das

Leben der heil. Hildegardis, mit dessen Ausarbeitung wir bereits seit Jahren beschäftigt sind und welches wir, wenn Gott uns ferneres Leben, Gesundheit und die nöthige freie Zeit schenkt, bald an's Licht treten zu lassen gedenken, an ihrem Platze ihre sachgemäße Erledigung finden.

Wenn wir übrigens so hier über das was Herr Preger bezüglich des Unvereinbarlichen vorgebracht, als für die Aechtheit oder Unächtheit der Hildegard'schen Schriften belanglos hinweggehen, so möchten wir dabei nicht mißverstanden werden. Wir wollen nämlich das was wir eben und weiterhin im Verlaufe unserer ganzen bisherigen Darlegung im Widerspruch gegen die behauptete Unächtheit für die Aechtheit gesagt haben, immer nur, wie wir ausdrücklich hervorheben, von den Hildegard'schen Werken im Großen und Ganzen und namentlich von den größeren und wichtigeren gesagt wissen, und können dabei nicht umhin unser Bedauern darüber auszusprechen, daß Herr Preger noch besonderen Scharfsinn aufgeboten hat, um ein solches Hildegard'sches Hauptwerk, wie es der liber divinorum operum ist, als unächt nachzuweisen. Die dabei von ihm verwendete Mühe wäre offenbar einer besseren Sache würdig gewesen, da alle Künstelei es doch nur dadurch zu einem Beweise (?) für die Unächtheit des Buches zu bringen vermochte, daß sie hier zur Annahme einer doppelten Art von Fälschern ihre Zuflucht nahm, von welchen die einen ebenso vorsichtig, wie der andere — der öfters genannte Theodorich — unvorsichtig gewesen seyn sollen!! Also gegen die Unächtheit der Hildegard'schen Schriften im Ganzen, und insbesondere der bedeutenderen, und gegen das was Herr Preger wider sie vorbringt, ist unser Wort gerichtet. Dagegen wollen wir nicht behaupten, daß nicht Unbedeutenderes von den Werken, wie z. B. ein kleineres Buch, oder einer oder der andere aus den Briefen, oder diese oder jene einzelne Stelle, später hinzugekommen seyn könne, und wäre es gewiß möglich, daß bei einer darauf bezüglichen in's Einzelne gehenden Unter-

suchung eine oder die andere der von Herrn Preger gemachten Einwendungen sich als nicht bedeutungslos zeigte. Aber auf das Einzelne haben wir es hier nicht abgesehen, sondern eben auf das Ganze und in Bezug auf dieses sind, wie wir gesehen haben, die zuletzt von uns angeführten Preger'schen Einwürfe ebensowenig stichhaltig, als die vorher berührten, und müssen wir darum seinen ganzen Angriff als einen solchen bezeichnen, welcher durchaus mißlungen ist und der Anerkennung der Aechtheit der Hildegard'schen Werke nicht den mindesten Eintrag zu thun vermag, weßhalb wir jetzt, nachdem wir mit unserer Vertheidigung derselben zu Ende gekommen sind, wohl auch Herrn Preger die schönen Worte zurufen dürfen, welche die heil. Hildegardis der menschlichen Seele in den Mund legt, die allen möglichen Anfechtungen ihrer Widersacher entronnen und dahin gelangt ist, wo die Feinde ihr nichts mehr anhaben können: „Unde sagittas vestras colligentes eas deponite. quoniam nullam victoriam voluntatis vestrae amodo in me poterunt perficere"[1]).

Vergegenwärtigen wir uns nun aber zum Schlusse, was das doch eigentlich für ein sonderbarer Sturmlauf gewesen ist, in welchem ein offenbar begabter Geist wie Herr Preger mit einigen flüchtig aus den Schriften Hildegard's und ihrer Biographen zusammen gelesenen Sätzen sich ohne weiteres anschickt, alle diese Werke moralisch zu vernichten! Nach unseren herkömmlichen Begriffen hätten ihn ja doch für den Fall, daß ihm bei seinem Bekanntwerden mit der Hildegard'schen Literatur Schriftstücke in die Hände fielen, welche wirklich in Betreff ihrer Aechtheit Bedenken in ihm erregten, sowohl die Gerechtigkeit gegen die dabei in Frage kommenden Personen, als auch die im Interesse seiner eigenen Reputation zu übende Klugheit bestimmen müssen, sich mit aller Vorsicht auf diesem Gebiete zu bewegen. Sein Augenmerk hätte

1) Scivias I. 4.

ohne Zweifel zunächst darauf gerichtet seyn müssen, der Herkunft jener Werke auf dem geschichtlichen Wege nach Möglichkeit nachzugehen, ausfindig zu machen, ob sie, deren Daseyn nun einmal nicht bezweifelt werden kann, schon lange existiren, bis zu welcher Zeit nach rückwärts ihr Daseyn festzustellen ist, wann und wo wir ihnen in der Vergangenheit zum erstenmale begegnen und was man sowohl damals als in den folgenden Zeiten von ihnen und ihrem Ursprung vermuthet, oder sicher geglaubt und als zuverlässig bezeugt hat. Und hätte er diesen durch die Natur der Sache ihm vorgezeichneten Weg eingeschlagen und auf demselben, wie da sicher zu erwarten stand, auch nur zum Theil das geschichtliche Material vorgefunden, welches wir im Obigen ausgeführt haben, dann würde ihm, wenn er zugleich die Hildegard'schen Schriften genau und sorgfältig durchgemustert hätte, ohne Zweifel weitaus die meisten Räthsel sich gelöst haben, die ihn bei der ersten Begegnung mit jenen aufgefallen waren, er hätte den Schlüssel für sie gehabt und es würde ihm dann gewiß auch so fern als möglich gelegen haben, gerade diese so besonders gut beglaubigten Bücher als unächte anzugreifen und, um diese angebliche Unächtheit darzuthun, zu einem Beweisverfahren seine Zuflucht zu nehmen, welches, wie wir gesehen haben, ebenso unnatürlich in seiner Anlage ist und von vornherein keinen Erfolg verspricht, wie es in seiner Ausführung zu dem gewünschten Ergebniß schlechterdings nicht hinzuführen vermag.

So seltsam uns nun aber auch dieses ganze Auftreten des Herrn Preger erscheinen mag, unerklärlich wird es uns darum doch nicht seyn, wenn wir uns jetzt hier nur noch einmal Bemerkungen vergegenwärtigen, mit welchen wir unsere Abhandlung eingeleitet haben. Haben wir es ja doch, wie wir dort andeuteten, im Gegensatz gegen die „christliche Mystik“ mit einer „Geschichte der deutschen Mystik“ zu thun und begehen wohl kaum ein Unrecht an dem Verfasser, wenn wir an dieser Stelle das deutsch mindestens ebenso

sehr im subjektiven Sinne nehmen, wie er es objektiv aufgefaßt haben will, und wenn wir seine deutsche Mystik als einen integrirenden Bestandtheil von jener „deutschen Wissenschaft" ansehen, welche dermalen bei uns so sehr an der Tagesordnung ist und bereits eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Mit derselben Entschlossenheit, mit welcher diese aufräumt mit den alten Principien und sich selbst neue schafft, macht sie wenig Federlesens auch selbst mit den Thatsachen. Statt das Geschehene fest zu stellen und darzulegen und damit Geschichte zu schreiben, construirt sie sich kühnweg selbst eine Welt der Vergangenheit nach ihren neuen Ideen und kann man sich wahrlich darum nicht wundern, wenn der so von ihr aufgeführte Geschichtsbau mit der Wirklichkeit in den schreiendsten Contrast geräth! Damit man nun aber nicht glaube, wir thun Herrn Preger Unrecht, indem wir zur Erklärung seines eigenthümlichen Verfahrens mit Hildegardis und ihren Lebensbeschreibern ihn als Mitglied der eben gekennzeichneten Kategorie von Gelehrten bezeichnen, erlauben wir uns zuletzt nur noch auf die Stelle seiner Arbeit hinzuweisen, in welcher er, trotzdem daß er durch sein Absprechen über die Quellen für Hildegard's Leben es sich geradezu unmöglich gemacht hat, etwas Zuverlässiges über dasselbe vorzubringen, ohne weiteres von dem höheren Lichte spricht, dessen sie sich den genannten Urkunden zufolge erfreute, und sich herausnimmt, dieses Phänomen in seiner Weise zu erklären. Er schreibt: „Von diesem Lichte sagt sie, daß es wie eine Flamme ihre Seele ergreife und verzehre[1]). Einen Zustand leiblicher Erstarrung setzt ihre Beschreibung nicht voraus[2]); sie ist sich nur bewußt, daß ihre äußeren Sinne bei jener Vision nicht mitwirken. In jenem inneren Lichte aber er-

1) Im geraden Gegensatz gegen diese Behauptung bezeichnet Hildegardis in der Vorrede zu dem Scivias das höhere Licht „velut flamma, non tamen ardens sed calens ita inflammavit ut sol rem aliquam calefacit, superquam radios suos ponit." Codex Wiesb. maj.

2) Schließt ihn vielmehr laut derselben Vorrede ganz entschieden aus.

schließen sich ihr die übersinnlichen Dinge nicht unmittelbar; es sind Worte des Psalters, der Evangelien und anderer Werke, deren Sinn sie sonst im allgemeinen (?) versteht, aus denen ihr die prophetischen Anschauungen, Bilder und Worte aufgehen. Und wenn sie nun über solche Dinge spricht, so weiß sie, daß auch ihr Sprechen nicht ein durch Vorsatz vermitteltes, sondern ein unwillkürliches, ihr gegebenes ist. Der eigene Lebensgrund, so scheint es, der vom Herzen aus die Leiblichkeit durchströmt, so daß an ihm der schöpferische Gedanke unseres Daseins zur Seele sich gestalten kann (!), kommt bei seiner Stärke als inneres Licht ihr zur Empfindung. Dem Verlangen und der Empfindung des dem Gange der Dinge zugewendeten Gemüths entsprechend und durch verwandte Worte geweckt, entquellen diesem Gemüth die dunkeln keimartigen Gedanken, die dann in jenem Lichte zu lichten, leibhaften Vorstellungen sich entfalten (!). Uebermächtig drängen sich dieselben ihrer Seele auf und zwingen sie zur Rede" (S. 31—32).

Man sehe sich diese Sätze, welche trotz des gelehrten Dunkels, das über sie ausgegossen ist, doch gar tief in das Innere des Herrn Preger hineinleuchten und uns seinerseits ein gar betrübendes Glaubensbekenntniß manifestiren, genau an und beachte sie wohl. Man wird sich dann ebenso wenig wundern über das Verfahren, welches Herr Preger der heiligen Hildegardis gegenüber zur Anwendung gebracht hat, wie ihn selbst beneiden ob der Errungenschaft, zu welcher er gelangt ist; um so mehr aber wohl diejenigen beklagen, welche den von ihm gehegten und gepflegten Principien, sei es in der Geschichte, sei es im Leben, als Opfer verfallen.

Eibingen im Rheingau.

XLI.

Zur Lage in Oesterreich.

III.

In Deutschland hört man nicht selten die Klage: es sei gar so schwierig, den österreichischen Blättern conservativer Richtung ein Interesse abzugewinnen. Die Artikel über heimische Verhältnisse hätten eine ausgesprochen locale Färbung, so zwar daß es für den Nichtösterreicher kaum möglich sei, sie mit dem richtigen Verständniß zu lesen; bezüglich des Auslandes überhaupt und der deutschen Nachbarstaaten insbesondere sei man aber in Oesterreich so genügsam, daß der Besprechung der Vorgänge daselbst nur der allerbescheidenste Raum in jenen Blättern eingeräumt werde. Man forsche deßhalb oft vergebens, wie sich die wichtigsten Ereignisse wohl im Geiste des Oesterreichers widerspiegeln mögen. —

Ganz unberechtigt ist diese Klage nicht, wenn auch der Umstand eine billige Rücksicht heischt, daß die Eigenthümlichkeit österreichischer Zustände dem Geistesverkehr ein Hinderniß bietet, das sich journalistisch nicht so leicht überwinden läßt. In Deutschland wurde überdieß den Blättern gleicher Richtung ihre Bedeutung, die Klarheit und Vollständigkeit mit der sie ihrer Aufgabe gerecht werden, erst gewaltsam aufgedrängt. Als Entschuldigung wird man dieß deutscherseits freilich nicht hinnehmen; in Oesterreich wären ja dieselben Beweggründe zum Kampfe vorhanden. Warum begnügt

man sich dort mit einem matten schläfrigen modus vivendi? Die Einwendung ist begründet und damit ist auch für die österreichischen Preßverhältnisse schon manches erklärt. Wir reden hier nicht von den „Volksblättern" die keinen Anspruch machen über eine gewisse enge Grenze hinauszudringen. Die größeren conservativen Journale — es sind deren in deutscher Sprache nur zwei oder höchstens drei — haben mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die vorzugsweise in der Geistesdisposition des Publikums selbst liegen. Sie finden vergleichsweise nur eine geringe Theilnahme, eine mäßige Leserzahl, müssen sich daher mit beschränkten Mitteln behelfen. Beachtet man das Verhältniß ihrer Leiter und Beschützer, ihrer Mitarbeiter und Leser, so ist der Ausspruch kaum allzu gewagt, daß diese Blätter hauptsächlich als Vermittler dienen, damit man täglich das Echo der eigenen Stimme vernehme. Nicht wenige ihrer Leser, und darunter Männer die sich eifrig mit Politik beschäftigen, beschränken ihre politische Lektüre auf die Blätter der eigenen Richtung. Sie thun es aus Grundsatz, in der Meinung eine religiös-politische Pflicht zu erfüllen. Man hört dann keinen Widerspruch, oder nur einen solchen den die conservativen Journale selbst registriren und schon bekämpft und widerlegt dem Leser präsentiren. So wird die im politischen Leben höchstwichtige Kunst verlernt, den Widerspruch zu vertragen, ihn als Anregung erhöhter Thätigkeit und zur Gewinnung eines freien Blickes zu benützen. Unbewußt wird die Einseitigkeit cultivirt und man läuft Gefahr sich in dieselbe förmlich zu verlieben. Vor einiger Zeit lasen wir einen Hirtenbrief der Schweizer Bischöfe, der sich über die freie Presse und ihre Gefahren verbreitet. Die Gläubigen werden vor der Lektüre liberaler kirchenfeindlicher Blätter gewarnt, aber ausdrücklich eine Ausnahme für Diejenigen statuirt, die vermöge ihrer Stellung, ihres Berufes, sich mit Politik beschäftigen. Das ist der allein richtige Standpunkt; denn die Einseitigkeit, das beschränkte Gesichtsfeld der Gegner unterstützt das liberale Regiment und mit ihm die liberalen

ung voraus. Das trifft hier nicht zu, und insoferne ist die „Förderalistenpartei" zur Zeit nicht mehr als ein pium desiderium. Mit einer großen politischen Licenz werden hier unter dem Ausdruck „Partei" alle Persönlichkeiten verstanden, die sich bei irgend einer Gelegenheit (ohne weitere Consequenz) für die föderative Staatsordnung wohlwollend ausgesprochen haben.

Auch die Verhältnisse der „staatsrechtlichen Partei" sind nicht so durchsichtig wie man häufig meint, wenn auch bei dieser wirklich eine feste Struktur anzutreffen ist. Die Opposition in Mähren wird der eben genannten Partei insofern beigezählt, als sie die gleiche Rechtsgrundlage vertheidigt, und in der That wird sie durch das geschichtliche Recht, das sie vertritt, auf eine innige Verbindung mit derselben hingewiesen. Das Markgrafthum Mähren ist ein böhmisches Kronland, und staatsrechtlich durch die Krone Böhmen mit dem Reiche verbunden. Seit Jahren zeigt aber der Vorgang in beiden Ländern eine große Verschiedenheit. Während in Mähren die Theilnahme der Opposition an den Landtagsverhandlungen die Regel bildet und neuestens diese Theilnahme auch auf den Reichsrath ausgedehnt wurde, hat die Opposition in Böhmen seit sieben Jahren den Landtag nur ausnahmsweise, den Reichsrath aber gar nicht beschickt. Diese negative Haltung wird auf staatsrechtliche Gründe zurückgeführt, die doch für beide Oppositionstheile ganz dieselben sind. Die Böhmen erblicken, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, in der legislativen Mitwirkung einen Verzicht auf ihren staatsrechtlichen Standpunkt; in dieser Weise haben sie sich wiederholt ausgesprochen. Folgerichtig müßten sie das Band als gelöst betrachten, das sie mit der mährischen Opposition verbunden hat. So fassen sie die Sache aber nicht auf; sie haben den abweichenden Vorgang der Mähren nur mit einem sehr kühlen Bedauern begleitet, ja, als ein Mitglied der mährischen Opposition, aus Anlaß ihres Eintrittes in den Reichsrath, sich von seinen bisherigen Parteigenossen trennte

ihrer Leser Genüge thun. Selbst über die kirchlich-politischen Wirren Deutschlands und über die Thätigkeit der katholisch conservativen Partei daselbst bringen die liberalen österreichischen Blätter ausführlichere (natürlich von Parteihaß gefärbte) Nachrichten und raschere Mittheilungen, als die conservativen. In diesem Falle ließ sich wohl auch mit beschränkten Mitteln Besseres leisten, wenn — das Bedürfniß dazu gedrängt hätte. Allein das Bedürfniß fehlt, und eine solche Wahrnehmung kann nicht hoffnungsvoll stimmen. Ein Patriotismus', der ungeachtet der Unbehaglichkeit und Zerfahrenheit der inneren Zustände, in der Beschäftigung mit diesen dennoch sein volles Genügen findet, hat unverkennbar sehr tiefe Wurzeln; er unterschätzt aber die Macht der Gewohnheit und ihre bedenklichen Folgen. Endlich wird die Zerfahrenheit selbst weniger ein Uebel als eine gewohnte Mitgift österreichischen Lebens, und im Verlauf der Zeit könnten sich die aufrichtigsten Patrioten in Politiker theilen, die mit Wundern rechnen, und in solche die einen politischen „Sport" treiben. Wenn wir durch ähnliche Gedanken beunruhigt werden, so hat dies seinen Grund in der Erfahrung, daß die Unklarheit in politischen Dingen gar so leicht ertragen daß sie eher genährt als bekämpft wird, und, unsere wohlmeinenden Freunde in Deutschland mögen an Aufklärung von uns nicht mehr verlangen, als wir uns selbst zu bieten gewohnt sind. Der Ausspruch klingt sehr hart, wir werden ihn aber sogleich rechtfertigen. Als Objekt wählen wir uns die Parteiverhältnisse im anticentralistischen Lager.

Fortwährend wird von der „großen österreichischen Föderalistenpartei", dann von der böhmisch staatsrechtlichen und der „österreichischen Rechtspartei" gesprochen und geschrieben. Die beiden letzteren werden als in der „Föderalistenpartei" inbegriffen dargestellt, und doch sieht jedermann, daß sie selbstständig ihre Wege gehen. Das ist die erste Schwierigkeit für ein richtiges Verständniß. Der Parteibegriff setzt doch eine Organisation, die Gemeinsamkeit des Planes und der Führ-

ung voraus. Das trifft hier nicht zu, und insoferne ist die „Förderalistenpartei“ zur Zeit nicht mehr als ein pium desiderium. Mit einer großen politischen Licenz werden hier unter dem Ausdruck „Partei“ alle Persönlichkeiten verstanden, die sich bei irgend einer Gelegenheit (ohne weitere Consequenz) für die föderative Staatsordnung wohlwollend ausgesprochen haben.

Auch die Verhältnisse der „staatsrechtlichen Partei“ sind nicht so durchsichtig wie man häufig meint, wenn auch bei dieser wirklich eine feste Struktur anzutreffen ist. Die Opposition in Mähren wird der eben genannten Partei insoferne beigezählt, als sie die gleiche Rechtsgrundlage vertheidigt; und in der That wird sie durch das geschichtliche Recht, das sie vertritt, auf eine innige Verbindung mit derselben hingewiesen. Das Markgrafthum Mähren ist ein böhmisches Kronland, und staatsrechtlich durch die Krone Böhmen mit dem Reiche verbunden. Seit Jahren zeigt aber der Vorgang in beiden Ländern eine große Verschiedenheit. Während in Mähren die Theilnahme der Opposition an den Landtagsverhandlungen die Regel bildet und neuestens diese Theilnahme auch auf den Reichsrath ausgedehnt wurde, hat die Opposition in Böhmen seit sieben Jahren den Landtag nur ausnahmsweise, den Reichsrath aber gar nicht beschickt. Diese negative Haltung wird auf staatsrechtliche Gründe zurückgeführt, die doch für beide Oppositionstheile ganz dieselben sind. Die Böhmen erblicken, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, in der legislativen Mitwirkung einen Verzicht auf ihren staatsrechtlichen Standpunkt; in dieser Weise haben sie sich wiederholt ausgesprochen. Folgerichtig müßten sie das Band als gelöst betrachten, das sie mit der mährischen Opposition verbunden hat. So fassen sie die Sache aber nicht auf; sie haben den abweichenden Vorgang der Mähren nur mit einem sehr kühlen Bedauern begleitet, ja, als ein Mitglied der mährischen Opposition, aus Anlaß ihres Eintrittes in den Reichsrath, sich von seinen bisherigen Parteigenossen trennte

und den Grundsätzen der böhmischen Partei treu blieb, da ward ihm in dem Hauptorgan der letzteren (dem „Pokrok“) der Rath ertheilt, sich vom politischen Schauplatz zurückzuziehen, wenn er sich nicht entschließen könne, den anderen oppositionellen Abgeordneten Mährens in den Reichsrath zu folgen. Der Opportunität ward also ein großer Spielraum eingeräumt, und wenn dies verglichen wird mit der überaus strengen Rechtsauffassung, die sich andererseits wieder geltend macht, so wird es schwer fallen zu bestreiten, daß man auch hier vor ungeklärten Parteizuständen steht.

Am auffallendsten tritt dieses unklare Parteiwesen aber bei der sogenannten „österreichischen Rechtspartei“ hervor, deren Geschichte sich eigentlich auf einen Versuch der Parteibildung beschränkt. Es war dieß ein ernstgemeinter Versuch, die Gemeinsamkeit der Opposition aller Länder zum Bewußtseyn zu erheben, und zwar außerhalb des Reichsrathes; seine Schicksale sind daher doppelt interessant. Dem „Bürgerministerium“ gebührt das Verdienst, diese Bewegung hervorgerufen zu haben, und in der einen Beziehung ist vielleicht die Kürze seines Waltens zu bedauern. Die damals erlassenen Specialgesetze, insbesondere über die Schule, haben auch außerhalb Böhmens und Mährens eine Opposition theils geschaffen, theils die schon vorhandenen schwachen Anfänge einer solchen gestärkt und zur Entwicklung gebracht. Nach zwei Jahren politischer Gährung in den einzelnen Ländern ward im Jahre 1870 der Versuch gewagt, der oppositionellen Bewegung einen bestimmten Ausdruck zu geben, Verbindung und Ergänzung durch andere Oppositionsfraktionen zu suchen.

Der Amtsantritt des Ministeriums Potocki, die Auflösung des Reichsrathes und der Landtage gaben hiezu den erwünschten Anstoß. Belebt wurde der Eifer durch manches Wort, das angeblich von höchster Stelle an die Minister gerichtet ward, wie: „Stiften Sie Frieden unter meinen Völkern“ oder: „so geht es nicht weiter“ — Worte, vielleicht nur erfunden durch das weit verbreitete politische Un=

behagen. Die schwache Seite der Conservativen machte sich gleich bemerkbar: wenigstens mit einem Auge stets nach Regierungshülfe zu spähen. Das neue Ministerium bestand aus halben Conservativen und ganzen Liberalen. Sofort erkannte die liberale Partei, daß hier die Halbheit regierungsfähig gemacht worden sei; und sie schritt zum entschlossenen Handeln. Ihre Gegner kamen aus loyalem Hoffen und stillem Erwarten nicht heraus. Eine „Vereinbarung" ward heute getroffen, um sie am anderen Morgen zu zerstören. Aus acht Ländern kamen die Leiter der Bewegung, Deutsche und Slaven, am 17. Juli 1870 in Wien zusammen. Eine „Einigung" war rasch erzielt: die Reichsrathsinstitution sollte durch übereinstimmende Abstinenzpolitik überwunden werden. Bald darauf wurde der neugewählte Reichsrath berufen, und dieselben Männer (mit Ausnahme der Oberösterreicher) die sich kurz vorher für die Abstinenz „geeinigt" hatten, traten gleich bei Beginn der Verhandlungen in diese Versammlung ein, um daselbst auch zu verbleiben. Die conservativen Abgeordneten Oberösterreichs sahen sich isolirt, und nach Verlauf einiger Wochen ließen sie sich durch Abgeordnete aus Tyrol bestimmen, gleichfalls vor dem Schottenthor zu erscheinen. Die äußeren Verhältnisse sollten dieß rechtfertigen, wiewohl sich damals die Mitwirkung keineswegs auf Angelegenheiten beschränkte, die zu den Gefahren, die vom Ausland drohten, in Beziehung standen.

Das folgende Jahr brachte ein Ministerium das, unterstützt von der böhmischen Partei, für gesündere Rechtsgrundsätze entschlossen einzutreten schien. Nun gelangte jener bedenkliche Zustand erst recht zur Reife, wo man Alles von der Regierung erwarten zu können glaubt. Die letztere hat sich wohl mit politisch thätigen Männern in den verschiedenen Ländern in Verbindung gesetzt, sie trat mit ihnen in Verhandlung; daß aber auch diese selbst sich das Wesen der veränderten Richtung vollständig eigen zu machen gesucht, und in weiteren Volkskreisen aufklärend und vorbereitend

gewirkt hätten — davon ist doch sehr wenig bekannt geworden. Es fehlte nicht an zustimmenden Adressen und Resolutionen der Landtage; allein diese ergingen sich alle in sehr allgemeinen Ausdrücken und Wendungen, so daß sie dem Volke kaum irgend welche Belehrung bringen konnten.

Bekanntlich währte die hoffnungsreiche Stimmung nicht lange; in den Herbstmonden 1871 kehrte das liberale Regiment frisch und fröhlich zurück, und in Folge dessen traten im November 1871 zu Prag die Männer der Opposition aus mehreren Ländern zusammen und suchten eine Einigung über ihre künftige Haltung. (Die Wählerkreise blieben nicht vereinzelt, in denen der Zusammenkunftsort Prag übel gedeutet ward und Mißstimmung erregte; während doch diese Wahl, schon bei einem geringen Grade politischer Aufklärung, als selbstverständlich erscheinen mußte, da von Böhmen die Hauptaktion ausging). Die November-Berathung hat wieder sehr rasch zu einer „Vereinbarung“ über das unbedingte Fernhalten vom Reichsrath geführt. Dieser versammelte sich im nächsten Monat, Dezember 1871, und abermals zeigte sich die erwähnte „Vereinbarung“ als völlig wirkungslos. Die Abstinenzpolitik blieb innerhalb der böhmisch-mährischen Grenzen festgebannt; alle anderen Länder sendeten (auch conservativerseits) ihre Abgeordneten in den Reichsrath, der in dieser Session das „Nothwahlgesetz“, die Einleitung zur „Wahlreform“ zum Beschluß erhob.

Gedrängt durch die drohenden direkten Reichsrathswahlen, wurde am 8. und 9. Oktober 1872 zu Wien der dritte Versuch gemacht, die Oppositionellen der einzelnen Länder zu einigen. Dießmal glaubte man das Ziel vollständig erreicht und die „österreichische Rechtspartei“ geschaffen zu haben. Je größer die Hoffnung, desto gründlicher war die Enttäuschung, die nun wieder nicht ausblieb. Im offenen Widerspruch mit dem Resultate der Oktober-Berathung, mit dem vereinbarten Programme, hat sich die nächstfolgende Reichsrathssession (Dezember 1872 bis April 1873) aber-

wer dennoch solche Wege gehen wollte, hätte sich be vom Programm und von der Partei losgesagt. Wohl eine negative Gesammtaktion im Programme vorges bestehend in der allgemeinen Reichsrathsabstinenz. Es dieß die wichtigste Programmsbestimmung, denn in Erfüllung lag die Probe für die Existenzfähigkeit der S Sie wurde, wie bereits gesagt, niemals erfüllt, und es blieb nicht bloß bei der Trennung der Oppositionellen Ländern, sondern seither trat der Zwiespalt in dem ein Lande selbst ein; so in Böhmen, so in Mähren, so in K so in Tyrol. Auch Oberösterreich blieb davon nicht gan schont.

Die Jungczechen hörten zu ihrem Entsetzen, daß be „Vereinbarung“ von 1872 auch zu Gunsten der kathol Kirche und der confessionellen Schule so manches Wor sprochen, und solche Gedanken auch im Parteiprogramm gedrückt wurden. Nun begann in Böhmen die Agitation g die Altczechen; denn diese wären ja offenbar durch ein B niß mit den katholisch Conservativen anderer Länder finstersten Reaktion verfallen. Um das nationale Einig band nicht zu lockern, waren die Altczechen mit der Erklä nicht säumig: sie seien in keine Beziehungen zu anderen positionsfraktionen getreten, welche der vollen Selbstständi der böhmischen Partei Eintrag thun könnten. Damit der Absagebrief geschrieben, gerichtet an Alle die sich mi Gedanken einer Vereinigung aller Oppositionskräfte tr Die Repräsentanten der anderen Länder hatten da wieder vergessen, daß „tausende und hunderttausende Menschen zu einer politischen Partei gehören, daß diese Haltung der Wenigen verstehen und billigen, und sie digen Muthes unterstützen müssen.“ Diese Tausende f im Oktober 1872 und fehlen noch heute; sie billig Reichsrathsabstinenz ganz und gar nicht, und je me consequenten Abstinenzpolitiker in Böhmen die natio Seite hervorkehren, desto weniger wird die Nachah

die das Ziel treffen soll — vereinbart und auch schon eingeübt die Handhabung der Waffe. Das Programm ist da, welches fehlte und an welchem Freund und Feind abmessen kann, was wir wollen. Die Norm für das gemeinsame und übereinstimmende Handeln ist gegeben, so daß jeder weiß, was er zu thun hat." „Oesterreichische Rechtspartei ist der Name, den die Gesammtheit der bisher getrennten Theile (der Opposition) sich gegeben." „Das was man je nach den verschiedenen Standpunkten, hier die katholische, dort die staatsrechtliche Opposition nannte, waren die einzelnen Theile der jetzt in Eine vereinigten und fest organisirten österreichischen Rechtspartei."

Eine Stelle des Programms lautete: „Die österreichische Rechtspartei muß eine Theilnahme an den, im Sinne der Dezember-Gesetze, verfassungsmäßigen Funktionen des Reichsrathes als mit ihren Grundsätzen unvereinbar erklären." Man vergleiche diesen Programmspunkt mit der früher constatirten Thatsache der unausgesetzten Theilnahme der Opposition (mit Ausnahme der Böhmen und Mähren) an den verfassungsmäßigen Funktionen des Reichsrathes, und sodann wolle man entscheiden, ob von der wirklichen Existenz der „österreichischen Rechtspartei" programmgemäß überhaupt die Rede seyn könne. Nach wie vor gibt es nur eine staatsrechtliche Opposition in dem einen, eine katholisch-conservative in dem andern, eine nationale in dem dritten Lande.

Hier möchten wir unseren Gegner wieder aufsuchen, der in seiner Schilderung des „österreichischen Parteikampfes" (Heft 11 Bd. 75 der Histor.-polit. Blätter) von einer „Stockung in der Organisation der Rechtspartei" spricht, und diesen Umstand auf eine voreilig geplante „positive Gesammtaktion" zurückführt, welche „vorläufig noch unmöglich" sei. — Nun war aber in dem ganzen Programm, dessen wir kurz vorher Erwähnung thaten — und ein anderes ist nie vereinbart worden — von einer positiven Gesammtaktion keine Rede;

wer dennoch solche Wege gehen wollte, hätte sich dadurch vom Programm und von der Partei losgesagt. Wohl war eine negative Gesammtaktion im Programme vorgesehen, bestehend in der allgemeinen Reichsrathsabstinenz. Es war dieß die wichtigste Programmsbestimmung, denn in ihrer Erfüllung lag die Probe für die Existenzfähigkeit der Partei. Sie wurde, wie bereits gesagt, niemals erfüllt, und es verblieb nicht bloß bei der Trennung der Oppositionellen nach Ländern, sondern seither trat der Zwiespalt in dem einzelnen Lande selbst ein; so in Böhmen, so in Mähren, so in Krain, so in Tyrol. Auch Oberösterreich blieb davon nicht ganz verschont.

Die Jungczechen hörten zu ihrem Entsetzen, daß bei der „Vereinbarung" von 1872 auch zu Gunsten der katholischen Kirche und der confessionellen Schule so manches Wort gesprochen, und solche Gedanken auch im Parteiprogramm ausgedrückt wurden. Nun begann in Böhmen die Agitation gegen die Altczechen; denn diese wären ja offenbar durch ein Bündniß mit den katholisch Conservativen anderer Länder der finstersten Reaktion verfallen. Um das nationale Einigungsband nicht zu lockern, waren die Altczechen mit der Erklärung nicht säumig: sie seien in keine Beziehungen zu anderen Oppositionsfraktionen getreten, welche der vollen Selbstständigkeit der böhmischen Partei Eintrag thun könnten. Damit war der Absagebrief geschrieben, gerichtet an Alle die sich mit dem Gedanken einer Vereinigung aller Oppositionskräfte trugen. Die Repräsentanten der anderen Länder hatten dagegen wieder vergessen, daß „tausende und hunderttausende von Menschen zu einer politischen Partei gehören, daß diese die Haltung der Wenigen verstehen und billigen, und sie freudigen Muthes unterstützen müssen." Diese Tausende fehlten im Oktober 1872 und fehlen noch heute; sie billigen die Reichsrathsabstinenz ganz und gar nicht, und je mehr die consequenten Abstinenzpolitiker in Böhmen die nationale Seite hervorkehren, desto weniger wird die Nachahmung

An „Ermunterungen“ hat es durch lange Jahre wahr-
nicht gefehlt; sie blieben völlig wirkungslos, und da
iten wir, es sei doch vielleicht besser, man hört auf tauben
ren zu predigen und denkt etwas nach, ob nicht gewisse
bedingungen erfüllt werden müssen, und wie sie erfüllt
den können, damit in Zukunft die Mahnung: geeinigt
zugehen, ein williges Gehör finde.

Die Ergebnisse solchen Nachdenkens haben wir mitge-
lt, und wir sind in der Lage diese Mittheilung noch zu
inzen.

(Schluß folgt.)

XLII.

Das alte und das neue Syracus.

Von Sebastian Brunner.

Tausende von Gestalten der klassischen Griechenzeit tauchen
den Ruinen der alten Stadt empor. Wie ein ausge-
nter Vulkan der Weltgeschichte, der unzählige von merk-
digen Thatsachen aus seinem Schooße im Verlaufe von
halbtausend Jahren herausgeworfen, erscheint uns das
ge Ruinenwerk, welches sich im Amphitheater wie in
n Kessel hineinsenkt, und die kolossalen Räume der La-
en geben uns den Beweis von den großartigen Bauten,
n Material ihnen entnommen worden ist, Bauten die
theils in die Erde eingesunken, theils in Schutt zer-
felt und theils hie und da noch wie Felsenstumpfen aus
Boden hervorragen.

klassischen Dranges und Klanges voll noch in den D…
tönen und man geht einige Schritte vorwärts, biegt um …
Ecke herum und kommt zur Bottega des Mehlspeis…
der eben seine Bürgerpflicht erfüllt und dicke und dün…
Maccaroni, Vermicelli und Spagattini aus seiner Ma…
maschine herausquätscht — so muß man sich wieder den …
halten und sich selber beweisend zureden: „Trotz alledem …
alledem hat Syracus eine große Zeit gehabt und ist …
Zeit vom großen Pindar besungen worden.“

Man denkt sich so: Hätte Pindar auch dann noch …
Leyer vom Pflocke genommen, wenn er unter den ge…
wärtigen Verhältnissen in Syracus herumgebummelt und …
Kaffehaus gesessen wäre, wie er weiter sagt in der ersten …
Hieron gerichteten Ode:

„Doch wohlan, vom Pflock herab nimm die dorische
Harfe, wenn der Ruhm von Pisa, wenn dir Pherenikos Ruhm
Den Geist in wonniges süsses Sinnen einwiegt,
Als er am Alpheios stolzen Flugs
Dahinbrausend flog, vom Sporne nicht berührt,
Und seinen Herrn rasch zum Siege trug
Syrakusäs rosseliebenden Gebieter.“

Immer gibt es noch einen Trost, die alten Helden …
Syracus sind Staub und Asche mit sammt ihrer Nachk…
menschaft, nur „rosseliebende Gebieter“ sind uns noch …
Italien geblieben.

Wenn man in den Ruinen des alten Syracus her…
stolpert, deren Mörtel von der Glühsonne durch fast …
halbtausend Jahre ausgedorrt und geröstet worden ist, …
auf staubigen oder steinigen Wegen wandelt, wenn man …
all den Wassern, die in alter Griechenzeit in die Stadt …
leitet waren, nur noch einen Bach sieht, der im Früh…
ein Mühlenrad müheselig herumhaspelt, wenn zur Seite …
Weges der stachelige indische Feigenkaktus sich zwischen …
hervordrängt: wer sollte da auf den Gedanken kommen, …
hier Epicharmos der älteste Lustspieldichter der Griechen …

An „Ermunterungen" hat es durch lange Jahre wahrlich nicht gefehlt; sie blieben völlig wirkungslos, und da meinten wir, es sei doch vielleicht besser, man hört auf tauben Ohren zu predigen und denkt etwas nach, ob nicht gewisse Vorbedingungen erfüllt werden müssen, und wie sie erfüllt werden können, damit in Zukunft die Mahnung: geeinigt vorzugehen, ein williges Gehör finde.

Die Ergebnisse solchen Nachdenkens haben wir mitgetheilt, und wir sind in der Lage diese Mittheilung noch zu ergänzen.

(Schluß folgt.)

XLII.

Das alte und das neue Syracus.

Von Sebastian Brunner.

Tausende von Gestalten der klassischen Griechenzeit tauchen aus den Ruinen der alten Stadt empor. Wie ein ausgebrannter Vulkan der Weltgeschichte, der unzählige von merkwürdigen Thatsachen aus seinem Schooße im Verlaufe von dritthalbtausend Jahren herausgeworfen, erscheint uns das zackige Ruinenwerk, welches sich im Amphitheater wie in einen Kessel hineinsenkt, und die kolossalen Räume der Latomien geben uns den Beweis von den großartigen Bauten, deren Material ihnen entnommen worden ist, Bauten die jetzt theils in die Erde eingesunken, theils in Schutt zerbröckelt und theils hie und da noch wie Felsenstumpfen aus dem Boden hervorragen.

Stimmung sich zu erschwingen vermag. Die Villa Landolina liegt außerhalb des Festungsrayons der Stadt auf einer Anhöhe; der Park hat Anhöhen, und somit auch einigen Vordergrund, alles über und über im üppigsten Frühlingsflor. Schattige laubbedeckte Gänge, was hier selbst in Gärten nicht oft vorkommt. Lavendel und Rosmarin wachsen hier bis über die höchste Mannesgröße, ebenso die Aloë, und selbst der Bananenbaum verkündet aus seinen rauschenden Blättern die Nähe Afrikas. Ein Theil dieses Parkes dient nun als Gottesacker für die in Syracus verstorbenen Protestanten, wie es Grabschriften mit englischen und deutschen Inschriften bezeugen.

In einem Hain, von Cypressen und Stachelpalmen umgeben erhebt sich ein kleiner Obelisk, auf welchem Platen's Marmorbüste sich zeigt. Das Monument und die Büste sind noch ganz neu, weiß und unverwittert — steht doch auch dieses neue Denkmal, wie es die Inschrift anzeigt, erst [illegible] Jahre lang. Selbe lautet: „Dem Dichter August, Grafen von Platen, geboren in Ansbach 24. Oktober 1796, gestorben in Syracus den 5. September 1835. Errichtet von Freunden und Verehrern 1869.“

Im Jahre 1869 wurde der Leichnam Platen's von der frühern Grabstätte (wenige Schritte von der jetzigen entfernt an der Gartenmauer) ausgehoben und auf diese neue Stätte übertragen. Zum Andenken an die frühere Begräbnißstätte des Dichters hat man den alten Grabstein an der Mauer eingefügt gelassen. Derselbe zeigt an der Höhe ein plump in Farben gemalt, die nun seit 1835 schon ziemlich verwittert sind, das Wappen Platen's. Da liegt er nun hier einsam, selten kommen Besuche, Citronen, Feigen und Oelbäume umgeben das Grab des Dichters — der weit von der Heimath in fremder Erde sein Grab gefunden, im Schooße Großgriechenlands — nachdem er in Dicht- und Denkform der alten Griechen sich hinein zu arbeiten zu einer Lebensaufgabe gemacht.

haust, der neben dem Dichtgeschäft in Mußestunden auch Philosophie betrieben, und ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn soll. Dem Platon galt er als das Haupt der Komödie; Sokrates und Aristoteles schätzten ihn hoch und citirten ihn; eine Ehre, die modernen Lustspieldichtern von modernen Philosophen niemals angethan wird. Er lebte ungefähr 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Sehr wenig Bruchstücke sind nur mehr von seinen Lustspielen vorhanden — Ruinen, wie die vom alten Syracus. Nur 36 Titel seiner Komödien blieben erhalten. Er starb in Syracus; seine Grabschrift blieb erhalten und gibt Zeugniß, wie seine Mitbürger die Gabe der heitern Muse zu schätzen gewußt:

„Wie die erhabene Sonne den Glanz der Gestirne verdunkelt
Und wie die Fülle des Meers breiter als Ströme verrauscht:
Also an Weisheit strahlt, dem ich Zeugniß künd', Epicharmos,
Bürger der Stadt Syracus, welche den Kranz ihm verlieh."

Was den deutschen Grafen Platen veranlassen konnte hier in einer der trübseligsten, langweiligsten, unerquicklichsten Städte Italiens (das historische und antiquarische Interesse abgerechnet) sich niederzulassen, das erscheint geradewegs räthselhaft. Man sagt, er habe sich vor der Cholera hieher geflüchtet. Mag auch seyn, daß ihn die auf eine gehörige Exaltation hinaufgeschraubte Erinnerung an die einstige Größe dieser Stadt und an ihre Celebritäten, besonders an den Odengroßvater Pindar und an Epicharmos und andere literarische Namen zu seinem hiesigen Aufenthalt bewogen hat — er mußte auch frühzeitig hier sein Grab finden; er der die Ode in der reinsten klingendsten Form zu drechseln und zu poliren verstand, während er als Heger und Pfleger großer poetischer Gedanken noch nie gerühmt werden konnte.

Ist man in Syracus, so muß man doch auch das Grab Platens besuchen. Es ist ja der Garten, in dem er begraben liegt, vielleicht der schönste Punkt in der Umgebung der Stadt Syracus — die einzige Stelle, in welcher man durch die herrliche ächt südliche Vegetation zu einiger poetischer

Herumwandern in denselben erschütternd. Die Latomien sin die noch vorhandenen Steinbrüche, aus deren steinernem In halt die alten Griechen sich ihr Syracus zusammengeba haben, deren Felsenhöhlen später zu grausigen Kerkern be nützt worden sind, so daß Dionys der Tyrann von Syrac in dieser Richtung noch im, wenn auch nicht gesegneten, d wenigstens klassischen Angedenken steht.

Die Latomien, in denen das berühmte Ohr des Dio sich befindet, mit einem deutlichen Widerhall von vie sprochenen Sylben, sind die nächsten an der neuen St Man steigt in die Tiefe nieder und ist von allen Seiten m senkrechten Felsenmauern zu 16 bis 17 Klafter hoch umge Es war an einem Vormittag, als hier eine große An von Schuljungen und kleinen Musensöhnen verweilten, w die Zeit mit Spielen aller Art vergeudeten. Auf Erkundigu wie denn das komme, lautete die Antwort: es sei ebe Ferialtag und der müsse zur Erholung benützt werden. We stens konnte man hier ersehen, daß von der Ferialzeit gewissenh Gebrauch gemacht wird. Auf das Ohr des Dionys sch diese Jugend besonders stolz zu seyn; denn als das Echo sucht, d. h. der Widerhall durch Schall hervorgelockt wu da zeigte sich diese Schuljugend besonders vergnügt, al dieselbe in den Mienen der Fremdlinge die Zufrieden über das Experiment mit dem großen kolossalen Stei (der Felsen hat eine ohrenähnliche Bildung) lesen konnt

Andere Latomien gibt es noch bei der Villa Casale. sieht man von oben in die Tiefe hinab; ein wild wachsener Garten in einem großen Felsenkessel mit senkrech Felsenmauern — was für Paläste, Häuser und öffentl Gebäude mögen aus den hier herausgebrochenen Steinen alten Syracus entstanden seyn — und nun Alles desse dem Boden gleichgemacht, Felder und Gärten darüber, u nur noch hie und da kleine aufragende Steine als Sp der verwüsteten Stadt.

Die Wege, auf denen man hier an der Stelle des a

An diesem Grabe gedenkt man auch an das Geburtshaus des Dichters in der Judengasse nächst dem Herriederthor zu Ansbach. Der stolze Name Graf von Platen-Hallermünde verleitet die Phantasie, einen noblen großartigen Palast sich zu denken; kommt man nun nach Ansbach, so sieht man hier in einem todten Gäßlein in dürrer Wirklichkeit ein armes Häuschen, 5 Fenster breit, zwei Stockwerk hoch — mit einem Erkervorsprung für die mittleren Fenster. Zwischen dem mittleren Erdgeschoß und ersten Stock-Fenstern eine verwitterte Grafenkrone sammt Wappen; ein Zeugniß, daß dieses Haus der Familie gehörte. Ein großer klingender Name erweckt Ansprüche an das Leben — und wenn die Mittel zur Befriedigung dieser Ansprüche klein und kläglich sind, so ist das zwar durchaus keine Schande — aber es bleibt ein Gefühl düsterer Unzufriedenheit in der Seele haften, welche das Leben verbittert. Unter der Grafenkrone eine Tafel mit der Inschrift: „Hier entsproß August Graf von Platen-Hallermünde, die Tulpe des deutschen Dichtergartens, am 24. Weinmonat 1796.“ Es ist also in der düstern Judengasse zu Ansbach schon zum Melancholischwerden. Noch mehr aber wird man in Syracus, freilich zu einer weitaus großartigeren Melancholie angeregt. Ansbach und Syracus sind eben zwei gar sehr verschiedene Größen.

Was gibt es traurigeres und trostloseres als die Ruinen der alten Griechenstadt! Das Theater mit seinen für 4000 Zuschauer bestimmten Sitzreihen im Halbbogen; vom Gelächter, welches hier bei Lustspielen erschollen, ist auch schon seit 2000 Jahren der letzte Nachhall verklungen, wie auch die letzten Seufzer um Dahingeschiedene, deren Ueberreste unweit vom Theater in der Gräberstraße beigesetzt wurden. Ein Felsenweg mit Höhlen links und rechts war die Todtenstätte. Von den Todten selbst nichts mehr zu sehen, weder ein Beinsplitter noch ein Stäubchen von diesen alten Griechen und auch von den Römern mehr zu finden.

Ueber Alles aber ist der Anblick der Latomien und das

Herumwandern in denselben erschütternd. Die Latomien sind die noch vorhandenen Steinbrüche, aus deren steinernen Inhalt die alten Griechen sich ihr Syracus zusammengebaut haben, deren Felsenhöhlen später zu grausigen Kerkern benützt worden sind, so daß Dionys der Tyrann von Syracus in dieser Richtung noch im, wenn auch nicht gesegneten, doch wenigstens klassischen Angedenken steht.

Die Latomien, in denen das berühmte Ohr des Dionys sich befindet, mit einem deutlichen Widerhall von vier gesprochenen Sylben, sind die nächsten an der neuen Stadt. Man steigt in die Tiefe nieder und ist von allen Seiten von senkrechten Felsenmauern zu 16 bis 17 Klafter hoch umgeben. Es war an einem Vormittag, als hier eine große Anzahl von Schuljungen und kleinen Musensöhnen verweilten, welche die Zeit mit Spielen aller Art vergeudeten. Auf Erkundigung, wie denn das komme, lautete die Antwort: es sei eben ein Ferialtag und der müsse zur Erholung benützt werden. Wenigstens konnte man hier ersehen, daß von der Ferialzeit gewissenhaft Gebrauch gemacht wird. Auf das Ohr des Dionys scheint diese Jugend besonders stolz zu seyn; denn als das Echo versucht, d. h. der Widerhall durch Schall hervorgelockt wurde, da zeigte sich diese Schuljugend besonders vergnügt, als dieselbe in den Mienen der Fremdlinge die Zufriedenheit über das Experiment mit dem großen kolossalen Steinohr (der Felsen hat eine ohrenähnliche Bildung) lesen konnte.

Andere Latomien gibt es noch bei der Villa Casale. Da sieht man von oben in die Tiefe hinab; ein wild verwachsener Garten in einem großen Felsenkessel mit senkrechten Felsenmauern — was für Paläste, Häuser und öffentliche Gebäude mögen aus den hier herausgebrochenen Steinen im alten Syracus entstanden seyn — und nun Alles destruirt, dem Boden gleichgemacht, Felder und Gärten darüber, und nur noch hie und da kleine aufragende Steine als Spuren der verwüsteten Stadt.

Die Wege, auf denen man hier an der Stelle des alten

Syracus herumfährt, sind an beiden Seiten dicht mit dem indischen Feigenkaktus bewachsen. Sticht man während des Fahrens — wie bei einem Ringelrennen oder Ringelreiten — mit dem Stocke diese tellergroßen, fleischigen Blätter hindurch, so vernimmt man einen knallartigen etwas gedämpften Laut, und der dicke Pflanzensaft, von dem diese Blätter strotzen, strömt heraus. Auf Ruinirung dieser Pflanzengebilde lautet kein Strafgesetz — hier gibt es keinen Wald- oder Feldfrevel, auch von den reifen Früchten kann Jeder der Vorübergehenden nach Willkür genießen. Um 2 Soldi kauft er hier 20 indische Feigen.

Die interessantesten Latomien aber sind jene beim Kapuzinerkloster außer der Stadt, die den Kapuzinern bis zu der Aufhebung derselben vor einigen Jahren, als Garten gedient haben. Das Kloster selbst hat eine traurige Lage, Ebeñe ringsum; nach einer Seite der Anblick auf's Meer hinaus. Man hat keine Ahnung von der schauerlichen Romantik des Klostergartens, weil man ihn nicht sehen kann außer man steigt in die Tiefe nieder. Im Kloster selbst wohnen einige arme Leute und ein weltlicher Custos; Kapuziner ist auch nicht Einer mehr hier; die Kirche verödet, verlassen und verstaubt. Steigt man nun in das ausgehöhlte Felsenthal nieder, so fühlt man sich beengt durch die an 20 bis 30 Klafter hohen Felsenmauern ringsum, durch die dunklen Höhlen, die unten in die Felsenmauer hineinreichen, durch die Felsenbogen, unter denen man durchgehen muß, durch die Felsenthürme, welche man stehen ließ — um eine ständige Kunde von der Tiefe zu haben, in welche die vorzweitausendjährigen Steinbrecher hinunter arbeiteten. Da unten nun die Vegetation des Südens, blühende Sträucher, Bäume, Gartenblumen, Cypressen, Citronenbäume, Cactus, Aloë, Laubgänge, Gänge durch überhängende Felsenbogen hindurch. Es wird Einem schwül und angst in diesem schauerlichen Garten, von dem man oben auch keine Spur sieht. Uebrigens haben in diesem ehemaligen Klostergarten die Freimaurer ein offenes

Geständniß abgelegt. Die Gesellen der Loge „Archimedes" von Syracus haben sich gerade diesen Platz in den Latomien der vertriebenen Kapuziner ausgesucht — um dem Großmeister Mazzini ein Monument zu setzen. Die Inschrift im Granitstein lautet: A Giuseppe Mazzini, perché tra noi sia durabilmente onorato la memoria d'un grand' uomo, pongono riverenti questa lapide gli operai della società Archimede 1872. Oben ein Lorbeerkranz aus Blech mit der Jahreszahl 10. März 1873.

Im italienischen Freimaureralmanach[1]) für 1873 ist die Ausbreitung dieses Ordens in Italien statistisch angezeigt, und auch zu ersehen, wie der Orden auf Mazzini die größten Stücke hält; gleich im Anfang der Biographie desselben (p. 139) wird er zum Trifolium der größten Männer Italiens gerechnet: „Dante Alighieri, Nicolo Machiavelli, Giuseppe Mazzini sind die 3 größten Männer, welche die Geschichte Italiens verherrlichen, durch die Aehnlichkeit des Gedankens dem sie ihr Leben geweiht haben und durch die Macht ihrer Talente." Jedenfalls ist diese Gesellschaft für Mazzini weitaus schmeichelhafter als für Dante, wie selbige Zusammenstellung auch dem Dante so wenig schaden wird, als sie dem Mazzini nützen mag.

Die gegenwärtige Domkirche in Syracus wurde aus einem griechischen Tempel hergestellt. Man hat sehr einfach zwischen die hohen, massiven, cannelirten Säulen Mauern aufgeführt, so zwar, daß diese Säulen von den Basen bis zu den Kapitälern in und auswendig noch sichtbar sind. Es war, als wir zum erstenmal in diesen Dom eintraten, eben Vesper, die Kirche ziemlich dunkel, außer den Domherren und einigen Präbendaren in den untern Chorstühlen — Niemand in der Kirche zu sehen. Ober den Stühlen der Domherren auf jeder Seite 8 Kerzen angezündet. Auch hier, wie in Sicilien aller-

1) Almanacco del libero Muratore. Anno secondo 1873. Pubblicazione della Loggia: „La Cisalpina." Milano. Natali Battezzati Editore Librajo. S. Giovanni alla Conca 7.

wärts, der Thron des Bischofs außer dem Presbyterium auf einem Palco von 10 Stufen. Den Dom ausgenommen auch nicht Eine Kirche von architektonischer Bedeutung. Weder auf dem Domplatze noch sonst wo eine Bewegung — selten sieht man einen Syracusaner daherschleichen, alles todt, ruhig, öde, verlassen, matte Luft — und zudem das Zimmer des Hotels zur Sonne gegen den Meeresstrand hinaus gelegen, übervoll von klingenden, singenden Stechmücken, welche die ganze Nacht über an den Ohren vorbeisausen und stechen wie sie nur können; nichts hilft, auch die Zenzalerie (gegen die Mücken um das Bett von oben aus ringsum hängende Gittergewebe) geben nur eine schwache Vertheidigung ab. Der Juli und August hier in Syracus mag entsetzlich seyn, in einer Festung, deren stagnirende Gewässer ringsum eine wahre Brutstätte für Milliarden Stechmücken abgeben.

Der Aufenthalt in Syracus muß dem Dichter Platen schon als er noch gesund war sehr trostlos, als er aber erkrankte geradewegs entsetzlich geworden seyn — ihm der eben in Genüssen nicht hoher, geistiger Art — das höchste Lebensglück sich träumte. Denn wie einst dem alten Heiden Horaz, so galt auch ihm, wie er es offen ausgesprochen, als höchstes noch zu erringendes Lebensglück der Traum des Genusses. Im siebenten Sonette bekennt er es geradezu:

Nach langer Arbeit glücklichem Vollbringen
Mit süßem Nichts die Tage zu verträumen,
Bei jedem flüchtigen Genuß zu säumen,
Am Großen sich ergötzend und Geringen;
Aus edlen Dichtern einen Vers zu singen,
Gestreckt in's Gras, wo laute Quellen schäumen,
An Rosenhecken unter Lindenbäumen
Das Leben unbesorgt dahin zu bringen;
Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,
Die lauen Nächte bis es wieder tagt
Durch Weingenuß und Liebe zu verschönen:
Dieß ist und wenn mich auch darob verklagt
Ein Sittenrichter, der es will verpönen,
Das Einzige, was meinem Sinn behagt.

Um diese Unterhaltungs- und Pläsirsucht nicht hochpoetisch zu finden, dazu bedarf es doch wahrlich nicht erst eines Sitten- oder Splitterrichters. In allen Großstädten gibt es eine Menge Leute, die nicht nur den Wunsch haben in obiger Weise zu leben, sondern denen auch die Mittel zu Gebote stehen diesen Wunsch in's Werk zu setzen. Nun reichen aber die Geld- oder die Gesundheitsmittel oder beide zugleich nicht lange aus — und auf die Nächte in Wein und Liebe zugebracht kommen Nächte im Spital, im Zuchthaus oder mindestens auf dem Schmerzenslager der Krankenstube — ein ebenso tragisches als prosaisches Ende von Wünschen, die sich auch mit dem verschwenderischesten und geschmackvollsten Aufwand von Versbau und Reimgeklingel weder rechtfertigen noch verherrlichen lassen.

Das Finale oder der Schluß der Rückerinnerung an Syracus ließe sich in dem Satze aussprechen: Man ist zufrieden Syracus gesehen zu haben, man ist auch mit dieser Zufriedenheit vollkommen zufrieden und fühlt keine Sehnsucht, es wieder zu sehen. Venedig, Mailand, Rom, Genua, Florenz, Palermo, Monreale — das sind Städte, von deren Anblick man immer wieder freudig bewegt wird; in Syracus möchte man, um sich der Volkssprache zu bedienen: nicht angemalt seyn!

XLIII.

Die Novelle zum Reichsstrafgesetzbuche.

Seit Jahr und Tag ist in der Presse wie in den Kreisen der zunächst zum Urtheil berufenen Richter und Gefängniß-Beamten von der Nothwendigkeit einer Revision des erst seit fünf Jahren in Geltung stehenden Strafgesetzbuches die Rede gewesen; auch herrschte bezüglich derjenigen Bestimmungen, an welche die bessernde oder ausmerzende Hand zu legen wäre, bei den in Betracht kommenden Faktoren der öffentlichen Meinung nahezu vollständiges Einvernehmen. Die wiederholt angekündigte Reformvorlage ist nun da und der Refrain aller Kritiken derselben lautet fast ebenso einstimmig: „Lieber das bisherige Strafgesetzbuch mit all seinen Mängeln, als eine *derartige* Revision!"

Die Signatur der zahllosen Gesetze, womit die neue Aera uns überschüttet hat, ist eine vorwiegend *politische*: die Politiker machen die Gesetze, die Gesetzgebung arbeitet im Dienste des herrschenden Systems und hat mit den wachsenden Bedürfnissen dieses Systems Schritt zu halten. Wo immer eine Blöße sich zeigt, flugs wird die Maschine in Thätigkeit gesetzt, um den Lappen zu liefern, der die verwundbare Stelle bedecken könnte; die legislatorische Arbeit

gegen Gesetze ꝛc. „als etwas Erlaubtes oder V
dienstliches darstellt.“ Gemäß §. 126 des Strafge
buches wird mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft,
durch Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens
öffentlichen Frieden stört.“ Dem Entwurf zufolge hat
selbe Strafe verwirkt, „wer unwahre Thatsachen, welche
die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährdende Aufreg
zu veranlassen geeignet sind, mit dem Bewußtsein
Unwahrheit, oder ohne zureichende Gründe sie
wahr zu halten, öffentlich behauptet oder verbreitet.“
Strafgesetzbuch bestimmt im §. 130: „Wer in einer
öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene C
der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander
reizt, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder
Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft.“ In der Fa
des Entwurfes lautet der Paragraph: „Wer in einer
öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene C
der Bevölkerung gegen einander aufreizt oder we
gleicher Weise die Institute der Ehe, der Fam
oder des Eigenthums öffentlich durch Rede
Schrift angreift, wird mit Gefängniß bestraft.“
§. 130a (Kanzelparagraph) bestraft mit Gefängniß
Festungshaft bis zu zwei Jahren einen Geistlichen oder an
Religionsdiener, „welcher in Ausübung oder in Veranla
der Ausübung seines Berufes öffentlich vor einer Mens
menge, oder welcher in einer Kirche oder in einem an
zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte vor Meh
Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Fr
gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündig
oder Erörterung macht.“ Die Novelle projektirt fü
den Anbau: „Gleiche Strafe trifft denjenigen Geistlichen
andern Religionsdiener, welcher in Ausübung oder in
anlassung der Ausübung seines Berufes Schriftstücke
gibt oder verbreitet, in welchen Angelegenheite

gorien von Vergehen und in der Einführung eines neuen Strafmittels, der sogenannten Friedensbürgschaft.

Was zunächst die Strafschärfungen anlangt, so traten dieselben nach dem Entwurf für eine Reihe solcher Vergehen ein, welche in den Abschnitten: „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ und „Vergehen wider die öffentliche Ordnung“ zusammengefaßt werden, insbesondere für die in den §§. 110 und 130 vorgesehenen Vergehen: Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze und Anreizung verschiedener Classen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegeneinander. Hier wie anderwärts zielt die Revisionsvorlage dahin, die Minimalstrafe zu erhöhen und namentlich das fakultative Erkennen auf Geldstrafe zu beseitigen. Die Normalstrafe für politische Vergehen soll in Zukunft die Gefängnißstrafe seyn und so den politischen Vergehen ein ganz anderes Gepräge gegeben werden, als sie bisher in den Augen des Gesetzgebers wie des Richters hatten.

Um an zweiter Stelle die auf Schaffung neuer Kategorien von Vergehen gerichtete Tendenz der Novelle hervortreten zu lassen, bedarf es nur der Gegenüberstellung einzelner Bestimmungen des geltenden Strafgesetzes und der entsprechenden des Entwurfes. Zugleich drängt sich hierbei die Unterscheidung auf zwischen solchen Strafandrohungen, welche die Opposition im Allgemeinen, und solchen die speciell die katholische und die socialdemokratische Opposition im Auge haben. Nur die prägnantesten Beispiele mögen herausgegriffen werden.

Der §. 110 des Reichsstrafgesetzbuches bedroht mit Geldstrafe bis zu 200 Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren denjenigen welcher zum Ungehorsam gegen Gesetze 2c. „auffordert.“ Der Entwurf ergänzt diesen Paragraphen, daß auch derjenige (und zwar mit Gefängniß bis zu zwei Jahren) bestraft werden soll, der den Ungehorsam

gegen Gesetze rc. „als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstellt.“ Gemäß §. 126 des Strafgesetzbuches wird mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft, „wer durch Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens den öffentlichen Frieden stört.“ Dem Entwurf zufolge hat dieselbe Strafe verwirkt, „wer unwahre Thatsachen, welche eine die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährdende Aufregung zu veranlassen geeignet sind, mit dem Bewußtseyn ihrer Unwahrheit, oder ohne zureichende Gründe sie für wahr zu halten, öffentlich behauptet oder verbreitet.“ Das Strafgesetzbuch bestimmt im §. 130: „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Classen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander aufreizt, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft.“ In der Fassung des Entwurfes lautet der Paragraph: „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Classen der Bevölkerung gegen einander aufreizt oder wer in gleicher Weise die Institute der Ehe, der Familie oder des Eigenthums öffentlich durch Rede oder Schrift angreift, wird mit Gefängniß bestraft.“ Der §. 130a (Kanzelparagraph) bestraft mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren einen Geistlichen oder anderen Religionsdiener, „welcher in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufes öffentlich vor einer Menschenmenge, oder welcher in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte vor Mehreren Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht.“ Die Novelle projektirt folgenden Anbau: „Gleiche Strafe trifft denjenigen Geistlichen oder andern Religionsdiener, welcher in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufes Schriftstücke ausgibt oder verbreitet, in welchen Angelegenheiten des

Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung gemacht sind." An Stelle des bisherigen §. 131: „Wer erdichtete oder entstellte Thatsachen wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind, öffentlich behauptet oder verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen, wird mit Geldstrafen bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft" — schlägt der Entwurf folgenden Paragraphen vor: „Wer dadurch, daß er erdichtete oder entstellte Thatsachen mit dem Bewußtseyn ihrer Unwahrheit, oder doch ohne zureichende Gründe sie für wahr zu halten, öffentlich behauptet oder verbreitet, ingleichen wer durch öffentliche Schmähungen oder Verhöhnungen Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit oder das Reich oder einen Bundesstaat selbst verächtlich zu machen sucht, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft." Endlich gehört hierhin ein Anhang zu §. 92 des Strafgesetzbuches, welcher Verbrechen des Hoch- und Landesverrathes behandelt und mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren verpönt. Der Entwurf droht dieselbe Strafe an demjenigen „welcher durch die Veröffentlichung von Kundgebungen ausländischer Regierungen oder geistlicher Obern zum Ungehorsam gegen Gesetze oder rechtsgültige Verordnungen oder gegen die von der Obrigkeit innerhalb ihrer Zuständigkeit getroffenen Anordnungen auffordert oder anreizt, insbesondere wer in der angegebenen Weise solchen Ungehorsam als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstellt."

Die leitenden Gedanken in diesen Bestimmungen treten so scharf hervor, daß kaum besonders darauf hingewiesen zu werden braucht. Dem rein subjektiven Ermessen des Richters wird ein so ausgedehnter Spielraum gewährt, daß alle und jede mißliebige Kundgebung in den Bereich irgend eines der

angeführten Paragraphen mit Leichtigkeit gezogen werden kann. Das freie Wort in der Presse, in den öffentlichen Versammlungen, auf den Kanzeln, in den bischöflichen Hirtenschreiben, in den päpstlichen Encykliken wird in gleicher Weise getroffen; jedweder Opposition wider das herrschende Regime, wider seine Maßregeln und Gesetze werden Daumschrauben angelegt — die „staatliche Normalmeinung", von der ich bei einer früheren Gelegenheit sprach, ist in aller Form Rechtens proklamirt. In Deutschland soll fürderhin nur ein Mann das Wort haben: der leitende Minister; sein Preßbureau ist das allein patentirte Sprachrohr der öffentlichen Meinung. Wozu aber dann die vielen Paragraphen? Man hätte sich die Arbeit leichter machen und einfach sagen können: wer dem jeweiligen Regiment in mißliebiger Weise opponirt oder an demselben eine unbequeme Kritik übt, wird mit Geldbuße bis zu 3000 Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft.

Als die Krone des ganzen Werkes erscheint indeß die in den Entwurf aufgenommene neue Strafart, die sogenannte Friedensbürgschaft, bezüglich deren in den §§. 39 a—c bestimmt wird: „Neben einer Freiheits- oder Geldstrafe kann in den durch das Gesetz vorgesehenen Fällen auf die Leistung von Friedensbürgschaft von 30 bis 3000 Mark und für die Zeitdauer von 1 Monat bis zu 1 Jahr erkannt werden. Diese Zeit wird von dem Tage an berechnet, an welchem die Freiheits- oder Geldstrafe verbüßt, verjährt oder erlassen ist. Die Friedensbürgschaft ist baar oder in Werthpapieren oder durch Pfandbestellung oder Bürgschaft geeigneter Personen und als Sicherheit dafür zu leisten, während einer bestimmten Zeit die strafbare Handlung nicht zu begehen. Ueber den Werth der Bürgschaft entscheidet der Richter nach freiem Ermessen, und der Verurtheilte ist bis zur Leistung der Bürgschaft in Haft zu nehmen. Die bestellte Sicherheit wird frei, wenn der Verurtheilte den Frieden ge-

halten hat, doch kann der Richter die Sicherheit freigeben oder sie nicht einfordern, wenn sie in Folge veränderter Umstände entbehrlich wird. Die noch nicht freigewordene Sicherheit verfällt der Staatskasse, wenn der Verurtheilte den Frieden bricht. Die Friedensbürgschaft soll nebenher auferlegt werden: bei strafbarem Versuche, öffentlicher Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze und zu strafbaren Handlungen, bei öffentlicher Aufreizung verschiedener Bevölkerungsklassen gegen einander, Mißbrauch des geistlichen Amtes, Forderung zum Duell, vorsätzlicher Körperverletzung, Bedrohung mit einem Verbrechen, versuchter Verleitung und Gebietung zu einem Verbrechen, Sachbeschädigung."

In den Motiven zu der Novelle heißt es in Betreff der Friedensbürgschaft u. a., dem deutschen Rechtsleben sei diese Strafart nicht fremd; die peinliche Gerichts-Ordnung Karl's V., das preußische allgemeine Landrecht und die preußische Criminal-Ordnung vom 11. Dezember 1805 kenne dieselbe. „Die deutsche Rechtswissenschaft" (so fahren die Motive fort) „stellte aber die Ansicht auf, daß jene Vorschriften polizeilicher Natur wären und deßhalb aus dem Gebiete des Strafrechtes und des Strafprocesses ausscheiden müßten, und die deutsche Strafgesetzgebung ist allmälig dieser Ansicht gefolgt. Auf diesem Wege ist in Deutschland ein nationales werthvolles Rechtsinstitut in dem Streben nach Systematik verkümmert worden und schließlich verschwunden. An sich ist aber die Frage, wohin die fraglichen Vorschriften gehören, von geringem Belang. Die richterliche und die polizeiliche Gewalt müssen den staatlichen Zwecken gleichmäßig dienstbar seyn. Die Frage, ob der einen oder der anderen bestimmte Funktionen zu übertragen sind, ist nach Gründen der Zweckmäßigkeit zu entscheiden."

Die einschneidendste Kritik an dieser die gesammte No-

velle beherrschenden Zweckmäßigkeitspolitik hat wohl die Chorführerin des Nationalliberalismus, die „National-Zeitung" geübt, indem sie schreibt: „Der Entwurf trägt jedenfalls den Charakter einer Zeit an sich, die, wenn sie von der Zeit der Abfassung des Reichsstrafgesetzes auch nur wenige Jahre geschieden ist, doch die Welt von ganz anders gearteten Voraussetzungen betrachtet." Was heißt das, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, anders als: man prüft nicht mehr die innere Berechtigung der Gesetze und Maßregeln an der Hand der wissenschaftlichen Grundsätze der Strafrechtspflege und einer von sittlichen Gesichtspunkten geleiteten Praxis, sondern man faßt nur noch die politischen Bedürfnisse des Augenblicks in's Auge; die Gesetzgebung verarbeitet nach politischen Erwägungen das Material, welches die kirchlichen, socialen und bürgerlichen Conflikte der Gegenwart ihr zuführen, sie schafft, um mit der „Frankf. Ztg." zu reden, eine Art von politischem S t a n d r e c h t in gesetzlichen Formen.

Die deutsche Journalistik, soweit sie noch auf einige Unabhängigkeit Anspruch macht, hat den Entwurf des Reichsjustizamtes, der mit dem Pallasch geschrieben zu seyn scheint, einmüthig verurtheilt; selbst die Mehrzahl der nationalliberalen Blätter führt Angesichts dieser gesetzgeberischen Leistung eine Sprache, welche an die entrüstete Aufnahme des vielberufenen, allerdings hier weit überbotenen §. 20 des Reichspreßgesetz-Entwurfes erinnert. Sie erschrickt vor dem Ansinnen: „alles das wieder preiszugeben, womit man vor kaum einem Jahrzehnt die Grundpfeiler des Rechtsstaats eingesenkt, die schlimmsten Auswüchse schrankenloser Polizei- und Repressivgewalt ausgeschnitten zu haben dachte."

Dennoch wäre es gewagt, prophezeien zu wollen, welche Haltung die liberalen Publicisten und die liberalen Parlamentarier im entscheidenden Augenblick der Novelle gegenüber einnehmen würden nach Allem, was von jener Seite während

des verflossenen Lustrums wider die Grundprincipien des Rechtsstaates, wider Recht und Freiheit gesündigt worden ist. Wie dem aber auch sei, die Vorlage dieses Revisionsentwurfes ist an sich interessant genug. Sie sieht genau so aus wie der Anfang vom Ende. Strafbestimmungen von einer derartigen draconischen Härte, wie der Entwurf sie vorschlägt, sind niemals das Zeichen einer starken, selbstbewußten und der Zukunft sichern Regierung. Derselbe liefert der Welt den unwiderleglichen Beweis, daß im fünften Jahre des neuen Reichs ein fort und fort mit scharfen Ausnahmemaßregeln ausgestattetes Regiment keinen anderen Rath weiß, um der ihm durch die Opposition in den Weg gelegten Schwierigkeiten Herr zu werden, als die Umbildung des Strafgesetzes nach einem Schema, das sonst nur bei Verhängung des Belagerungszustandes zur Anwendung zu gelangen pflegt, und so erscheint die Vorlage als das bisher bedeutsamste und untrüglichste Symptom des Niederganges der Culturkampfs-Aera.

Oktober 1875.

J. B.

XLIV.

Umschau in Frankreich.

Es wäre schwierig einen bestimmten Ausdruck zur Bezeichnung der jetzt, nach so ungewöhnlichen Zuckungen und Versuchen, in Frankreich zu Stande gekommenen Staatsordnung zu finden. Durch Beschluß der Nationalversammlung vom 25. Februar 1875 ist eine Verfassung eingeführt worden, die den Namen „Republik" an der Stirn trägt, von der aber die „wahren" Republikaner behaupten, sie sei monarchischer als die mancher monarchischen Staaten; die Bezeichnung „Republik" sei ein schamloser Betrug. Die entschiedensten unter den Monarchisten dagegen zeigen sich ebenfalls als entschlossene Gegner dieser Verfassung, eben weil dieselbe sich republikanisch nennt und weil sie, obwohl ihre Revision ausdrücklich vorgesehen, einen Zustand anzubahnen bestimmt scheint, durch den die Errichtung des rechtmäßigen Königsthrones für lange Zeit, wo nicht für immer, unmöglich gemacht werden könnte. Am ungeberdigsten zeigen sich jedoch die Bonapartisten, welche den nunmehr gesetzlich bestehenden Zustand nicht bloß bekämpfen, sondern in jeder Weise als nicht rechtsgültig behandeln. Ihre Blätter läugnen offen und mit strafwürdiger Keckheit die Rechtsbeständigkeit der Verfassung und selbst der Nationalversammlung. Sie stellen die höchst zweifelhafte Lehre auf, das Ergebniß der Volksabstimmung sei für allezeit bindend, ohne zu bedenken,

daß ihr Herr und Meister Napoleon III. durch die That das Gegentheil zugestanden, indem er seine Vollmachten von Zeit zu Zeit durch das Volk neu bestätigen ließ. Folglich hat dieses Volk auch das Recht, unmittelbar oder mittelbar, etwa durch eine von ihm mit allgemeinem Stimmrecht gewählte Nationalversammlung, seine früheren Beschlüsse abzuändern, also sich von der Familie Bonaparte loszusagen, was denn auch durch den bekannten Beschluß in Bordeaux geschehen ist.

Betrachten wir die Reihen derjenigen welche mit mehr oder weniger Liebe und Ueberzeugung der Revisions-Republik für jetzt ihre Unterstützung leihen, so gewahren wir hier eine ebenso große Manichfaltigkeit. Es sind ganz entgegengesetzte Parteien welche sich in befremdendster, fast unerklärlicher Weise zusammengefunden haben. Ursprünglich ging der erste Anstoß zur Erklärung der Republik von dem linken Centrum, oder vielmehr den conservativeren Mitgliedern dieser Fraktion aus. Das linke Centrum besteht aus Parteigängern der constitutionellen Monarchie, welche aus Ehrgeiz und unter dem Einflusse des ränkevollen alten Thiers sich zur Republik bekehrten. Zu ihnen gesellte sich die republikanische Linke, und selbst einige Mitglieder der äußersten Linken stimmten mit, also Rothe, welche auch schon offen Partei für die Commune ergriffen oder doch ihr Erscheinen zu entschuldigen gesucht haben. Das rechte Centrum, aus Anhängern der constitutionellen Monarchie, Orleanisten, bestehend, ward ebenfalls zu einer Hauptstütze der neuen Ordnung der Dinge; die meisten Minister gehen aus dieser Partei hervor. Schließlich, als die Verfassung schon angenommen war, erklärte ein nicht unbeträchtlicher Theil der Rechten, Orleans-freundliche Legitimisten, durch Herrn von Kerdrel: sie würden die nunmehr zu Recht bestehende Regierungsform insoweit unterstützen, als sie allen Maßnahmen zuzustimmen gedächten, welche geeignet seien, das wahre Wohl des Landes zu befördern.

drücklich das neue Deutschland als ein protestantisches R
reich erklärt, und offen die Gustav Adolfs-Fahne en
Der alte Gustav Adolf war freilich ein Söldling Frank
zu dessen Vortheil er Deutschland mit Feuer und S
verwüstete; der neue Gustav Adolf hat sich ebenso aus
lich als erbitterter Gegner Frankreichs gezeigt. In
deutschen Katholiken verfolgt der gebietende Liberali
nicht bloß die „Reichsfeinde", die Rebellen gegen die
testantische Reichsreligion, sondern auch die vermeintl
Bundesgenossen Frankreichs. Durch die neue Kirchenpolitik
man in Preußen offenbar den nationalen Gegensatz Deu
lands zu Frankreich und Oesterreich verschärfen, um s
neue Reich geeigneter zu Angriffskriegen gegen beide Na
zu machen. Dadurch ist aber beiden Ländern die Rich
angegeben, welche sie zu ihrer Vertheidigung und Selb
haltung einschlagen müssen, ja sie sind förmlich auf d
Bahn gedrängt. Wenn Oesterreich für jetzt noch eine an
Politik verfolgt, so ist dieß nur der „gebundenen Ma
route" und der politischen Kurzsichtigkeit seiner Beust
Giskra zu verdanken.

Hätte Frankreich nicht seit einem Jahrhundert ein
bittere Schule der Erfahrung durchgemacht, so würde es
genau in derselben Lage befinden wie Oesterreich, und
ganz so im Bismark'schen Fahrwasser schwimmen, wie
Preußen nach 1806 und von 1862 bis jetzt noch im
poleonischen Strome herumtummelt. Durch die Revolutio
besonders aber unter der Regierung Ludwig Philipps
der Gallikanismus, den die wiederhergestellten Bourbon
schärfster Form neu zu beleben suchten, überwunden wo
und Napoleon III. wurde zeitig genug weggefegt, Fran
erhielt Niederlagen genug, um vor dem Rückfall be
zu bleiben. Die Kirche hat sich inmitten der Stürme,
alle staatlichen Einrichtungen von Grund aus umgest
oder zerstörten, geläutert, gestärkt und geeint. Alle Fra

gesprochen war und der Fortbau der jetzigen Verfassung ermöglicht ward. Alle Anträge auf Auflösung hatte die Nationalversammlung mit Entschiedenheit abgewiesen und doch bis dahin nur ihre Unfähigkeit bewiesen eine bestimmte Staatsform zu schaffen. Inmitten dieser Wechselfälle, Zettelungen und Ränke des parlamentarischen Lebens und Kampfes hatte sich schließlich nur Ein Gefühl Geltung verschafft, dasjenige der politischen und socialen Erhaltung, und dieses Gefühl sagte Allen, daß etwas geschehen müsse um dem unfertigen und unhaltbaren Zustand der öffentlichen Angelegenheiten ein Ende zu machen und Bürgschaften für den Bestand des Staates und selbst der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu schaffen.

Man mag es nun Verlegenheit oder Nothwendigkeit oder gar Fatalität nennen, was die französischen Volksvertreter in ihren Schritten geleitet; immer wird der Unparteiische, der sich etwas über das gewöhnliche Getriebe zu erheben vermag, den tiefern Grund herauszufühlen wissen. Die Thatsache, daß die Stimmenmehrheit, mit welcher die Verfassung vom 25. Februar angenommen worden, so ziemlich derjenigen gleichkommt, welche auch in religiösen Fragen regelmäßig zusammenhält, ist hiebei ein bemerkenswerther Fingerzeig. Zwar sind beide Mehrheiten nicht ganz aus den gleichen Bestandtheilen zusammengesetzt, aber ein beträchtlicher gemeinsamer Kern ist vorhanden.

Die nationalliberale Presse Deutschlands hört nicht auf Frankreich als ein Land darzustellen, welches sich gänzlich in der Gewalt des „Ultramontanismus“ befindet, wo der „Klerikalismus seine tollsten Orgien feiere.“ Dieses Wuth- und Angstgeheul steht den deutschen Liberalen gar nicht übel an, aber sie übersehen dabei ganz, daß ihr Halbgott und Gebieter selbst nicht wenig dazu beigetragen hat der Kirche in Frankreich eine Stellung zu sichern, wie sie dieselbe hier seit Jahrhunderten nicht zu erlangen vermochte. Bismark hat aus-

drücklich das neue Deutschland als ein protestantisches Kaiserreich erklärt, und offen die Gustav Adolfs-Fahne entfaltet. Der alte Gustav Adolf war freilich ein Söldling Frankreichs, zu dessen Vortheil er Deutschland mit Feuer und Schwert verwüstete; der neue Gustav Adolf hat sich ebenso ausdrücklich als erbitterter Gegner Frankreichs gezeigt. In den deutschen Katholiken verfolgt der gebietende Liberalismus nicht bloß die „Reichsfeinde", die Rebellen gegen die protestantische Reichsreligion, sondern auch die vermeintlichen Bundesgenossen Frankreichs. Durch die neue Kirchenpolitik will man in Preußen offenbar den nationalen Gegensatz Deutschlands zu Frankreich und Oesterreich verschärfen, um so das neue Reich geeigneter zu Angriffskriegen gegen beide Länder zu machen. Dadurch ist aber beiden Ländern die Richtung angegeben, welche sie zu ihrer Vertheidigung und Selbsterhaltung einschlagen müssen, ja sie sind förmlich auf diese Bahn gedrängt. Wenn Oesterreich für jetzt noch eine andere Politik verfolgt, so ist dieß nur der „gebundenen Marschroute" und der politischen Kurzsichtigkeit seiner Beust und Giskra zu verdanken.

Hätte Frankreich nicht seit einem Jahrhundert eine so bittere Schule der Erfahrung durchgemacht, so würde es sich genau in derselben Lage befinden wie Oesterreich, und heute ganz so im Bismarck'schen Fahrwasser schwimmen, wie sich Preußen nach 1806 und von 1862 bis jetzt noch im napoleonischen Strome herumtummelt. Durch die Revolutionen, besonders aber unter der Regierung Ludwig Philipps, ist der Gallikanismus, den die wiederhergestellten Bourbonen in schärfster Form neu zu beleben suchten, überwunden worden, und Napoleon III. wurde zeitig genug weggefegt, Frankreich erhielt Niederlagen genug, um vor dem Rückfall bewahrt zu bleiben. Die Kirche hat sich inmitten der Stürme, welche alle staatlichen Einrichtungen von Grund aus umgestalteten oder zerstörten, geläutert, gestärkt und geeint. Alle Franzosen

fühlen es, selbst Thiers hatte es durch seine damals ebenfalls als klerikal verschrieene Politik öfters ausdrücklich anerkannt, daß inmitten der durch so viele Umwälzungen aufgehäuften Trümmer und der staatlichen und gesellschaftlichen Auflösung die Kirche die einzige unwandelbare Säule, die einzige moralische Macht geblieben sei, an welche sich die neue Ordnung anlehnen kann. Selbst das Heer, auf das man früher als einen unerschütterlichen Felsen baute, hat die lange gehegten Hoffnungen nicht erfüllt; es erlitt unerhörte Niederlagen und obwohl es im Ganzen und Großen sich immer noch als das Werkzeug der äußern Ordnung, als den Arm des Gesetzes betrachtet, so sind doch in letzter Zeit Anzeichen hervorgetreten, daß in den Köpfen mancher Generale und Admirale das Verlangen nach einer politischen Rolle Platz gegriffen hat. Nur die Kirche hat sich vom politischen Ehrgeiz freizuhalten gewußt und sich immer und überall der öffentlichen Sache mit Uneigennützigkeit gewidmet. Ganz ihrer hohen Aufgabe hingegeben und unablässig am geistigen, sittlichen und deßhalb auch materiellen Wohle der Nebenmenschen arbeitend, hat sie sich begnügt, den Schäden der Gesellschaft heilend entgegenzutreten und vor den Gefahren zu warnen, welche das gesammte Gemeinwesen bedrohen. In der Stunde der Gefahr, als alle menschlichen Hoffnungen sich als trügerisch erwiesen, und die Meisten sich nicht mehr zu helfen wußten oder das allgemeine Unglück als beste Gelegenheit zur Befriedigung ihrer unlautern Begierden und ihres Ehrgeizes auszubeuten suchten, blieb allein die Kirche ihrer Aufgabe getreu und sich selbst bewußt. Sie allein hoffte und handelte noch, als Alle schon verzweifelten, sie begann zuerst und mit unversehrtem Muthe das Werk der Aufrichtung. Die Kirche hat Allen Bewunderung abgenöthigt, daher auch ihre vortheilhafte Stellung zu sämmtlichen Parteien, und die Willfährigkeit welche ihr selbst Thiers, Grevy und sogar Jules Simon und Gambetta be-

läugnen konnten, so wie in der Thatsache daß das den... Gesetz unter der Mitwirkung ausgezeichneter Männer ... Parteien, die rothen Fanatiker natürlich ausgenommen, ... Stande gekommen ist.

Die Radikalen haben während der Ferienzeit einen ... zug gegen diejenigen ihrer Gesinnungsgenossen unternom... welche unter Führung Gambetta's eine Schwenkung ... Gunsten der jetzigen Republik gemacht, deren monar... Einrichtungen den „wahren" Republikanern als ein ... als ein Verrath an der heiligen Sache erscheint. Nicht ... mit Unrecht warf der Marquis de la Rochette dem ... Centrum vor, es habe früher die Herstellung des Th... dadurch vereitelt, daß es dem Könige die Grundsätze ... Farben der Revolution habe auferlegen wollen; ... dasselbe rechte Centrum jetzt die Republik mit den ... sätzen, Einrichtungen und Männern der Monarchie ... wolle. Das Zweikammersystem ist eine Verläugnung ... revolutionären Lehre von der Volkssouveränität; der ... künftige Senat, welcher von den Mitgliedern der ... und Bezirksräthe, im Verein mit Bevollmächtigten der ... meinderäthe, erwählt werden soll, findet natürlich keine ... vor den Augen der Rothen. Ebensowenig das dem ... sidenten der Republik eingeräumte Recht der Auflösung ... Deputirtenkammer und das dem Marschall Mac M... noch besonders zugestandene Vorrecht, daß bis zum ... seiner siebenjährigen Präsidentschaft nur auf seinen ... eine Abänderung (Revision) der Verfassung und Staat... eintreten kann. Erst 1880 können beide Kammern, ... lich der Neuwahl eines Präsidenten, gemeinschaftlich ... diese Abänderung berathen und beschließen.

Die Rothen wollen dagegen, daß das Volk unmit... über die Staatsform und Verfassung entscheide, den ... sidenten erwähle und überhaupt alle Machtbefugnisse ... ausübe. Im Grunde stimmen sie also mit den Bonapa...

fakultäten, alle Fächer müssen vertreten seyn. Die Schulen der Heilkunde müssen eine Klinik, ein Krankenhaus von 120 Betten zur Verfügung haben, überhaupt sollen die freien Fakultäten eine genügende Ausstattung mit allen entsprechenden Hülfsmitteln besitzen. Dadurch wird die Errichtung unvollkommener Anstalten verhindert und die Katholiken genöthigt ihre Anstrengungen auf die Gründung einer geringern Zahl von durchaus tüchtigen Hochschulen zu vereinigen. So haben die Erzbischöfe von Paris, Reims, Rouen, Sens und noch zwanzig Bischöfe sich zu der Gründung der freien Hochschule Paris vereinigt, deren Rechtsfakultät am 16. November eröffnet wird. Aehnliche Vereinigungen sind zur Errichtung der Hochschulen in Lille, Angers, Lyon und Toulouse hergestellt oder angebahnt. In Angers und Lyon sollen die Rechtsfakultäten schon mit dem 1. November ihre Thätigkeit beginnen. In ersterer Stadt hat der gelehrte Bischof Msgr. Freppel einen bedeutenden Gelehrten, den Domherrn Sauvé aus Laval, zum Rektor gewonnen. Auch sind schon einige Professoren aus Staatsanstalten zu den freien Hochschulen übergegangen und andere hiezu bereit.

Die Frage von der Verleihung der akademischen Grade, welche unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schien, ist ebenfalls in befriedigender Weise gelöst. Die Grade werden von einer zur Hälfte aus Professoren der Staats- und zur andern Hälfte aus solchen der freien Hochschulen bestehenden Prüfungscommission verliehen. Nur ein Mitglied über die Hälfte soll den Staatsanstalten angehören, die also eine einzige Stimme Uebergewicht besitzen werden. Die Unparteilichkeit dürfte dadurch in den Prüfungen schon gesichert seyn, denn ohne Zweifel gibt es unter den Mitgliedern des staatlichen Unterrichtswesens gar manche sehr tüchtige und wohlgesinnte Männer. Die größte Bürgschaft für die Lebensfähigkeit der freien Hochschulen besteht unbedingt in ihrer Nothwendigkeit, welche auch die Gegner nicht ganz ab-

läugnen konnten, so wie in der Thatsache daß das betreffende Gesetz unter der Mitwirkung ausgezeichneter Männer aller Parteien, die rothen Fanatiker natürlich ausgenommen, zu Stande gekommen ist.

Die Radikalen haben während der Ferienzeit einen Feldzug gegen diejenigen ihrer Gesinnungsgenossen unternommen, welche unter Führung Gambetta's eine Schwenkung zu Gunsten der jetzigen Republik gemacht, deren monarchische Einrichtungen den „wahren" Republikanern als ein Gräuel, als ein Verrath an der heiligen Sache erscheint. Nicht ganz mit Unrecht warf der Marquis de la Rochette dem rechten Centrum vor, es habe früher die Herstellung des Thrones dadurch vereitelt, daß es dem Könige die Grundsätze und Farben der Revolution habe auferlegen wollen; wogegen dasselbe rechte Centrum jetzt die Republik mit den Grundsätzen, Einrichtungen und Männern der Monarchie regieren wolle. Das Zweikammersystem ist eine Verläugnung der revolutionären Lehre von der Volkssouveränität; der zukünftige Senat, welcher von den Mitgliedern der General- und Bezirksräthe, im Verein mit Bevollmächtigten der Gemeinderäthe, erwählt werden soll, findet natürlich keine Gnade vor den Augen der Rothen. Ebensowenig das dem Präsidenten der Republik eingeräumte Recht der Auflösung der Deputirtenkammer und das dem Marschall Mac Mahon noch besonders zugestandene Vorrecht, daß bis zum Ablauf seiner siebenjährigen Präsidentschaft nur auf seinen Antrag eine Abänderung (Revision) der Verfassung und Staatsform eintreten kann. Erst 1880 können beide Kammern, gelegentlich der Neuwahl eines Präsidenten, gemeinschaftlich über diese Abänderung berathen und beschließen.

Die Rothen wollen dagegen, daß das Volk unmittelbar über die Staatsform und Verfassung entscheide, den Präsidenten erwähle und überhaupt alle Machtbefugnisse selbst ausübe. Im Grunde stimmen sie also mit den Bonapartisten

überein, welche sich von ihnen nur dadurch unterscheiden, daß sie die Volkssouveränität ohne Vorbehalt durch Abstimmung in die Hände eines Mitgliedes der Familie Bonaparte niedergelegt wissen wollen, das dann von Zeit zu Zeit dem Volke das Vergnügen gewähren würde schon vollbrachte Thatsachen mit seiner Abstimmung zu bekräftigen. Die Rothen wollen die Uebung der Volks-Souveränität für die Dauer einer Legislatur-Periode in die Nationalversammlung legen, welche auch allein das Recht über Krieg und Frieden üben soll. Beide Systeme unterscheiden sich nur durch die äußere Form. Deßhalb arbeiten Bonapartisten und Radikale mit ihren Wühlereien sich gegenseitig in die Hände. Beide arbeiten an dem Sturz der gegenwärtigen Ordnung, nur ist das Verhalten der Regierung gegen die zwei gleichgefährlichen Parteien nicht dasselbe. Es mag dieß zum Theil seinen Grund darin haben, daß der größere Theil des Beamtenstandes noch stark bonapartistisch gesinnt ist oder heimlich die Wiederkehr des Kaiserreiches wünscht, und deßhalb dessen Anhängern allen Vorschub leistet und die Schärfe des Gesetzes nur gegen die nächsten Nebenbuhler, die Radikalen, zu kehren sucht. Aber nach den Mißerfolgen welche mehrere Präfekten in dieser Richtung erzielt und durch welche auch das Ministerium ziemlich bloßgestellt ist, hätte man doch eine Aenderung der Taktik erwarten sollen.

In Lyon hat der stark bonapartistisch gefärbte Präfekt Ducros eine großartige Verschwörung der Rothen entdeckt; bei der Gerichtsverhandlung stellte sich aber heraus, daß er das Opfer eines Betrügers gewesen, der ihm etwas vorgegaukelt und sogar Schriftstücke erfunden, um seinen Diensteifer zu bethätigen. Aehnlich geht es mit der in Marseille entdeckten Verschwörung, deren Theilnehmer kaum zu einigen Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt werden können. Präfekt Ducros blieb nichtsdestoweniger noch geraume Zeit im Amte und die Regierung berief sich auf die Ereignisse in Lyon

Man stellt z. B. Gambetta, Thiers, Louis Blanc und ähn-derlei Helden in allen zweifelhaften Departementen an die Spitze der radikalen Liste, die dadurch sicher durchgeht. Die Conservativen, wozu in diesem Falle auch ein guter Theil des linken Centrums gehört, wollen dagegen die Einzelwahl, d. h. daß für jedes der 350 Mitglieder der künftigen zweiten Kammer ein eigener Wahlbezirk gebildet würde. Das Ministerium ist, obwohl das linke Centrum durch zwei seiner hervorragendsten Mitglieder (Dufaure und Leon Say) darin vertreten ist, auch für Einzel- oder Bezirkswahlen und wird sofort nach Beginn der Session in diesem Punkte die Cabinetsfrage stellen. Da die gesammte Rechte in dieser Frage bei der Regierung steht, gedenkt letztere durch Gewinnung einer größeren Anzahl von Mitgliedern des linken Centrums die hinreichende Stimmenzahl zu vereinigen, wodurch eine neue und bessere conservative Mehrheit gebildet würde. Dieser Plan findet im linken Centrum und bei den eigentlich constitutionellen Gruppen ziemlichen Beifall, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung des Ausschlusses der Bonapartisten. Hiedurch würde die neue Mehrheit einiger unter sich, und die Republik würde conservativer regiert, als das sogenannte monarchische Frankreich.

Sehr erfreulich sind die wirthschaftlichen und religiösen Verhältnisse des Landes. Die Ausfuhr französischer Erzeugnisse hat sich seit dem Kriege in ganz ungeahntem Maße gesteigert, so daß hierin das beste Jahr des Kaiserreichs noch weit übertroffen wird. Der auswärtige Handel Frankreichs betrug im Jahre 1874 nicht weniger als 9300 Millionen, oder 1000 Millionen mehr als während des glänzendsten Jahres früherer Zeiten. Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr betrug 780 Millionen, wodurch sich das schnelle Anwachsen des Capitals erklärt. Die zu ausgegebene 5prozentige Rente steht 105; sie wird höher steigen und dann eine Conversion herbeiführen.

Prinz" als Napoleon IV. die Regierung antreten könne. Die bonapartistischen Blätter läugnen nicht bloß die Rechtsbeständigkeit der Verfassung, sie sprechen der Nationalversammlung jedes Recht ab, ganz so wie die Radikalen; sie fordern ungenirt zur Auflehnung und zum Sturze der jetzigen Ordnung auf. Nichtsdestoweniger werden sie selten bestraft oder auch nur gerichtlich belangt. Es bedurfte ganz besonderer Anregung, um kürzlich das Ministerium zu dem Beschluß einer Verfolgung des „Pays" zu veranlassen. Und dabei hatte dieses Blatt unter den gröbsten Schmähungen der Nationalversammlung und der Verfassung das Heer aufgefordert, der jetzigen Ordnung der Dinge gewaltsam ein Ende zu machen. Freilich sind die bonapartistischen Blätter so klug die Kirche, die gesellschaftliche Ordnung, namentlich die Ehe und die allgemeine Sittlichkeit zu vertheidigen, während die Radikalen überall die Axt an die Wurzel legen.

Die nächste am 4. November beginnende Session wird allgemeiner Annahme zufolge die letzte der gegenwärtigen Nationalversammlung seyn. In derselben sollen die zur Vervollständigung der Verfassung erforderlichen grundlegenden Gesetze, namentlich das Wahlgesetz, hergestellt werden. Hinsichtlich des letzteren wird es zu einem heißen Kampfe kommen. Das Wahlgesetz, nach welchem die jetzige Versammlung gewählt worden ist, gewährt jedem Departement eine der Kopfzahl seiner Bevölkerung entsprechende Anzahl von Abgeordneten, für die in Einem Wahlgange nach einer Liste direkt gestimmt wird. Jedes Departement bildet daher einen einzigen Wahlkörper, so daß in Paris der Wahlbezirk über zwei Millionen Seelen zählt und auf Einem Zettel die Namen von weit über dreißig Deputirten gesetzt werden müssen. Das Listenverfahren ist daher den Radikalen sehr günstig, indem ihre Comités und Agenten nur die Losung auszugeben brauchen. Man stellt einen oder einige glänzende, vielgenannte Namen an die Spitze und diese drücken dann die ganze Liste durch.

die Kunden eingegangenen Verbindlichkeiten getreulich
zukommen, während deutsche Kaufleute und Fabrikanten
alle Kniffe aufbieten, um ihre Geschäftsfreunde zu
vortheilen. Wo eine Waare nur annähernd ebenso
von einem Franzosen geliefert werden kann, wird das
land stets ihm den Vorzug geben, weil er in Geschäfts-
sachen glatter verfährt und gewissenhaft ist.

Betreffs der Fortschritte des religiösen Lebens bedarf
eigentlich nur des Hinweises auf die Wuth, mit welcher
culturkämpferische Presse in- und außerhalb Deutschlands
hierüber äußert. Doch darf man den stets schwarz
schwarz gemalten Schildereien derselben nicht immer
Zuverlässigkeit beilegen; diese Leute übertreiben gern, um
wisse von ihnen verfolgte Zwecke zu erreichen. Besondere
Thatsachen sind auf diesem Gebiete nicht viele hervorzuheben.
Die Wallfahrten sind jetzt schon zu einer förmlich
bürgerten Gewohnheit, zu einer stehenden Einrichtung
worden. Gelegentlich des Jubiläums-Ablasses zeigten sich
zahlreiche Pilgerzüge in Paris, indem die Pfarreien ge-
schaftlich die vorgeschriebenen Kirchenbesuche ausführten.
meiner jetzigen Pfarrei, die freilich zu den besseren
betheiligten sich von 11,000 Seelen etwa 12 bis 15
den gemeinschaftlichen Kirchenbesuchen. Dies mag einen
stab für die Betheiligung abgeben. Obwohl keine
Prozession, so machte doch ein solcher Zug einen wohl-
den und erhebenden Eindruck auf die Theilnehmer,
einen sehr verschiedenen auf die Zuschauer. In
Vierteln wurden die Pilger, obwohl sie durchaus nicht
Abzeichen irgend einer Art sich bemerklich gemacht,
Straßenvolk belästigt, beschimpft und angegriffen,
ohne den polizeilichen Schutz es hätte schlimmer
können.

Gegenwärtig scheint nach und nach von jeder
ein Pilgerzug nach Rom veranstaltet zu werden. Eine

he von Diöcesen hat dieß schon gethan. Als ein Zeichen religiösen und sittlichen Zustandes darf es auch betrachtet den, daß für die Ueberschwemmten im Süden die ganz rhörte Summe von 25 Millionen durch freiwillige Bei- ze aufgebracht wurde, ungerechnet die beträchtlichen Gelder, che durch die Bischöfe und religiösen Vereine an ihre brüder geschickt wurden.

XLV.

David Friedrich Strauß.

Ein Lebens- und Literaturbild von Franz Hettinger.

(Freiburg, Herder 1875.)

Es ist bezeichnend, daß unser Zeitalter Schopenhauer's ssimismus und von Hartmann's Philosophie des Unbewußten eben mußte, die äußerste „Fortentwicklung" des regierenden ltgeistes. Eine frohere, dafür aber auch minder tiefe und isequente Weltansicht hat David Strauß in seiner letzten hrift: „Der alte und der neue Glaube" verlautbart. Es wohl nahe, auch vom katholischen Standpunkt aus den tensgang und die Entwicklung eines Mannes näher in's ge zu fassen, der dem Culturkampfe der Gegenwart um t vierzig Jahre voraneilte, und in Deutschland wenigstens e Parole zuerst öffentlich ausgab, welche bis dahin nur die ngeweihten sich zugeflüstert hatten.

die Kunden eingegangenen Verbindlichkeiten getreulich nachzukommen, während deutsche Kaufleute und Fabrikanten oft alle Kniffe aufbieten, um ihre Geschäftsfreunde zu übervortheilen. Wo eine Waare nur annähernd ebenso billig von einem Franzosen geliefert werden kann, wird das Ausland stets ihm den Vorzug geben, weil er in Geschäftssachen glatter verfährt und gewissenhaft ist.

Betreffs der Fortschritte des religiösen Lebens bedarf es eigentlich nur des Hinweises auf die Wuth, mit welcher die culturkämpferische Presse in- und außerhalb Deutschland sich hierüber äußert. Doch darf man den stets schwarz in schwarz gemalten Schildereien derselben nicht immer volle Zuverlässigkeit beilegen; diese Leute übertreiben gern, um gewisse von ihnen verfolgte Zwecke zu erreichen. Besondere Thatsachen sind auf diesem Gebiete nicht viele hervorzuheben. Die Wallfahrten sind jetzt schon zu einer förmlich eingebürgerten Gewohnheit, zu einer stehenden Einrichtung geworden. Gelegentlich des Jubiläums-Ablasses zeigten sich auch zahlreiche Pilgerzüge in Paris, indem die Pfarreien gemeinschaftlich die vorgeschriebenen Kirchenbesuche ausführten. In meiner jetzigen Pfarrei, die freilich zu den besseren gehört, betheiligten sich von 11,000 Seelen etwa 12 bis 1500 an den gemeinschaftlichen Kirchenbesuchen. Dies mag einen Maßstab für die Betheiligung abgeben. Obwohl keine wirkliche Prozession, so machte doch ein solcher Zug einen wohlthuenden und erhebenden Eindruck auf die Theilnehmer, freilich einen sehr verschiedenen auf die Zuschauer. In mehreren Vierteln wurden die Pilger, obwohl sie durchaus nicht durch Abzeichen irgend einer Art sich bemerklich gemacht, von dem Straßenvolk belästigt, beschimpft und angegriffen, so daß ohne den polizeilichen Schutz es hätte schlimmer werden können.

Gegenwärtig scheint nach und nach von jeder Diöcese ein Pilgerzug nach Rom veranstaltet zu werden. Eine ganze

Reihe von Diöcesen hat dieß schon gethan. Als ein Zeichen des religiösen und sittlichen Zustandes darf es auch betrachtet werden, daß für die Ueberschwemmten im Süden die ganz unerhörte Summe von 25 Millionen durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurde, ungerechnet die beträchtlichen Gelder, welche durch die Bischöfe und religiösen Vereine an ihre Mitbrüder geschickt wurden.

XLV.

David Friedrich Strauß.

Ein Lebens- und Literaturbild von Franz Hettinger.

(Freiburg, Herder 1875.)

Es ist bezeichnend, daß unser Zeitalter Schopenhauer's Pessimismus und von Hartmann's Philosophie des Unbewußten erleben mußte, die äußerste „Fortentwicklung" des regierenden Zeitgeistes. Eine frohere, dafür aber auch minder tiefe und consequente Weltansicht hat David Strauß in seiner letzten Schrift: „Der alte und der neue Glaube" verlautbart. Es lag wohl nahe, auch vom katholischen Standpunkt aus den Lebensgang und die Entwicklung eines Mannes näher in's Auge zu fassen, der dem Culturkampfe der Gegenwart um fast vierzig Jahre voraneilte, und in Deutschland wenigstens eine Parole zuerst öffentlich ausgab, welche bis dahin nur die Eingeweihten sich zugeflüstert hatten.

Ihre monarchischen Hoffnungen gaben sie deßhalb nicht auf, sondern sie betonen ausdrücklich, daß ihnen die Revision der Verfassung, welche für den Ablauf der siebenjährigen Präsidentschaft Mac Mahons vorgesehen ist, sehr am Herzen liege und ihnen allein erlaube, der bestehenden Regierungsform ihre Mitwirkung nicht zu versagen.

Außer diesen Parteien haben sich in letzter Zeit aus denselben heraus mehrere neue Gruppen (Partei Lavergne-Wallon, Partei De Clercy u. s. w.) gebildet, deren Zwecke und Grundsätze mehr vermittelnd sind; sie treten alle für die Republik des Tages ein. Es ist das Bezeichnende bei der jetzigen Entwicklung, daß alle Parteien mehr oder weniger von ihren ursprünglichen Zielen und Grundsätzen abgewichen oder doch in eine ganz veränderte Kampfesstellung eingetreten sind. Selbst die Parteien, welche äußerlich noch als ein geschlossenes Ganze erscheinen, sind innerlich so zersetzt, daß es nur eines äußeren Anlasses bedarf, sie ganz zu sprengen, und mit Sicherheit vorausgesehen werden kann, daß die Neuwahlen eine harte Probe für sie seyn werden.

Die Verfassung, der so verschiedene Parteien zustimmen können, muß ein ganz besonderes Werk seyn: das wird sich Jedermann sofort sagen. Gewiß; aber noch viel wichtiger sind die Beweggründe welche die Parteien bei ihren Abstimmungen leiteten. Jede Partei mag wohl ihre besonderen ehrgeizigen Absichten und Hoffnungen dabei gehabt haben oder auch noch haben; unläugbar gibt es aber dennoch etwas Gemeinsames, was bei ihren Entschlüssen mitgewirkt. Die Nationalversammlung war nun schon vier Jahre in Thätigkeit, ohne etwas Dauerndes und Grundlegendes zu Wege gebracht zu haben. Die Herstellung der Monarchie war ebenso gut mißlungen als die Einsetzung der Thiers'schen „conservativen Republik", und es war nur der Zufall von einer einzigen Stimme Uebergewicht, daß ein Antrag durchging, in welchem mittelbar die Erklärung der Republik aus-

gesprochen war und der Fortbau der jetzigen Verfassung ermöglicht ward. Alle Anträge auf Auflösung hatte die Nationalversammlung mit Entschiedenheit abgewiesen und doch bis dahin nur ihre Unfähigkeit bewiesen eine bestimmte Staatsform zu schaffen. Inmitten dieser Wechselfälle, Zettelungen und Ränke des parlamentarischen Lebens und Kampfes hatte sich schließlich nur Ein Gefühl Geltung verschafft, dasjenige der politischen und socialen Erhaltung, und dieses Gefühl sagte Allen, daß etwas geschehen müsse um dem unfertigen und unhaltbaren Zustand der öffentlichen Angelegenheiten ein Ende zu machen und Bürgschaften für den Bestand des Staates und selbst der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu schaffen.

Man mag es nun Verlegenheit oder Nothwendigkeit oder gar Fatalität nennen, was die französischen Volksvertreter in ihren Schritten geleitet; immer wird der Unparteiische, der sich etwas über das gewöhnliche Getriebe zu erheben vermag, den tiefern Grund herauszufühlen wissen. Die Thatsache, daß die Stimmenmehrheit, mit welcher die Verfassung vom 25. Februar angenommen worden, so ziemlich derjenigen gleichkommt, welche auch in religiösen Fragen regelmäßig zusammenhält, ist hiebei ein bemerkenswerther Fingerzeig. Zwar sind beide Mehrheiten nicht ganz aus den gleichen Bestandtheilen zusammengesetzt, aber ein beträchtlicher gemeinsamer Kern ist vorhanden.

Die nationalliberale Presse Deutschlands hört nicht auf Frankreich als ein Land darzustellen, welches sich gänzlich in der Gewalt des „Ultramontanismus" befindet, wo der „Klerikalismus seine tollsten Orgien feiere." Dieses Wuth- und Angstgeheul steht den deutschen Liberalen gar nicht übel an, aber sie übersehen dabei ganz, daß ihr Halbgott und Gebieter selbst nicht wenig dazu beigetragen hat der Kirche in Frankreich eine Stellung zu sichern, wie sie dieselbe hier seit Jahrhunderten nicht zu erlangen vermochte. Bismark hat aus-

drücklich das neue Deutschland als ein protestantisches Kaiserreich erklärt, und offen die Gustav Adolfs-Fahne entfaltet. Der alte Gustav Adolf war freilich ein Söldling Frankreichs, zu dessen Vortheil er Deutschland mit Feuer und Schwert verwüstete; der neue Gustav Adolf hat sich ebenso ausdrücklich als erbitterter Gegner Frankreichs gezeigt. In den deutschen Katholiken verfolgt der gebietende Liberalismus nicht bloß die „Reichsfeinde", die Rebellen gegen die protestantische Reichsreligion, sondern auch die vermeintlichen Bundesgenossen Frankreichs. Durch die neue Kirchenpolitik will man in Preußen offenbar den nationalen Gegensatz Deutschlands zu Frankreich und Oesterreich verschärfen, um so das neue Reich geeigneter zu Angriffskriegen gegen beide Länder zu machen. Dadurch ist aber beiden Ländern die Richtung angegeben, welche sie zu ihrer Vertheidigung und Selbsterhaltung einschlagen müssen, ja sie sind förmlich auf diese Bahn gedrängt. Wenn Oesterreich für jetzt noch eine andere Politik verfolgt, so ist dieß nur der „gebundenen Marschroute" und der politischen Kurzsichtigkeit seiner Beust und Giskra zu verdanken.

Hätte Frankreich nicht seit einem Jahrhundert eine so bittere Schule der Erfahrung durchgemacht, so würde es sich genau in derselben Lage befinden wie Oesterreich, und heute ganz so im Bismark'schen Fahrwasser schwimmen, wie sich Preußen nach 1806 und von 1862 bis jetzt noch im napoleonischen Strome herumtummelt. Durch die Revolutionen, besonders aber unter der Regierung Ludwig Philipps, ist der Gallikanismus, den die wiederhergestellten Bourbonen in schärfster Form neu zu beleben suchten, überwunden worden, und Napoleon III. wurde zeitig genug weggefegt, Frankreich erhielt Niederlagen genug, um vor dem Rückfall bewahrt zu bleiben. Die Kirche hat sich inmitten der Stürme, welche alle staatlichen Einrichtungen von Grund aus umgestalteten oder zerstörten, geläutert, gestärkt und geeint. Alle Franzosen

fühlen es, selbst Thiers hatte es durch seine damals ebenfalls als klerikal verschrieene Politik öfters ausdrücklich anerkannt, daß inmitten der durch so viele Umwälzungen aufgehäuften Trümmer und der staatlichen und gesellschaftlichen Auflösung die Kirche die einzige unwandelbare Säule, die einzige moralische Macht geblieben sei, an welche sich die neue Ordnung anlehnen kann. Selbst das Heer, auf das man früher als einen unerschütterlichen Felsen baute, hat die lange gehegten Hoffnungen nicht erfüllt; es erlitt unerhörte Niederlagen und obwohl es im Ganzen und Großen sich immer noch als das Werkzeug der äußern Ordnung, als den Arm des Gesetzes betrachtet, so sind doch in letzter Zeit Anzeichen hervorgetreten, daß in den Köpfen mancher Generale und Admirale das Verlangen nach einer politischen Rolle Platz gegriffen hat. Nur die Kirche hat sich vom politischen Ehrgeiz freizuhalten gewußt und sich immer und überall der öffentlichen Sache mit Uneigennützigkeit gewidmet. Ganz ihrer hohen Aufgabe hingegeben und unablässig am geistigen, sittlichen und deßhalb auch materiellen Wohle der Nebenmenschen arbeitend, hat sie sich begnügt, den Schäden der Gesellschaft heilend entgegenzutreten und vor den Gefahren zu warnen, welche das gesammte Gemeinwesen bedrohen. In der Stunde der Gefahr, als alle menschlichen Hoffnungen sich als trügerisch erwiesen, und die Meisten sich nicht mehr zu helfen wußten oder das allgemeine Unglück als beste Gelegenheit zur Befriedigung ihrer unlautern Begierden und ihres Ehrgeizes auszubeuten suchten, blieb allein die Kirche ihrer Aufgabe getreu und sich selbst bewußt. Sie allein hoffte und handelte noch, als Alle schon verzweifelten, sie begann zuerst und mit unversehrtem Muthe das Werk der Aufrichtung. Die Kirche hat Allen Bewunderung abgenöthigt, daher auch ihre vortheilhafte Stellung zu sämmtlichen Parteien, und die Willfährigkeit welche ihr selbst Thiers, Grevy und sogar Jules Simon und Gambetta be-

zeugten. Sogar letzterer hat als Diktator mehrmals seine Gesinnungsgenossen und untergeordneten Werkzeuge getadelt, wenn sie sich an kirchlichen Anstalten, Geistlichen und Ordensleuten vergriffen.

Schon vor 1870 wurde in diesen Blättern angedeutet, daß die Hochschulfreiheit die nächste Errungenschaft sei, um die es sich in Frankreich handeln werde, nachdem unter Ludwig Philipp die Freiheit der Volksschule und unter Napoleon III. jene der Mittelschulen errungen worden waren. Merkwürdig ist dabei noch, daß das Gesetz über die Hochschulfreiheit erst dann zur Berathung gelangen konnte, als infolge der die Republik bestätigenden Verfassung ein entsprechendes Ministerium an's Ruder gekommen war. Die Hochschulfreiheit ist das Wiegengeschenk der Republik, und mehrere hervorragende Republikaner, wie Laboulaye, Wallon, Lavergne, haben nicht das Wenigste zur Annahme des betreffenden Gesetzes beigetragen. Nur die Rothen blieben fast ausnahmslos und unter jeder Bedingung hartnäckige Feinde der neuen Freiheit, obwohl ihr einziger Grund nur in der Besorgniß bestand, die Kirche werde durch die Hochschulfreiheit, also ohne irgendwelchen Zwang und im natürlichen Verlaufe der Dinge, sehr bald die Herrschaft auf dem gesammten Gebiete des Unterrichtswesens erringen. Dieß genügte ihnen, um mit der ihnen eigenthümlichen Entstellungskunst dieß Freiheitsgesetz als ein Monopol, als eine unerhörte, allen Rechtsbegriffen widersprechende Begünstigung der Kirche darzustellen. Bei diesem Geschäft leisteten ihnen die nationaldeutschen Culturkämpfer die gewohnten Handlangerdienste unentgeltlich.

Die den freien Hochschulen auferlegten Bedingungen können nur dazu beitragen, diesen Anstalten auch in den Augen ihrer Gegner die Gleichstellung mit den Staats-Universitäten zu verschaffen. Die freien Fakultäten müssen eine ebenso große Anzahl Lehrstühle besitzen wie die Staats-

fakultäten, alle Fächer müssen vertreten seyn. Die Schulen der Heilkunde müssen eine Klinik, ein Krankenhaus von 120 Betten zur Verfügung haben, überhaupt sollen die freien Fakultäten eine genügende Ausstattung mit allen entsprechenden Hülfsmitteln besitzen. Dadurch wird die Errichtung unvollkommener Anstalten verhindert und die Katholiken genöthigt ihre Anstrengungen auf die Gründung einer geringern Zahl von durchaus tüchtigen Hochschulen zu vereinigen. So haben die Erzbischöfe von Paris, Reims, Rouen, Sens und noch zwanzig Bischöfe sich zu der Gründung der freien Hochschule Paris vereinigt, deren Rechtsfakultät am 16. November eröffnet wird. Aehnliche Vereinigungen sind zur Errichtung der Hochschulen in Lille, Angers, Lyon und Toulouse hergestellt oder angebahnt. In Angers und Lyon sollen die Rechtsfakultäten schon mit dem 1. November ihre Thätigkeit beginnen. In ersterer Stadt hat der gelehrte Bischof Msgr. Freppel einen bedeutenden Gelehrten, den Domherrn Sauvé aus Laval, zum Rektor gewonnen. Auch sind schon einige Professoren aus Staatsanstalten zu den freien Hochschulen übergegangen und andere hiezu bereit.

Die Frage von der Verleihung der akademischen Grade, welche unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schien, ist ebenfalls in befriedigender Weise gelöst. Die Grade werden von einer zur Hälfte aus Professoren der Staats- und zur andern Hälfte aus solchen der freien Hochschulen bestehenden Prüfungscommission verliehen. Nur ein Mitglied über die Hälfte soll den Staatsanstalten angehören, die also eine einzige Stimme Uebergewicht besitzen werden. Die Unparteilichkeit dürfte dadurch in den Prüfungen schon gesichert seyn, denn ohne Zweifel gibt es unter den Mitgliedern des staatlichen Unterrichtswesens gar manche sehr tüchtige und wohlgesinnte Männer. Die größte Bürgschaft für die Lebensfähigkeit der freien Hochschulen besteht unbedingt in ihrer Nothwendigkeit, welche auch die Gegner nicht ganz ab-

läugnen konnten, so wie in der Thatsache daß das betreffende Gesetz unter der Mitwirkung ausgezeichneter Männer aller Parteien, die rothen Fanatiker natürlich ausgenommen, zu Stande gekommen ist.

Die Radikalen haben während der Ferienzeit einen Feldzug gegen diejenigen ihrer Gesinnungsgenossen unternommen, welche unter Führung Gambetta's eine Schwenkung zu Gunsten der jetzigen Republik gemacht, deren monarchische Einrichtungen den „wahren" Republikanern als ein Gräuel, als ein Verrath an der heiligen Sache erscheint. Nicht ganz mit Unrecht warf der Marquis de la Rochette dem rechten Centrum vor, es habe früher die Herstellung des Thrones dadurch vereitelt, daß es dem Könige die Grundsätze und Farben der Revolution habe auferlegen wollen; wogegen dasselbe rechte Centrum jetzt die Republik mit den Grundsätzen, Einrichtungen und Männern der Monarchie regieren wolle. Das Zweikammersystem ist eine Verläugnung der revolutionären Lehre von der Volkssouveränität; der zukünftige Senat, welcher von den Mitgliedern der General- und Bezirksräthe, im Verein mit Bevollmächtigten der Gemeinderäthe, erwählt werden soll, findet natürlich keine Gnade vor den Augen der Rothen. Ebensowenig das dem Präsidenten der Republik eingeräumte Recht der Auflösung der Deputirtenkammer und das dem Marschall Mac Mahon noch besonders zugestandene Vorrecht, daß bis zum Ablauf seiner siebenjährigen Präsidentschaft nur auf seinen Antrag eine Abänderung (Revision) der Verfassung und Staatsform eintreten kann. Erst 1880 können beide Kammern, gelegentlich der Neuwahl eines Präsidenten, gemeinschaftlich über diese Abänderung berathen und beschließen.

Die Rothen wollen dagegen, daß das Volk unmittelbar über die Staatsform und Verfassung entscheide, den Präsidenten erwähle und überhaupt alle Machtbefugnisse selbst ausübe. Im Grunde stimmen sie also mit den Bonapartisten

überein, welche sich von ihnen nur dadurch unterscheiden, daß sie die Volkssouveränität ohne Vorbehalt durch Abstimmung in die Hände eines Mitgliedes der Familie Bonaparte niedergelegt wissen wollen, das dann von Zeit zu Zeit dem Volke das Vergnügen gewähren würde schon vollbrachte Thatsachen mit seiner Abstimmung zu bekräftigen. Die Rothen wollen die Uebung der Volks-Souveränität für die Dauer einer Legislatur-Periode in die Nationalversammlung legen, welche auch allein das Recht über Krieg und Frieden üben soll. Beide Systeme unterscheiden sich nur durch die äußere Form. Deßhalb arbeiten Bonapartisten und Radikale mit ihren Wühlereien sich gegenseitig in die Hände. Beide arbeiten an dem Sturz der gegenwärtigen Ordnung, nur ist das Verhalten der Regierung gegen die zwei gleichgefährlichen Parteien nicht dasselbe. Es mag dieß zum Theil seinen Grund darin haben, daß der größere Theil des Beamtenstandes noch stark bonapartistisch gesinnt ist oder heimlich die Wiederkehr des Kaiserreiches wünscht, und deßhalb dessen Anhängern allen Vorschub leistet und die Schärfe des Gesetzes nur gegen die nächsten Nebenbuhler, die Radikalen, zu kehren sucht. Aber nach den Mißerfolgen welche mehrere Präfekten in dieser Richtung erzielt und durch welche auch das Ministerium ziemlich bloßgestellt ist, hätte man doch eine Aenderung der Taktik erwarten sollen.

In Lyon hat der stark bonapartistisch gefärbte Präfekt Ducros eine großartige Verschwörung der Rothen entdeckt; bei der Gerichtsverhandlung stellte sich aber heraus, daß er das Opfer eines Betrügers gewesen, der ihm etwas vorgegaukelt und sogar Schriftstücke erfunden, um seinen Diensteifer zu bethätigen. Aehnlich geht es mit der in Marseille entdeckten Verschwörung, deren Theilnehmer kaum zu einigen Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt werden können. Präfekt Ducros blieb nichtsdestoweniger noch geraume Zeit im Amte und die Regierung berief sich auf die Ereignisse in Lyon

höhere Autorität entfremdete. Ob er sittenrein gewesen, wage ich nicht zu beurtheilen; jedenfalls sprach er mit seltsamer Nachsicht, wo nicht billigend über einen Fall sog. „Gewissensehe“ an einem anderen Priester[1]). Er zog viele mit der Dürftigkeit und Verkümmerung des damaligen religiösen Lebens unzufriedene Seelen an sich, darunter meinen Freund Pf., der denn auch mir schon früher von diesen innigsten Angelegenheiten seines Herzens oft gesprochen hatte, nicht ohne daß ich gar manchesmal opponirte. Ich fühlte damals keinen Zwiespalt zwischen mir und meiner Kirche. So war ich noch mit ungetheilt katholischem Herzen nach Berlin gegangen, hatte dort, wie erwähnt, die Biographie und einen Theil der mystischen Schriften Taulers gelesen; das in die Tiefe Gehen, der dringende Anspruch auf Vereinigung des Innersten mit Gott, wie er darin niedergelegt ist, entsprach meinem Gemüth gar sehr und ich freute mich, diesen herrlichen Geist den Größen meiner Kirche beizählen zu dürfen. Als mich aber auf der Heimkehr ein Ausflug von Landshut aus nach dem Schlosse von Freund G. geführt, empfing ich daselbst den angedeuteten mächtigen und unerwarteten Umschwung.

Der bekannte Pfarrer Boos, der in Schwaben wegen separatistischer Gesinnungen und Lehren viele Anfechtungen erfahren hatte, war einem Ruf nach der Pfarrei Gallneukirchen bei Linz in Oberösterreich gefolgt, wo er auf eine ungehemmtere Wirksamkeit hoffte. Seine weiteren Schicksale sind bekannt, wie er, wegen seiner Lehre in Untersuchung gezogen, entfernt wurde, dann eine Pfarrei am Niederrhein erhielt und dort verstarb, ohne aus der Kirche getreten zu seyn. Was mich hier beschäftigt, ist der Moment, wo er,

1) Merkwürdigerweise ermahnte gerade dieser sozusagen beweibte Priester seine Genossen, doch ja in der Kirche zu bleiben — ein Zeichen, wie verwirrt die Geister damals waren.

die Geister mächtig erregend, Besucher von fern und nah nach Gallneukirchen zog, darunter meinen Freund K. v. G., welcher völlig umgewandelt nach seinem Schlosse zurückkehrte. Es hatte derselbe meines Wissens zwar immer bei zarter Gemüthsanlage ein ordentliches, rechtschaffenes und sittenreines Leben geführt, jedoch ohne höheren religiösen Schwung. Nun aber war ihm die innere Bekehrung gewaltige Lebensangelegenheit geworden. In einem neuen Geiste gelang es ihm, auf seine Untergebenen zündend zu wirken und seinen ganzen Hausstand — er war noch unvermählt — in diese erneute Gesinnung mit hineinzuziehen. Nach Boos'schem Muster ward die Hausordnung umgestaltet, und gewiß war gegen das was hier vor die Augen trat, an und für sich nichts einzuwenden, vielmehr wäre es schwierig gewesen, sich dem ergreifenden Eindruck zu entziehen. Als er mich umhergeleitete, schien ich mir in eine bis dahin unbekannte Lebensluft versetzt; Alles im Haus war Zucht, Sittigkeit, Milde, Stille und dennoch Heiterkeit — ohne Merkmal, wie mir däuchte, von irgendwie scheinheiligem Wesen. Es war, als hätte Jeder nur Einen Zweck und diesen ganz unmittelbar vor Augen: die innere Heiligung, das völlige Eintauchen des eigenen Geistes in den Geist Christi. In diesem Sinne hielt der Gebieter ihnen täglich religiöse Vorträge und wie hätte es mich nicht tief ergreifen sollen, Menschen, die nach eigenem Geständnisse bis vor Kurzem fast gedankenlos bezüglich der Ewigkeit dahin gelebt hatten, wie in einem Pfingststurme völlig umgewandelt zu sehen?

Getränkt von diesen Eindrücken kam ich nach München und ließ es mir hochangelegen seyn, vor meinem Abgang in's Feld mit Menschen und Schriften jener Gesinnung mich bekannt zu machen. Hier ward mir unvermerkt neben wirklich Vortrefflichem schon einiges Gift mit eingeflößt. Zwar meinte ich den Glauben an die Autorität meiner Kirche in mir noch unerschüttert zu fühlen, nur Mißbräuche sollten ja abgestellt werden, aber zu diesen Mißbräuchen ward Vieles

gerechnet, was ich bald als untrennbar von der Kirche
kannte, wobei ich, beeinflußt von den Separatisten, mit der
Zeit geneigter wurde, von ihr, der sichtbaren Kirche, ge
zu denken, als mir einzugestehen, daß die betreffenden
nicht wirklich Mißbräuche, sondern wesentliche und
Bestandtheile des Christenthums seien. Es fehlte
dem bischoflosen Bayern vielfach das nöthige Gegengift,
des wirklichen Aergernisses an Priestern und Laien
immerhin genug.

Dabei übersah ich, daß wenn das Himmelreich
auf der Freiheit des menschlichen Willens
auch Aergernisse unausbleiblich sind; daß wenn es
Aposteln nicht gelungen, das Aergerniß fernzuhalten,
Fernhaltung auch von der späteren Kirche nicht
werden könne und sicherlich auch einem Goßner und
nicht gelingen werde; daß die Kirche eine Anstalt
Heiligung sei, nicht aber eine Anstalt von
Heiligen seyn könne; daß endlich, wenn gleich man
mit Recht über zu milde Disciplin zu klagen habe,
doch das geringere Uebel sei gegen eine zu ausschließ
Strenge, bei der die Ausgeschlossenen meist rettungslos
Grunde gehen würden, während die im Schafstall Verblie
Gefahr liefen, einem unerträglich selbstbewußten Dünkel
Heiligkeit zu verfallen. Nicht ohne höchste Kenntniß
menschlichen Herzens hat die Kirche den ausdrücklichen
schluß immer nur für seltene und dringende Fälle vorbeh
und in diesem Sinn im Concil von Trient die Bischöfe
mahnt, nicht Schlächter, sondern Hirten zu seyn. (Und
verargt man es ihr, wenn sie einmal den Fall zur
übung ihres Exkommunikationsrechtes für wirklich ge
erachtet!)

Vorderhand also machte ich diese Erwägungen nicht
ließ mich zu einer geringschätzig meisternden Stimmung
die Vorsteher der Kirche, allmählig auch gegen die kath
Lehre von der persönlichen Mitwirkung zur Seligkeit und

der wesenhaften Nothwendigkeit der Sakramente sowie gegen die hohe Bedeutung des Primats für Erhaltung des Christenthumes hinreißen. An nicht wenigen Stellen meiner Briefe aus dem Feldzug finde ich nicht nur entschiedene separatistische Irrthümer, sondern auch einen mir jetzt widerlichen pietistischen Beigeschmack, womit ich freilich nicht jede Aeußerung des religiösen Ernstes darin bezeichnet haben will; jener Beigeschmack stimmt einigermaßen meine bis dahin ergebene Sprache gegen die Mutter zu einem gewissen belehrenden Predigertone um und beeinflußt zugleich meine Urtheile über die allerdings vielfach trüben religiösen Zustände von Frankreich.

Bei den letzteren stund aber meine separatistisch gefärbte religiöse Anschauung in Wechselwirkung mit meinen theils berechtigten, theils durch die Verhältnisse überspannten Nationalgefühlen. Die lange maßlose Bedrückung durch die Franzosen, ihre unsägliche Selbstgefälligkeit und Geringschätzung der Deutschen, ihre oft hervortretende Glaubenslosigkeit, Frivolität und Sittenzerrüttung hatten jene gewaltige Reaktion in vielen deutschen Gemüthern hervorgerufen, wodurch die Befreiungskriege eingeleitet und ermöglicht wurden. Es ist nun begreiflich, daß bei dieser Reaktion wir nicht Alle sogleich und in allen Dingen das rechte Maß zu finden vermochten. Schon seit geraumer Zeit hatten unsere Forscher wie Schlegel, Görres u. s. w. uns bekannt gemacht mit der Herrlichkeit mittelalterlich deutscher Geschichte und Kunst; hochbeglückend war es uns, den so lang Gedemüthigten, in vielen Dingen uns des Vorzugs rühmen zu dürfen vor unseren übermüthigen Gegnern, und als endlich auch der Sieg zu unseren Fahnen zurückkehrte und wir, nach Frankreich vordringend, im Lande selbst viel Tadelnswerthes und Verwerfliches fanden, da gingen wir wohl oft, das sonst von uns selber bitter gerügte Uebel im eigenen Vaterland auf einmal vergessend, im scharfen Urtheil gegen die Fremde zu weit und schätzten zu oft ausschließlich nach der Oberfläche auch den Kern. Manches, was

ich damals in die Heimath berichtet habe, möchte ich heute nicht mehr unbedingt unterschreiben. Ich hab' es schon in einem früheren Capitel gesagt und wiederhole hier mit Bewußtseyn: Jedenfalls unterschied sich die damalige deutsche Selbstüberschätzung von der heute üblichen durch den Umstand, daß sie wirklich des guten Willens war, sittlichen Ernst zum Maßstab des Urtheils zu machen, und auch — mit wenigen, besonders im Norden auftretenden Ausnahmen — den Nationalhaß nicht zur Tugend stempelte, während die heutige den sittlichen Ernst nur heuchelt und die christliche Verbrüderung der Völker geradezu aufzuheben strebt.

Aus meinen Briefen gebe ich Bruchstücke, die ich nur soweit stylistisch ändere, als nöthig ist, um unnöthige Wiederholungen zu meiden, Nebenumstände zu verdeutlichen ꝛc. Dagegen verdecke ich nichts am Geist meiner damaligen Anschauung[1]).

In den letzten Tagen des Juni brach ich mit einem Transport von Feldarzneien auf. Unser Weg ging durch Schwaben nach der Rheinpfalz. Noch in Bayern erhielt ich ein paarmal Quartier in Pfarrhöfen, wo meine neuen religiösen Eindrücke schnell zur Sprache kamen; die Pfarrer und Kapläne schienen zu schwanken zwischen der Ueberzeugung, daß Erneuerung des geistlichen Lebens bei uns vielfach noththue, und dem Bedenken vor der überschäumenden Art, in welcher dieselbe in Angriff genommen wurde. Einer der Pfarrer umarmte mich heftig; ein Kaplan meinte, Stolberg's Werk bestärke die Leute im Glauben an die Nothwendigkeit von Dingen, die nicht wirklich nothwendig seien. Damals bildete ich mir ein, der Kaplan könnte Recht haben. „Ich glaube", schrieb ich nach München, „diesen dürfe man auch die bekannten Büchlein schicken" — nämlich Schriften,

1) Aus der Erinnerung Eingeschobenes wird hier durch den Unterschied des Druckes kenntlich gemacht.

die von den Separatisten eifrig verbreitet wurden, zum Theil waren es gut katholische, die man in einseitiger Weise deutete und betonte.

Bei Friedberg gerieth im Abwärtsfahren unsere Kutsche unter der Leitung eines 14jährigen Jungen in's Rollen; mit knapper Noth konnte auf unseren Warnungsruf ein anderes Gefährt uns ausweichen, und hätten die Pferde nicht mehr Verstand gehabt als unser Kutscher, so wären wir seitwärts abgestürzt, aber sie rissen den schon gleitenden Wagen in die Höhe. Unterdessen kümmerte den Jungen nicht unsere Gefahr, sondern sein vom raschen Luftzug entführter Hut, der den Kopf mit entführt zu haben schien; denn er drehte sich nur immer nach dem Verlorenen um mit dem Ruf: „He Hansel, heb mir den Hut auf, heb mir den Hut auf, Hansel!"

In Harburg wohnte ich bei einem Juden. Es hieß, er besitze zweimalhunderttausend Gulden. Da eben Sabbat war, wurde ich nicht zum besten bedient. Als ich für mein haarsträubend ekelhaftes Bett dreimal mein Verlangen nach frischem Ueberzug aussprach, versuchte die Judenfrau mit mir zu handeln, ob nicht das Wechseln Eines Leintuches genüge.

Sonst erhielt ich immer gutes Quartier und da wir auch königliche Pferde mithatten, die geschont werden sollten, kehrten wir häufig ein. Ich schrieb:

Einige Leute, besonders Frauenspersonen, äußerten schon öfter ihr Mitleiden, daß man halt doch beim Militär viel auszustehen hätte. Ich sagte: Ja, ich kann es kaum mehr ertragen: täglich sechs Stunden im gestreckten Trapp in der Kutsche fahren, durch die schönsten Länder reisen, überall am Nachmittag die Merkwürdigkeiten der Orte und Gegenden besehen, Mittags vier, fünf Speisen essen, Wein trinken, in reinlichen Betten schlafen, sich um nichts bekümmern, für alles den Bedienten sorgen lassen, endlich nirgends etwas bezahlen, sondern den Monatsgehalt rein in die Tasche stecken: das ist ein trauriges verzweifeltes Leben; man kann leicht dabei in

die Hölle fahren; es ist mir auch sehr begreiflich, wie
Menschen dabei den Himmel ganz vergessen.

Breit und majestätisch floß der eben hochangeschwoll
Rhein bei Germersheim und ward von mir freudig begr
dann ging's weiter nach Nancy, das mir von Fran
als die schönste Stadt in Frankreich war bezeichnet wor
Hier hielten wir Rasttag und ich hatte Quartier bei ei
angesehenen Mann. Viele deutsche Militärärzte glaub
den Franzosen ihre Stellung in der Armee nicht besser
kürzer angeben zu können, als mit dem Titel Officier
santé, und ahnten nicht, daß sie damit sich den unterg
neten Rang etwa eines Feldscheers beilegten. Für
einen Officier de santé hielt mich denn ohne weiteres
Quartiergeber und wollte mir einen Kameraden in's
legen, wogegen ich protestirte. Als er dann auf mein
suchen mich zu einem Arzte geführt und ich mit dem G
mich auf lateinisch verständigte, da wuchs dem guten M
der Respekt gewaltig, bis ihm vollends offenbar wur
sei Docteur en médecine. „Ah, c'est autre chose!“
und behandelte mich nun sehr achtungsvoll.

In Troyes entzückte mich die Domkirche „im deu
Styl“ — so glaubte man damals die Gothik nenn
dürfen — „die fast der Stephanskirche in Wien gleichk
Auch die Bourgogne berührten wir.

Da die Städte fast allenthalben schon mit ru
oder österreichischen Truppen überfüllt waren, so mußte
nach unserm Rheinübergang eilfmal in Dörfern übern
bis ich an den Ort meiner Bestimmung kam. Dab
mir die städtische Tracht der Bauern, die salonmäßige
richtung der Bauernstuben auf, dennoch schien mir der
stand weit geringer als bei den Unsern; weniger Ge
weniger Schlachtvieh und selbst die vielen Pferde nic
ein Zeichen des Reichthums, sondern nothwendiges
weil Forderung des Bodens, der als feuersteinhaltig
ordentlich schwer zu bearbeiten ist. (Hier zwar spannt

deren nur 2, 3 vor den Pflug, in Lothringen 6—8). Die Bourgogne aber pries ich als ein schönes gesegnetes Land, wo die Leute nicht so verarmt waren wie wenigstens damals in der Champagne; es gab gut zu essen und guten Wein zu trinken, während wir in letzterer Provinz nur herben, jungen und sauren bekamen.

In der äußeren Bildung der Stände fand ich keinen so so großen Unterschied als in Deutschland; viele Bauernweiber so gewandt, so beredt, so artig und fein als bei uns damals nicht etwa die Bürgersfrauen, sondern Damen aus höheren Ständen; die Leute überhaupt complimentös und zugleich viel gewandter in Behandlung der Lebensverhältnisse, viel rascher, sich in Neueintretendes zu schicken und es zum eigenen Vortheil zu benützen; die bekannte Bauernpfiffigkeit schier noch größer als bei uns. Dem Empfangsgruß „Salut" oder „Soyez le bienvenu", folgte gewöhnlich Bewirthung mit Wein und Anstoßen auf die Gesundheit. Einer sagte zu seinem zehnjährigen Töchterchen: „Eh bien, mon enfant, faites vos compliments à ce Monsieur, il faut l'aimer, puisqu'il est notre *ami* et qu'il est venu nous *donner la paix*." Also wir ihre Alliirten — wie schlau!

Wegen dieser Pfiffigkeit durfte man auch nicht all' ihren Klagen über das Kriegselend trauen. Einmal war ich in einem Dorf der Champagne bei Leuten einquartiert, die gar jämmerlich thaten, als sei ihnen von den durchgezogenen Truppen der letzte Bissen vom Munde weggezehrt worden. Ich machte daher wenig Ansprüche und wurde demgemäß schlecht gefüttert. Nun hatte ich einen gewandten Gesellen zum Diener, einen ehemaligen Gerichtsdieners-Gehilfen, der mir öfter sagte: „Sie sind zu gutmüthig, Herr Doktor, glauben Sie doch den Leuten nicht alles auf's Wort!" So rief er auch hier mich heimlich ab und führte mich um's Eck des Hauses zu einem sorgfältig verstopften Kellerloch, räumte Stroh und Lumpen weg, und nun gickerte und gackerte, fluderte und flatterte es drinnen von versteckt gehaltenem

Geflügel. Dießmal wurde ich auch ärgerlich und lieferte an's Schlachtmesser, was noth that.

Trotzdem ist es richtig, daß die, wie mir schien, von Natur schon arme und unfruchtbare Champagne durch Plünderungen und Durchzüge noch mehr verarmte. Wie gewöhnlich, so stürzten auch hier die Leute sich durch unbesonnene Furcht in noch größeren Schaden. Mehr als einmal trafen wir verlassene Dörfer an; da wir einst in der Nähe eines Orts von einem Hügel herabmarschirten, sahen wir an einem jenseitigen die Bevölkerung mit allem Vieh davonziehen — ein wahrhaft verzweifelter Anblick für ausgehungerte todmüde Leute. Es mußten einige der Flüchtlinge aufgegriffen werden, damit sie den Uebrigen erklärten, daß ihre Häuser der Verwüstung preisgegeben würden, falls sie nicht zurückkämen. Ein Theil kehrte dann um. Wenn nun gar kein Speisevorrath in den Häusern, das Vieh aber bei den Besitzern in den Wäldern war und nicht gutwillig herausgegeben wurde, so blieb nichts übrig, als Soldaten nachzuschicken um Schlachtvieh und Vorspannpferde. Da wurde es denn 8—9 Uhr Abends, bis Mittag- und Nachtmahl in Einem konnte genommen werden. Die Verweigerung des Unentbehrlichen machte die Soldaten schwierig, Hunger und Durst u. s. w. gaben Anlaß zu Diebstahl, Einbruch und häufigen Prügeleien. In Feindesland glaubt der Soldat allzu gern mehr fordern zu dürfen, da der erschöpfte Einwohner doch nicht das Gewöhnliche zu leisten im Stande ist. Ich tröstete die Leute der Gegend also: „Ihr leidet sehr; aber doch sind euere Städte und Dörfer, wenige ausgenommen, nicht abgebrannt, wie in Deutschland; euere Ernte ist nicht zerstört wie in Sachsen; ihr habt den Feind noch kein Jahr lang bei euch; wir hatten euere Soldaten so viele Jahre hindurch“ u. s. w. Nun wunderten sie sich, wie Deutschland die Kriege habe so lang aushalten können, das müsse ein reiches, reiches Land seyn, sie könnten es kein Jahr ertragen, ohne ruinirt zu werden. Das war über-

trieben, aber der Weinbau trägt freilich weniger ein als der des Getreides.

Im obenerwähnten Dorf war ich im völlig verlassenen Pfarrhof einquartirt. Hier fand ich in einer großen Bibliothek sehr anziehende Sachen. Besonders hätte mich eine wunderschöne Duodezausgabe des neuen Testaments verlockt sie mitzunehmen, und da verkündigt worden war, in den verlassenen Quartieren werde man plündern, so hätte ich nicht einmal einen Raub begangen. Gleichwie aber jene Drohung amtlich nicht ausgeführt worden, so wollte auch ich meinem Gelüsten nicht nachgeben.

Moussirender Wein kam in der ganzen Champagne nicht über meine Lippen. In einem Quartier, wo der Hausherr mich und einen anderen Militärarzt für Russen hielt, führte er uns in den Keller, wo man bis zum Knöchel im ausgelaufenen Weine waten konnte; darin lagen noch Scherben, Flaschenkrägen u. s. w. Es seien Mrs. les Bavarois, die so gehaust hätten; das seien überhaupt schreckliche Menschen; dagegen Mrs. les Russes, die müsse er loben! Ob er den Stiel etwa umgedreht hätte, wenn er uns als Bayern erkannt? Als wir Abschied nahmen, fragten wir, ob er mit uns zufrieden sei. „Ueber die Maßen! Ja, wenn alle Einquartierung so wäre!“ „Nun, wir sind Bayern; denken Sie also nicht Uebles von allen Bayern!“ Bevor er von seiner Bestürzung sich erholt hatte, waren wir fort.

Uebrigens wenn hier die Bayern gerechten Tadel ernteten, so vernahm ich an anderen Stellen auch lebhaftes Lob derselben als der ordentlichsten unter den deutschen Bundestruppen, und zwar als ich, nach Abgang der Alliirten, ohne Uniform das Land durchreiste, mir also Niemand konnte zu Gehör reden wollen. Ja es hieß, sie seien gar nicht die Urheber der geschehenen, ihnen zur Last gelegten Verwüstungen gewesen, sondern die Württemberger. Am meisten ward Klage geführt über die Preußen, nicht bloß über Forderungen der Regierung, sondern über Ausschweifungen und übertriebene

Anmaßungen der Einzelnen, besonders der Unteroffiziere. Ja, drei altpreußische Offiziere versicherten mich, die preußischen Truppen hätten in Frankreich ärger gehaust als die Franzosen in Preußen. Diejenigen aber, die sich dieser Ungesetzlichkeiten schuldig gemacht, hieß es dann wieder, seien nicht Alt- sondern Neupreußen gewesen. (Im Jahre 1866 waren es umgekehrt die Altpreußen und etliche verpreußte sächsische Kleinstaatler, die sich bei uns in Bayern am unangenehmsten gemacht haben sollen, während die in Böhmen länger stationirten Westfalen gutes Zeugniß empfingen.) Das meiste Lob hörte ich unter sämmtlichen Alliirten in Frankreich den Russen ertheilen. Man sieht, wie schwer es ist, sich ein richtiges Gesammturtheil zu bilden. Selbst wenn man absieht von allen schiefen und unwahren Berichten, so bleibt das was der Einzelne erfährt, doch eine nur zufällige Mosaik von Bruchstücken der Wahrheit. Aber soviel vernahm ich Günstiges über das Betragen meiner näheren Landsleute, daß ich im unvollendeten Stück eines Briefes nach Berlin geschrieben finde:

Ich habe mich ... bei Eingebornen, Offizieren und Aerzten erkundigt. Sie wissen, daß einige Tage vor meiner Abreise von Berlin ein Major oder Oberst an der Liedertafel voll Salbung erzählte, wie daß die Bayern in Frankreich „unermüdet im Rauben und Stehlen" gewesen seien, — „unermüdet, unermüdet", wiederholte der salbungsvolle Mann. Es ist falsch! Säß' ich an der Liedertafel ihm gegenüber, so würde ich nicht schweigen, wie ich damal that, weil ich ihn nicht widerlegen konnte.

Bei der Schlauheit des gemeinen Franzosen fiel mir doch auf, wie blind und vor den Kopf geschlagen er sich in solchen Dingen zeigte, die seine Eitelkeit kränkten.

Was erzählt man sich hier (in der Gegend von Troyes) noch am 29. und 30. Juli, was hat man sich vor wenig Wochen noch in Nancy erzählt? „Es sei grundfalsch, daß die Alliirten in Paris; Napoleon stehe mit einer Armee von

300 Tausend Mann bei Lyon, Oesterreich sei mit ihm verbunden, auch die Bayern ꝛc." Die Franzosen trauen ihren eigenen Augen nicht; sie halten es für ein Blendwerk, die Deutschen in Frankreich zu sehen, die so oft geschlagenen Deutschen; kamen sie vor ½ Jahr nach Paris, so geschah es durch lauteren puren Verrath der Marschälle und der alliirten und abgefallenen Fürsten des Rheinbundes.

Von einer andern Beobachtung, die ich machte, weiß ich nicht, wie viel ich davon halten soll. Es schien mir nämlich, daß nebst den Standesunterschieden auch die der Charaktere viel weniger hervorträten als in Deutschland, es gebe nicht so viele Originale und Individualitäten. Es mag etwas Wahres daran seyn, doch täuscht sich hierin der neue Ankömmling in einem Lande gar leicht. Uns fällt an fremden Nationen — häufig selbst an einzelnen Familien — zuerst das ihnen typisch Gemeinsame auf, das sie von andern unterscheidet; die feineren Abschattirungen innerhalb dieses gemeinsamen Volks- oder Familientypus entdecken wir erst nach und nach. Ein verdienter Künstler, Kalmuk von Geburt, gefiel sich in Deutschland recht gut, nur die unerträgliche Gleichförmigkeit der Gesichter machte ihm Pein; natürlich, Allen fehlten gleichmäßig jene hervorspringenden Backenknochen, durch die wiederum für unser Aug' ein Kalmuckengesicht erscheint wie das andere. Ich legte mir damals meine wirkliche oder vermeinte Wahrnehmung zu Gunsten des eigenen Volkes aus, das viel mehr tief innerlich und wesentlich Gebildete besitze als das mehr auf glatten Schliff und gebildete Manieren bedachte Volk der Franzosen.

Ueber die sittliche, religiöse und politische Stimmung dieser Landbevölkerung konnte ich einstweilen nur schreiben:

In den Religionsbekenntnissen scheint mir der gemeine Franzose, trotz des mangelnden Priesterunterrichts während der Revolution, doch mehr unterrichtet zu seyn, als ein großer Theil der Einwohner des katholischen Deutschlands. Der Bauer liest hier mehr, theilt sich häufiger mit; in jedem

Bauernhause fand ich mehrere Bücher religiösen Inhalts; darunter die Bibel mit Erklärungen. Wenn ich mit ihnen vom Christenthum sprach, so sagten sie, sie wären nicht bloß Christen, sondern Katholiken. Die Priester, die ich sprach, klagten sehr über Abnahme der Sittlichkeit seit der Revolution. — Ein Theil der Franzosen will Napoleon und spricht es sogar aus; ein anderer will der Aeußerung nach den König; ein dritter weder den einen noch den andern.

Der Ort der Bestimmung sowohl für den Feldtransport, mit dem ich reiste, als für mich selber war Montargis, der Sitz des bayerischen Hauptquartiers, wohin wir zu Anfang August gelangten. Es war dieses die zweite Stadt des Departements Orleans, Sitz eines Unterpräfekten, damals 10,000 Einwohner zählend und ehedem von einem festen Schloß beherrscht, von welchem ein französischer Marschall gesagt haben soll, er getraue sich von demselben aus ganz Frankreich zu erobern. Hier kam Mme. Guyon, die fromme Freundin Fenelons zur Welt; davon schienen mir aber die Leute nicht mehr viel zu wissen; außerdem war Montargis die Heimath jenes Ritters von Aubry, dessen Hund im Zweikampf des Gottesurtheils seinen (des Aubry) Mörder zu Boden gestreckt und so zum Schuldbekenntnisse gezwungen.

Kaum angekommen, erfuhr ich, daß ich das Schicksal haben sollte, mit anderen Aerzten nach Epinal an der Grenze von Elsaß zurückzuwandern. Aber auf meine Erklärung, daß ich von der Regierung den Auftrag hätte, nach beendigtem Kriege nach Paris zu gehen, also wünschte, in dessen Nähe zu seyn, versprach mir der Oberdirektor der Militärspitäler, Dr. Eichheimer, dem ich alsbald vorgestellt wurde, mich am Ort zu verwenden, von wo man in Einem Tag nach Paris kommen konnte, und schon am dritten erhielt ich hierüber bestimmte Entschließung und die selbstständige Behandlung der Spitalabtheilung für innerlich Kranke.

Anfänglich schien es mir, daß die Spitäler nicht sehr

gefüllt seyn würden, denn es gab schier mehr Aerzte (nämlich bei den Regimentern) als Patienten. Dieß aber änderte sich bald; unser Spital (d. h. meine Abtheilung und die des Dr. Fleschuez) wurde, als am Sitz des Hauptquartiers gelegen, zum Hauptfeldspital, ja es kam zu uns nach und nach wohl ein Drittel der Armee, theilweis allerdings mit leichten äußerlichen Krankheiten, z. B. der Krätze.

Schon nach wenigen Tagen stieg die Zahl meiner Patienten. Da wir Mangel an Raum hatten, so stunden in den meisten Sälen die Betten so eng, daß man nur mühsam mit seitwärts gewendetem Körper zwischen den langen Reihen sich durchschieben konnte. Bald wurden in einem Saal von 19 Kranken 17, in einem von 31 das Drittel, in jedem der 8 Säle Einzelne vom Nervenfieber ergriffen. Meine Praktikanten und Krankenwärter geriethen in Schrecken, einige der letzteren machten sich davon. (Fünfzehn unter den Nervenfieberkranken bekamen große Geschwülste der Ohrdrüsen und dadurch Köpfe wie der Passauertölpel; von ihnen starben jedoch nur zwei.)

Ich gebot nun, Tag und Nacht Thüren und Fenster ununterbrochen offen zu halten; als ich spät Abends aus meiner ziemlich entfernten Stadtwohnung wieder in's Spital kam, fand ich in einem Saal Alles verschlossen und von 5 Wärtern 4 schlafend. Diese erweckte ich mit gewaltigen Ohrfeigen, und in meiner Gegenwart mußten alsogleich Thüren- und Fensterflügel ausgehoben und auf den Speicher gebracht werden. Von diesem Zeitpunkte an milderte sich nicht nur die Gewalt des Typhus in den von ihm Befallenen, sondern es wurden auch nur mehr Wenige von den Neueingebrachten davon ergriffen[1]).

---

1) Maurus Schenkel hat mir erzählt: Als Pfarrer mußte er einst eine arme Kranke auf einem Dorfe bei Regensburg mit den heil. Sterbsakramenten versehen; die Stickluft im Zimmer nöthigte ihn das Fenster zu öffnen, und bald darauf sagte die Frau: „O Hochwürden, ich mein', ich bin schon gesund, seitdem ich versehen

Als providentiell mußte ich es betrachten, daß ich schon als Student, in voller Jugendkraft, vorher weder an Geist noch Körper überangestrengt, und in der mütterlichen Pflege den Typhus durchgemacht; sowohl in Vohenstrauß als in Montargis wäre mir derselbe weit leichter gefährlich geworden. Und so schrieb ich denn:

Ich glaube nicht, daß mir das Nervenfieber mehr eins versetzen werde, theils weil das Mittel des Luftzugs gefunden ist, theils weil ich keine Anlage mehr zu haben scheine. Denn ich habe täglich 7—8 Stunden in den Krankenzimmern zugebracht. Da gegenwärtig sich die Zahl der Gefährlichen vermindert und ich mich in den Charakter der Krankheit hineinbeobachtet habe, so genügen täglich 4—5 Stunden Aufenthalt in den Sälen.

Außer dem Typhus herrschte auch die Ruhr. Die Soldaten lungerten häufig in den Weinbergen herum, und da Viele des Traubengenusses völlig ungewohnt waren, erkrankten sie um so leichter am Uebermaß. Ich schrieb an die Generalität, es wäre gut, die Leute fleißig exerciren zu lassen, damit sie im Müssiggang sich nicht überäßen, dagegen durch Bewegung um so besser verdauten, und es wurde auch auf meine Vorstellung Rücksicht genommen; einstweilen aber verderbten die Ruhrkranken die Luft in den Sälen genügend, daß ich einst, da ich ohnehin unwohl war, wie vom Blitze getroffen zu Boden fiel, hinausgetragen wurde und das Spital eine Woche lang meiden mußte. In München wurde erzählt, ich sei todt am Krankenbett umgefallen. Zu Ohnmachten neigte ich zwar mein Lebelang, hier aber war es

---

bin.“ Das Häuschen hatte kurz vorher eine Ueberschwemmung durch die Donau erlitten und die Feuchtigkeit war durch Mangel an Lüftung zur Krankheitsursache geworden. Wie wichtig die immerwährende Erneuerung der Luft nicht nur bei Nervenfiebern, sondern in allen Gesundheits- und Krankheitszuständen sei, hat sich dem Volk noch immer nicht genügend eingeprägt, wenn es auch bei den Aerzten wieder zu größerer Geltung gekommen ist.

kein Wunder; nur wer es erfahren hat, weiß, was es um die Atmosphäre in einem Saale von Ruhrkranken ist. —

Einmal schreibe ich: Der Posten, auf dem ich bin, ist gerade der mir angemessene; ich behandle ganz unabhängig meine Kranken und habe herrliche Gelegenheit zu beobachten; gastrische Krankheiten in der Auszeichnung wie hier sind mir mein Lebtag nie vorgekommen; es scheinen mir die Stollischen Epidemien wiederzukehren; dann verlarvte und begleitete Wechselfieber, z. B. mit Apoplexie oder Lungenentzündung.

Ein andermal meldete ich in die Heimath:

Neulich redete ein kranker Soldat, der aber nicht von mir behandelt wurde, mich an: „San Sie niet vo' Schwoarzhof?" — Ja. — „No', kenne S' mih niet?" — Nein. — „Ih bi' ja aah vo' Schwoarzhof." — Ja, das Gesicht ist mir bekannt, doch weiß ich nicht gleich. (Nun wer wird das gewesen seyn?) „Ih g'hör halt 'n Hirlschreiner an." — Potztausend ist wahr, itzt kenn' ich meinen Landsmann erst. Er hatte die Krätze, also keine gefährliche Krankheit, war übrigens kreuzwohlauf und ging den folgenden Tag gegen den Rhein. Er grüßt seine Eltern und alle Bekannte. Andere Landsleute aus unsrer Pfarre habe ich nicht gefunden. Die 3 Lieutenants von der Legion S., G. und R. sind hier in meiner Behandlung; Keiner gefährlich.

Gleich in der ersten Zeit zu Montargis spielte mir ein Militär-Apotheker einen infamen Streich. Ich verordnete einem Soldaten eine starkwirkende Arznei und war überrascht, am nächsten Morgen auf meine Frage, wie oft sie ihre Schuldigkeit gethan habe, vom Kranken die Antwort zu vernehmen: Nicht ein einzigesmal. Bei verstärkter Gabe gleiche Erfolglosigkeit bis zum nachmittäglichen Besuche. Nun verkostete ich das zubereitete Mittel; keine Spur des charakteristischen starken Salzgeschmackes. Ich verkoste die Arzneien an den benachbarten Betten und sieh', alle schmecken völlig gleich. Nun rufe ich den Feldapotheker herbei und halte ihm die Sache vor. „Ja", erwiederte dieser unwirsch, „wenn man all' das Zeug machen wollte, was Sie ver-

Als providentiell mußte ich es betrachten, daß ich als Student, in voller Jugendkraft, vorher weder ... noch Körper überangestrengt, und in der mütterlichen ... den Typhus durchgemacht; sowohl in Vohenstrauß ... Montargis wäre mir derselbe weit leichter gefährlich ... Und so schrieb ich denn:

Ich glaube nicht, daß mir das Nervenfieber ... versetzen werde, theils weil das Mittel des Luftzugs ... ist, theils weil ich keine Anlage mehr zu haben scheine. ... ich habe täglich 7—8 Stunden in den Krankenzimmern ... bracht. Da gegenwärtig sich die Zahl der Gefährliche... mindert und ich mich in den Charakter der Krankheit ... beobachtet habe, so genügen täglich 4—5 Stunden Au... in den Sälen.

Außer dem Typhus herrschte auch die Ruhr. D... daten lungerten häufig in den Weinbergen herum, ... Viele des Traubengenusses völlig ungewohnt wa... krankten sie um so leichter am Uebermaß. Ich sch... die Generalität, es wäre gut, die Leute fleißig exer... lassen, damit sie im Müssiggang sich nicht überäßen, ... durch Bewegung um so besser verdauten, und es wu... auf meine Vorstellung Rücksicht genommen; einstweil... verderbten die Ruhrkranken die Luft in den Sälen ge... daß ich einst, da ich ohnehin unwohl war, wie ver... getroffen zu Boden fiel, hinausgetragen wurde u... Spital eine Woche lang meiden mußte. In Münche... erzählt, ich sei todt am Krankenbett umgefallen. Z... machten neigte ich zwar mein Lebelang, hier aber ...

---

bin.“ Das Häuschen hatte kurz vorher eine Uebersch... durch die Donau erlitten und die Feuchtigkeit war durch ... an Lüftung zur Krankheitsursache geworden. Wie ... immerwährende Erneuerung der Luft nicht nur bei Nerv... sondern in allen Gesundheits- und Krankheitszuständen ... dem Volk noch immer nicht genügend eingeprägt, wenn ... den Ärzten wieder zu größerer Geltung gekommen ist.

zum Dienst eingefunden hatten, kam einmüthig der Bericht, sie seien die weitaus vorzüglichsten. Auf dieses hin ließ der protestantische Minister Chaptal die Einführung der barmherzigen Schwestern in die Spitäler sich angelegen seyn und die Mutter des Kaisers übernahm das Protektorat.

Bald erhielt ich außerhalb des Spitals eine Praxis, die sich schnell ausdehnte und in den zwölf Wochen meines Aufenthalts mir viel Beschäftigung gab. Nicht nur aus der Stadt, sondern aus einem Umkreis von 5—6 Stunden kamen die Patienten; bald gab es ein Krebsgeschwür auszuschneiden, bald einen Staar zu operiren, bald einen Wasserbruch, bald dieß bald jenes; viele unheilbare Krüppel wurden dem fremden Doktor zugeschickt. Ein Dichter, Mr. B., der, mit gichtischer Augenentzündung behaftet, schon aus Mangel an gehöriger Behandlung ein Auge verloren hatte, und dessen übriggebliebenes ich an Entzündung kurirte, beschenkte mich mit allen seinen dichterischen Werken. Ich fürchte aber, daß ich sie nie gelesen habe. Einer wahnsinnigen Frau, die nackt auf die Gasse gelaufen war mit dem Rufe „Vive l'Empereur", erregte ich durch eine Salbe von Brechweinstein, am ganzen Körper eingerieben, einen allgemeinen heftig juckenden Ausschlag und zugleich versetzte ich sie durch Eingeben von Brechweinstein innerlich in einen Zustand fortwährenden Brechreizes ohne wirkliches Erbrechen. Hiedurch erzielte ich nicht nur eine körperliche, sondern auch eine moralische Ableitung, indem sie ihre Gedanken auf gar nichts anderes zu wenden vermochte als auf ihr augenblickliches körperliches Elend. Diese Behandlung setzte ich eine Woche lang fort, sie genas, und die Familie schrieb mir nach Paris und später nach München, daß die Heilung eine bleibende sei.

Auch sonst wurde ich von einheimischen Aerzten bei Patienten höheren Standes zu Rath gezogen; Andere meiner französischen Collegen ärgerten sich: „Was hat er denn Außerordentliches gethan, daß alle Welt zu ihm läuft? Es

ist bloß die Neuheit.“ Und sie hatten Recht. Es waren sicherlich weniger meine medicinischen Heldenthaten als meine beispiellose Wohlfeilheit, welche die Leute anzog, so daß ich in der ersten Zeit den Meinigen schrieb, sie würden sich irren, wenn sie aus meiner Praxis schlößen, daß ich mich bereicherte, vielmehr habe von etlichen Hundert Patienten, die freilich meist zu mir in's Haus kamen und in der Mehrzahl wirklich arm waren, nur Einer gezahlt (einen Thaler). Gewöhnlich lautete die Anrede: „Tout le monde dit, que vous êtes si connaissant et si charitable.“ Aus der Stadtpraxis freilich erwuchsen mir mit der Zeit einige Goldfüchslein; aber auch hier hätte noch Mancher genug goldenes Gedächtniß zu einem Reisegeld für mich haben können, der sich nicht dazu geneigt erwies, und begehren mochte ich nichts. Indessen trug mir die Praxis doch sonst mancherlei Vortheil ein. Am wichtigsten blieb mir die Erinnerung, daß man mir, dem Arzt aus dem feindlichen Heer, allen Ernstes Anträge gemacht hat, am Ort zu bleiben; ich müßte ja einsehen, daß ich große Praxis bekäme. Ja ich schrieb mit Humor den Meinigen, es sei mir die Sache auf's Gewissen gelegt worden, ich wäre es der Menschheit (der französischen?) schuldig; ja es schiene mir schon zum guten Ton geworden (so gut er in der Provinz seyn könne) nicht ohne mich zu sterben oder zu erblinden. Daß die Deutschen bessere Aerzte, überhaupt besser unterrichtet seien, mehr Literaturkenntniß besäßen, tiefer in die Wissenschaft gingen, das gaben die Franzosen zu. Aber, meinte ich, durch andere Reden derselben geärgert, das macht den Menschen nicht, sondern die liebenswürdigen Manieren; auch haben die Deutschen gar keinen Geschmack, wissen ihre Bücher nicht anzufangen und nicht zu enden, verstehen überhaupt kein Buch zu machen u. s. w.

Der in diesen Blättern schon einmal erwähnte Exprälat von Prifling, P. Rupert Kornmann, hatte mir durch Dr. Baierhammer, ich weiß nicht welches Buch anvertraut,

m Dienst eingefunden hatten, kam einmüthig der Bericht,
t seien die weitaus vorzüglichsten. Auf dieses hin ließ der
rotestantische Minister Chaptal die Einführung der barm-
rzigen Schwestern in die Spitäler sich angelegen seyn und
e Mutter des Kaisers übernahm das Protektorat.

Bald erhielt ich außerhalb des Spitals eine Praxis,
sich schnell ausdehnte und in den zwölf Wochen meines
fenthalts mir viel Beschäftigung gab. Nicht nur aus der
adt, sondern aus einem Umkreis von 5—6 Stunden kamen
Patienten; bald gab es ein Krebsgeschwür auszuschneiden,
d einen Staar zu operiren, bald einen Wasserbruch, bald
s bald jenes; viele unheilbare Krüppel wurden dem
nden Doktor zugeschickt. Ein Dichter, Mr. B., der, mit
tischer Augenentzündung behaftet, schon aus Mangel an
öriger Behandlung ein Auge verloren hatte, und dessen
iggebliebenes ich an Entzündung kurirte, beschenkte mich
allen seinen dichterischen Werken. Ich fürchte aber, daß
sie nie gelesen habe. Einer wahnsinnigen Frau, die nackt
f die Gasse gelaufen war mit dem Rufe „Vive l'Em-
reur", erregte ich durch eine Salbe von Brechweinstein, am
nzen Körper eingerieben, einen allgemeinen heftig jucken-
n Ausschlag und zugleich versetzte ich sie durch Eingeben
n Brechweinstein innerlich in einen Zustand fortwähren-
n Brechreizes ohne wirkliches Erbrechen. Hiedurch er-
lte ich nicht nur eine körperliche, sondern auch eine mora-
sche Ableitung, indem sie ihre Gedanken auf gar nichts
deres zu wenden vermochte als auf ihr augenblickliches
rperliches Elend. Diese Behandlung setzte ich eine Woche
ng fort, sie genas, und die Familie schrieb mir nach
aris und später nach München, daß die Heilung eine
ibende sei.

Auch sonst wurde ich von einheimischen Aerzten bei
atienten höheren Standes zu Rath gezogen; Andere meiner
nzösischen Collegen ärgerten sich: „Was hat er denn
ßerordentliches gethan, daß alle Welt zu ihm läuft? Es

ist bloß die Neuheit.“ Und sie hatten Recht. Es waren sicherlich weniger meine medicinischen Heldenthaten als meine beispiellose Wohlfeilheit, welche die Leute anzog, so daß ich in der ersten Zeit den Meinigen schrieb, sie würden sich irren, wenn sie aus meiner Praxis schlößen, daß ich mich bereicherte, vielmehr habe von etlichen Hundert Patienten, die freilich meist zu mir in's Haus kamen und in der Mehrzahl wirklich arm waren, nur Einer gezahlt (einen Thaler). Gewöhnlich lautete die Anrede: „Tout le monde dit, que vous êtes si connaissant et si charitable.“ Aus der Stadtpraxis freilich erwuchsen mir mit der Zeit einige Goldfüchslein; aber auch hier hätte noch Mancher genug goldenes Gedächtniß zu einem Reisegeld für mich haben können, der sich nicht dazu geneigt erwies, und begehren mochte ich nichts. Indessen trug mir die Praxis doch sonst mancherlei Vortheil ein. Am wichtigsten blieb mir die Erinnerung, daß man mir, dem Arzt aus dem feindlichen Heer, allen Ernstes Anträge gemacht hat, am Ort zu bleiben; ich müßte ja einsehen, daß ich große Praxis bekäme. Ja ich schrieb mit Humor den Meinigen, es sei mir die Sache auf's Gewissen gelegt worden, ich wäre es der Menschheit (der französischen?) schuldig; ja es schiene mir schon zum guten Ton geworden (so gut er in der Provinz seyn könne) nicht ohne mich zu sterben oder zu erblinden. Daß die Deutschen bessere Aerzte, überhaupt besser unterrichtet seien, mehr Literaturkenntniß besäßen, tiefer in die Wissenschaft gingen, das gaben die Franzosen zu. Aber, meinte ich, durch andere Reden derselben geärgert, das macht den Menschen nicht, sondern die liebenswürdigen Manieren; auch haben die Deutschen gar keinen Geschmack, wissen ihre Bücher nicht anzufangen und nicht zu enden, verstehen überhaupt kein Buch zu machen u. s. w.

Der in diesen Blättern schon einmal erwähnte Exprälat von Prifling, P. Rupert Kornmann, hatte mir durch Dr. Baierhammer, ich weiß nicht welches Buch anvertraut,

um es unserm Kronprinzen zu übergeben[1]). Da ich S. k. Hoheit nicht im Hauptquartiere traf, überschickte ich es Ihm mit einem Brief, worin ich für Seine Verwendung um meine militärische Anstellung dankte, und erhielt folgende Antwort:

„Mich freut sehr, mein Herr, daß durch meine Verwendung uns ein würdiger Mann mehr geworden ist, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen mir sehr angenehm seyn wird. Ich wünschte, Sie drückten meinen Dank aus dem von mir hochgeschätzten Verfasser des übersandten Werkes. Wäre Freifrau v. Arnim des berühmten Savigny Schwägerin, die vor dem Ausbruche des Krieges im J. 1809 und während demselben zu München gewesen, so vergessen Sie nicht, wenn Sie ihr schreiben oder sie sprechen, auszurichten, welches Vergnügen mir ihr gütiges Andenken gewährt. Verbleibe Ihr Ihnen wohlgeneigter Ludwig, Kronpr. Paris den 31. August 1815.“

Anfänglich wohnte ich bei einem Notaire, der sich sorgfältig hütete, mir nur einmal mehr vorzusetzen als streng vorgeschrieben war, aber auch das mir häufig nicht gab. Ungeachtet ich täglich drei Bouteillen Wein hätte fordern können, aber stets nur eine trank; ungeachtet ich meinen Herrn Bedienten (welcher wieder zwei Domestiken hatte) verabschiedete und keinen neuen nahm, also die Leute erleichterte; ungeachtet ich kein gewöhnliches Frühstück begehrte, sondern im Spital frühstückte: so bekam ich doch nie einen Tropfen guten Wein, selbst am Tag des heil. Louis nicht (einem

1) Die „Sibylle der Zeit“, in deren 3 Bänden Anführungen aus berühmten Schriftstellern aller Epochen schildern was seyn soll und was nicht, sandte mir der Herr Prälat schon früher, um sie als Zeichen seiner Achtung Savigny zu überreichen. P. Kornmann hatte wegen seiner literarischen Arbeiten einen Namen im ganzen katholischen Deutschland. Ein Singspiel von ihm: „Die guten Unterthanen“, ist in Regensburg unzähligemale, besonders von Studenten aufgeführt worden.

Nationalfest der königlich Gesinnten und mein Notaire ... ein solcher), nur lauter herbe wässerige Tisane, täglich ... mal dieselbe leere Fleischbrühe zu Mittag und Abend, ... versottenes Rindfleisch, Kaninchen- oder Kalbsbraten, ... mir zuwider, Birnen, bisweilen mehr oder minder reife ... fische; Abends, was Mittags übrig blieb. Dieser schl... Kost hatte ich wahrscheinlich mit meine Krankheit zu ... Sechs Wochen ertrug ich es hier, endlich konnte ich ... Lapins nicht mehr aushalten, ich begehrte eine andere ... nung auf der Municipalität. Hier saß der Vater ... kleiner weiblichen Augenpatienten von mir, ein Beamter, ... zu Gericht, und nun wußte man nicht, wie man mir ... Wohnung vornehm genug anweisen sollte; man gab mir ... Billet als „Médecin en chef“ und schickte mich zum ... maligen Souspréfet, der also unter Bonapartes Regi... die zweite Person im Departement gewesen, aber seit ... 18. August seiner Dienste entlassen war. Hier ging es ... und gewaltig her; was ich vorher zu wenig gehabt, ... ich zu viel. Dabei war es mir interessant, die polit... Gegensätze zu beobachten.

Der Souspréfet als der erste Mann der Stadt ... versteht sich, aufgeklärt; desgleichen sein Sohn, seine Schw... tochter. So bestritten sie denn auch die Möglichk... Geistererscheinungen. Ganz ernsthaft fragte ich einmal ... finsterer Miene: „Soll ich Einen beschwören?“ .... Gotteswillen nein,“ riefen sie entsetzt, ich sah ihnen ... darnach aus, als ob ich's im Stande wäre ... „Aha“, ... ich triumphirend, „also Sie glauben daran.“ —

In den Ruf nach deutscher Einigkeit stimmte ich ... voller Seele ein, meinte aber damals wie heut nich... auf unmoralischen Grundsätzen aufgebaute Einigkeit od... der Geschichte, dem Recht und der Vernunft in's ... schlagende Gleichmacherei der verschiedenen deutschen ... In diesem Sinne schrieb ich:

Wer noch nicht überzeugt ist, wie nothwendig uns De...

feste Einigkeit und Vergessen aller kleinlichen Eifersucht, der, wünsche ich, möge ja nach Frankreich kommen. Wie sie noch trotzen, im Gefühle der Stärke ihrer politischen Einheit (denn gegen uns sind Königliche und Bonapartisten ꝛc. alle einig) und wohl wissend, daß wir deutsche Esel und Bärenhäuter auch in Ewigkeit nimmer einig werden, immer einander die alten Sünden vorrupfend, obwohl man uns schon so oft mit Kolben gelauſt und die Einigkeit eingebläut hat. „Rächen wir uns nicht, unsere Kinder werden es thun," so sagen sie, und wahrhaft, sie werden wieder nach Deutschland kommen, wenn wir uns nicht alle in einen Bündel zusammenthun. „Glaubt ihr," sagen sie, „wir dulden von euch das, was ihr von unsern Soldaten erduldet, wir eine Nation, von euch einer Provinz? Wir sind 20 Jahre lang bei euch gewesen, wir wollen euch nicht rathen, ein Jahr, ja nur ein halbes bei uns zu bleiben. Sind wir gleich entwaffnet, der gewöhnlichen Waffen beraubt, es gibt noch andere; kommt es dahin, so werden wir zwar noch mehr leiden als gegenwärtig, allein von euch würde keiner entrinnen und wir sind dann gerächt." Also sprechen sie, um Gotteswillen! Ich antwortete zwar, versteht sich, doch darf ich nicht Alles sagen, was ich denke, denn ich habe mit meinem Spital noch hier zu bleiben, wann auch unsere Soldaten schon abgegangen sein werden, — habe übrigens deßwegen nichts zu fürchten, weil ich schon ziemlich bekannt und beliebt bin, und meine Armenpraxis täglich zunimmt. — Es ist zwar gewiß, daß die Franzosen uns durch Drohung schrecken wollen; indessen ist nicht Alles leere Drohung. — In der That macht es ihnen Ehre, daß sie sich nicht lange wollen drücken lassen; unser aber ist die Schande, die wir, neidisch und deßwegen durch getheilte Kraft geschwächt, auf uns herumtreten und herumstampfen lassen.

Die nämliche Gottheit, welche heute so Viele vor dem Altar des Preußenthums niederwirft, der Erfolg, dazu das vermeinte vaterländische Interesse und leider auch der persönliche Eigennutz (schnelles Avancement und dergleichen für das Vaterland hochwichtige Dinge) hatten damals viele unserer bayrischen Offiziere zu Gunsten Napoleons be-

nebelt. Wie heute ein falsch verstandenes, vielmehr ei
vermeintes Deutschthum, so beherrschte solche
ein übelangebrachter, weil selbstsüchtiger bayr
Partikularismus und mich machte es bitter, we
schien, als wollten dergleichen Leute lieber die Fran
nochmal bei uns im Lande sehen, den glücklich hin
schlagenen Einfluß derselben verewigen, als den Groll
Preußen zu lassen. Meine Meinung war, ein kleineres
recht dem Bruder verzeihen sei ja doch leichter, als
größeres vom Ausländer dulden. Das hielt ich in m
Begeisterung für unmöglich, daß jener Bruder noch ei
Anstalt machen könnte, uns zu drosseln. Uebrigens sch
ich ein andermal:

Der große Vortheil dieses Krieges ist, daß in Zuk
jede Verbindung einer deutschen Macht und besonders Bay
mit Frankreich nicht bloß unvolksmäßig, sondern auch
die Neigung des Soldaten ist. Denn alle bayerischen
daten, die früher den Franzosen nicht feind waren, sin
jetzt geworden.

XLVII.

Zur Lage in Oesterreich.

III. (Schluß).

Wer das Leistungsvermögen der „staatsrechtlichen B
in Böhmen überschätzt, erweiset ihr den allerschlec
Dienst. Mit jedem Jahre nähert sie sich mehr der E
die dem passiven Verhalten in politischen Dingen gezog

Ein Theil, und zwar der bessere, verfällt in Apathie und Gleichgültigkeit, während der andere sich einer grundsatzlosen Aktivität in die Arme wirft. Das Bewußtseyn gar nichts hindern zu können, und selbst im günstigsten Falle einer Hemmung der Centralisationsmaschine, völlig allein zu stehen, in den verschiedenen Regionen und Gebieten von Hoch und Niedrig kaum halb verstanden zu werden — dieses Bewußtseyn muß auch die wunderbarste Standhaftigkeit und Organisation mit der Zeit ihres Nerves, ihrer Seele berauben.

Unser Gegner fordert uns auf den „Vorwurf zu begründen", daß die Böhmen sich dem „übermüthigen Irrthum hingegeben, der Widerstand Böhmens allein könne den dualistischen Centralismus überwinden." Von einem „Widerstande Böhmens" gegen die Centralistenherrschaft kann leider keine Rede seyn; die Dinge ständen sonst anders. Wir hatten bereits früher darauf aufmerksam gemacht, daß zwei Fünftheile der Landesbevölkerung der liberalen Gegenpartei dienen, „so daß den Gegnern des böhmischen Landesrechtes der entscheidende Machtzuwachs aus Böhmen selbst zugeführt wurde" und fortwährend zugeführt wird. Wir waren wohl berechtigt zu erwarten, daß man über die weitreichenden Folgen dieser Thatsache Reflexionen anstellt, nicht aber daß man sie ignorirt.

Das vorher erwähnte Verlangen einer „Begründung" unserer Ansicht ist leicht zu erfüllen. Wer sich grundsätzlich auf sich selbst zurückzieht und, der Ungunst der Zeiten spottend, in dieser Stellung verharrt, wer keine Verständigung und Stärkung durch Erweiterung des Parteikreises, keine direkte Mitwirkung Anderer sucht, diese vielmehr unter steter Betonung selbständigen Handelns abwehrt, und nur eine ferne indirekte Unterstützung gestattet — von dem sagt die ganze Welt: er genüge sich selbst. Der einfache Menschenverstand zieht diesen Schluß, und wer ihn Lügen strafen will, der darf sich nicht auf „Fragen" beschränken, er muß seinerseits Gründe und Beweise anbringen. Der Eintritt der

Böhmen in den Reichsrath vor vierzehn Jahren kann schon deßhalb nichts beweisen, weil damals eine „staatsrechtliche Partei" (von der wir allein sprachen) noch gar nicht bestanden hat. Daß die Partei — natürlich nach ihrer Bildung — unter einer Regierung, die aus eigener Initiative den Parteianschauungen gerecht werden wollte, aus ihrer Reserve heraustrat, beweist abermals nichts gegen die Behauptung ihres Selbstgenügens. Es ist doch selbstverständlich, daß die Kraft, die man zur Erreichung des gesteckten Zieles für ausreichend hält, zur geeigneten Zeit geltend gemacht wird.

„Uebermüthig" möchten wir aber jenen Irrthum nicht nennen; die Partei kann gar nicht mehr anders handeln; ihre „nationale Organisation" (wie sie selbst die Quelle ihrer Kraft bezeichnet) verwehrt ihr es. Wir haben dieses Hinderniß eines wahren innigen Zusammenwirkens mit anderen Ländern schon in unserem ersten Artikel genannt und besprochen, und noch andere Hinderungsgründe beigefügt. Unser Gegner ließ diese ganze Ausführung völlig unbeachtet, und richtet an uns die Frage: ob denn die Böhmen einem Zusammenwirken mit Anderen „Hindernisse geboten hätten?" Ja wenn man nicht einmal liest, was wir niedergeschrieben, dann begreifen wir nicht, wie man sich überhaupt der Mühe unterziehen kann uns zu bekämpfen.

Bei keiner der Nationalitäten, die Oesterreichs Gränzen umschließen, ist der Pulsschlag nationalen Lebens so mächtig, wie bei den Czechen, und nichts wirkt nach Außen so abwehrend und ausschließend, wie ein hocherregtes Stammesgefühl. Sehr erklärlich ist es daher, daß diese Macht bei der Parteibildung in Böhmen zur Geltung kam, und daß sie in einer Oppositionspartei die größte, alle politischen Momente zurückdrängende Bedeutung erlangte. Man wende nicht ein, daß auch national indifferente Personen dieser Partei angehören. Allerdings, aber diese werden auch von der Partei als „indifferent" betrachtet; sie wiegen nicht, sie

werden nur mitgezählt. Nur wer sich der nationalen Strömung hingibt, kann Einfluß erlangen und behaupten. Für die Eigenschaft eines wahren und echten Parteimitgliedes ist der nationale Sinn entscheidend; der schroffste politische Gegensatz bietet kein Hinderniß. Die Jungczechen sind durch Jahre im Parteiverbande mühevoll festgehalten worden, und als sie vor zwei Jahren in der einen Frage der Landtagsbeschickung, also nur theilweise von der Partei sich trennten, da wurde die erste Kunde davon mit einem Schrei des Entsetzens von den Parteiblättern aufgenommen. Man ward nicht müde, den Abtrünnigen vorzuhalten, daß sie die „nationale Einheit", das „Bollwerk der Partei" zerstören. Heute noch wird die ganze Parteithätigkeit von dem Streben in Anspruch genommen, den nationalen Zwiespalt zu heilen oder doch in seinen Wirkungen einzudämmen. Im Vergleich mit diesem Eifer ist das Interesse, welches die Partei den Oppositionsfraktionen anderer Länder zuwendet, kaum kühl zu nennen. Man mußte doch wissen, daß die Parteiverbindung mit dem Jungczechenthum geradezu abstoßend auf die Conservativen der anderen Länder wirke. Und da frägt man noch verwundert: welche „Hindernisse dem Zusammenwirken" entgegenstehen? Das Argument ist uns nicht fremd: man habe das radicale Element nur deßhalb in die Partei aufgenommen, um es zu neutralisiren. Es ist wohl nicht üblich, den Feind dadurch unschädlich zu machen, daß man ihm Einlaß in das eigene Lager gewährt; man sucht ihn außerhalb desselben zu bekämpfen und zu besiegen. Gewährt man ihm Einlaß, so geht es im besten Falle nicht ohne Rücksichten und Concessionen ab; und das ist es eben was ein trennendes Mißtrauen bei Anderen erregt.

Liegt die Hauptkraft der böhmischen Partei in der nationalen Geschlossenheit, so bildet diese auch das Haupthinderniß eines Zusammenwirkens mit jenen die außerhalb des nationalen Kreises stehen, und reicht die Hauptkraft allein nicht aus, um das politische Ziel zu erreichen, so ist

eine Umgestaltung der Parteiverhältnisse, ohne Rücksicht auf Nationalität, unerläßlich; worauf wir schon im ersten Artikel aufmerksam machten.

Was will nun der Vertheidiger des böhmischen Parteistandpunktes in Betreff des Verhaltens der Oppositionellen anderer Länder? Sie sollen „dem Beispiel der Böhmen folgen", sie sollen „diese nachahmen." Hierdurch wird bestätigt, was wir früher sagten: kein Parteianschluß wird gestattet, höchstens eine Anlehnung, ein Nebeneinandergehen der einzelnen Oppositionstheile. Ganz natürlich; hat doch der vorherrschende nationale Gesichtspunkt in der böhmischen Partei es dahin gebracht, daß aus dem Landesrecht ein „Recht unserer Nation" geworden ist. Die nationale Geschlossenheit führte zu einer Rechtsgeschlossenheit, und so wie sich die Partei identificirt mit der Nation, identificirt sie sich auch mit dem Landesrechte. Folgerichtig wäre sie gar nicht mehr als „Partei" aufzufassen, sondern als national-politischer Vertretungskörper mit staatsrechtlicher Eigenschaft. Auf diese Weise wird sie für andere Parteielemente allerdings unnahbar, und es ist begreiflich, daß in ihrer Mitte kein Verständniß für eine Parteibildung erwacht, die sich die Vertheidigung der Landesrechte innerhalb des Reichsverbandes zur Aufgabe machen würde.

Nach unserer Meinung würde dadurch das böhmische Landesrecht mit vertheidigt, und zwar viel wirksamer als bisher; nach Ansicht der Böhmen würde das Landesrecht dadurch aufgegeben. Wir haben diesen Grundirrthum schon im ersten Theil unserer Darstellung besprochen, und da es uns auch für diesen wichtigen Punkt nicht gelang, die Aufmerksamkeit des geehrten Gegners zu fesseln (er überging die bezügliche Auseinandersetzung mit Stillschweigen und beschränkte sich wieder nur auf „Fragen"), so wollen wir uns mit der Sache selbst nicht weiter beschäftigen und nur die Folgen des gewünschten Nachahmens und Nebeneinandergehens eines losen Oppositionsconglomerates schärfer

in's Auge fassen. Man vergißt dabei schon das Eine, daß zu einem lockeren „Nebeneinander" in gleicher Richtung, ohne störende Abirrung, weit mehr Festigkeit der Ueberzeugung, Klarheit und sittliche Kraft gehört, als zu einem „Miteinander" in enger Verbindung und Gliederung, wo der Starke den Schwachen hält und stützt. Geht dieses nicht, so geht das andere schon gar nicht.

Wie kann man ferner dem „Beispiel der Böhmen folgen"? Läßt sich die nationale Binde- und Widerstandskraft beliebig schaffen? Und wenn das Bewußtseyn geschichtlichen Rechtes in dem einen und dem andern Lande entschwunden ist, soll man es gerade dort und nur dort suchen, wo es nicht mehr zu finden ist? Um dieses Bewußtseyn allmählich wieder wachzurufen, gibt es nur einen Weg, der seinen Ausgangspunkt dort hat, wo die geschichtliche Erinnerung bereits wieder lebendig geworden ist, d. i. in Böhmen. Von diesem Lande muß der Belebungsprozeß ausgehen, was insoferne keinem Anstand unterliegt, als das historische Recht der einzelnen Länder mit der Geschichte des ganzen österreichischen Ländervereines in enger Verbindung steht. Es liegt ein solches Beginnen im allerdringendsten Interesse dieses Königreiches selbst, denn eine Anerkennung des böhmischen Rechtes allein wird nie etwas anderes seyn, als die Vorbereitung auf eine nachfolgende Enttäuschung, wenn nicht in allen österreichischen Ländern mit geschichtlichen Rechtsverhältnissen das wache Volksbewußtseyn die gleiche Anerkennung verlangt.

Die kalte Zurückhaltung der böhmischen Partei bewirkt gerade das Gegentheil von dem was wir als nothwendig ansehen. Theoretische Vorlesungen über Föderalismus und österreichische (leider auch wissenschaftlich im Argen liegende) Rechtsgeschichte, in Versammlungen, in Journalen und Broschüren — diese verhallen wie die Stimme in der Wüste, und den Glauben haben wir aufgegeben, daß der Abscheu vor dem Liberalismus in seinen österreichischen Formen

Wunder wirken werde. Was hat denn ein fünfzehnjähriger „Abscheu“ für Erfolge gezeitigt? Im geduldigen Ertragen constitutioneller Nivellirung sind Fortschritte zu verzeichnen! Und da soll der Ruf rettend wirken: „ahmt die Böhmen nach“? Was besagt er denn anderes, als daß die anderen Länder sich gegen die centralistische Reichsrathspolitik zu dem gleichen Widerstande aufraffen sollen, wie es seit Jahren von Seite der Böhmen geschieht. Die Haltung der letzteren läßt sich doch von ihrem Grunde, von dem Wesen der böhmischen Partei: dem Gedanken und Gefühle nationaler Einheit, nicht trennen. Sollen, wie die Böhmen es gethan haben, auch die deutschen Conservativen sich mit den deutschen Liberalen und mit den deutschen Radicalen zu einem Parteiganzen vereinigen? — Zum Heile Oesterreichs ist dieß unterblieben; eine fortschreitende Parteibildung nach nationalen Gesichtspunkten führt zur Zersetzung des Reiches!

Immer müssen wir wieder auf den Ausspruch zurückkommen, daß nur eine gemeinsame, praktische, öffentliche Thätigkeit uns dem Ziele föderativer Ordnung näher bringen kann. Sie muß gemeinsam seyn, damit die tiefere Einsicht, die Kraft der Rechtsüberzeugung des einen Theiles auch auf die anderen Einfluß gewinne, zum Gemeingut werde. Sie muß praktisch seyn, damit an den einzelnen Fragen, die das Leben selbst aufwirft, geprüft und erörtert werden könne, welche Lösung sich bei einer veränderten, an das Geschichtliche anschließenden Rechtsstellung der Länder ergeben würde. Sie muß endlich öffentlich seyn, damit das nöthige Licht nicht auf den engen Kreis der Auserwählten beschränkt bleibe, sondern unter die Wähler, in das Volk selbst getragen werde. — Ein mühevolles Werk, allerdings; und wir wären es außer Stande anzugeben, in welchem Jahre es zur Vollendung gelangt, „wie lange“ die erwähnte Thätigkeit währen müßte. Wer aber eine Berechnung auf Tag und Stunde wünscht, wann er von einem gepflanzten Baume die reife

schmackhafte Frucht genießen werde, der thut überhaupt besser die Pflanzung zu unterlassen.

Für diejenigen ist dies Alles wohl ein müssiges Gerede, die so scharfsinnig sind, daß sie „im Föderalismus Oesterreichs nicht blos eine Idee der Zukunft“ erblicken, sondern ihn schon jetzt als vorhanden, als den „thatsächlichen Zustand“ erkennen. Es wäre also gewissermaßen ein latenter Föderalismus, weil „die zeitweilig herrschende Partei ihm die gesetzliche Anerkennung verweigert.“ Die österreichischen Liberalen werden von dieser ihnen hier zugesprochenen übernatürlichen Macht gerne Kenntniß nehmen; denn nach dem Angeführten wartet ja die österreichische „Natur“ auf ihre „gesetzliche Anerkennung.“ Wir, die weniger scharfblickend sind, verlangen deutlich sichtbare Zeichen jenes „thatsächlichen Zustandes“, und sehen uns darauf angewiesen, sie in der Haltung aller „Föderalisten“ zu suchen. Wir müssen aber gestehen, daß wenn die Kreuz- und Querzüge der Mehrzahl dieser „Föderalisten“, wenn das Herumirren ohne Plan und Ziel schon der „Föderalismus Oesterreichs“ ist, wir den Centralisten nicht Unrecht geben könnten, die diesen Begriff mit der Anarchie im Staate in Verbindung bringen.

Auch auf die Gefahren wurden wir aufmerksam gemacht, die den „Föderalisten“ im Reichsrathe drohen, indem sie den Versuchungen des centralistischen Cisleithanismus unterliegen könnten. Diese „Einbuße“ wird wahrscheinlich eintreten; wir glauben aber, sie sei leicht zu verschmerzen. Wer keine Ueberzeugung hat, oder sie so leichten Kaufes hingibt, kann ja doch nicht als feste Stütze angesehen werden. Unerfindlich bleibt es uns, wie derjenige der an der vollen Reife des Föderalismus (also doch auch der Föderalisten) in Oesterreich keinen Augenblick zweifelt, dieselben „Föderalisten“ für schwach genug hält, um den Verlockungen des centralistischen Reichsrathes zu folgen, und gleichzeitig für stark genug, um dem centralistischen Europa Trotz zu bieten! — Um den Föderalismus zu begründen, dazu gehört etwas

mehr als offene Arme zur Aufnahme aller politisch Unzufriedenen.

Der edle Eifer für die gute Sache hat unseren Gegner offenbar zu weit geführt; er ließ ihn Vieles übersehen, was wohl gewürdigt seyn will, bevor die Siegeszuversicht in ihre Rechte tritt; er ließ ihn auch Vieles übersehen, was wir geschrieben und was wir nicht geschrieben haben. Wir haben nie und nirgends behauptet, daß die „Nachahmung ungarischen Beispieles" durch die Böhmen, „separatistischen Zwecken" gedient hätte. Wir müßten in totaler Unkenntniß böhmischer Verhältnisse befangen seyn, um eine solche Behauptung aufstellen zu können. Die „Nachahmung" bezog sich, nach unseren klaren Worten, auf den Weg den Ungarn unter dem Ministerium Schmerling eingeschlagen hatte, um seine Rechte zu wahren, sie bezog sich ferner auf den Vorgang der im Jahre 1867 eingehalten wurde, um das ungarische Provisorium mit möglichster Eile in ein unwiderrufliches Definitivum zu verwandeln. Die Benützung der Erfahrungen Anderer ist noch Niemanden als Vergehen angerechnet worden, und die Entrüstung unseres Gegners mußte uns um so mehr überraschen, als man es von einflußreichen Mitgliedern der böhmischen Partei selbst oft genug mündlich hören und in ihren Preßorganen schriftlich lesen konnte: wie angezeigt es sei, sich Ungarns erfolgreichen Vorgang zum Muster zu nehmen. Auch in dem früher angeführten „Katechismus der österreichischen Rechtspartei" wird zur Ermunterung der Parteimitglieder ausdrücklich darauf hingewiesen, wie „Ungarn die ihm eigenthümlichen Rechte erfolgreich gegen die Partei vertheidigte, welche die Februarverfassung geschaffen hatte."

Uebrigens hat uns der Gegner hier wider Willen einen Dienst erwiesen, indem er auf Umstände aufmerksam machte, die wir zur Unterstützung unserer Meinung sehr gut verwerthen können. „Gleich im Jahre 1861, zu einer Zeit als noch Niemand wußte, in wie weit die Ungarn den revolutionären Boden des Debrecziner Reichstages vom J. 1848

verlassen würden, hat der böhmische Landtag, und zwar damals der ganze Landtag, einstimmig die Sehnsucht nach der Krönung des Kaisers Franz Joseph als König von Böhmen ausgesprochen." Aus dieser und anderen ähnlichen Thatsachen werden dann Folgerungen gezogen, welche die böhmische Reichstreue außer Zweifel stellen. Da wir an dieser Treue nie gezweifelt haben, so erweckt die eben erwähnte Kundgebung des böhmischen Landtages in einer anderen Beziehung unser Interesse. Wenn damals „der ganze Landtag einstimmig (also auch die deutschen Abgeordneten) die Sehnsucht nach der Krönung" ausgesprochen hat, so geschah dieß um dem Herkommen, dem Ansehen des Königreichs gerecht zu werden, und um damit einen Akt der Loyalität und treuer Huldigung zu verbinden; wozu bei der großen Mehrheit der Landtagsmitglieder die gehobene Stimmung am meisten beitrug, welche durch die kurz vorher publicirte Februarverfassung hervorgerufen ward. Wäre in jenem Landtage die Rechtsstellung des Königreiches, und der Conflikt in den sie mit der Februarverfassung gerieth, auch nur angeregt worden — hätten die deutschen Abgeordneten dann die „Sehnsucht nach der Krönung" getheilt? Diese bildeten aber 1861, mit der gleichgesinnten Mehrheit der Großgrundbesitzer, die Majorität des Landtages, und man kann dessen gewiß seyn, daß, im Falle einer solchen Anregung, der Landtag die Bitte um Vollziehung des Krönungsaktes nicht nur nicht „einstimmig" sondern gar nicht gestellt hätte. Die böhmische Krönung ist keine leere Ceremonie, sie ist der höchste Weiheakt der staatsrechtlichen Stellung des Königreiches. Ein solches Begehren im Jahre 1861 stellen, heißt die (zur Zeit herrschende) Unklarheit über die Rechtsverhältnisse des Landes documentiren. Der Vollzug der Krönung in jener Zeit hätte nichts anderes bedeutet, als die feierliche Weihe der Landesordnung von 1861, und mit ihr der Februarverfassung selbst, die doch das geschichtliche Recht des Landes negirte! Damals hat nur eine sehr

kleine Fraktion von früher ständisch berechtigten Großgrundbesitzern im Landtag dagegen Verwahrung eingelegt, daß man in der Ausübung ihres Landtagsmandates ein Präjudiz für die ständische Berechtigung ihrer Standesgenossen erblicke. Wenn auch diese Verwahrung einen persönlichen Charakter trug und auf persönliche Rechte hinwies, so war sie doch nicht frei von einem (damals dem einzigen) Anklang an das historische Recht des Landes. Aber Niemand fand sich im ganzen Landtag, der diesen Anklang herausgefühlt und versucht hätte, den Rechtsconflikt, in den das Land gerathen war, mit offenem Verständniß darzulegen. Man betrachtete den Protest eben als einen persönlichen, und ließ es dabei bewenden. Die Erinnerung an „altständische Berechtigung" war keinem Theil sympathisch, weder dem deutschen noch dem slavischen. Die von den slavischen Abgeordneten im Landtage 1861 abgegebene Erklärung hatte einen nationalpolitischen Anstrich, und bezog sich hauptsächlich auf die Ungerechtigkeit der Wahlordnung gegen den slavischen Volksstamm, der die große Mehrheit im Lande bildet. Der Adresse jenes Landtages, welche dem Monarchen den Dank für die Verleihung der Februarverfassung aussprach, hat sich auch jener Theil der Abgeordneten, aus welchem später die Oppositionspartei hervorging, in dem Sinne angeschlossen: daß durch diese Verfassung ein freier Boden zum politischen Kampfe gewonnen sei. Der „Boden" selbst wurde damals von keiner Seite perhorrescirt.

Wer sich die Mühe nimmt die Reichsrathsverhandlungen 1861/62 nachzulesen, an denen sich alle böhmischen Abgeordneten betheiligten, wer sich ferner die Thätigkeit des böhmischen Landtages in den ersten Jahren erinnert, der wird kaum schwache Keime dessen zu finden vermögen, was eine spätere Zeit an staatsrechtlichen Forderungen zur Reife brachte. Der Kampf um politische Centralisation und um „Landesautonomie" hat wohl sehr früh begonnen; auf die Widersprüche zwischen dem Oktoberdiplom und der oktroyirten Ver-

fassung wurde schon in der allerersten Zeit hingewiesen, aber den eigentlichen Stützpunkt für die Vertheidigung der Landesautonomie im Reichsrathe bildeten immer nur die Landtage, wie sie sich auf der Grundlage der Verfassung von 1861 constituirt und ihre Thätigkeit begonnen hatten. Sich auf diese Vertretungen stützen, hieß doch wahrlich nicht staatsrechtliche Sonderansprüche erheben. Verhandlungen, wie jene über Allodialisirung der böhmischen Kronlehen, die damals im Reichsrathe geführt wurden, waren doch ganz geeignet die staatsrechtliche Frage in den Vordergrund zu stellen. Sie haben aber nur zu einem Competenzstreit für den Reichsrath einer- und den Landtag andererseits Anlaß geboten, obwohl diese beiden Vertretungen denselben Ursprung und die gleiche Rechtsgrundlage hatten, welcher die Verleugnung des Sonderrechtes eines einzelnen Landes ureigen war. Die Landesordnung wurde von den böhmischen Abgeordneten auch im Reichsrath nur als „ungerecht" angefochten wegen Verkürzung des slavischen Volksstammes bei der Stimmenvertheilung.

Im böhmischen Landtage wurden jahrelang legislative Beschlüsse ohne Widerspruch gefaßt, nicht nur über Anregung der Regierung, sondern aus der Initiative des Landtages in allen seinen Fraktionen. Mit der Sanktion des Monarchen versehen, sind sie zu Gesetzen geworden, deren verpflichtende Kraft Niemand im Lande in Zweifel zog und deren Geltung auch heute nicht bestritten wird. Die von den nationalen Abgeordneten unter Führung Palackys in der Session 1862/63 beantragte Wahlreform sollte kein Provisorium, vielmehr ein gesetzliches Definitivum schaffen. Im J. 1865, nach erfolgter Sistirung der Reichsrathsthätigkeit, fand eine klarere Rechtsanschauung schon viele Bekenner, aber erst drei Jahre nachher, 1868, schaarte sich um die „Declaration" der böhmischen Landesrechte eine national-politische Partei, die (Ausgleichszwecke ausgenommen) eine passive Haltung dem Reichsrath und Landtag der Februarverfassung gegenüber, jedem

ihrer Mitglieder zur Pflicht machte. Ein Jahr vorher hat die Abstinenzpolitik Ungarns ihre Früchte eingeheimst.

Warum wir das anführen? Nicht um zu recriminiren; in jener ersten Zeit konnte sich gar Niemand eines klaren Blickes rühmen. Wir thun es aus zwei Gründen. Wenn in Böhmen, einem Lande von großen geschichtlichen Erinnerungen, reich an geistigen Kräften, seiner hohen moralischen und materiellen Bedeutung sich wohl bewußt und gehoben durch einen stolzen nationalen Sinn, wenn hier erst nach jahrelangem Ringen ein Theil der Bevölkerung zur Klärung des Rechtsgedankens sich emporarbeitet, wie läßt sich denn erwarten, daß andere Länder, wo die Ungunst der Verhältnisse kaum einen Vergleich mit Böhmen gestattet, aus sich selbst die Kraft des Selbstgefühls und bewußter Rechtsvertheidigung erlangen, um alle die widrigen Einflüsse abzuwehren, deren Herrschaft seit sehr langer Zeit dort zur Gewohnheit ward?

Unser zweiter Grund ist folgender. In Böhmen ist trotz des „Mitmachens als ob es recht wäre", trotz der Betheiligung an den ersten Reichsrathsverhandlungen und der viel länger währenden Betheiligung an der Landtagsthätigkeit (immer auf der Grundlage der Februarverfassung), ja in Folge dieser Betheiligung und der jahrelang fortgesetzten Parlamentskämpfe, die Erkenntniß des Rechtes erst erwacht, die Partei des Widerstandes, durch Verbindung des nationalen Kraftbewußtseyns mit der neubelebten Rechtserinnerung, erst zur inneren Ausbildung gelangt! Diese Lehre gibt uns die erwähnte Reminiscenz; erfahrungsgemäß ist also das Gegentheil von dem eingetreten, was der föderalistische Kritiker von dem „Mitmachen" besorgt, und der Druck feindlicher Majoritäten und Regierungen hat an diesem Ergebniß gewiß nicht das kleinste Verdienst. Die ausgesprochene Neigung die Ursache unserer Mißstände nicht unter den „Föderalisten", vielmehr fast ausschließend bei ihren Gegnern zu suchen, diese ist es die das geistige Auge schwächt und trübt. S

die Regierung „die Landtage niederdrückt", ruft man uns zu, wie soll denn die föderalistische Parteientwickelung Fortschritte machen? Druck pflegt Gegendruck zu erzeugen; wenn dieser ausbleibt — wo liegt die Ursache? Haben die verschiedenen Regierungen die oppositionellen böhmischen Landtage vielleicht besonders glimpflich behandelt? Hier war der Regierungsdruck der allerstärkste; die Gegenwirkung blieb nicht aus und hat sich seit 1868, ohne Landtag, gesteigert. Die reagirende Kraft war geweckt; daß sie hier die politisch brauchbarste gewesen sei, könnten wir wohl nicht behaupten — eine solche wäre erst überall zu beleben, aber das Gesetz des Druckes und Gegendruckes bleibt auch für diese in Geltung.

Wenn wir Umschau halten, wie die Verhältnisse derzeit beschaffen sind, wenn wir ihre Entwicklung in den letzten fünfzehn Jahren nochmals an unserem Geiste vorüberziehen lassen, dann können wir keinen einzigen der Trostgründe für stichhaltig ansehen, mit welchen der geehrte Gegner seine Auffassung schützend umgibt. Diese Gründe sind: der fortgesetzte „Widerstand" der Föderalisten, so zwar „daß die Gewaltmittel, mit denen er niedergehalten wird, fortwährend gesteigert werden müssen" — was doch eine fortschreitende Erstarkung des Widerstandes voraussetzen würde. Der zweite Trostgrund ist die erwartete „monarchische That", und der dritte: „die Natur Oesterreichs."

Was ist unter den „gesteigerten Gewaltmitteln" zu verstehen? Die Einführung direkter Reichsrathswahlen? Die ganze liberale Politik ist ja nichts anderes als eine fortgesetzte Gewaltthat; in der Durchführung der Wahlreform feierte sie ihren Sieg, der selbst einen Theil der czechischen Opposition, die Mährer, in den Reichsrath führte. Und da soll uns ein erstarkter „Widerstand" trösten, der den Gegnern auf ihrem Triumphzuge das Geleite gibt? Oder haben wir den eiligen Beschluß des Bregenzer Landtages in der vorletzten Session unter den „gesteigerten Gewaltmitteln" zu

verstehen? Es war dieß ein (übrigens im Rechte begründetes) Mittel, das der constitutionelle Apparat jeder Regierung zur Verfügung stellt, die sich augenblicklichen Verlegenheiten — hier: der Discussion von Verfassungsfragen — zu entziehen sucht. Der Gebrauch dieses Mittels hat das Mißliche, daß er in der Regel den Widerstand stärkt. Was geschah aber in Oesterreich? Die anderen Landtage mit oppositioneller oder „föderalistischer" Mehrheit ließen sich, nach jenem Regierungsakte in Bregenz, ihr wichtigstes Recht, die Wahl für den Reichsrath, schweigend entziehen, oder beschränkten sich auf einen Privatprotest der conservativen Abgeordneten, um jeder Unannehmlichkeit mit der liberalen Regierung aus dem Wege zu gehen! Auch der Bregenzer Landtag hat in der letzten Session die Discussion über die Wahlreform nicht wieder aufgenommen, wozu er doch das volle Recht hatte. Wenn der Gegner die bezüglichen Bemerkungen im ersten Theil unserer Darstellung aufmerksam gelesen hätte, würde er wohl weniger vom „Widerstande der Föderalisten" gesprochen haben. Heute kann liberalerseits ruhig in die Welt hinausgeschrieben werden: Konnten wir den Landtagen geben, so können wir ihnen auch nehmen! So schreibt die liberale Berühmtheit, der steierische Landeshauptmann von Kaiserfeld über „Verwaltungsreform" („Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung", Monat August): „Die staatsrechtliche Berechtigung der Landtage ist auch heute noch nur aus den Landesordnungen zu entnehmen, welche bis jetzt eine Aenderung nicht erfahren haben. Wenn aber wirklich das revidirte Grundgesetz über die Reichsvertretung (Dezemberverfassung) durch die taxative Aufzählung der in die Competenz der Reichsgesetzgebung fallenden Gegenstände einem Zweifel darüber Raum ließe: wie weit diese auf dem Gebiete der Verwaltungsreform durch die Landtage beschränkt sei, und wenn dieser Zweifel seine Begründung in der Thatsache fände, daß durch das revidirte Grundgesetz die legislative Berechtigung der Landtage eine Erweiterung erfahren habe,

so ist doch andererseits auch gewiß, daß, so wie die Reichsgesetzgebung die Competenz der Landtage zu erweitern berechtigt war, sie auch berechtigt seyn müsse, dieselbe wieder zu mindern. Das revidirte Grundgesetz über die Reichsvertretung ist ein Gesetzgebungsakt und keineswegs ein Vertrag." Mit diesen Worten sind in nuce die Früchte bezeichnet, die der „Widerstand" im Landtage gebracht hat. Es ist Logik in den angeführten Worten, das läßt sich nicht leugnen. Vor zwei Jahren wurde den Landtagen ein Recht (der Reichsrathswahl) entzogen, obgleich es in den Landesordnungen enthalten war. Die Landtage mit oppositioneller Mehrheit schwiegen. Jetzt will man ihnen Rechte entziehen, weil sie nicht in den Landesordnungen enthalten sind, und die Landtage müssen erst recht schweigen. Sie haben 1867 das Danaergeschenk von Rechten aus den Händen des Reichsrathes angenommen, nämlich diese Rechte ausgeübt, ohne sie in den Landesordnungen in legaler Form zu verzeichnen. Damit ward principiell anerkannt: der Reichsrath sei es, der über die Rechtssphäre der Landtage entscheidet!

Einen nennenswerthen Widerstand haben überhaupt nur die Nationalitäten der Centralisation geleistet; doch waren die Centralisten auch in der Aufrollung dieser Schlachtreihen recht glücklich, denn die wirklich kräftige Opposition ist nur mehr auf einen Theil der Czechoslaven beschränkt. Die nationale Verschiedenheit gehört auch zur „Natur Oesterreichs", in der Gegenwehr der Nationalitäten liegt aber leider kein brauchbarer Gedanke für eine politische Organisation. Eine Oppositionspartei muß nicht bloß abwehren, sie muß auch die Kraft des Erhaltens, des Belebens und Schaffens in sich tragen, und das wird sie nur dann, wenn ihr die Vertheidigung des Rechtes, ohne nationale Sonderung, zum Stützpunkt dient.

Wir werden keine Worte verlieren über so selbstverständliche Dinge wie: daß in monarchischen Staaten sich

keine Veränderungen „ohne oder gegen den Willen des Monarchen" vollziehen sollen; auch bedarf es keiner näheren Ausführung, wie hochbedeutsam besonders für Oesterreich die Entschließungen des Monarchen seien. Ueber die Gränzen des Möglichen kann jedoch auch die Wirkung „monarchischer Thaten" nicht hinausgehen, und wir verstehen es deßhalb nicht, wie in einem Staate, wo das Volk durch seine Repräsentanten das öffentliche Leben mitbestimmt, die Entschließung des Monarchen auch dann wirkungsvoll seyn kann, wenn sie im Sinne einer Opposition erfolgt, die sich selbst noch „Opposition" macht, die in ihren Thaten, ihren Zielen, noch keine Einigkeit erkennen läßt.

Bezüglich des Oktoberdiploms sagt unser Gegner, daß diese „monarchische That nicht genügend vorbereitet war." Diese richtige Bemerkung wird wohl auch auf die Politik von 1871 ihre volle Anwendung finden. Ja, müssen wir uns nicht eingestehen, daß die Dezemberverfassung weit besser „vorbereitet" war? Diese lebt schon acht Jahre und ihre weiteren Schicksale entziehen sich jeder Berechnung; während die „Fundamentalartikel" ein Entwurf blieben, und das Oktoberdiplom, als ausgeführtes Gesetz, nicht einen Tag des Daseyns zählte. Da hilft kein Seufzer darüber hinweg; es heißt: forschen, gründlich nachdenken und dem Ergebniß gemäß handeln. Der Monarch allein kann die nöthige „Vorbereitung" gewiß nicht treffen; sie ist zum weitaus größten Theile eine Aufgabe des Volkes selbst. Will man denn im Ernste der „monarchischen That" an und für sich die Wirkung beimessen: die Föderalisten einig, zielbewußt und stark, die Centralisten aber in ihrem Handeln uneinig, ziellos und ohnmächtig zu machen? — Wir werden wohl mit der Meinung nicht fehl gehen, daß der geehrte Gegner die Frage in gewissem Sinne zu bejahen geneigt sei. Er hat ein so unerschütterliches Vertrauen in die ungeschwächte Naturkraft Oesterreichs, daß er von dem Entschlusse des Monarchen, mit dem Liberalismus und allen seinen Schöpfungen zu brechen,

unmittelbar das Wiederaufleben dieser „Natur" und mit ihr auch die Einigkeit und unüberwindliche Stärke der Föderalisten erwartet. Der Wesenheit nach ist diese Auffassung auch in seinem Ausspruch enthalten: „Oesterreich ist ein staatsrechtlich organisirter Verband einer Reihe von eigenberechtigten Ländern, daher können auch die Föderalisten nur einen organischen Verband von Länderparteien bilden." Eine andere Parteibildung erscheint ihm schon jetzt als „naturwidrig."

Würde der staatsrechtlich organisirte Verband und die Eigenrechte der Länder allenthalben vom Volke (von den „Hunderttausenden welche die Haltung der Wenigen billigen und unterstützen müssen") verstanden, gewürdigt und geschätzt, wäre sonach die conditio sine qua non erfüllt, damit dieser „Verband" in seiner ursprünglichen Natur und Kraft hervortrete und zur Geltung gelange, dann könnte man allerdings aufhören „Föderalismus" zu spielen — wie dies jetzt so vielfach geschieht — und würde den wirklich vorhandenen Föderalismus auch „föderalistisch" behüten. Doch wie weit sind wir davon entfernt! Ueber jenem Verbande lagert eine dichte mächtige Schicht absolutistisch-bureaukratischer (daher centralistischer) Gebilde, auf der wir Alle herumwandeln. Wenn auch die Blicke aller jetzt lebenden Föderalisten diese Schicht durchbohren und den Untergrund in seiner wahren Gestalt erkennen würden — was selbst bei den „Wenigen" nicht der Fall ist — bliebe es noch immer die nächste Aufgabe, das geschichtete drückende Gestein allmählich zu entfernen, ohne Schädigung des Untergrundes. Vor allem daher: verständige Arbeiter für diesen Zweck! Die bloße Benennung „Föderalist" führt uns solche Arbeiter nicht zu; sie müssen erzogen, herangebildet werden. Wir kennen ein Land, das (in seiner Volksmehrheit) „föderalistisch" genannt wird, weil dort die Ausdehnung der Schulpflicht auf zwei weitere Altersjahre ernste Unzufriedenheit erregte. Wir kennen ein anderes Land, wo die Opposition als wahrer

und wichtiger Bestandtheil der „föderalistischen Partei" betrachtet und behandelt wird, obwohl das nationale Herrschbestreben dieser Opposition zu „dem staatsrechtlich organischen Verbande" und zu den „Eigenrechten der Länder" einen Gegensatz bildet! Das sind die früher erwähnten „offenen Arme", das ist aber kein Föderalismus, und wenn es für ein solcher seyn soll, so ist es ganz gewiß ein „naturwidriger!"

In dieser Auffassung der „Natur Oesterreichs", wie sie unserem Gegner — und wahrlich nicht ihm allein — eigen ist, finden wir den Urgrund aller Täuschungen. Wir werden diese Behauptung begründen, und zwar wenn wir es sachgemäß dort thun, wo wir uns über den österreichischen „Dualismus" auszusprechen gedenken.

XLVIII.

Zum Mainzer Dom.

Mit der Feier des Mainzer Bischofsjubiläums im Sommer des laufenden Jahres hing eine wichtige Kunstsache zusammen, nämlich der Schluß des östlichen Thurmausbaus durch Vollendung des Helms und seiner Krönung. Dombaumeister Cuypers hat als Festschrift einen Vortrag ausgegeben, welcher den Dom zum Gegenstand hat, und zwar dessen Vergangenheit und Gegenwart. Bei dem großen Interesse, welches der fragliche Bau hat, wird ein Herausgreifen der wichtigeren Stellen des Vortrags angezeigt sein.

Bezüglich der Vergangenheit des Baues ist der Autor der Ueberzeugung, daß das gewaltige Mittelschiff ...

über $13^1/_2$ Meter Spannweite in seiner Gesammtheit mit Ausnahme der jetzigen Ueberwölbung in das 12. Jahrhundert gehört, sei es daß der Umbau sich an den Brand von 1137 oder den von 1181 anschloß. Nun fragen wir leicht, wenn die Wölbung nicht gleichzeitig stattgefunden, welchem Zwecke die vorgestellten Halbsäulen dienten? Sie sind wohl später und zwar mit dem Einwölben hergestellt worden? Herr Cuypers nun hält ganz bestimmt dafür, daß die Pfeiler in regelmäßiger Weise den Pfeilern eingebunden seien, wie jeder Fachmann bei Prüfung des Stein- und Fugenschnittes sich leicht überzeuge[1]).

Wir haben also beim Schiffbaue eine flach gehaltene Holzdecke anzunehmen, die Halbsäulen dürften also der Unterstützung der Holzconstruktion gedient haben, wie wir das in der Kathedrale zu Peterborough in England sehen.

In dem nicht bekannten[2]) Urheber des Bauplanes rühmt Herr Cuypers einen „Meister der kein Neuling in seiner Kunst" war; allerseits bekundigt sich eine regelmäßige, wohlgeschulte Bauführung. „Der Baumeister des Schiffes muß die mächtigen Reste altrömischer Architektur wohl gekannt haben; denn in der ganzen Anordnung der Architektur klingt eine Erinnerung an römischen Aquäduct- und Brückenbau an."

Auch der Ostchor von der Krypta herauf bis zur Höhe der alten Kuppel (gegenwärtig abgetragen) gehört noch ins 12. Jahrhundert, und ist wohl ein Werk des Erzbischofs Konrad von Wittelsbach.

Mit den Herstellungsarbeiten unter Konrad am Schlusse des 12. Jahrhunderts beginnt eine neue gewaltige Bauperiode; in diese, welche fast ein halbes Jahrhundert um-

---

1) Der Verfasser schließt jedoch die Möglichkeit einer von vornherein beabsichtigten Ueberwölbung nicht absolut aus.

2) Das Nichtvorkommen von Namen der Baumeister scheint nur in dem Umstande zu liegen, daß der Bauplan mehr das Resultat collegialer Berathung war, wobei der Einzelne zurücktrat.

spannt, gehören das Einfügen der Gewölbe des Mittelschiffs, die Architektur der Seitenschiffe, der neue glänzende Westchor, die Memoriakapelle und die früheren Kapitelsgebäude. „Wem die Palme für die Gründung des 1239 geweihten Westchores (Stiftschor genannt) gebührt, bleibt ein Räthsel. Wohl wenige Kirchen dürften zu finden seyn, wo die Choranlage zu einer so großartigen Raumentwicklung gesteigert ist! Auch im Westchorbau waren wohl fremde Bauleute (wie am Mittelschiff) thätig, die nach vollendeter Aufgabe wieder die Stadt verließen", denn weder in noch im Umkreise der Stadt finden sich Bauwerke von verwandtschaftlicher Architektur, während „Köln der mächtig anregende Mittelpunkt zur Bildung einer Architekturschule war, und selbst Worms kommt für einen beträchtlichen Kreis von Bauten diese Bedeutung zu."

Merkwürdigerweise erlebte die schöne Krypta des Ostheils das Schicksal, eingerissen zu werden, was bedeutende Umänderungen im Innern zur Folge hatte. Die dadurch entstandene Leere hob eine geschickte Hand durch den Bau eines Lettners, welcher zwischen Ostchor und Mittelschiff zu stehen kam. Von dieses Lettners Bestehen und Erbauer besaß man bisher nicht die geringste Kenntniß, bis die Fülle seiner herrlichen Trümmer bei den jüngsten Arbeiten unter dem Schutte zum Vorschein kamen. Der Lettner gehörte zum Vorzüglichsten seiner Art und Zeit. Auch hier muß damals ein Meister gearbeitet haben, der die glänzende Entwicklung der Architektur in Frankreich kennen gelernt hatte und die neue Richtung an den Rhein verpflanzte. Auch Erwin von Steinbach hat seine Schule in Frankreich gemacht, und die Stiftskirche zu Wimpfen im Thal wird nunmehr als Erwin's Schöpfung aus der Zeit seiner Wanderjahre vermuthet.

Wiederum merkwürdig erscheint es, daß in unseren Tagen diese Krypta hergestellt wird. In Jahresfrist kann der Plan zur That gestaltet seyn. Im J. 1871 schwebte noch die

„Frage der Wiederherstellung der Krypta des Mainzer Doms“, erörtert von F. Schneider, Dompräbendat[1]). Der Verfasser dieser (auch in diesen Blättern seinerzeit erwähnten) Schrift trat kräftig für diese Frage ein und wußte weiteres Interesse für das Objekt zu erwecken. Was man heute herbeisehnt, schwebte seinerzeit in Gefahr als nicht integrirender Theil übersehen zu werden. Diese Krypta bildet eine Capitalfrage für die herrliche Zukunft des Doms, wie sie jetzt gesichert in Cuypers Händen liegt. „Möchte man in der Frage der Krypta, schloß die Schneider'sche Erörterung, die Traditionen der romanischen Architektur und der ursprünglichen Anlage des Doms im Auge behalten, und durch die technischen Gründe um so mehr bestärkt, zur Wiederherstellung der Krypta schreiten.“

Doch — in Kürze sei noch der Gegenwart des Doms gedacht. Der berühmt gewordene Pfeiler liegt in seinen Quadern vertheilt am Boden oder aber bereits anderweitig verwendet; ein neuer arcus triumphalis gibt Sicherheit für die Linie zwischen Chor und Schiff; die Hochwände im Chor, gefestigt und theils erneuert, tragen bereits den neuen Thurmaufbau, dessen Eisenhelm eben auf Vollendung durch eine neue Art von Schiefereindeckung wartet. Das Alles erweist sich als Arbeit des H. Cuypers, dem freilich die Vorarbeiten des H. Wessicken Vorschub leisteten. Unter und durch Letzteren fanden tiefgreifende und zeitraubende Untersuchungen aller kranken Stellen des Ostheils statt.

Mit Nächstem wird der Ostchor überwölbt, dann die Krypta, worauf die ganze innere Ausstattung folgt. Einen Vorgeschmack des einstigen (vergangenen und kommenden) Glanzes gibt die bereits in vollendeter Ausstattung entgegentretende Marienkapelle. Glasfenster mit der ganzen Gluth

1) Von demselben Verfasser besitzen wir noch die Domschriften: Die Baugeschichte des Mainzer Doms vom J. 1159 bis 1200. 1870; Der Pfeiler im Mainzer Dom. 1870; Der Ostthurm des Mainzer Doms. 1870.

alter Farbenpracht[1]) erfüllen die hohe Kapelle mit zur [...] einladendem Halbdunkel; das Auge fesselt ein neuer goth[...] Altar, in welchem gute Figuren älterer Zeit geschickte [...] wendung fanden; die Wände und die Flächen der Gew[...] haben passende Dekoration erhalten. An einem Pfeiler h[...] das wie anderwärts so auch hier viel verehrte Bild von [...] immerwährenden Hülfe. Eine liebliche Stätte der Anda[...] der Kunst! Möge so Ostchor und Kapellenreihe gleich v[...] kommen ausgestattet bald die Betenden fesseln und zu him[...] lischen Gedanken hinaufweisen!

XLIX.

Ein neues Werk über Anselm von Canterbury.

Essai critique sur la philosophie de S. Anselme de Canterbury [...] M. l'abbé *A. van Weddingen,* Docteur en Philosophie et en T[...] logie, aumônier de la cour. Bruxelles, 1875.

Perioden des beginnenden Lebens und der aufsteige[...] Entwicklung haben zu allen Zeiten, wie in dem Krei[...] der Natur, so in dem wechselvollen Gange der Mensch[...] schichte, einen besonderen Reiz auf den Beschauer aus[...] Begreiflich genug! Pflegt doch die Hoffnung fast i[...] reicher zu seyn als die Erfüllung, und nicht jede verheiß[...] Knospe des Frühlings zur vollen Sommerreife gezeitig[...]

---

1) Sie sind eine Arbeit des Holländers Nicolas, der sich vor [...] in Bockenheim niedergelassen hat und mit der Herstellung v[...] Fenstern für den Frankfurter Dom betraut ist.

werden. — So erklärt es sich vielleicht, daß wir von Albertus Magnus bis heute noch nicht einmal eine den wissenschaftlichen Anforderungen genügende Biographie besitzen, um von einer Würdigung seiner Stellung in der Geschichte der Philosophie ganz zu schweigen (denn das liebenswürdige Buch von Sighart reicht doch nach keiner dieser beiden Beziehungen hin aus), daß sich dagegen eine verhältnißmäßig reiche Literatur an die erste glänzende Erscheinung in dem Geistesleben des Mittelalters, den „Vater der Scholastik", Anselm von Canterbury angeknüpft hat. Nach dem Vorgange Möhler's haben in Deutschland Hasse, in Frankreich Remusat ihn zum Gegenstand eingehender Monographien gemacht, während Abröll, Höhne und A. einzelne Theile seiner Lehre behandelten. Trotzdem und zugleich zur erneuten Bestätigung des ganz besonders lebendigen Interesses, das jener Mönch des XI. Jahrhunderts noch immer ausübt, hatte die königlich belgische Akademie für das Jahr 1874 die Preisfrage ausgeschrieben: „Die Philosophie des Anselm von Canterbury eingehend darzustellen, ihre Quellen aufzuzeigen und ihren Einfluß auf die Geschichte der Ideen nachzuweisen."

Die Arbeit, welche den Preis davon trug und nunmehr im Drucke vorliegt, hat einen jüngeren belgischen Geistlichen und Schüler der Löwener Universität, Herrn Dr. van Weddingen zum Verfasser. Derselbe macht, um dieß gleich hier zu erwähnen, aus seinem kirchlich-gläubigen Standpunkte und seinem Einverständniß mit den Hauptlehren der großen mittelalterlichen Philosophen kein Hehl, einer Besprechung der Fragen, welche ihn im Widerstreit mit den Anschauungen des landläufigen, leider auch in den Kreisen der hohen Wissenschaft nur allzusehr gepflegten Rationalismus zeigen mußten, geht er nirgends aus dem Wege. Es gibt Akademien, bei welchen dieß sicherlich nicht zur Empfehlung des Concurrenten gedient hätte.

Daß auch heute noch der philosophischen Thätigkeit des Mittelalters gegenüber Erforschung und Darstellung weit

hinter dem zurückgeblieben sind, was für die Geschichte der antiken Philosophie geschehen ist, darf wohl als hinreichend bekannte Thatsache gelten. Verschiedenes hat dabei zusammengewirkt: die lange Vernachlässigung, die Nothwendigkeit bestimmter Vorbedingungen, von denen gerade hier ein ersprießliches Studium abhängig ist, endlich aber auch der besondere Charakter der mittelalterlichen Philosophie selbst. In Frankreich hat ohne Frage zuerst das nationale Element anregend und fördernd gewirkt, trifft doch die Geschichte der Scholastik zu einem großen Theile zusammen mit der Geschichte der Pariser Universität. Auch fehlt naturgemäß bei den französischen Gelehrten — welches im Uebrigen ihre Richtung seyn möge — jene unglückliche Prädisposition der meisten ihrer deutschen Collegen, die recht eigentlich wie eine erbliche Belastung erscheinend, dieselben da, wo es sich um katholische Lehren und Anschauungen handelt, den seltsamsten Mißverständnissen verfallen läßt. Was dieß aber einer Erscheinung wie der Scholastik gegenüber heißen wolle, die gleich dem gesammten mittelalterlichen Geistesleben auf dem Boden des Katholicismus entstanden und mit seinen Glaubenslehren aufs engste verwachsen ist, bedarf keiner besonderen Ausführung. Nur freilich würde sich auch die Meinung als eine vergebliche erweisen, als ob es anginge mit dem richtigen Verständniß jener Lehren allein nun auch schon zu einem zutreffenden Bilde der scholastischen Philosophie vordringen zu können. Möglich wäre dieß nur dann, wenn die letztere eine völlig originale Schöpfung und nicht vielmehr in der durchgreifendsten Weise von der vorangegangenen Arbeit der Kirchenväter und mit diesen zusammen von den Leistungen der Griechen abhängig wäre. Gewiß fällt Prantl in der Betonung dieses Abhängigkeitsverhältnisses in's Extrem, und Aeußerungen wie die auf S. 90 des dritten Bandes seiner Geschichte der Logik („Es wird wohl dereinst in Folge geschichtlicher Studien die in den Werken über Geschichte der Philosophie noch übliche Ausdrucksweise verschwinden, daß Al-

bertus Magnus (oder auch Thomas von Aquin) dies oder jenes ‚sage‘, oder es so oder so ‚auffasse‘, oder diese oder jene ‚Begründung‘ gebe; denn er selbst sagt Nichts, faßt Nichts auf, begründet Nichts, sondern immer sind es seine Quellen, welche Solches thun, und die einzig richtige Ausdrucksweise ist ‚hier schreibt er Diesen ab und dort excerpirt er Jenen‘) — gehören zu den Dingen, welche das Buch ebenso unausstehlich machen, wie es bis auf Weiteres unentbehrlich ist. Aber es erweckt kein günstiges Vorurtheil, wenn noch neuerdings ein gewiß verdienstvoller Vorkämpfer der thomistischen Doktrin dem Aquinaten Lehrsätze zuschreibt und denselben um deßwillen eine hohe Autorität zu vindiciren sich anschickt, welche wörtlich aus Aristoteles herübergenommen sind.

So liegt hier noch ein dankbares Feld der Thätigkeit offen, zumal für katholische Gelehrte, und mit besonderer Freude ist darum auch das vorliegende Werk zu begrüßen. Die Natur des Gegenstandes brachte es mit sich, daß darin neue und überraschende Resultate von großer Tragweite nicht gesucht werden dürfen. Anselmus bezeichnet die erste Periode der scholastischen Philosophie; noch ist, nach den Katastrophen der Völkerwanderung, der Umfang des im Umlauf befindlichen antiken Materials ein beschränkter, wenige Abhandlungen logischen Inhalts liegen dem Schulbetrieb zu Grunde. Aber der Verfasser ist mit diesen Quellen ebenso vertraut, wie mit den Schriften Anselm's und nicht minder hat er sich mit der Denkweise der Kirchenväter, namentlich Augustin's gründlich bekannt gemacht. Der Fleiß, mit dem überall die neueren Bearbeitungen, französische wie deutsche, herangezogen sind, verdient alle Anerkennung. Daß hiebei die Werthschätzung des Ausländers nicht immer mit der unsrigen zusammentrifft, kann nicht Wunder nehmen. Das Schriftchen von Götz über den Aristotelischen Gottesbegriff hat in Deutschland glücklicherweise wenig Beachtung gefunden, mit seinem Urtheil über das Werk von Hoppe dürfte der Verfasser gleichfalls allein stehen. Auch ist zu bedauern, daß er sich in der Auf-

fassung der aristotelischen Logik allzusehr von Prantl beeinflussen ließ. Als Gesammtleistung aber ist das Buch vorzüglich zu nennen und auch im Einzelnen ist es reich an scharfsinnigen Combinationen und lichtvollen Erörterungen. Sein spekulativer Sinn läßt den Verfasser nirgends bei abgerissenen Sätzen und unverstandenen Formeln stehen bleiben, überall vielmehr bemüht er sich in die Gedankenverknüpfungen einzudringen, welche die noch wenig ausgebildete Sprache oft mehr errathen läßt als in präciser Weise ausdrückt.

Anselm's Ruhm gründet sich besonders auf den sogenannten ontologischen Gottesbeweis, auf ihn concentrirt sich demgemäß auch das Hauptinteresse jeder Darstellung seiner Lehren. Hr. v. W. ist weit entfernt dem Argumente die Beweiskraft zuschreiben zu wollen, die ihm bekanntlich schon die hervorragenden Vertreter der mittelalterlichen Philosophie absprachen. Aus der denkenden Vorstellung eines Objektes, wie immer dasselbe beschaffen seyn möge, läßt sich niemals die Realität des Gedachten erschließen. Aber indem er uns in den Mittelpunkt von Anselm's gesammter Denkrichtung einführt, weiß er Beziehungen anzuknüpfen, die uns wenigstens einigermaßen die Gewalt nachfühlen lassen, welche das Argument des Proslogium auf die Seele seines ersten Urhebers ausübte.

Daß gleich allen übrigen Geschöpfen auch der Mensch mit seinen Kräften von der vorschauenden Weisheit Gottes zu bestimmten Zielen hingeordnet sei, also der Verstand zur richtigen Erkenntniß und der Wille zum Besitze des Guten, ist die Grundauffassung, von der sich bei Anselm alle Einzelbestimmungen beeinflußt zeigen. Aus ihr allein erklären sich seine Definitionen der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche beide in dem esse ut debet esse zusammengefaßt werden. Zugleich aber mußte dem in Augustin'schen Ideen Großgezogenen die Erwägung nahe liegen, daß nichts Endliches das Streben des menschlichen Geistes befriedigen kann, sondern sein Erkennen und Wollen rastlos dem Unendlichen nachjagt und

in ihm Ruhe findet, ja daß dieser ursprüngliche und unwiderstehliche Zug der Menschenseele zum Absoluten geradezu ihr unterscheidendes Merkmal ausmache. Im Lichte dieser Betrachtungsweise erscheinen dann bereits die Argumente des Monologium, welche von dem Relativen auf das Absolute schließen und uns durch die verschiedenen Stufen und Grade endlicher Vollkommenheiten zu dem über alle Gradverschiedenheiten hinausliegenden schlechthin Vollkommenen führen wollen, als bloße Versuche jene bezeichnete Tendenz unseres Geistes auf einen logischen Ausdruck zu bringen. Auch ist sicherlich beachtenswerth, wenn Anselm in seiner Replik gegen den Mönch Gaunilo auf das Zeugniß provocirt, welches „Glaube und Bewußtseyn" für das Absolute ablege.

Hier nun hätte er einsetzen sollen, fußend auf dem fruchtbaren Princip von der Glaubwürdigkeit und Berechtigung der den ursprünglichen Gesetzen ihrer Natur folgenden Seelenkräfte, hätte er in der lebendigen Tendenz zum Unendlichen, nicht in dem logischen Begriffe vom Unendlichen den überzeugenden Beweisgrund für das Daseyn des Unendlichen suchen sollen. Aber das Ueberwiegen logischer Gewöhnung läßt den fruchtbaren Keim nicht zur Entwicklung kommen, in der Polemik gegen Gaunilo heftet sich Anselm nur noch fester an das rein subjektive Begriffsgebilde, und der ontologische Beweis bleibt was er ist, ein Spiel dialektisch geübten Scharfsinnes ohne zwingende Kraft.

Um so größeres Interesse gewährt es, zu sehen, wie Thomas von Aquin, der das Argument in der überlieferten Gestalt verwirft, den angedeuteten Gedanken aufnimmt und in seiner lichtvollen Weise entwickelt, dabei aber Ausdrücke gebraucht, welche den Einfluß von Anselm's Schriften deutlich erkennen lassen. Man vergleiche Summa contr. gent. I. 43: Intellectus noster intelligendo aliquid in infinitum extenditur; cujus signum est, quod quantitate qualibet finita data, intellectus noster maiorem excogitare possit. Frustra autem esset haec ordinatio intellectus ad infinitum, nisi esset

aliqua res intelligibilis infinita. Oportet igitur aliquam rem intelligibilem infinitam esse, quam oportet esse maximam rerum; et hanc dicimus Deum. Deus igitur est infinitus. — Ja Duns Skotus biegt sogar mit ausdrücklichen Worten das Anselm'sche Argument nach dieser Richtung um: Intellectus cuius obiectum est ens, nullam invenit repugnantiam intelligendo Ens infinitum, immo videtur perfectissimum intelligibile... Per illud potest colorari ratio Anselmi de summo cogitabili... quia in tali cogitabili summo summe quiescit intellectus; ergo in ipso est ratio primi obiecti intellectus, scilicet Entis. (Tract. de primo principio, c. IV. num. 24.) Auch die Späteren konnten den Gedanken nicht los werden, daß das Argument nur der Ergänzung nach irgend einer Seite bedürfe, um wirklich beweiskräftig zu werden, aber sie suchten sie minder glücklich auf anderen Wegen als die mittelalterlichen Lehrer.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß auch das so gefaßte eine grundlegende Bedeutung nicht ansprechen kann. Nur wer bereits auf dem Boden der theistisch-teleologischen Weltansicht steht, wird in den Anlagen und Trieben unserer Seele eine Hinordnung zu einem Ziele erblicken, und darum immerhin auch in der Beschaffenheit und der Richtung jener ersteren einen nachträglichen Beleg für die Realität und die Beschaffenheit dieses letzteren.

Wiederholt ist gegen Anselm der Vorwurf erhoben worden, daß er im ersten neuen Aufflug spekulativer Bethätigung die Grenzen zwischen natürlicher und übernatürlicher Wahrheit verwischt und auch den Geheimnissen der Offenbarung gegenüber, allerdings nur für die vom Glauben erleuchtete Vernunft, eine volle wissenschaftliche Durchdringung für möglich gehalten habe. Der Verfasser beweist ausreichend das Unbegründete dieses Vorwurfs. Zahlreiche unzweideutige Stellen zeigen Anselm auch an diesem Punkte in voller Harmonie mit der von den Vätern und den großen Scholastikern vertretenen Kirchenlehre, die Aeußerungen aber, welche

das Mißverständniß veranlaßten, lassen sich mit Fug aus der noch schwankenden Terminologie und einem, allerdings nicht wegzuleugnenden, Mangel an Präcision im Ausdrucke erklären. Wenn dort von „nothwendigem Beweisverfahren" und „nöthigen Gründen" die Rede ist, so erläuterte schon Scotus: Ad auctoritates Richardi et Anselmi dicendum, quod adducunt ipsi sicut et caeteri doctores, rationes necessarias, sed non evidenter necessarias: non enim omne necessarium est evidenter necessarium (Report. Paris. prol. q. 2, n. 18); und a. e. a. St.: Licet sunt ex necessariis, non tamen praemissae sunt necessario evidentes, quia non sunt notae ex terminis nobis notis. (I sent. d. 42. q. 1, n. 4.)

Indem Hr. v. W. sich gewissenhaft an den durch die Fragestellung der Akademie vorgezeichneten Plan hielt, mußte sich ihm jedes der fünf Kapitel, in denen er die Dialektik Anselms, seine metaphysischen Grundlehren, seine Stellung in der Universalienfrage, seine Gotteslehre, endlich seine Bestimmungen über das Verhältniß von Philosophie und Theologie darlegt, zu einer vollständigen Geschichte dieser Lehren von ihren Anfängen in den Vätern oder auch in der antiken Philosophie bis zum Ausgange der mittelalterlichen Periode gestalten. Anselms eigene Bedeutung aber tritt gerade hierdurch überall in das richtige Licht. Sie läßt sich darin zusammenfassen, daß er zu einer Zeit, wo so zu sagen die gesammte Philosophie in der Logik aufging, zuerst die spekulativen Antriebe der Väter in weiterem Umfange wieder aufgenommen, scharfsinnig und selbständig entwickelt, auf eine wissenschaftliche Form gebracht, und so seinen Zeitgenossen und Nachfolgern übermittelt hat. — Zugleich aber wird durch jene Behandlungsweise ein Fingerzeig dafür gegeben, welches für eine Gesammtdarstellung der mittelalterlichen Philosophie die einzig entsprechende Form seyn würde. Hierüber noch ein kurzes Wort.

Die Philosophie der Griechen beginnt in schwachen Keimen und vereinzelten Ansätzen, die sich allmälig ent-

wickeln und zusammentretend einander ergänzen, bis daraus die großen und umfassenden Lehrgebäude der Blüthezeit entstehen. So erscheint sie als ein ursprüngliches und eigenartiges, aus den allgemeinen Bedürfnissen des menschlichen Geistes und den Elementen des Volksthums selbständig erwachsenes Gebilde, und es ist die lohnende Aufgabe der Wissenschaft dieses Werden und Wachsen und diese organische Entfaltung zur Darstellung zu bringen. Die Jonischen Naturphilosophen bis hinauf zu Anaxagoras und Demokrit, die Eleaten und Pythagoräer, die Sophisten, Sokrates, Plato, Aristoteles, alle diese Philosophen und Philosophengruppen, welche zusammen den Hauptentwicklungsgang ausmachen, sind originale Erscheinungen; überall überwiegt die eigene schöpferische That vor dem überkommenen Material. Die christliche Philosophie dagegen knüpfte seit ihrem ersten Beginn an Gegebenes an. Die wichtigsten Fragen, an denen der Scharfsinn der heidnischen Weisen sich abmühte, nach dem Ursprung der Welt und der Bestimmung des Menschen, waren, wohin immer die Predigt des Evangeliums drang, durch übernatürliche Offenbarung endgültig entschieden, und nur das blieb zunächst die Aufgabe, die einzelnen Lehren und Vorschriften des Christenthums spekulativ zu durchdringen und systematisch auszugestalten. Der Charakter der christlichen Philosophie konnte demgemäß von Anfang an nur ein exponirender, commentirender, systematisirender seyn, und auch in der weiteren Entwickelung mußte er wesentlich ein reproduktiver bleiben, weil ja die Lösung jener Grundprobleme sowie der mit ihnen unmittelbar zusammenhängenden Fragen die gleiche blieb. Hiezu kam dann aber noch die zuvor bereits betonte Abhängigkeit von dem ganzen Reichthume an Vorstellungsweisen und Gedankenverknüpfungen, welchen die antike Spekulation hervorgebracht hatte. War es auch in erster Linie nur die Absicht, denselben in den Dienst des Christenthums zu stellen und im Interesse seiner lehrhaften Ausgestaltung und Vertheidigung zu verwerthen, so konnte

es doch nicht ausbleiben, daß die christliche Spekulation nicht nur der Form nach, sondern überall da, wo die Offenbarung keinen Aufschluß bot, auch dem Inhalte nach durch griechische Traditionen mächtig beeinflußt wurde. Nur in der Beschaffenheit des aufgenommenen Materials, nicht in diesem Abhängigkeitsverhältniß selbst unterscheiden sich patristische und scholastische Periode von einander.

Hieraus erhellt zur Genüge, daß von eigenen Lehrsystemen einzelner christlicher Philosophen nicht, oder doch nur in sehr beschränktem Sinne gesprochen werden, und daß es für eine Geschichte der christlichen Philosophie das angemessene Verfahren nicht seyn kann, solche vermeintlich eigene Systeme aus den Schriften der Philosophen zusammen zu stellen und in chronologischer Folge aneinander zu reihen. Wo dieß geschieht, führt es zu einer ermüdenden Wiederholung der gleichen Gedanken und Lehrmeinungen, vor welcher das historische Moment vollkommen in den Hintergrund tritt. Die richtige Methode kann vielmehr nur die seyn, die Geschichte der einzelnen Lehren zu erforschen und darzustellen, in denen sich die spekulative Thätigkeit jener Periode zusammenfaßte. Von einer Uebersicht also einerseits der Probleme, deren Bearbeitung an die Begründer der christlichen Philosophie herantrat, und andererseits der Mittel, welche ihnen als Erben der vorangegangenen Culturperiode zur Lösung dieser Probleme zu Gebote standen, wäre Ausgang zu nehmen. Die Entwicklung aber, durch die allein doch es auch hier eine Geschichte gibt, würde in der fortschreitenden Ausgestaltung der Probleme und in der immer vollständigen Ausnützung jener Mittel liegen, und nur an und mit der zunächst vorwiegenden reproduktiven Arbeit würden die selbständigen Leistungen der Einzelnen heraustreten und eine zutreffende Würdigung finden können. Neben dieser inneren, die Ausbildung des Lehrgehaltes verfolgenden, müßte dann allerdings eine äußere, die literarische Seite berücksichtigende Geschichte der mittelalterlichen Philosophie hergehen. — Es ist bereits hervor-

gehoben worden, daß, was jene erstere betrifft, das Buch van Weddingen's sich, entsprechend der Fassung des Thema's, zu einem vortrefflichen und mustergültigen Bruchstück gestaltet hat.

Der biographischen Daten im Leben Anselms wird nur gelegentlich gedacht. Aber die reichliche Mittheilung größerer und kleinerer Stellen aus seinen Schriften läßt die Persönlichkeit des Mannes deutlich hervortreten. Jedem Leser derselben ist es bekannt, wie in ihnen überall durch die trockene und schwerfällige Sprache der Aufflug eines spekulativen Geistes und die Wärme eines tief-religiösen Gefühls hindurchbricht. Und so möge denn von dieser für alle Zeiten ansprechenden Persönlichkeit mit den Worten des Verf. Abschied genommen werden: „Jener strenge Sohn der Einsamkeit und der geweihten Stätten regte zugleich eine mächtige Bewegung an im Reiche der Ideen, war ein vorgeschrittener Pionier der großen Wissenschaft des Gedankens. Der Glaube, statt die Schwungkraft seines Geistes zu hemmen, stärkte ihn vielmehr und veredelte ihn und eröffnete ihm neue Pfade zu den Höhen des Unendlichen. Statt seine Seele auszutrocknen verlieh die Metaphysik ihr jene Heiterkeit, die wie ein Abglanz der ewigen Gesetze erscheint. Strenge in der Beweisführung, hochfliegend in seinen Ausblicken, zeigt er in seinen Briefen, seinen Homilien, seinen Betrachtungen ein Herz voll Einfalt und anmuthiger Zartheit. Gleich seinem Lehrer Augustin, gleich dem h. Thomas und dem seraphischen Lehrer pflegte er, soweit die Zeit es zuließ, Wissenschaft, Poesie und ästhetische Schönheit als ebensoviele verschiedene Ausstrahlungen des einen Absoluten. Aus der stillen Arbeit des Klosters heraus zu hohen Würden in der Kirche berufen, bewährte sich — ein seltenes Beispiel! — der Mann des Ideals zugleich als kluger Diplomat und geschickter Verwalter. In schwierigen Tagen wußte er die Unabhängigkeit der Kirche gegen einen argwöhnischen Fürsten zu behaupten, ja sein unerschrockener von Fanatismus freier Muth schuf ihm in diesem wenn auch nicht einen Freund, so doch einen Be-

wunderer. — In unserer vielfach bewegten Zeit, unter kleinlichen Sorgen und banalen Beschäftigungen muß die Erinnerung an solche Männer stärkend und tröstend wirken, sie entschädigt die Philosophie für die Verachtung des großen Haufens, und verkündet sie auch nicht die Nähe einer neuen Zukunft, so wahrt sie doch den Glanz einer Vergangenheit, die strahlender noch wieder aufleben könnte, wenn sie sich an unseren Fortschritten bereicherte. Sie weckt Bedauern, vielleicht auch Hoffnung."

v. H.

Zeitläufe.

IV. Die Reformen in der Türkei, alt und neu versprochene.

Den 10. November 1875.

Es ist augenblicklich wieder mehr als je die Frage, ob die Diplomatie und die Presse sich nicht demnächst wieder anstatt mit dem Statusquo der Türkei und mit dessen „Verbesserung" mit dem südslavischen Nationalprogramm zu beschäftigen haben wird. Der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina zieht sich in die Länge und die stets schwankende Haltung Serbiens und Montenegro's läßt alle Möglichkeiten offen. Zudem hat Rußland eine überraschende Schwenkung gemacht, von der Politik der Nichteinmischung zu deren entschiedenstem Gegentheile, deren eigentliche Ziele in tiefem Dunkel liegen.

Indeß verlöre die Frage der türkischen Reformen ihr Interesse auch in dem Falle nicht, wenn die Leitung der ganzen orientalischen Bewegung den Händen der Mächte entschlüpfen

und denselben die schwierige Aufgabe zuwachsen sollte, vor Allem sich darüber zu besinnen, wo die Grenzen eines großen Südslaven-Staats oder eines Complexes solcher kleineren Staaten denn eigentlich zu suchen seyn sollten. Uebrigens drückt die neueste Schwenkung Rußlands vor Allem den entschlossenen Willen aus, die orientalischen Dinge fest unter dem Daumen zu halten; zugleich führt man aber in St. Petersburg über die türkischen Reform-Versprechungen eine Sprache, die nicht geringschätziger seyn könnte. Ist das berechtigt?

Wenn von der enormen Reform-Bedürftigkeit der Türkei die Rede ist, so muß man nur ja nicht glauben, daß unter den herrschenden Zuständen die Rajah allein zu leiden habe und die dominirende Raçe der Osmanen sowie die Moslims überhaupt daneben auf Rosen gebettet seien. Die allgemeine Zerrüttung des türkischen Staatswesens drückt die Einen so gut wie die Anderen. Ein Dokument, das wir sofort näher bezeichnen werden, hat dem Sultan schon vor einigen Jahren in's Gesicht gesagt: „Ihre Unterthanen, gleichviel welcher Religion, zerfallen in zwei Classen: in jene die zügellos unterdrücken (die gesammte Beamtenschaft mit Einschluß gewisser geistlichen Machthaber), und in jene die erbarmungslos unterdrückt werden.“ Es kommt dann nur noch hinzu, daß die gedrückten muselmanischen Unterthanen sich dadurch entschädigen, daß sie die gedrückten christlichen Unterthanen auch noch ihrerseits drücken, soviel es ihnen möglich ist.

Seit ungefähr zehn Jahren hat sich am Bosporus eine „jungtürkische Partei“ gebildet und damals einen leitenden Ausschuß, bestehend aus Flüchtlingen und freiwillig emigrirten Parteihäuptern, zu Paris niedergesetzt. Als Präsident dieses Ausschusses hat sich ein gewisser Zia Bey, namentlich seit 1868, bemerklich gemacht; als der eigentliche Führer der Partei aber ist Mustapha Fazyl Pascha, ein Bruder des Vicekönigs von Aegypten, eine Zeit lang auch türkischer Minister, betrachtet worden. Dieser Fazyl Pascha nun hat

im Frühjahr 1867 ein Schreiben über die Lage des türkischen Reichs an den Großherrn gerichtet, worin folgende Stelle enthalten ist:

„Europa bildet sich ein, die türkischen Christen allein leiden durch die Willkür und die Erniedrigung der Unterdrückung. Das ist falsch. Gerade weil um die Muselmanen keine fremde Macht sich kümmert, werden diese vielleicht in noch viel unwürdigerer Weise beraubt und unterjocht, als jene welche sich nicht zur Lehre des Propheten bekennen. Bis jetzt haben sie, deren Seelengeheimniß eine stolze Resignation und Langmuth ist, für welche das Abendland keine Verständniß hat, geduldig gelitten. Andererseits sind sie desselben Stammes, dem das erlauchte Kaiserhaus angehört, und verschmilzt sich in ihrem Geiste die Verehrung für den Thron mit jener für den Koran. Aber die Muselmanen haben es satt Opfer zu bringen und Leiden zu ertragen; schon macht dumpfes Murren sich bemerkbar, und es wäre gefährlich für Sie und Ihre erlauchte Dynastie sie zur Verzweiflung zu treiben. Unter dieser fortwährenden, das Wesen des herrschenden Systems bildenden Knechtschaft nimmt die männliche Kraft der türkischen Raçe täglich ab; sie beginnt an dem schleichenden Uebel der Unfruchtbarkeit zu leiden. Das aber erschreckt mich nicht so sehr; denn die Abnahme der Volkszahl hängt vielleicht mit unserm militärischen System zusammen. Was mich über unsere nächste Zukunft beunruhigt, das ist, daß wir Osmanen, dem Beispiel der eroberten Raçen folgend, seit einigen Jahren einer moralischen Entartung anheimfallen, die mit jedem Tage sichtbarer, tiefer wurzelnd, allgemeiner hervortritt[1]).“

Liberale Blätter haben damals gemeint, wenn solche Männer wie Fazyl Pascha an's Ruder berufen würden, so würde die orientalische Frage bald in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Aber auch das war eine große Täuschung. Gerade nach der Person Fazyls zu urtheilen, sind die ernsthaften Männer noch viel eher unter den „Alttürken“ als unter den „Jungtürken“ zu finden. Ein österreichischer Gewährsmann,

1) Vgl. „Neue Freie Presse“ vom 26. März 1867.

der das jungtürkische Parteihaupt bei der Rückkehr des Sul-
tans von seiner europäischen Rundreise in Pesth ken-
lernte, schilderte den Mann wie folgt: „Fazyl Pascha,
reicher, aber verschwenderischer Mann, wird als das Ha-
der Jungtürken bezeichnet. Soweit ich die Ehre hatte
kennen zu lernen, scheint ihm zum Haupt irgend einer po-
litischen Partei vor Allem der Ernst abzugehen. Er ist
Typus eines genußsüchtigen Orientalen, der von europ-
Sitten eben nur jene acceptirt, die seine Sinne kitzeln.
er über Tisch wohl in reinem Französisch sprach, war
politische Makulatur. Er war Jahre lang in Ungnade
Sultan und lebte ferne von Stambul. Gelegentlich der Rund-
reise hatte er in Paris Pater peccavi gemacht und
Gnaden aufgenommen worden. Doch traute er, je
der türkischen Grenze kam, dem Landfrieden offenbar
Er trennte sich unter einem Vorwande vom Gefolg-
Sultans, um zurückzureisen; später aber begab er sich
nach Constantinopel, wo er seitdem unangefochten lebt.
werden auf ihn und seine „Jungtürken" zurückkommen.

An Reformen auf dem Papier fehlt es in der
durchaus nicht, sogar eine Art Verfassung ist, wie die
türken es verlangten, wenigstens der Grundlage nach
führt worden. Bezüglich der Rajah insbesondere hat
den hochherzigsten Versprechungen vom Throne nie
In die Regierungszeit des vorigen Sultans Abdul-M
fallen die zwei großen Reformakte, der Hatti-Sche
Gülhane vom 3. November 1839 und der Hatti-H
von 1856; beide Akte sind von dem gegenwärtigen S
bestätigt worden, und beide sind eigentlich nur W
ungen aus dem Tansimat des Sultans Mahmud II. (
—1839), welcher das alttürkische Staatswesen mit ein
zur rücksichtslosen Grausamkeit gesteigerten Energie
hatte, ohne daß bis heute der Neubau hätte gelingen

1) „Neue Freie Presse" vom 8. Oktober 1868.

In Constantinopel mochten allerdings entsprechende Wirkungen der verschiedenen Reformakte in's Leben getreten seyn, weil die Dinge dort unter den Augen der auswärtigen Vertreter vor sich gehen; in den Provinzen aber sind jedenfalls alle drei Instrumente soviel wie unbekannt geblieben; sie sind seinerzeit kaum formell veröffentlicht worden und haben insbesondere auf die Rechtspflege nicht den mindesten Einfluß geübt. Als Gesetzbuch bei den niederen Gerichten der ganzen Türkei gilt nach wie vor die Multka, eine Art Pandekten des kanonischen Gesetzes des Islam, und diesem Codex gegenüber ist der Nicht-Moslim ein vollständiger Pariah und materiell rechtslos.

Hienach begreift sich, daß in den Provinzen der Türkei heute noch ein System schauerlicher Aussaugung und Rechtsverhöhnung herrschen kann, wie es in der Denkschrift der Insurgenten in der Herzegowina jüngst geschildert worden ist. Diese Denkschrift soll am 12. September d. Js. den internationalen Commissären zu Metkovich übergeben worden seyn, und sie schließt mit den Worten: „Den türkischen Versprechungen schenken wir keinen Glauben mehr, und was Euere Verwendung betrifft, die Ihr uns anbietet, so haben wir uns überzeugt, daß sie bei den Türken nicht so viel gilt als eine Bohnenschote[1]).“ Die bisherigen Erfahrungen geben einer solchen Klage vollkommen Recht, und Rußland thut dieß jetzt ausdrücklich. Aber selbst dann wenn die Mächte eine förmliche Garantie übernehmen wollten, so vermöchten auch *sie* ihren Verpflichtungen auf einer solchen Basis nicht gerecht zu werden, denn das ganze System ist von Grund aus verfehlt und mit einer Garantie-Leistung principiell unverträglich.

Es ist kürzlich eine kaiserliche Irade oder Dekretur ergangen, welche die Einführung einer Volksvertretung bei den Vilajets-Regierungen verheißt und damit den Aufstand in den süd-

1) Kreuzzeitung vom 2. Oktober 1875.

slavischen Paschaliks zu begütigen vermeint. Gewähl
ordnete sollen neben den türkischen Gouverneuren S
Stimme im Verwaltungsrathe haben, so daß ohne i
stimmung nichts geschehen darf. Alljährlich sollen da
Versammlungen aus Vertretern aller Ortschaften des
stattfinden, welche insbesondere die Steuern und Abg
genehmigen haben werden, also eine Art von Pro
Landtagen. In ganz ähnlicher Weise hat aber sc
Hatti-Humajum vom 18. Februar 1856 bestimmt,
Vorsteher und ein Abgeordneter jeder Gemeinde berufen
sollten, um an den Berathungen des obersten Justiz
insbesondere bei Feststellung des Budgets, theilzuneh
Aus dieser Institution ist nichts geworden. Daß die
abermals mehr verspricht, als sie halten kann, beweis
die weitere Verheißung der k. Irade, wornach nicht n
seit einigen Jahren eingetretene Erhöhung des Zehnt
ein Viertel (die Viertelsteuer) abgeschafft, sondern au
Bauerschaften sämmtliche Steuerrückstände bis 1874 n
lassen werden sollen.

Diese Concession macht die Pforte in einem Momen
sie mit dem Einen Fuße bereits im erklärten Bankerott
und ihre Finanzgebahrung der Ueberwachung durch die
dikate ihrer auswärtigen Gläubiger unterstellen muß.
berechnet den der Rajah zugesagten Steuernachlaß in
Summe auf sechs Millionen Pf. St.; und bei so wes
verringerten Einnahmen soll die Türkei nach fünf J
200 Mill. Franks mehr aufbringen, als sie jetzt nac
eigenen Zeugniß ihrer jüngsten Finanzmaßregeln aufbr
zu können behauptet. Indem sie nämlich aus der Hälf
schuldigen Zinsen von ihrer Staatsschuld ein neues An
zu 5 Proc. macht, wird sie nach fünf Jahren 805
Franks mehr Schulden haben und über 40 Mill. Fr.
Zinsen zahlen sollen als heute. Und einem solchen Zu

---

1) Von Jasmund: Aktenstücke zur orientalischen Frage. I

gegenüber läßt man den Großherrn großartige Steuernachläſſe und Verminderung der Abgaben verſprechen.

Der Hatti-Humajum hatte ausdrückliche Beſtimmungen über die Rechtspflege für Angehörige nicht muhamedaniſcher Riten getroffen und „gemiſchte Gerichte“ mit neuen Juſtizgeſetzen einzuführen verheißen. Allerdings war einem ſolchen Bruch mit der alttürkiſchen Tradition ſchon ſeit Sultan Mahmud II. vorgearbeitet. Bis auf dieſen Vater der Reform-Periode galt der Koran, die Sunny und ihr von zahlreichen Commentatoren mit heilig erachteter Autorität ausgelegter Sinn (Multka) als unumſtößliches und alleiniges Geſetz. Eine in den Ausſprüchen der Tradition wohlbewanderte Corporation von Gelehrten (Ulema's), die Mudderis, die Kadi, die Mufti an der Spitze, ſprach unparteilich Recht nach Präcedenzfällen und den kanoniſchen Schriften; ſelbſt manchen Sultan koſteten dieſe Rechtquellen Thron und Leben. Die Rajah freilich, die weder Bürger- noch Menſchenrechte hatte und überhaupt nur gegen eine jährliche Kopfſteuer das Leben friſten durfte, konnte dieſe Gerichte nicht anrufen, für ſie gab es kein Geſetz, ſondern lediglich Gnade. Wie weit nun die Gerichtsreform Abdul-Medſchids ihre Lage verbeſſert hat oder nicht, darüber kamen wenige Jahre nachher Berichte, welche keineswegs geeignet ſind die Klagen der Aufſtändiſchen in der Herzegowina und die neuerlichen Anſchuldigungen Seitens der ruſſiſchen Vertretung zu widerlegen.

„Die Paſcha's, Bey's und Effendi's, an Ignoranz und Habgier groß, welchen die Anwendung und die Durchführung der neuen Geſetze oblag, wozu auch Uebertragungen aus dem franzöſiſchen Code pénal, Code civil und Code de commerce gehörten, ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, um die ſonſt ſo reſpektirte Autorität der Ulema zu reduciren und in ihren eigenen Händen die höchſte Gewalt zu vereinigen. Die Kadi, Mufti und Naib bilden zwar noch immer in jeder Provincial-Hauptſtadt ein beſonderes Tribunal, das ſog. Mehkeme; allein ihre Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich auf Civilſtreitigkeiten zwiſchen Muhamedanern, und wer da will, kann entweder von ihnen

aus appelliren, oder sich sogleich an das große von einem Pascha oder Effendi präsidirte Medschlis, eine permanente Regierungssitzung für Alle und Alles, wenden. Selbstredend muß der Kläger bei beiden nicht mit leeren Taschen kommen, wenn er etwas zu seinen Gunsten durchsetzen will; denn was gesetzlich und ungesetzlich, was schuldlos und strafwürdig, hängt ganz und gar von dem Gutdünken des Herrn Vorsitzenden und seiner gehorsamen Clique ab. Da gibt es weder Richter und Advokaten, weder Codex noch Commentar, sondern nur eine souveraine Laune, die ihrer Eingebung folgt und der sich nichts als Geld — viel Geld natürlich — bei der Centralgewalt in Constantinopel widersetzen kann. Nachbildungen und Uebersetzungen aus dem verhaßten Christenthum werden höchstens vierzehn Tage lang befolgt, wenn man sich ja die Mühe nimmt, sie durchzulesen. Die neben den alten Satzungen bestehenden Reformgesetze kennt fast Keiner, Niemand studirt sie oder legt sie aus, und sie finden nur dann eine Anwendung nach eigenthümlichem Zuschnitt, wenn sie dem Rechthaber und seinen Beisitzern deutliche Vortheile gewähren. Das gerichtliche Verfahren selbst ist sehr primitiv. Kein Protokoll (Staatsgelegenheiten ausgenommen) wird geführt, keine Thatsache aus dem Zusammentreffen von Umständen und durch Kreuzfragen festgestellt, und sind gerade nicht zwei muhamedanische Zeugen vorhanden, so entlastet sich der Angeklagte selbst durch einen Eid bei Allah und dem Propheten. Die Corruption ist so groß und allgemein, daß Wohlhabende — und Muhamedaner den Christen gegenüber — machen können, was sie wollen, und gewiß sind, daß ihnen jede Art von Uebergriff und Gewaltthat straflos hingeht[1]).“

Zu Allem hin waren die Urtheile dieser Gerichte auch noch inappellabel, bis unterm 10. Mai 1868, nebst der Institution eines „Staatsraths“, auch ein oberster Gerichtshof eingeführt wurde. Der Sultan selbst hielt hiebei eine feierliche Rede, worin er dem Obergerichtshof die Aufgabe stellte, „die Trennung der Sphären der ausführenden, der richterlichen und der religiösen

1) Allgemeine Zeitung vom 27. Sept. 1862.

[redacted]

Macht zu heiligen.“ Der Gedanke lag nun freilich nahe, daß hauptsächlich der Mangel einer Berufungs-Instanz die schlechte Justizpflege bisher verschuldet habe, und daß man, wenn irgend möglich, durch Bestechung die Gunst des ersten und letzten Richters sich zu verschaffen gesucht habe, weil es keine höhere Instanz gab[1]). Aber es hat seitdem nicht verlautet, daß das Obergericht von den niederen Gerichten sich anders als durch größere Kostspieligkeit unterscheide.

Alle diese Reformen, sowie die bei dieser Gelegenheit ertheilten Versicherungen des Sultans, daß Jeder ohne Unterschied der Religion in seinem Reiche jede Stelle, selbst die des GroßvezJers, erreichen könne — wie es denn in der That seit dem Krimkriege ein paar christliche Minister in der Türkei gab — und daß „die verschiedenen Culte jedem Gefühle von Verachtung und Feindschaft zu entsagen“ hätten: brachten zunächst bei den Moslims die gegentheilige Wirkung hervor. Als der englische Minister Lord Stanley ein Jahr zuvor sich von den diplomatischen Agenten Bericht erstatten ließ über die Lage der Christen in der Türkei, da ward ihm berichtet, daß die wirkliche Ausführung der Bestimmungen des Hatti-Humajum nicht überall möglich sei, und daß er in den asiatischen Provinzen geradezu unausführbar seyn würde wegen des Fanatismus der dortigen Muhamedaner[2]). Die Gräuelthaten in Syrien drohten sich fortzupflanzen bis vor die Thore von Constantinopel; so stand namentlich Brussa an der Schwelle einer sicilianischen Vesper gegen die Christen. Derwische und Ulema's durchstreiften das Land, indem sie nicht nur ihren Haß gegen die Christen zur Schau trugen, sondern noch weit mehr ihren Abscheu gegen die Person des Sultans und gegen einige seiner Minister aussprachen. Von Arabien her schien, unter dem Vorantritt der Wahabiten-Sekte, eine heftige Reaktion gegen „die Demoralisation der Stambuler Türken“

1) Das heil. Land. Organ des Vereins vom hl. Grabe. 1868. S. 77.

2) Allg. Zeitung vom 5. Juni 1867.

und ihren Abfall vom Koran sich vorzubereiten; und seitdem ist wiederholt von dem stillen Wirken einer „Partei der islamitischen Einheit" die Rede, von der man namentlich in St. Petersburg zu besorgen scheint, daß sie unter gegebenen Umständen zu einer großartigen Explosion führen könnte[1]). — Es war und ist nach allen Seiten hin ein gefährliches Doppelspiel, das die Pforte mit dem Hatti-Humajum wie mit allen ihren Reformen, freiwillig oder gezwungen, spielte und spielt:

„Die hohe Pforte hatte verzweifelte Anstrengungen gemacht, nicht unter unbedingter Toleranz auch die Aufhebung der Todesstrafe für Abfall vom Islam zu verstehen und Nichtmuhamedaner zu allen Aemtern zuzulassen, sowie Exterritorialen das Recht des Grunderwerbs zu ertheilen. Es half ihr nichts; sie mußte den Großmächten den Willen thun. Dafür hat sie sich hinlänglich gerächt, indem sie nichts hielt, und sogar auf Grund der Versprechungen das Loos der Ungläubigen verschlimmerte. Wie z. B. durch die Zulassung der Christen zum Heeresdienst unter Erlaubniß des Loskaufs. Den letztern benutzte sie zu großartigen Erpressungen, und es fiel ihr gar nicht ein, mit einem Versuche der Einreihung von Christen in das stehende Heer oder die Miliz zu beginnen. Alles was darüber verlautete, ist Lüge. Die Entwaffnung der Christen ist mit größter Consequenz durchgeführt, während jeder zerlumpte und bescholtene Muhamedaner das Recht und die Pflicht hat Waffen zu tragen, die ihm sogar häufig im Kerker gelassen werden. Das Zeugniß von Christen gegen Muhamedaner gilt noch heutigen Tages vor Gericht nichts[2]). Die Lasten der

---

1) Allg. Zeitung vom 24. Juni 1871; vgl. dasselbe Blatt vom 20. April 1861, 10. Aug. 1862, 29. Okt. 1863.

2) Es ist ein Herr Franz Maurer, der dritthalb Jahre nach der Einsetzung des obersten Gerichtshofes so berichtet. Auch diese Institution hatte keine Aenderung in den Zuständen hervorgebracht, welche von den englischen Consuln in ihren oben erwähnten amtlichen Berichten geschildert worden waren. Nirgends wurde vor Gericht das Zeugniß eines Christen zugelassen. Consul Sankey in

christlichen Bevölkerung sind entsetzlich vermehrt worden (zum Theil durch die Frohnen für schlechten Wegebau, zu denen nunmehr auch solche für schlechten Eisenbahn-Bau kommen werden), und mit der religiösen Toleranz ist es Lüge wie mit allen andern Versprechungen[1])."

In dem politischen Testament des berühmten Reform-Ministers Fuad Pascha kommt folgender Satz vor: „Unser herrliches Land liefert reichlich alle Mittel, um mit jeder europäischen Macht in die Schranken zu treten; um nun dieses Ziel zu erreichen ist Eins unumgänglich erforderlich: wir müssen alle unsere politischen und socialen Einrichtungen abändern." Im Jahre 1867 erschien in der That ein Complex von Gesetzen, welche in der Presse als Schöpfungen gepriesen wurden, die von Neuem eine Wiedergeburt der Türkei mit sich bringen sollten. Seit Jahren waren die fraglichen Maßregeln erörtert worden, und eben jetzt, am Vorabend der Abreise des Sultans nach Europa und als dessen Empfehlungsbrief an das Abendland, ergingen Gesetze über die Staatsdomänen, beziehungsweise über das der Türkei mit dem mittelalterlichen Europa gemeinsame Lehenwesen; über den Wakuf, d. i. das über die ganze Türkei verbreitete, größtentheils die Moscheengüter berührende Erbpacht-System; endlich über die Erwerbung von Grundbesitz durch Fremde[2]).

Das liberale Europa erstaunte naiv über die Freisinnigkeit dieser Verfügungen. Doch fügte ein Berichterstatter sogleich bei: „Von positivem Werth kann der Grundbesitz für die Ausländer in den Provinzen erst dann werden, wenn die Willkür der Beamten und Steuerpächter, vor allen Dingen

---

Kustendsche berichtete, diesem Umstand sei nur dadurch abzuhelfen, daß die christliche Partei sich zwei türkische Zeugen — kaufe. Aehnliches constatirten die anderen Consuln. „Allg. Zeitung" vom 5. Juni 1867.

1) Allg. Zeitung vom 3. Dec. 1870.

2) Ueber den Inhalt dieser Gesetze vgl. die „Grenzboten." Heft vom 18. Oktober 1867.

aber die allgemeine (Rechts)-Unsicherheit in den Provinzen, einem mehr geregelten Zustande Platz gemacht haben. Der gegenwärtige Stand der Dinge wird der Diplomatie einen vollständig tristigen Grund zur Ablehnung geben[1])." Das schwerste Bedenken lag im türkischen Justizwesen, gegen das die Mächte ihre Capitulations-Rechte nicht ohneweiters vertauschen konnten. Unter dem Vortritt Frankreichs kam zwar ein zum Anschluß ermuthigendes „Protokoll" in Constantinopel zu Stande; im Uebrigen aber trat noch ein anderer vereitelnder Umstand hinzu. Noch dritthalb Jahre später bemerkte ein Correspondent aus Pera: „Alle Gesetze, welche in dieser Weise (nämlich durch das Amtsblatt) zur Kenntniß kommen, sind für das europäische Publikum und auf Täuschung berechnet. Beweis: die Gesetze über das Grundeigenthum, die noch bis zur Stunde nicht vom Evkaf-Ministerium anerkannt und somit ein todter Buchstabe geblieben sind[2])."

Noch eine andere Reform hatte Fuad Pascha auf dem Papier geplant, ich meine das sogenannte Vilajet-System. In einem Memorandum an den englischen Gesandten über den Zustand der Rajah hatte sich der Minister hauptsächlich auf diese neue Institution berufen als den einzigen Weg, auf dem die Versprechungen des Hatti-Humajum auch in den Provinzen realisirt werden könnten. Es sollte nämlich jedem Generalgouverneur als Vicestatthalter ein Christ an die Seite gestellt und sprengelweise eine Art von Verwaltungs-Gerichtshof gebildet werden. Daß auch diese Reform wirkungslos blieb, beweist die neueste Irade. Während aber Fuad sich mit ihrer Vervollständigung beschäftigte, und kurz vor der Abreise des Sultans, kam die Nachricht über die Entdeckung einer großen Verschwörung aus Stambul. Diese Conjuration ist jedoch wohl zu unterscheiden von der späteren

---

1) Allg. Zeitung vom 29. Juni 1867.
2) Allg. Zeitung vom 25. Nov. 1869. — Das obengenannte Ministerium ist das der geistlichen Güter und der Domänen.

Verschwörung im J. 1868, welche die Ermordung Abdul-Aziz's und die Erhebung seines Neffen auf den Thron zum Zweck gehabt haben soll, übrigens eine mysteriöse Geschichte geblieben und nicht weiter verfolgt worden ist[1]).

Die Verschwörung von 1867 war gegen die mächtigen Minister Fuad und Aali gerichtet, zu deren Entfernung der Sultan gezwungen werden sollte, weil die Häupter der Conjuration, der mehrerwähnte Fazyl Pascha und Zia Bey, sich selbst für die befähigteren Männer hielten. Letzterer spricht dieß in seiner Denkschrift vom 22. Dezember 1867 mit der größten Naivetät aus[2]). Fazyl Pascha hatte, um seine „Jungtürken“ zu rekrutiren, eine Art „Freimaurerbund“ gestiftet, dem die Polizei lange nicht auf die Schliche kam. Der Zweck der geheimen Verbindung war, den Sultan mit neuen Leuten zu umgeben und durch deren Einfluß zur Unterzeichnung einer constitutionellen Verfassung zu zwingen. Es sollte ein Reichstag einberufen werden, in türkischer Sprache Millet Medschlissi, welcher die Finanzverwaltung beaufsichtigen und namentlich die Verschwendung des Serails beschränken würde[3]). In seinem bereits citirten Briefe — der übrigens auf orthodox moslim'schem Standpunkt steht und sogar den Christen vorwirft, daß ihr Dogma von der Gnade den ganzen Fatalismus des Islam aufwiege — ruft Fazyl dem Sultan zu: „Retten Sie das Reich, indem Sie ihm eine Verfassung verleihen, welche durch Herstellung einer vollkommenen Rechtsgleichheit zwischen Christen und Muselmanen jene von den Occidentalen für unmöglich erklärte Uebereinstimmung zwischen Siegern und Besiegten verwirklicht.“ Zia Bey in seiner Denkschrift schildert die Zustände, in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit Fazyl, wie folgt:

---

1) Neue Freie Presse vom 8. Oktober 1868.
2) Vergl. „Allg. Zeitung“ vom 18. August 1872.
3) S. den ausführlichen Bericht „Allg. Zeitung“ vom 20. Juni 1867.

„Die hohen Staatsdienststellen im Innern des Landes werden unwissenden, unvolksthümlichen und nichtsnutzigen Männern anvertraut; es genügt die Unterstützung eines der Minister. Ueberall herrschen Bestechung und Verschleuderung; Straflosigkeit ist denen gesichert, welche einen mächtigen Beschützer haben. Das Volk wird durch hohe Steuern erdrückt; die willkürliche Rekrutirung decimirt es; der Mißbrauch der Gewalt treibt es zur Verzweiflung; das controllose, keiner Verantwortlichkeit unterworfene Staatsrechnungswesen erschöpft die Hülfsquellen des Schatzes; die Parteilichkeit der Gerichtshöfe erzeugt die Ungerechtigkeit — kurz die Verwaltung ist willkürlich und gehört zu den unfähigsten. Europa, durch seine Agenten schlecht unterrichtet und durch die Intriguen Rußlands dupirt, glaubt an die ausschließliche Unterdrückung der Christen. Dieß ist ein Irrthum. Die einen und die andern haben, schlecht regiert, das Recht sich zu beklagen, die Muselmanen aber noch mehr als die Christen, die von den fremden Gesandtschaften und Consulaten geschützt werden. Die von den großen Mächten der Türkei gegenüber befolgte Politik erzeugt nur für Rußland günstige Resultate. Indem man ausschließlich die Christen beschützt und die große muselmanische Bevölkerung der Willkür der Regierung überliefert, säet man mit vollen Händen die Keime der Zwietracht, bewirkt, daß die einen das Loos der andern beneiden, und setzt sich, anstatt sie durch ein Band des gemeinschaftlichen Wohlseyns zu vereinigen, in einer nicht sehr fernen Zukunft den allerdrohendsten Eventualitäten aus"[1]).

Nebenbei gesagt hatte die „Verschwörung", obwohl zahlreiche Verhaftungen geräuschvoll stattfanden, für die Theilnehmer auf die Dauer keine unangenehmen Folgen. Selbst die Häupter kamen sogar in hohe Stellungen, als nach dem Tode Aali's und dem Sturze Mahmud Pascha's die „liberale Aera" Midhats eintrat. Man betrachtete diesen Wechsel im

---

1) Allg. Zeitung vom 18. August 1872.

schwörung im J. 1868, welche die Ermordung Abdul-Aziz's die Erhebung seines Neffen auf den Thron zum Zweck abt haben soll, übrigens eine mysteriöse Geschichte gesen und nicht weiter verfolgt worden ist[1]).

Die Verschwörung von 1867 war gegen die mächtigen nister Fuad und Aali gerichtet, zu deren Entfernung der tan gezwungen werden sollte, weil die Häupter der Con tion, der mehrerwähnte Fazyl Pascha und Zia Bey, sich st für die befähigteren Männer hielten. Letzterer spricht in seiner Denkschrift vom 22. Dezember 1867 mit der sten Naivetät aus[2]). Fazyl Pascha hatte, um seine „Jungen" zu rekrutiren, eine Art „Freimaurerbund" gestiftet, die Polizei lange nicht auf die Schliche kam. Der Zweck geheimen Verbindung war, den Sultan mit neuen Leuten umgeben und durch deren Einfluß zur Unterzeichnung r constitutionellen Verfassung zu zwingen. Es sollte ein chstag einberufen werden, in türkischer Sprache Millet schlissi, welcher die Finanzverwaltung beaufsichtigen und entlich die Verschwendung des Serails beschränken würde[3]). seinem bereits citirten Briefe — der übrigens auf ortho moslim'schem Standpunkt steht und sogar den Christen wirft, daß ihr Dogma von der Gnade den ganzen Fatalus des Islam aufwiege — ruft Fazyl dem Sultan „Retten Sie das Reich, indem Sie ihm eine Verfassung leihen, welche durch Herstellung einer vollkommenen Rechtsichheit zwischen Christen und Muselmanen jene von den cidentalen für unmöglich erklärte Uebereinstimmung zwischen egern und Besiegten verwirklicht." Zia Bey in seiner nkschrift schildert die Zustände, in fast wörtlicher Uebereinmmung mit Fazyl, wie folgt:

1) Neue Freie Presse vom 8. Oktober 1868.
2) Vergl. „Allg. Zeitung" vom 18. August 1872.
3) S. den ausführlichen Bericht „Allg. Zeitung" vom 20. Juni 1867.

das Wort Islam darin gar nicht vorkomme, daß der Chalif und Emir aller Gläubigen selbst soweit gehe, den geheiligten Satzungen des Koran einen hemmenden Einfluß auf die Entwicklung der öffentlichen Wohlfahrt zuzuschreiben und die Nothwendigkeit einer Säkularisirung des Staats auszusprechen. Diese Säkularisirung sei bereits durch die Vilajets-Verfassung angebahnt und nun zum erstenmale als Hauptaufgabe der Staatsleitung proklamirt[1]).

In ganz moderner Weise wurde nun ein Adressensturm voll Speichelleckerei in's Werk gesetzt; Deputation folgte auf Deputation; auch der Scheik el Islam mußte an der Spitze der obersten Ulema erscheinen, nachdem man freilich die Vorsicht gebraucht hatte das ganze Corps derselben in Stambul zu entwaffnen. Ein Jahr darauf hatte der Sultan abermals Lust im dekorirten Saale des „Staatsraths" eine Thronrede zu halten; nachdem er den Verwaltungsbericht desselben angehört hatte, antwortete er ganz im europäischen Style. Man traut seinen Augen kaum, wenn man heute diese allerhöchste Schönfärberei über allen den Fortschritt, die Finanzen, den Credit, den wachsenden Wohlstand 2c. nachliest. Auch die Phrase kehrt hier wieder: „Ich empfehle ernstlich allen Mitgliedern des Staatsraths, ohne Ansehen der Raçe oder Religion, sich als die Kinder Eines Vaterlandes anzusehen"[2]).

Eine französische Broschüre, welche zunächst den Zweck hatte die Unterschrift Frankreichs zu dem Protokoll über den Grundbesitz der Ausländer als ein durchaus ungerechtfertigtes Vertrauen in das Wollen und Können der Pforte scharf zu tadeln, hat auch eine hübsche Illustration über die Institution des Staatsraths gebracht. Am Tage der Eröffnung habe nämlich Fuad Pascha die christlichen Mitglieder er-

1) Allg. Zeitung vom 2. und 12. Juni 1868. Vergl. die Rede des Sultans in der Nr. vom 21. Mai 1868.
2) Allg. Zeitung vom 18. Mai 1869.

net als einen Sieg der „Jungtürken“. Zia Bey wurde
r Privatsekretär des Sultans, was er früher gewesen
Fazyl Pascha wurde sogar Minister der Finanzen.
ch wurde er bald wieder abgesetzt, wie es hieß, deßhalb
er sich widersetzte, als der Sultan einen Theil der
r aus einem unter den drückendsten Bedingungen con-
ten Anlehen sofort für Palastbedürfnisse wegnehmen
. Freilich hatte ihn auch der von ihm gegründete
vornehmer junger Türken arg compromittirt, indem
he zu einer Spielhöhle ausartete und in Folge einer
gerei das erste Duell zwischen Türken daraus hervor-
). Auch das war „jungtürkische“ Accomodation an die
äffchen Ideen.

Inzwischen war noch unter den alten Ministern Fuad
Aali wirklich ein Schritt geschehen, welcher einen con-
ionellen Anstrich hatte. Am 10. Mai 1868 eröffnete
Sultan in feierlicher Rede den neu geschaffenen „Staats-
, dessen Mitglieder allen Classen der Unterthanen ohne
ahme entnommen seyn sollten[2]) und durch welchen das
von der ausschließlichen Jurisdiktion des Koran eman-
werden sollte. Die großherrliche Rede war diplo-
ch dunkel, aber das liberale Europa las heraus, daß

Allg. Zeitung vom 7. Februar 1871.

Auch ein Jude sollte Mitglied des Staatsraths seyn, und zwar hatte man einen angesehenen Mann Namens Avram aus Salonich, der aber seit Jahren nach Monastir übergesiedelt war, auserkoren. Der telegraphische Ruf erging nach Salonich, und da es hier eine Unzahl Avrams gibt, so schickte die Behörde den nächsten Besten, nämlich einen ordinären jüdischen Mäkler Namens Avram. Der glaubte in Stambul eher des Gefängnisses als einer Staatsrathsstelle mit 7000 Piaster Monatsgehalt gewärtig seyn zu sollen. Er wurde aber in aller Form beeidigt und eingeführt, und als man den Irrthum bemerkte, behielt man lieber beide Avram im Staatsrath, theilte aber den falschen dem Departement des — öffentlichen Unterrichts zu. S. die Zeitschrift „das heilige Land“ 1868. S 76.

kischen Behörden sich gewöhnlich betheiligten; bei den Armeniern in Erzerum habe er dasselbe gefunden. Der Consul zu Salonich berichtet, daß die dortigen Griechen so intrigant und käuflich seien, daß ihre Theilnahme an der Verwaltung dem Allgemeinwohl nur schädlich seyn würde. „Alle stimmen darin überein, daß die verschiedenen religiösen Sekten der Christen sich untereinander noch weit mehr hassen und anfeinden als die Türken"[1]). Und da sollten sich die Raçen fusioniren!

Das Gesetz über die Bedingungen, unter welchen es den Fremden gestattet seyn sollte Grundbesitz in der Türkei zu erwerben, hat im ganzen Abendlande eingehende Discussionen über die Frage hervorgerufen, ob es räthlich sei dafür die Rechte der Exterritorialität, beziehungsweise die Capitulationen aufzugeben. Auch diese Frage gehörte in das Capitel von der „Fusion der Raçen". Am Schlusse einer langen Abhandlung in der „Allg. Zeitung" hat damals eine kundige Feder die geistige Kluft aufgedeckt, welche zwischen dem Türkenthum und den abendländischen Anschauungen gähnt. Gerade die höheren und höchsten Stände seien es, in deren Augen wir als Verrückte, unser ganzes Treiben als Narrheit und Wahnsinn erscheine. Noch einmal schildert derselbe Mann den unaufhaltsamen Verfall des Türkenreichs, wie er ihn zu Stambul an Ort und Stelle beobachten konnte:

„Unter einem Wust von albernen und unzweckmäßigen Gesetzen und unter der nichtswürdigen Verwaltung unwissender Beamten wird Raubwirthschaft getrieben, und die Hülfsquellen dieser ehemals so reichen und mächtigen Länder, ja Staaten und Monarchien sind zu einer solchen Tiefe des Elends herabgesunken, daß die mit Anwendung aller Gewaltmittel eingetriebenen Einkünfte nicht einmal zur Bezahlung des Militärs und der Beamten ausreichen, so daß von Jahr zu

---

1) Allg. Zeitung vom 25. Juni 1869.

[redacted]

rt, sich nicht immer auf einem Haufen beisammen zu n, sondern sich in loyaler Collegialität unter die tür- n Mitglieder zu setzen. In derselben Stunde habe Pascha zu den türkischen Staatsräthen gesagt: da man Befehlen des Sultans und den Reklamationen der West- te wegen der Zulassung der Christen zur Staatsver- ung nicht länger widerstehen könne, so müsse man sich t; es sei zwar widerwärtig jeden Tag den Muselmanen den Giaurs gegenüber dieselben Begrüßungen zu ge- hen, aber die Rechtgläubigen könnten sich dadurch helfen, sie je einen Giaur zwischen sich setzten, so daß die Be- ung anscheinend auch an die Christen, in Wahrheit aber an die muhamedanischen Collegen gerichtet werde[1]). gens hat man von dem Staatsrath außer den ge- pten Budgets, die er produzirte, wenig mehr gehört.

Man sieht leicht, daß alle diese Reformen von dem Einen cip ausgingen, welches in dem Testament Fuad Pascha's olgenden Worten ausgesprochen ist: „In unserer innern tik müssen alle unsere Anstrengungen auf Einen Punkt htet seyn: die Fusion der Raçen. Ohne diese Fusion it mir die Aufrechthaltung unserer Herrschaft eine wahre öglichkeit. Fortan darf dieses große Reich weder den chen noch den Slaven, weder dieser Religion noch jener e angehören. Das Reich des Orients dürfte nicht anders hen können als durch die innige Vereinigung aller ntalen." Aber gerade die Fusion der Raçen hat sich die baarste Unmöglichkeit erwiesen. Nichts als die all- eine Corruption ist ihnen gemeinsam geworden. Darüber schte in den Berichten der englischen Consuln von 1867 Eine Stimme. So erzählt der von Rustschuck, daß in garien die Gemeindevorsteher sowohl als die (griechischen) höfe bei den Unterschleifen und Bestechungen der tür-

1) Allg. Zeitung vom 18. August 1868.

[redacted]

Wenn man freilich in St. Petersburg „das größte Vertrauen in die Absichten des Sultans[1])" zur Schau trug, so war dieß pure Heuchelei. Denn man weiß nirgends besser als dort, daß alles Reformiren auf Grund der „Fusion der Raçen" falliren mußte und fallirt hat, daß mit Einem Wort die gesammte Türkenwirthschaft am Ende ihres Lateins angekommen ist.

Das hat Rußland nun endlich rund und nett erklärt; die „Garantien", welche es jetzt nicht von der Pforte, sondern von den Mächten verlangt, sind ehrlich gesprochen eine Vormundschaft oder Curatel, mit welcher die Liquidation beginnt.

1) Vgl. z. B. Journal de St. Pétersbourg in der „Allg. Zeitung" vom 9. Okt. 1875.

LI.

Jugenderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Fünftes Capitel: Feldzug nach Frankreich (1815—16).

2. In Montargis (Forts.). Paris. Rückreise bis Belgien.

Montargis den 15. Oktober 15.

Theuerste Aeltern, Schwestern und Freunde!

Der Friede des Herrn sey mit Ihnen. Ich grüße Sie alle aus innerem Herzensgrund und freue mich der Stunde, in der ich mein deutsches Vaterland wieder betreten und Aeltern, Schwestern und Freunde wieder sehen werde. Wie will ich mich niederwerfen, wann ich wieder auf deutschem Grund und Boden stehe, und Gott danken, und entzückt die erste deutsche Scholle küssen! Denn hier kann es unser einem nicht wohl werden, hier weht eine Luft, die keiner deutschen Brust behagt. Alle Deutsche hassen, verachten oder ertragen sie, immer halten sie sich für die erste, gebildetste, unbesiegte und unbesiegbare Nation. Glaubt ihr etwa, daß sie bey Leipzig seyen geschlagen worden oder in der Schlacht beim „Schönen Bund“? oder hie und da und dort? O ihr Narren und Leichtgläubige! Sie haben sich hie und da zurückgezogen wegen Verrath, wegen lauterem, purem Verrath. In der Schlacht bei Leipzig haben 40,000, sage vierzigtausend Sachsen und ich weiß nicht wie viele Tausend Bayern die französische Sache verrathen und sind übergegangen ꝛc. Und in der Schlacht bey Belle Alliance haben französische Generale selbst den Kaiser verrathen; welche Generale? je nun das

wissen sie selbst so genau nicht. „Hi hi hi, hi hi hi“, wie haben sie gelacht über meine Unwissenheit, der ich in meiner deutschen Einfalt wirklich glaubte, sie wären in diesen oder jenen Schlachten geschlagen worden. „Wie ich nur so etwas glauben könnte, Franzosen von Deutschen geschlagen!“ — Ob sie denn die Deutschen nicht für tapfer hielten? „Für groß wohl“ (das will sagen plump), „aber so tapfer wie die Franzosen? — das wäre doch ein wenig stark.“ Wenn ich fragte, ob sie es denn unbilliger fänden, daß die Deutschen alle Länder deutscher Zunge, z. B. deutsch Lothringen[1]) und Elsaß mit Deutschland vereinigen wollten, als daß ihr Kaiser Hamburg, Bremen rc. mit Frankreich vereinigte, was gaben sie zur Antwort? „Ob wir nicht gleich auch Paris nehmen wollten; ihr Kaiser habe Deutschland erobert und darum das Recht gehabt, es mit Frankreich zu vereinigen.“ Wir aber haben Frankreich nicht erobert? „Hihihi, hihihi!“ Ja was haben wir denn, wie sind wir denn hereingekommen? „Hihihi, hihihi“ — Der Kaiser Franz? „Ist ein Tropf“ (un[illegible] äche). — Warum? „Weil er sein eigen Blut“ (den Romulus) „verrathen hat“[2]). Sie sind voll Ungeduld über unsern langen Aufenthalt und drohen mit weiß Gott was allem. „Was sie denn sagen würden, wenn wir Deutsche auch 20 Jahre in Frankreich blieben, als lange ihre Landsleute in Deutschland waren?“ „Hahaha, sie, Franzosen, würden so was nicht leiden, wir wären zuletzt doch nur Deutsche, wir haben einen breiten Rücken zum Tragen“ (wie die Ochsen; wir sind zum Tragen und Ziehen geboren). — Und wäre dieß etwa bloß des Pöbels Meynung? Ach nein, dessen Meynung in diesen Stücken ist noch zehnmal so dick und massiv, es ist die herrschende Meynung, so denken die Souspréfets et

---

1) Der deutschredenden Ortschaften gibt es in Lothringen allerdings heute nur wenige mehr, obschon die Lothringer großentheils deutschen Ursprunges sind.

2) Der Souspréfet, sein Sohn und seine Schwiegertochter fanden es barbarisch, daß Kaiser Franz den Gemahl seiner Tochter bekriege. „Er hat noch“, entgegnete ich, „viele Töchter in seinem Reich, die ihm ebenso am Herzen liegen müssen, darum bekriegt er den Mann der Einen.“

[redacted]

LI.

genderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Fünftes Capitel: Feldzug nach Frankreich (1815—16).

In Montargis (Forts.). Paris. Rückreise bis Belgien.

Montargis den 15. Oktober 15.

Theuerste Aeltern, Schwestern und Freunde!

Der Friede des Herrn sey mit Ihnen. Ich grüße Sie aus innerem Herzensgrund und freue mich der Stunde, der ich mein deutsches Vaterland wieder betreten und tern, Schwestern und Freunde wieder sehen werde. Wie ich mich niederwerfen, wann ich wieder auf deutschem ınd und Boden stehe, und Gott danken, und entzückt die e deutsche Scholle küssen! Denn hier kann es unser einem t wohl werden, hier weht eine Luft, die keiner deutschen ıst behagt. Alle Deutsche hassen, verachten oder ertragen immer halten sie sich für die erste, gebildetste, un-iegte und unbesiegbare Nation. Glaubt ihr etwa, sie bey Leipzig seyen geschlagen worden oder in der Schlacht ı „Schönen Bund"? oder hie und da und dort? O ihr ren und Leichtgläubige! Sie haben sich hie und da zurück-gen wegen Verrath, wegen lauterem, purem Verrath. In Schlacht bei Leipzig haben 40,000, sage vierzigtausend ɔsen und ich weiß nicht wie viele Tausend Bayern die zösische Sache verrathen und sind übergegangen ꝛc. Und der Schlacht bey Belle Alliance haben französische Generale st den Kaiser verrathen; welche Generale? je nun das

einzig haltbaren Grundpfeilern beruhte, beweist der schnelle Umsturz derselben. Was sind eure Manieren, eure feinen Sitten, von denen ihr sagt, daß die ganze Welt sie nachahme? Ein schlechter Ersatz, und ein schlechter Mantel für den Mangel höherer Güter[1]). Glauben eure Landsleute nicht, sie hätten schon alles, weil sie diese Manieren haben? Sind diese Manieren nicht Lug und Trug? Was braucht der innerlich Gute und Tüchtige viel äußeres Wesen? Hatten der Herr Jesu Christ und die Apostel dergleichen Manieren? Ihr findet es ja gar unhöflich von uns, daß wir den Herrn Jesu Christ und den lieben Herrgott dutzen?... Daß ihr euch einbildet, ihr wärt die größte Nation, kommt von eurer Unkenntniß der übrigen Völker her. Von dem, was außer Frankreich vorgeht, wißt ihr nichts, die deutsche Literatur kennt ihr gar nicht, wie könnt ihr über sie urtheilen? Wenn sogar die Stimmführer unter euch, z. B. der Moniteur, so unwissend sind, um zu behaupten, der König von Preußen habe in London preußisch gesprochen, was soll man von den übrigen denken? (Hier fragte mein Hausherr, der Unterpräfekt: „Was sprechen denn also die Preußen für eine Sprache?") Wenn sie über die Oesterreicher und Preußen schimpften, in der Voraussetzung, daß ich das gerne hörte, so sagte ich: „Ich bitte Sie, zu bedenken, daß die Oesterreicher und Preußen Deutsche sind, und daß ich mich auch zu den Deutschen zähle. Was den Kaiser Franz betrifft, so sichert gerade die That, wegen der ihr ihn verachtet, ihm die bleibende Verehrung von Deutschland und der Nachwelt. Und mit welcher Inconsequenz verachtet ihr ihn! Ihr tadelt euern König, daß er das Wohl seiner Dynastie dem Wohl und Willen des ganzen Volkes vorziehe? Müßt ihr also nicht den Kaiser Franz loben, daß er stark genug war, die Wünsche und das Wohl seines Volkes,

---

1) Ich weise zurück auf das was ich Eingangs des Capitels gesagt habe, daß meine Auffassung der französischen Zustände in verschiedener Rücksicht eine einseitige gewesen. Daß aber nicht Alles an meinen Klagen unbegründet war, ergibt sich aus den angeführten Thatsachen.

das laut den Krieg gegen Frankreich verlangte, vor dem Wunsche seiner Tochter zu berücksichtigen? — Ihr sagt, ihr seid nicht besiegt, so wie wir es nicht waren, denn nur unsere Armeen waren geschlagen, nicht das deutsche Volk; oder wenn ihr uns besiegt nennt, so seid ihr es auch mit dem nämlichen Rechte zu nennen"... Ich versichere Sie, daß man sich durch solche Reden in Respekt setzt.

17. Oktober. Gestern wurden die Friedensbedingnisse bekannt; Frankreich verliert eine halbe Million Einwohner, zahlt (?) Millionen Franken 2c. Ganz Deutschland ist über diesen Frieden mißvergnügt, weil wir Elsaß und Lothringen nicht erhalten. Die Franzosen klagen über furchtbares Unrecht, sprechen von Rache, die ihre Kinder nehmen müßten eines so schimpflichen Friedens willen ... ... Viele schreiben, was ich für die armen Kranken thue, einer besonderen Vorliebe für die Franzosen zu. Als ich daher einmal äußerte, es sei ganz natürlich, daß alle Länder deutscher Zunge, also auch Elsaß 2c. mit Deutschland vereinigt werden, sagten meine Wirthsleute: Est-il possible que vous désirez cela, *puisque vous aimez tant les français, pour leur faire tant de bien?...*

Die Freunde aus Nürnberg grüße ich aus voller Seele. Und nun Gott empfohlen... Liebe und Gebet gegen und für Euren Nepomuk.

Anstatt das falsche Princip der Nationalität zu betonen, hätte ich freilich besser gethan, auf die List und Ungerechtigkeit hinzuweisen, durch welche das Elsaß uns einst geraubt worden und welche uns doppelt berechtigte, das wiedereroberte festzuhalten. An eine schnöde Behandlung der wieder mit uns vereinten Brüder dachte ich aber auf keinen Fall.

Noch hebe ich folgende Briefstelle aus:

...Ich habe in einem früheren Briefe geschrieben, daß ich mein Urtheil über die Religion der Franzosen zurückhalten wollte. Ich muß gestehen, daß es damit sehr schlecht aussieht. In Deutschland halten die katholischen Christen doch noch auf die Werke und den äußeren Gottesdienst; hier trifft man auch das wenig. Die Kirchen stehen leer, nur von einigen Frauen

besucht. Von den Priestern, die ich gesprochen, scheinen die Meisten Bossuet vor Fenelon zu ehren. Gegen Letzteren haben sie etwas.

Meiner damaligen Meinung nach stellte der französische Klerus den Papst zu hoch. Man weiß aber, daß Frankreich und seine Geistlichkeit weit öfter am Gallikanismus krankte als an übertriebenem Ultramontanismus.

Ad vocem Fenelon: Unter mehreren Gliedern seiner Familie (Salignac de la Mothe) die ich kennen lernte, befand sich ein Offizier, welchem München in gutem Andenken geblieben war. Denn als er einmal mit einem Kameraden nach Mitternacht dort angelangt war, da hatte die aus dem Schlaf geweckte Wirthin zum schwarzen Adler sie beide mit so rührender Freundlichkeit empfangen, selber in der Küche für ihre Verköstigung gesorgt und Alles aufs beste zurichten lassen, daß es ihm unvergeßlich blieb. Nebenher hielt er auch was Rechtes auf das bayerische Bier[1]).

Zu Anfang Oktober fing man an unsere Spitäler auszuleeren, das von Montargis nach Joigny, Auxerre und Sens, das von Orleans und Pithiviers nach Montargis. Unser Aufenthalt hierselbst neigte also zu Ende. Der früher ertheilten Genehmigung gemäß gedachte ich aber nicht mit der Armee zurückzukehren, sondern wenigst auf einige Wochen nach Paris zu gehen und ward angewiesen, bis zur Auflösung des Spitals in Montargis zu bleiben, zuvor aber, sobald sich durch Evacuation der Krankenstand dort mindere, die Leitung des Spitaldienstes vom Herrn Ob.-Feldsp.-Chir.

1) Es fällt mir dabei ein, wie ich in Landshut einmal mit Bruder und Kameraden spazierengehend, etliche von der norddeutschen Küste herabgekommene Portugiesen aus Napoleons Heer begegnet, angeredet und auf mein Zimmer zu Bewirthung mit Bier und kalter Küche geladen hatte; auf mein Bedauern, ihnen keinen Wein vorsetzen zu können, erwiderten sie: „O hätten wir daheim ein Getränk wie dieses, wir wollten auf den Wein verzichten!“ Aber es war auch Bier von dazumal.

Dr. Adam Fleschuez zu übernehmen. Von Paris aus hoffte ich, nach Deutschland zurückkehrend, die noch nicht gesehenen Universitäten Göttingen, Marburg, Heidelberg und Tübingen zu besuchen.

19. Oktober. Gestern feierten der Stabsarzt Strasser (der ein sehr kenntnißreicher Arzt), Dr. Kronen, die Brüder Adam und Thomas Fleschuez und ich auf dem Zimmer des Letzteren seinen Abschied von hier bei Elfer Rheinwein. Es wurde viel gesungen und angestoßen, unter andern und zwar vor allen andern auf die Gesundheit des Herrn Hofrath Röschlaub. Keiner von uns dachte daran, daß der 18. Oktober sei. Nun so ward er unwillkürlich gefeiert und zwar bei deutschem Wein.

Paris, den 30. Oktober 1815.

Liebste Aeltern &c.!

... Den 24. habe ich das Spital, das ich in den letzten Tagen allein besorgte, gänzlich ausgeleert, und die Kranken vorwärts nach Joigny geschickt. Den 25. ging das 11. Regiment von Montargis ab, und ich blieb allein zurück, der einzige Baier und Deutsche. Ich ging nicht mit dem Regiment, weil ich in den letzten geschäftvollen Tagen nicht Zeit hatte, meine Sachen zu ordnen, und weil ich wußte, daß für mich gar keine Gefahr sei, einen Tag länger zu bleiben. Denn die Einwohner waren mir zugethan... Mehrere haben mir am Tage vor meiner Abreise noch mit Thränen gedankt. Ein französischer Oberster der Artillerie, dem bei Dresden der Schenkel zerschmettert wurde und der in der Folge den Beinfraß bekam, ein junger unterrichteter Mann, ließ mir durch seine Schwester eine schöne goldene Uhrkette mit goldenem Schlüssel überreichen, 4 bis 5 Louisdor von Werth. Dieser, mit dem ich öfter über die Religion Christi Worte zu wechseln hatte, sagte zu mir: Wenn das, was Sie hier für die Kranken gethan, Folge Ihrer Religion ist, so habe ich alle Achtung vor derselben. Ich rieth ihm, der nach philosophischer Ueberzeugung strebt, St. Martin zu lesen, den weder er noch in Frankreich irgend Jemand, womit ich davon sprach, nur dem Namen oder dem Titel seiner Werke nach kannte. Vom

Vater meiner zwei kleinen Augenkranken bekam ich vier Louisdor.

Ich ging den 25. auf die Municipalität, um einen Vorspannwagen für den folgenden Tag zu begehren, den man mir mit der größten Höflichkeit zusicherte. Ueberall, wo ich an diesem Tage noch Visite machte, fand man sich geschmeichelt durch das Vertrauen, das ich den Einwohnern bewies dadurch, daß ich noch einen Tag ganz allein in ihrer Mitte blieb. Mein Hausherr setzte alten Wein auf, und die immer reichlich versehene Tafel war es an diesem Tage noch mehr. Man wollte mich fühlen lassen, daß man in Frankreich den Reisenden vom Soldaten unterscheide, und wie zuvorkommend man jenen behandle. Doch konnten sie nicht unterlassen, unter alle diese Artigkeiten einiges süße Gift zu mischen. So z. B. sagten sie scherzend, daß der kleine Enkel meines Hausherrn, von 16 Monaten, vielleicht einmal die Ehre haben würde, mich in Bayern zu sehen und den Besuch zu erwidern. Ich entgegnete, ebenfalls scherzend: Eigentlich wären wir Deutsche noch Schuldner an die Franzosen; denn sie hätten uns während zwanzig Jahren die Ehre ihres Besuches geschenkt, den wir minder artige Deutsche nur auf einige Monate erwidert hätten; übrigens sey ich den Franzosen zu gut, als daß ich wünschen sollte, sie möchten anders denn bloß wie Reisende kommen; ganz Deutschland sey seit einigen Jahren wie ein Igel, ganz borstig und stachlig von Speeren, sobald sich ein Feind nähert, es sey daher schlechterdings unmöglich, etwas dagegen zu gewinnen, jeder Versuch von Seite Frankreichs, Deutschland zu verkleinern, müsse daher die Verkleinerung Frankreichs nach sich ziehen." Diese letzte Aeußerung, die allgemeinen Waffenübungen in Deutschland betreffend, brachte sie ein wenig in Verzweiflung. Sie kamen wieder auf die Preußen, und zwar zu ihrem Nachtheil zu sprechen. Ich entgegnete: „Ich halte Sie für viel zu gerecht und für viel zu einsichtig, als daß Sie ein Volk tadeln sollten, das so viel Nationalsinn gezeigt hat, somit eine Tugend, wegen der man vorzüglich die Franzosen rühmt, ein Volk, das aus Liebe zum Vaterland alles geopfert hat; wenn Sie die Preußen nicht lieben, was nicht möglich ist, so können Sie ihnen doch Ihre Achtung

nicht versagen ꝛc." Mein Hausherr und mehrere baten mich, ihnen von Paris oder aus Bayern zu schreiben.

Ich fuhr in einer sogenannten Patache, einem viereckigen, inwendig mit Sammt bekleideten Kasten, über Nemours nach Fontainebleau.

In dieser Stadt, wo ich noch bayerische Truppen fand, hatte ich Quartier bei zwei alten Fräulein, Schwestern, welche sich höchlich verwunderten über meinen geringen Brodverbrauch; in Rußland, betheuerten sie mir, sei die französische Armee durch den Mangel an weißem Brod zu Grunde gegangen. Sie erzählten mir aber auch, zum schönsten Glück ihres Lebens gehöre es, daß sie während der Gefangenschaft des heil. Vaters Pius VII. in Fontainebleau täglich seiner heil. Messe beigewohnt hätten.

In Essone waren noch Sachsen und Preußen. Ich wohnte bei einem Müller von 48 Jahren, die Frau war 40 alt, beide aber von jugendlichem Aussehen, beide wahrhaft schön; hier war ich recht lustig, der Müller ein fröhlicher Geselle, er sang und ich sekondirte. Auf der Municipalität, wo ich wieder eine Patache begehrte, drückte mir der Mann, mit dem ich zu thun hatte, freundlich die Hand: „Oh comme vous êtes doux!" und fuhr fort: „Ja, wenn alle Soldaten so wären! Sie sollen gutes Quartier haben und morgen um halb 7 Uhr wird ein gedeckter Wagen bei Ihnen halten." Gesagt, gethan, zur rechten Zeit stund eine sehr gute Kutsche, mit zwei Pferden statt Einem, vor meiner Thür, meine Müllersleute nahmen freundlichen Abschied und fort ging's nach Paris, wo ich denselben Tag (28. Okt.) um 11 Uhr ankam.

Verschiedene meiner Patienten in Montargis hatten mir Adressen an Verwandte mitgegeben und so fuhr ich denn gleich mit einem Fiaker zu einem Kaufmann (in der Rue St. Honoré, glaube ich), der mich sehr freundlich empfing, mich mit altem Wein bewirthete, und sogleich wurden mir zwei Augenpatienten vorgeführt und mir versprochen, mich zu einem

dritten zu führen; dieser dritte wollte dem Arzt, der ihn heilen würde, 60,000 Franken bezahlen; „ich werde ihn aber wahrscheinlich auch nicht heilen", meinte ich in einem Brief, und da mir nichts erinnerlich ist von einer Einnahme von 60,000 Franken, so scheint meine Prophezeiung richtig gewesen zu seyn.

Gestern hörte ich, daß unser Kronprinz noch hier sei und heute, den 30. abgehe. Ich ward ihm durch seinen ersten Adjutanten, Major Baron Gumppenberg vorgestellt, mit noch sechs andern Offizieren vom Generalstab; er sprach mit jedem derselben einige Worte, und auch mit mir, über Frau von Arnim u. s. f., und schoß wie ein Pfeil wieder zur Thür hinaus.

Anfänglich wohnte ich vier Tage in einem gemietheten elenden Zimmerchen über 84 Stufen; es war aber noch golden gegen ein daranstoßendes, worin ein verabschiedeter spanischer Offizier wohnte, den ich öfter Guitarre spielen hörte; das Bett nahm fast die ganze Breite seines Zimmers ein, und aufrecht stehen konnte man nur in Einer Richtung, nämlich wo die vom Dach gebildete schräge Decke die einzige rechtwinkelige Wand berührte. Dann wurde ich von Amtswegen einquartirt bei einem gutmüthigen Mann, einem Spielwaarenhändler, der alle seine Waaren aus Nürnberg bezog und erst vor'm Jahr dort gewesen war. Aber hier befand ich mich zu weit von den Spitälern und so quartirte ich mich den 11. November freiwillig wieder aus und miethete in der Vorstadt St. Marceau ein Zimmer um 17 Franken monatlich; in Wien und Berlin wäre es theurer gewesen.

Auch an berühmte Pariser Aerzte und Chirurgen hatte ich von meinen Patienten zu Montargis Adressen erhalten, so an Larrey, Pinel, Dubois, Dupuytren, wodurch mir der Vortheil erwuchs, daß z. B. Letzterer in der Klinik mich stets an seine Seite nahm. Pinel sprach mir mit großer Hochschätzung von den deutschen Aerzten, namentlich ihrer vorzüglichen Diagnostik (wie ich denn überhaupt

in Frankreich sagen hörte: „Il faut tomber malade en Allemagne et casser la jambe en France.“) Mit dem Tyroler „Swediaur“, einem beliebten Pariserarzt, speiste ich bei Eichhorn, den er damals behandelte, und besuchte ihn. Larrey, Napoleons ärztlichen Begleiter nach Egypten, von diesem der ehrlichste Mann der Armee genannt, fand ich nicht nur vertrauenerweckend, sondern auch von gewinnender Freundlichkeit. Er gab mir die herzlichsten Grüße mit an Sömmering, mit dem er persönlich bekannt war. In einem Werk über Truppenverpflegung im Feld hat auch er die diätetische Trefflichkeit des bayerischen Biers und die Vorliebe der französischen Soldaten für dasselbe hervorgehoben. Ob außerhalb unserer etlichen brauenden Klöster das bayerische Bier wohl noch jene diätetischen Vorzüge hat? Auffallend ist es, daß zur Cholera-Zeit unsere Münchener Franziskaner der allgemeinen Nachfrage nach ihrem unverfälschten kräftigen Trunk gar nicht genügen konnten; und hier wurde der Eifer der ächtfärbigsten Ultramontanen beschämt und überboten durch die hingebende Toleranz der ausgemachtesten Liberalen. Ich glaube, daß die Verschlechterung unserer Biere zum großen Theil mit herrührt vom Aufhören der Concurrenz mit den ehemals zahlreichen Klosterbrauereien, die fast ausnahmslos ein vortreffliches Getränk lieferten.

Paris 11. November 1815.

... Ich bin nun vierzehn Tage hier und habe in dieser Zeit so vielerlei gesehen, daß ich meine, es sei schon ein halbes Jahr, ... wahrhaft viele tausend und tausend Gegenstände. Was die Lebendigkeit betrifft, so ist selbst Wien mit Paris nicht zu vergleichen. Gegen 4000 (in Wien 700) Fiaker sind in beständiger Bewegung, die dreimal so große Zahl der eigenen Wagen nicht gerechnet.

Obwohl noch ohne Mithülfe von Gas, glänzten doch schon damals am Abend die Kaufläden in reichster Beleuchtung, aus zahllosen Spiegeln widerstrahlend, und fing der

Hauptbesuch derselben zu einer Stunde an, in der man sie bei uns zu schließen pflegte, ja vielfach noch pflegt.

Von den Sammlungen der antiken Statuen sowie der Gemälde war sicherheitshalber der bessere Theil bei Seite geräumt, so daß kein Vergleich mit den mir bekannten in Deutschland möglich war. Vier Gemälde von David und eins von Gérard glaubte ich dem Besten, was ich gesehen, an die Seite setzen zu dürfen. Ob auch das Musée des monuments français unvollständig war, das weiß ich nicht, aber es schien mir damals so gar viel Vortreffliches nicht zu enthalten.

Wir Deutsche können zuverlässig mehr tüchtige Kunstwerke aufweisen; Nürnberg und Augsburg allein haben mehr hervorgebracht als das ganze Musée enthält. Davon mich überzeugt zu haben, ist mir die Reise nach P. schon unschätzbar. O deutsches Land, was bist du für ein herrliches Land; nun ich das gerühmteste Ausland kenne, wie schätze ich dich um so mehr!

Ich gab zu, daß die Stadt Paris viele einzelne Schönheiten besitze, die prächtigen Straßen an der Seine, die freundlichen Boulevards, die stattlichen Plätze, verschiedene schöne Paläste und Kirchen, z. B. das Pantheon (wogegen mir Notre-Dame wie ein unorganisches, unzusammenhängendes Gebäude vorkam); im Ganzen aber und von der Höhe betrachtet, wie dieß vom Pantheon aus geschieht, machte die Stadt mir den Eindruck eines ungeheuren Steinhaufens; unbefestigt, wie sie damals noch war, verlor sie sich in die anstoßenden Dörfer und die übrige Natur, ohne dem Auge einen befriedigenden Abschluß zu bieten; dazu der Mangel an hervorragenden Spitzen, Kirchen, Thürmen, die das Ganze beherrschen. „Was ist dagegen Prag für eine Stadt!“ meinte ich.

Die Stadt ist zwischen Royalisten und Bonapartisten getheilt. Die Franzosen werden noch lange nicht ruhig seyn, und als Viele sagten, die Deutschen würden wohl nicht mehr

nach Frankreich kommen, so erwiderte ich, die Deutschen hätten ein Sprichwort: Alle guten Dinge sind drei.

Ich besuchte bald das Theater und sah Talma. In der Rolle von Heinrich IV., dann des Radamist von Crebillon entsprach er meinen Erwartungen durchaus nicht, aber als Hamlet, welch' eine wundervolle Darstellung! Bekanntlich verbot das französische Theater-Comment, einen Geist auftreten zu lassen; die Art aber, wie Talma-Hamlet vor der (hinter der Coulisse gedachten) Erscheinung sich entsetzte, halb in's Knie brechend seinem Freund in die Arme sank und doch unverwandt nach dem Entsetzlichen hinstarrte, war vielleicht erschütternder, als wenn wir das Gespenst zu Gesicht bekommen hätten.

Paris 16. November 1815.

... Ich habe hier so viel zu thun und zu sehen, daß ich noch kaum recht zu mir gekommen bin. Wenn ich nur schon wieder fort wäre!. Indeß will es der Himmel schon, daß ich noch sechs Wochen hier hafte. Dann sei mir wieder gegrüßt, hehres deutsches Vaterland mit deinen hohen dunklen Wäldern, deinen herrlichen Strömen und Ufern, deinen erfrischenden Wiesen, deinen himmelhohen Bergen und deinen biedern Bewohnern; o wären sie noch die alten! Wahrhaftig habe ich mich noch nie so nach der Heimath gesehnt als nun. Man muß das Ausland gesehen haben, um sein deutsches Land recht lieb zu gewinnen. Bei aller ihrer Artigkeit, Gefälligkeit 2c. kommen mir die Franzosen doch nie recht in's Herz hinein; da fehlt der wahre tiefe Grund; es ist nur Schein und Schaum; hohle Aeußerlichkeit, womit ein wahrhaft deutsches Gemüth sich nicht begnügen kann[1]). Auch muß man in Frankreich gewesen seyn, um die Herrlichkeit unserer deutschen Fichten- und Tannenwälder zu empfinden. Hier lauter niedere, lichte Laubwälder, kein einziger Nadelbaum. Auch sah ich in Frankreich noch keinen mächtigen Strom wie bei uns die Donau, der Rhein, der Inn; die Seine hat hier die Breite der Isar bei Landshut — kaum — und fließt träge wie ein Sumpf.

1) Distinguendum esset.

Wiesen gibt es gleichfalls wenige, rechte Berge habe ich noch nicht gesehen. Ich glaube nun, daß es kein Land gibt, das solche Mannigfaltigkeit und solchen Reichthum von Schönheiten enthält als Deutschland, mein hohes Vaterland. Gepriesen sei es darum von nun an bis in Ewigkeit!

Ich bedachte nicht, daß ich doch nur einen geringen, und den durchaus nicht schönsten Theil von Frankreich gesehen. Nachdem ich so mich in patriotische Begeisterung geredet und geschrieben hatte, mußte ich doch selbst wieder darüber lachen und erklärte:

Solche Betrachtungen und solcher Eifer entstehen mir hier in meiner kalten Stube, denn weil das Holz so theuer ist, so habe ich mir nur etliche Scheiter gekauft um einen Fünffrankenthaler, ziehe, damit mich nicht zu sehr friere, Kamaschen an, darüber ein langes Beinkleid, stecke die Füße in Filzschuhe und die also beschuhten Füße in meinen Mantelsack; dabei (d. h. bei sonst so weiser und wohlüberlegter Einrichtung) ist nur das Unbequeme, daß ich öfter aufstehen und meine so trefflich gestellten Beine in Unordnung bringen muß. Nachdem ich ein paar Stunden in diesem Zustande zugebracht fängt mich denn doch an den Füßen zu frieren an. Jetzt lasse ich in meinem welschen Kamin (der hier überall dem Boden gleich ist) ein paar Scheiterchen anzünden, um daran die Füße zu wärmen — Füße warm, Alles warm. Denn (wohlgemerkt) man muß in Frankreich sparen und das Geld lieber den Deutschen zu lösen geben, besonders wenn man in Frankreich schon viele andere Sachen gekauft hat, wie ich z. B. schwarzen Rock, detto Weste, detto u. s. w. und zwei Kisten voll Bücher, wovon mich das Porto nach München nichts kostet. Auch ersparen hier die Deutschen (was eine vortreffliche Einrichtung) das Nachtessen; denn da man hier erst um 5—6 Uhr zu Mittag und um 11—12 Uhr zu Nacht ißt, so erwarten die klugen Deutschen das letztere nicht und gehen zu Bett.

Dann rührte sich auch mein Gewissen gegen die armen Franzosen und ich fuhr fort:

Wenn ich von den Franzosen manches sage, was ihnen nicht zur Ehre, so darf ich doch auch nicht verschweigen, was ich Gutes und Lobenswerthes gefunden. Sie sind sehr gefällig und dienstfertig. Wenn man auf der Gasse sich erkundigt, so erklärt Jedermann die Sache in's Lange und Breite, oder sie gehen selbst mit, das Gefragte zu zeigen, ich habe das schon hundertmal erfahren. Da ich in der Vorstadt St. Marceau ein Quartier suchte, ging ein junger Mann mit mir in mehreren Häusern herum, handelte für mich ꝛc. und ihm verdanke ich es, daß ich mein hübsches wohlfeiles Zimmer in der Mitte von drei Spitälern und bei guten Hausleuten habe.

(Folgt kurz, was ich unten weitläufiger von meinem Epicier erzähle.)

Nun leben Sie recht wohl. Beten Sie, daß alle Menschen und Völker gut und so miteinander ausgesöhnt werden. Ich wünschte, die Franzosen möchten recht gut seyn und alle unsere Achtung verdienen. — Der Herr sei mit Ihnen und mit Ihrem gehorsamen Sohn und dankbaren Freunde Nepomuk.

Mein früher erwähnter Epicier von der Rue St. Honoré bat oder warnte mich, nur in solchen Läden, die er mir anweisen würde, Einkäufe zu machen. Als ich einst bei einem von ihm Empfohlenen blaues Tuch zu einem Frack gekauft hatte und es dem Epicier zeigte, rief derselbe, den Preis vernehmend: „Da hat er Sie geprellt; das darf er nicht ungeahndet thun“ — ging mit mir hin und zwang den Tuchhändler, mir ohne Nachzahlung noch Tuch zu Beinkleidern zu liefern. Diese Fürsorge meines Epicier rührte mich. Ein andermal ging's mir nicht so gut; aber ich hatte auch auf eigene Faust gehandelt. Ich kaufte nämlich im nächsten besten Schuhladen ein paar Stiefel; beim ersten Ausgang auf feuchtem Boden fielen die Sohlen ab, sie waren nur angeleimt. Da suchte ich den Laden wieder auf — fort war er, und ich erfuhr, daß solche herumziehende Pseudohandwerker einen eigenen Erwerbszweig cultiviren.

7. Dezember. . . . Die Franzosen sind ein unglückliches

Volk, nicht etwa weil sie besiegt sind und bezahlen müssen 2c., sondern weil sie die wahre Quelle ihres Unglücks nicht erkennen und dieselbe überall eher suchen, als wo sie wirklich ist. Eine falsche Berechnung dieses oder jenes Ministers, ein Fehler dieses oder jenes Generals 2c., meinen sie, habe sie in's Elend gebracht. Ist's möglich, daß es noch Keinem beigekommen ist, daß der Herr diese Strafe über sie heraufgeführt? Der Anfang des Christenthums ist, einzusehen, daß man ein elender Sünder sei.

Das aber, meinte ich, glaube von sich kein Franzose. „Immer sind und bleiben sie", schrieb ich, „das großmüthigste, freigesinnteste und gebildetste Volk der Welt." Daß Paris, so wie es mir, dem Fremden, sich darstellte, den Eindruck größten sittlichen und religiösen Elends machte, Alles mir nur zwischen Unglauben und Aberglauben getheilt schien, das war mir vielleicht nicht zu verargen. Anders ging es nachmals einem bayerischen Priester, der, als Missionär nach Amerika wandernd, unterwegs in Paris verweilte und durch Empfehlungsbriefe in Kreise kam, welche ihn so mit Bewunderung und Entzücken erfüllten, daß er nach München schrieb, Paris erscheine ihm wie die heiligste Stadt des Erdbodens. Er hatte Recht in seiner Weise; ihm blieben wieder die Nacht- und Gräuelseiten der Weltstadt fremd; er sah nur jene geistlichen und Wohlthätigkeitsvereine und Anstalten, über welche Abbé Mullois und Professor Hettinger in Würzburg ein so merkwürdiges Büchlein geschrieben, und blickte in Kreise der zartesten Frömmigkeit und ernstesten aufopferndsten Heiligkeit. Daß aber auch ich an einzelnen Zügen hätte erkennen müssen, es sei nicht alle schlichte christliche Sitteneinfalt aus Paris entflohen, ist mir erst nachträglich recht aufgefallen. So wohnte ich Anfangs bei einfachen Bürgersleuten, deren Töchter nicht nur das Theater, sondern selbst ein Kornfeld nie gesehen zu haben schienen; als ich mein Befremden hierüber kundgab, erwiderten die Eltern: „So ist es in der That; in der Woche müssen wir und unsere Töchter ar-

beiten; am Sonntag wohnen wir dem Gottesdienst am Vor- und Nachmittage bei; denn noch vor die Barriere zu gehen ist uns Eltern zu weit, und Anderen wollen wir unsere Töchter nicht anvertrauen."

Immerhin verschwand solch ein einzelner Zug im Gesammtbilde, das ich von Paris empfing und aus der wahrgenommenen Verderbtheit glaubte ich schließen zu sollen, daß die Franzosen auch politisch nicht mehr in die Höhe kommen würden; denn von den verschiedenen Parteien schien mir keine die Repräsentantin des Rechten und Guten; überall schien „Galanterie", d. h. zierliche Schamlosigkeit und Frechheit gegen das andere Geschlecht für Tugend zu gelten.

Als so ein galanter Tugendheld wird auch ihr angebeteter Heinrich IV. auf den Theatern dargestellt. Es ist leider in Deutschland viel Verderbtheit, aber man tröstet sich fast darüber, wenn man Frankreich sieht.

Auch die Wissenschaften, oder eigentlich „die Wissenschaft" im höheren Sinn gefiel mir nicht in Paris und so kam ich zu dem allerdings voreiligen Schlusse:

Da man in Frankreich selbst keinen guten Keim sieht, aus dem eine treffliche Frucht hervortreiben könnte, so bleibt ihm fast kein anderes Heil, als daß es in Stücke zerrissen und diese anderen Mächten zugetheilt werden, auf daß den Franzosen der Keim des Besseren von außen wieder mitgetheilt werde.

Wenn ich über gewisse Uebelstände von Paris mich verwunderte, so machten gar Manche meiner Landsleute sie sich zu Nutz. Als ich in den ersten Tagen in Uniform durch das Palais-Royal ging, hängten sich an hellem Tag zugleich zwei Geschöpfe weiblichen Geschlechts, das eine rechts, das andere links an meinen Arm; ich hatte alle Mühe sie abzuschütteln. Da meine officiellen Besuche zu Ende waren, zog ich seit jenem Tag nie mehr Uniform an. Ein noch junger preußischer Offizier von blühendem Aussehen, vier Orden im Knopfloch, schien sich von dem Angehäng weniger

belästigt zu finden und führte die lustigen Schönen, je eine an jedem Arm, ganz offenkundig spazieren. Ein Anderer, der mit mir in den sogenannten Caveaus speiste, brachte höchst unbefangen seine zeitweilige Dame mit.

Charakteristisch für meine damalige Geistesverfassung ist es, daß ich mir konnte, wenn auch nicht als sichere Nachricht, den Bären aufbinden lassen, in Nismes und Umgegend hätten die Katholiken 10,000 Protestanten ermordet; man vermuthe, der in der Nähe weilende Herzog v. Angouleme habe darum gewußt. Natürlich erwies sich die Sage als Erfindung, aber unter ihrem Eindruck schrieb ich:

Es wäre schrecklich und ein Grund mehr, zu glauben, daß die Dynastie der Bourbonen sich nicht erhalten werde. Sie glauben auch selbst, daß man die Absicht hege, sie alle zu ermorden, daher sie es unter sich eingeführt haben, nie alle an einem Ort beisammen, sondern immer getrennt zu seyn. Außer den neu errichteten kgl. Garden und den Emigranten haben sie in Paris wenig Freunde (?). Es war nicht Liebe zu Buonaparte, sondern das erbärmliche Wesen dieser Bourbonen, was die Franzosen Jenem entgegengetrieben hat. Denn es ist nun ausgemacht, daß keine eigentliche Verschwörung für Buonaparte zugegen war, sondern daß dieser nur deßwegen günstige Aufnahme fand, weil man der Bourbonen satt war. Diese betrachten Frankreich und die Franzosen rein wie ein Stück Hausrath, das man geerbt hat; daher sie dem Volk auch keine reichsständische Verfassung geben wollen.

„Un crieur à cinq francs", meinte verächtlich neben mir ein Mann, als Ludwig XVIII., der von einem Balkon der Tuilerien aus eine Rede hielt, Beifall und Lebehoch gerufen wurde. Der König drückte sich übrigens mit Gewandtheit aus, weniger gewandt dürfte er im Tanz gewesen seyn, denn er hatte — vielleicht wegen Gicht — wahre Elephantenbeine.

Mehrere Engländer habe ich hier kennen gelernt, ernste, gut- und strenggesinnte Leute, aber etwas tölpisch im Aeußern, fast wie die Schweizer, dazu nationalstolz und ungerecht in ihrem Urtheil gegen uns Deutsche. Sie sprechen mit der größten,

entschiedensten Verachtung von unserem Benehmen in den verflossenen zehn Jahren; selbst unsere Erhebung seit drei Jahren hat sie noch nicht ausgesöhnt. O wie haben wir alles anzuwenden, um unsere in den Augen des Auslandes so sehr gesunkene Ehre wieder herzustellen! O ihr undeutschen Deutschen, wüßtet ihr, was für eine Schmach ihr euch in der Meinung der Ausländer und selbst der Franzosen bereitet durch euren kurzsichtigen Franzosensinn!

Wie leicht ließe sich das — mutatis mutandis — heute auf gewisse Bayern anwenden!

Ich habe hier einen Freund aus Berlin gefunden, einen geheimen Kriegsrath, der mir, ohne daß ich es verlangte, ein Einquartirungsbillet (als Chirurgien major mit zwei Bedienten) verschaffte, wovon ich aber keinen Gebrauch machte.

Dieser Kriegsrath war Eichhorn, der nachmalige Minister. Freiherr v. Stein, der ihn als äußerst tüchtigen, dabei gläubigen und sittenreinen Mann hoch achtete, hatte als Vorstand der Centralverwaltung für die Bedürfnisse der Armee ihm den hervorragenden Posten — ich glaube den nächsthohen nach seinem eigenen — zugewendet.

Auch die Bekanntschaft des Kassel'schen Gesandtschafts-Sekretärs (Jakob) Grimm habe ich gemacht, des Herausgebers der dänischen Volkslieder, der Kindermärchen 2c., eines der liebenswürdigsten Menschen, und der vielleicht unter allen lebenden Gelehrten die größte Kenntniß der altdeutschen Poesie, und von Sagen aller Völker hat.

Er fand mich, ohne meine Adresse gewußt zu haben, auf unbegreiflich schnelle, sinnreiche Weise, ganz als wäre ich ein altdeutsches Wurzel-Wörtchen.

Grimm führte mich zu Alexander v. Humboldt, den ich in Gesellschaft bei Jordis kennen gelernt hatte. Beim Eintreten in's Vorzimmer fiel der Blick sogleich auf ein angelehntes lebensgroßes Brustbild des Inwohners. „Wie finden Sie mein Porträt?" war seine erste Frage, als wir eintraten. „Aehnlich", erwiderte ich. Und er: „Ich habe es

selber gemalt." — Der Eindruck, den er machte, war kein eben günstiger und auch seither konnte ich zu dem Wesen des berühmten Mannes nie ein rechtes Zutrauen fassen. An Gruithuisen schrieb er einmal — ich habe den Brief selber gelesen — daß die Hebungstheorie von Leopold v. Buch unhaltbar sei und daß er, Humboldt, vielmehr der Anschauung meines Lehrers und Landsmannes Fuchs beistimme. Wie staunte ich, als ich vernahm, daß trotzdem im dritten Band des Kosmos nicht die Lehre von Fuchs, sondern die von Buch vertreten stehe. Hatte es Humboldt an Muth gefehlt, Buch zu opponiren, der ein gerader, aber ungemein derber Charakter war? Uebrigens hegte Buch selber gegen Fuchs, seinen wissenschaftlichen Gegner, die höchste Achtung, wovon er ihm viele Beweise gegeben.

Beim preußischen Generalconsul Jordis, der eine Schwester Brentano's zur Frau hatte, speiste ich einst mit Deutschen und Franzosen. Unter den köstlichen in- und ausländischen Weinen, die er aufsetzte, ward einstimmig der Preis einem von verschwiegener Herkunft zuerkannt; es war Johannisberger Elfer, aus einem von der Familie Brentano gepachteten Weinbergsantheil.

Mit vielen deutschen Kameraden befand ich mich einst im Kaffeehaus; vergnüglich sangen wir, und endlich stimmte ich eine damals oft gehörte, von Professor Krug in Leipzig verfaßte Neudichtung des Gaudeamus an:

Gaudeamus igitur,
Juvenes germani,
Ecce Galli collaudati
Petunt Rhenum profligati,
Fugiunt vesani.

Ubi sunt qui antea
Magnos se dixere?
Adeas Pyrenitem,
Transeas Borysthenem,
Si cupis videre.

Vigeat Germania
Teutonesque vivant etc.

Die wenigen anwesenden Franzosen verstunden den Text nicht, worauf ich auch gerechnet hatte, denn ich wollte sie ja nicht muthwillig beleidigen, und stimmten lärmend mit ein; der Jubel wurde so groß, daß ich, halb freiwillig, halb

hinaufgehoben, den Tisch bestieg und von dort aus den Chorus übertönend anführte.

Bei diesem Jubellied der Befreiung drängt sich mir die Betrachtung auf: So bedenklich mir Vieles im Kriege von 1870/71 auf deutscher Seite erscheinen muß — das sollten die seither Racheschnaubenden unter den Franzosen wohl erwägen: Sie sind besiegt und gedemüthiget worden, das ist wahr, und haben eine Strecke meist deutschen Landes verloren, das sie selber uns ungerechterweise entrissen hatten; was ist aber dieß im Vergleich mit den Kränkungen und Demüthigungen, die wir Deutsche durch sie erlitten?! Haben sie fremdes Joch zu tragen, wie wir es von ihnen erdulden mußten? — Andererseits aber ist auch die Betrachtung unabweisbar: Wenn wir die Rolle übernehmen sollten, die ehedem die Franzosen gegen uns gespielt, so wird auch an uns die Reihe tiefster Demüthigung wieder kommen und werden wir das Leid erleben müssen, daß auf unsere Kosten Triumpheslieder wie das obige uns zu Gehör gesungen werden.

Vergnügen machte mir, von Franzosen zu vernehmen, wie bei einer Musterung die drei alliirten Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland, nebeneinander reitend, an einen großen Graben gekommen seien, der Preuße und Russe eingehalten hätten, Kaiser Franz aber ohne Besinnen hinübersetzte und ihm dieß den jubelnden Beifall der zuschauenden Pariser eintrug.

... Morgen den 18. Dezember werde ich von hier nach Brüssel abgehen ... Während meinem Aufenthalt in Paris habe ich 200 fl. ausgegeben, wovon aber auf Wohnung und Kost nicht über 55 treffen; denn gewiß dreißigmal war ich zu Mittag eingeladen (einigemal durch genesene Patienten), das übrige ging auf für Bücher, Kleider, Geschenke nach Haus ꝛc.

Bei einer jener Einladungen, als das Gedeck zehn Francs gekostet, hatte ich mich nicht übersättigt, für fünf Francs

nicht einmal satt gegessen. Man mußte eben die Bedienung — für jeden kleinen Tisch ein Kellner — die schönen Zimmer, Marmorsäulen, Spiegel, Vergoldungen, Mahagony-Möbel ꝛc. mitbezahlen. Dafür gab es auch Wirthe, die um sechs Sous (9 kr.) zu Mittag fütterten, und zwischen dem eine Stufenleiter von Preisen je nach Ort, Küche und Gesellschaft.

Ich habe von Montargis durch Gelegenheit einen Koffer nach München geschickt, und um denselben zu füllen, dortselbst Papiertapeten gekauft, römische Landschaften und Alterthümer vorstellend, weil man mir sagte, daß solche in Frankreich noch so wohlfeil seien als in Deutschland und man sie auf jeden Fall ohne Schaden wieder absetzen könne. Sie haben mich, ich weiß nicht, 45 oder 49 fl. gekostet; wenn sich ein Liebhaber fände, würde ich sie um den ersten Preis wieder ablassen; denn ich brauche das Geld vielleicht noch zur Reise.

Verwendet habe ich die Tapeten nicht bis auf den heutigen Tag und der Liebhaber hat sich auch nicht gefunden; sie stehen ihm also noch zu Gebot und die etwaigen Schäden, die der Zahn der Zeit in diesen sechzig Jahren hineingebissen hat, sollen ihm großmüthig an Zins und Zinseszins des damals ausgelegten Capitals abgerechnet werden.

Wenn ich länger bliebe, so würde ich das Heimweh bekommen; ich habe es schon beinahe, obwohl ich fast täglich mit deutschen Landsleuten zusammenkomme. Und das rührt daher, weil ich fast mit Niemanden über meine innersten Angelegenheiten sprechen kann. Freilich, hat man keinen irdischen Freund, so drängt man sich desto inniger zu Dir, o Herr und Heiland, und Thomas von Kempis sagt ja: „Wer noch eines Freundes auf Erden bedarf, hat die rechte Liebe des Heilandes noch nicht.“ — Dennoch freue ich mich wie ein Kind zur Weihnachtsgabe, mein deutsches Vaterland wieder zu betreten und es wird mir auch zur Weihnachtsgabe bescheert werden. Denn den heil. Christ werde ich in Brüssel feiern und Brüssel muß man als eine deutsche Stadt betrachten[1]). Von da geht's

1) Doch nur theilweise.

nach dem herrlichen Köln mit seinen 365 Kirchen und seinem berühmten Dom, dem gewaltigsten Wunderwerk der deutschen Baukunst[1]). — Ich habe noch zwei Exemplare vom „Weg zur Seligkeit" hiehergebracht und eines dem im vorigen Briefe genannten Kriegsrathe (Eichhorn) gegeben, dem es die größte Freude machte und der mich dringend bat, ihm alles, was in ähnlichem Geiste in Bayern herauskommt (auch das Herzbüchlein mit den Figuren[2]) zu schicken. — Wie ich erst vor einigen Tagen von meinem Freunde (Dr. der Rechte, Sieveking aus Hamburg) erfuhr, so haben auch sehr Viele in Frankreich, besonders im Elsaß, angefangen das Bedürfniß des Glaubens zu fühlen. Von der Erde verlassen, rufen sie zum Himmel. So regt der Geist sich allenthalben.

Sieveking führte mich zu dem schlesischen Grafen Schlaberndorff, welcher noch kurz vor der großen Revolution mit dem nachmaligen Minister v. Stein Bildungs halber für einige Wochen nach Paris gekommen war und dann dreißig Jahre, d. i. bis zu seinem Tode blieb. Um gleich recht sichtbar allen Verkehr mit dem Hof und der großen Welt abzulehnen, hatte er — in der glattrasirten Zopfzeit etwas Unerhörtes — den Bart zu voller Eremitenlänge wachsen lassen. Er war bekannt geistreich und verfaßte, obwohl selber Demokrat, vortreffliche französische Epigramme über die Männer der Revolution.

Den 17. Dezember verließ ich Paris mit großer Freude, daß es nun wieder der Heimath zugehe. Als ich bei dem preußischen Commandanten einen Paß verlangte, erhielt ich unbegehrt Anweisung auf Einquartierung, Requisitionswagen und zwei Vorspannpferde auf jeder Station bis Brüssel und Aachen, und nun fuhr ich allein bei schlechtem nebligen Wetter nach Dammartin.

---

1) Es war damals noch nicht gar lange her, daß man angefangen hatte, zu dieser Ueberzeugung zurückzukommen.

2) Dieß sogenannte Herzbüchlein, ein gut katholisches Schriftchen aus älterer Zeit, war bei den Separatisten sehr beliebt.

Hier sagte man mir, daß preußische Aerzte, welche einen Zug von dreihundert Kranken und Genesenden am Morgen fortgeführt, einen Gelähmten mitzunehmen vergessen hatten. Dieser arme Mensch, ein hübscher Junge von 18 Jahren, dem eine Kugel durch die beiden Beine gedrungen war, befand sich in einem untröstlichen Zustande, er glaubte sich schon verloren; die Franzosen, meinte er, würden ihn umgebracht haben. Als ich ihn mit mir nahm, betrachtete er mich als seinen Retter. Wir fuhren noch Abends um halb fünf Uhr, also in nächtlichem Dunkel vier Stunden weit nach Nanteuil, das wir jedoch vermöge starkem Trab und Galop schon um halb sieben Uhr erreichten. Hier wurde ich mit meinem Lahmen in einem Gasthaus einquartirt und fand gute Leute, die viel Mitleid mit ihm hatten, weil er „so jung und hübsch" doch keinen Schritt gehen konnte. Ich glaubte hier den preußischen Krankenzug zu treffen, aber er war an diesem Tag eilf Stunden weit nach Villers Cotterel gegangen. Dahin fuhren wir am andern Morgen bis halb ein Uhr; der Maire sagte, alle Wagen seien für die preußischen Kranken aufgebracht worden und wies uns auf ein Dorf, drei Stunden von V. C., und zwei von der Straße entfernt, in einem Walde liegend, der nach des Fuhrmanns Aussage hundert Stunden im Umfange hat, dem Walde von Soissons. Mein lahmer Reisegefährte meinte, es wäre bedenklich, gegen Abend, von der Straße abwärts, so ganz allein in den Wald zu gehen, zu einer Zeit, wo keine verbündeten Truppen in der Nähe. Ich hieß ihn nur die Hand nah an meinem Säbel in meinem Mantelsack zu halten, um ihn im Fall der Noth mir reichen zu können, aber es begegnete uns keine Gefährde, um halb fünf Uhr kamen wir in Longpont an. Es war ein reicher Pächter, der uns die Vorspann leisten mußte. Die Frau war erschreckt, als sie Jemand in's Haus treten sah mit zweierlei Tuch am Rock; denn sie hatte acht Tage vorher viel gelitten von nassauischen Truppen und es fiel ihr und ihrem Mann, einem gutmüthigen Phlegmatiker, wie ein Stein vom Herzen, als sie mich mild und freundlich fanden. Sie bedachten nicht, daß ich doch mehr Ursache zur Furcht hatte als sie. Sie boten mir alles an, was sie hatten, obwohl ich hier nicht einquartirt war,

und als die Frau, welche trotz Stärke und Vollblütigkeit seit drei Jahren hustete, vernahm, daß ich Arzt sei, hatte sie große Freude, „weil die deutschen Aerzte besser wären als die französischen." Sie wünschte, daß ich bei ihnen übernachtete und beinah hatte ich Lust, denn ich war schon schläfrig und müde. Indessen der Wagen war angespannt und so fuhren wir noch um 6¼ Uhr nach Soissons, wo wir um neun Uhr, also abermals bei Nacht ankamen. Ich besuchte nebst der ansehnlichen Domkirche heute früh das Spital, das wie fast alle in Frankreich von Nonnen bedient wird[1]). Auch traf ich hier den preußischen Transport von Kranken und übergab daher meinen Gefährten. Um zehn Uhr kam ein Wagen mit zwei Pferden, mich abzuholen; als der Eigenthümer sah, daß ich allein war, mit einem kleinen Koffer — „Ei mein Herr, was thun Sie, sehen Sie, das eine ist halb lahm, der Wagen geht schwer, Sie kommen nicht von der Stelle. Wenn Sie Sich mit Einem begnügen, so nehm' ich ein leichtes Wägelein, fahre selber und verspreche Ihnen, schneller an der Stelle zu seyn als Sie mit den zweien hinkommen." Also fuhr ich mit dem Mann, der auch ein Pächter war, wieder ganz allein auf sein Dorf, um hier umzuspannen. Er nahm mich aber ganz freundlich auf, setzte mir Wein, Butter und Branntwein vor, machte mich mit seinen Kindern, die sehr hübsch und artig waren, bekannt und fuhr mich binnen 4½ Stunde den acht Stunden weiten Weg nach Laon, (in dessen Nähe die Preußen 1814 eine Schlacht gewonnen). Hier traf ich einen ehemaligen französischen Offizier, der die bitterste Galle gegen die Preußen ausgoß. Da in ganz Laon und Umgegend kein verbündeter Soldat mehr ist, so darf man nicht zu laut seyn; ich sprach daher ganz milde mit ihm, und als er mich unterrichtet fand, wurde auch er milder, und fing zuletzt an die Deutschen zu loben. Uebrigens war er selbst sehr unterrichtet, hatte lang in Spanien, aber nie in Deutschland gedient.

Ueber Avesnes und Maubeuge, die letzte französische und noch von Preußen besetzte Stadt und Festung gelangte

---

1) Man erinnert sich, daß wir damals keine Klöster hatten, also auch nicht zur Krankenpflege.

ich nach Mons, der ersten Stadt in Niederland. Hier hatte ich noch einen kleinen unnöthigen Schrecken, weil mein (französischer) Fuhrmann mir, dem zu Fuß nach meinem fernen Quartier Vorauswandernden, anderthalb Stunden lang mit dem Wagen und meinem Gepäck (in letzterem ein Werth von 400 fl.) nicht nachkam. Wie, wenn mich sein ehrlich Gesicht getäuscht, wenn er nur ein Knecht wäre, der in Avesnes nichts zu verlieren hat? Eilig lief ich zurück und fand meinen guten Fuhrmann am Thor in Paßschwierigkeiten, aus denen mein Erscheinen ihn löste. Wieder hatte es bis in die Nacht gedauert, und so war ich auf dieser Reise mehr als einmal in der Gelegenheit gewesen, bequem ausgeraubt, ja getödtet zu werden, aber nirgends war ich einer Unehrlichkeit oder Tücke begegnet. „Für hinterlistig", schrieb ich, „halte ich die Franzosen nicht; ich würde in ähnlichem Fall in Italien mich mehr fürchten." — In der Politik haben freilich auch die Franzosen stets Listen genug verübt.

LII.

William Weston.

Ein Bild aus dem englischen Culturkampf des 16. Jahrhunderts.

Schon des öftern haben wir den Wunsch aussprechen hören, es möchte eine Geschichte der katholischen Kirche Englands seit der großen Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts geschrieben werden. So berechtigt ein solcher Wunsch an sich indeß auch seyn mag, und so groß das Interesse für ein derartiges Werk namentlich in Deutschland seyn müßte, wo die

katholische Kirche unverkennbare Spuren von Aehnlichkeit mit dem Zustande der Kirche in England nach den Zeiten Heinrichs VIII. allgemach annimmt, so muß die Ausführung dieses Planes doch vor der Hand als eine verfrühte bezeichnet werden, indem das zu diesem Zwecke erforderliche historische Material noch nicht vollständig gehoben, kritisch gesichtet und zusammengestellt ist. Zwar besitzen wir eine Geschichte der katholischen Kirche in England von Dodd, mit Zusätzen und Dokumenten bereichert, neu herausgegeben vom Domkapitular Tierney[1]). Indeß abgesehen davon, daß Dodd eine Geschichte der englischen Kirche bloß bis zur Revolution von 1688 bietet, so genügt sein Werk den Anforderungen, welche vom heutigen Standpunkte der Kirchenhistoriographie erhoben werden müssen, nicht mehr. Die pragmatische Behandlung der einfallenden Thatsachen tritt in den Hintergrund, während sich zugleich viele historische Ungenauigkeiten in die Darstellung einschleichen. „Dodd war nicht allein Katholik, sagt Tierney, sondern auch Priester. In einem Zustande der Proscription sich befindend, vom Verkehr mit Gelehrten abgeschnitten, war er gezwungen, insgeheim seine Studien zu betreiben und deren Resultate ohne jene Vollendung dem Publikum mitzutheilen, welche ihnen andernfalls zu Theil geworden wäre"[2]).

Um nun einem in dieser Beziehung dringenden Bedürfnisse in der katholischen Literatur Englands abzuhelfen, hat der ehemalige Domkapitular von Westminster, nunmehrige Jesuiten-Pater Morris sich die Aufgabe gesetzt, durch Biographien hervorragender Persönlichkeiten die Bausteine zu liefern, welche ein künftiger Geschichtsschreiber der katholischen Kirche Englands wird verwerthen können. Morris durch-

---

1) Dodd's church history of England. By the Rev. M. A. *Tierney.* Vol. I. London 1839.

2) Dodd, ed. Tierney Vol. I. Advertisement VIII. Zuerst erschien Dodd in Brüssel 1737.

forschte zu diesem Zwecke die zahlreichen Hausarchive des englischen Adels, die Bibliotheken der in unsern Tagen so außerordentlich blühenden Collegien zu Stonyhurst, in Lankashire, und Oscott bei Birmingham, und die Archive des englischen Collegs zu Rom, welche noch viele Schätze von ganz besonderem Werthe für den in Rede stehenden Zweck enthalten. Zugleich hatte Morris Zutritt zu den Staatsarchiven, P(ublic) R(ecord) O(ffice), und dem großen brittischen Museum in London, deren handschriftliches Material er mit Fleiße ausgebeutet hat. Hieraus erzielt er den doppelten Vortheil, daß er einen über allen Zweifel erhabenen Beweis für die Wahrheit seiner katholischen Quellen erbringt, sodann uns aber auch einen Blick thun läßt in jenes entsetzliche, unter Elisabeths Günstlingen Lord Burghley und ihrem Sekretär Sir Francis Walsingham zu vollendetster Ausbildung gelangte Spürsystem und Intriguenspiel, unter welchen die englischen Katholiken namenlose Leiden zu erdulden hatten. Bald waren es Gerüchte von Complotten gegen das Leben der Königin, bald falsche Nachrichten über die Landung feindlicher Flotten, welche man in Umlauf setzte, um das Feuer des Hasses gegen die Katholiken zu nähren und den Bestimmungen der gegen sie erlassenen drakonischen Gesetze um so nachdrücklicher Geltung zu verschaffen. Als einem Hauptopfer dieser Umtriebe begegnen wir der Königin Maria Stuart von Schottland, welche nach der von Morris im verflossenen Jahre herausgegebenen, im Eigenthum der Universität Oxford sich befindenden Briefsammlung des Sir Amias Paulet durch einen Justizmord abschreckendster Art das Leben verlor[1]). Im laufenden Jahre hat P. Morris uns mit einem unser Interesse in gleichem Maße beanspruchenden Buche beschenkt, dessen erster Theil ein Bild des

1) Vergl. über Paulet's Briefe den ausführlichen und lehrreichen Aufsatz in Scheeben's „Periodische Blätter“ 1874. S. 433. 489. D. Red.

thaten- und leidensreichen Lebens des Jesuitenpaters Wilhelm Weston entrollt, während der zweite uns die Kehrseite einer in apostolischen Werken sich ausprägenden Thätigkeit in der Person des öfters vom katholischen Glauben abgefallenen englischen Priesters Anton Tyrrell zeigt[1]). Im Anschluß an den über die „Leiden unserer katholischen Vorfahren" jüngst in dieser Zeitschrift veröffentlichten Bericht (Bd. 75. 374) möge es uns vergönnt seyn, den Lesern Westons apostolisches Wirken in leichten Umrissen zu zeichnen. In hellem Glanze strahlt er in der Reihe jener englischen Glaubenshelden des sechszehnten Jahrhunderts, welche durch Unerschrockenheit und Todesmuth ihre Zeit vor die Schranken forderten und deren Thränen, Leiden und Blut ohne Zweifel die Keime enthalten, aus welchen die staunenswerthen Conversionen unserer Zeit, zwar spät, aber doch sicher, gemäß einem die Entwicklung der Kirche Gottes beherrschenden Gesetze, hervorgehen.

Als Quelle diente dem Verfasser in erster Linie eine Autobiographie seines Helden, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von Lüttich nach dem Stonyhurst-Colleg gebracht wurde, aber leider auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann. Außerdem schöpfte er aus handschriftlichen Notizen über Weston's Leben, welche wir dem Rektor des englischen Collegs zu Sevilla, P. Peralta, verdanken; dieselben befinden sich gegenwärtig im Archiv des Profeßhauses der Jesuiten in Rom und wurden dem Verfasser durch die Freundlichkeit des durch seine gediegene Lebensbeschreibung des seligen Canisius bekannten P. Boëro in Rom zur Verfügung gestellt. Eine lateinische Uebersetzung dieser Notizen enthält unter dem Titel eulogium das Brüsseler Staatsarchiv, wohin dieselbe nach Aufhebung des Jesuitenklosters zu St. Omer gebracht wurde. Morris begnügte sich aber

---

1) The troubles of our catholic forefathers related by themselves. Second Series. London. Burns & Oates 1875.

keineswegs mit einer bloßen Wiedergabe von Weston's Autobiographie; sie dient ihm gleichsam als Folie, auf welcher er ein erhebendes Bild der Leiden und des Glaubensmuthes der englischen Katholiken insgesammt entwirft. Namentlich eingehend beschäftigt sich Morris mit den im Staatsarchiv enthaltenen Papieren des Staatssekretärs Walsingham, des obersten Meisters aller damals gegen die Katholiken gesponnenen Intriguen.

William Weston wurde 1550, im fünften Jahre der Regierung Eduards VI., des unmündigen, von dem Protektor Somerset mißleiteten Sohnes Heinrich VIII., zu Maidstone in der Grafschaft Kent geboren und bezog schon früh die Universität Oxford, wo er noch mit dem durch Gelehrsamkeit und unerschrockene Vertheidigung der katholischen Religion berühmten Edmund Campion, dem Protomartyr der englischen Jesuiten, bekannt geworden seyn soll.

Wie innig die Liebe und Bewunderung war, welche er für diesen großen Mann hegte, geht daraus hervor, daß er nachmals den Vornamen Edmund annahm, welchen er sogar statt Weston als Zunamen beständig führte und unter dem er durchgängig bei den englischen Katholiken seiner Zeit bekannt war. In jenen sturmbewegten Zeitläuften führten die meisten Priester, um ihre Identität dem spähenden Auge der allerwärts lauernden Häscher zu entziehen, zwei, manchmal drei Namen; daß aber Weston einen solchen wählte, welcher unwillkürlich das Andenken an den dem Anglikanismus so verhaßten und durch seine Schriften so gefährlichen Campion wachrief, ist ein Beweis wie für seinen hohen Glaubensmuth, so für die tiefe Verehrung, mit welcher er zu Campion emporblickte. Nachdem Weston sich 1572 nach Douay in Nordfrankreich begeben zur Fortsetzung seiner Studien im dortigen englischen Seminar und mehrere Jahre dort verweilt hatte, wurde in ihm der Wunsch rege, in die Gesellschaft Jesu zu treten, welche ihm, sammt Thomas Robinson aus Lincoln und Thomas Marshall aus York, zu

St. Andrea auf Monte Cavallo in Rom das Noviziat eröffnete. Seiner Güter hatte sich Weston vor dem Eintritt in den Orden durch Vergabung derselben an das englische Colleg in Douay entledigt. Aber noch nicht war für unseren Novizen die von den Regeln des h. Ignatius für die Probezeit vorgeschriebene Frist von zwei Jahren verflossen, als Weston vom General der Gesellschaft den Befehl erhielt, sich nach Montilla in Andalusien zu begeben, zu welcher Maßregel der Herzog von Medina Sidonia Veranlassung bot, welcher den Wunsch äußerte, für die in Cadix lebenden Engländer einen tüchtigen Beichtvater zu erhalten. Schon damals stand Weston bei Allen, welche das Glück hatten näher mit ihm in Berührung zu treten, wegen seiner mit Tugend gepaarten Gelehrsamkeit in so hohem Ansehen, daß ein Zeitgenosse von ihm berichtet, er schiene studendo orare et orando studere, und die Studenten des Collegiums zu Sevilla ihm den Ehrentitel des holy father William zuerkannten.

Morris zeichnet ein höchst interessantes und lehrreiches Bild von den vor Weston's Ankunft in England bereits in's Leben getretenen Bestrebungen der Jesuiten, das Inselreich dem Glauben der Väter wieder zu gewinnen. P. Campion erlitt am 1. Dezember 1581 den Martyrertod zu Tyburn, welches damals außerhalb der Stadtmauer Londons lag, heutzutage aber mitten in dem unermeßlichen Häusermeere sich befindet, gegenüber dem Hydepark an der großen Oxford-Street, wo noch manche Katholiken in dankbarer Erinnerung an den kostbaren Tod so vieler aus ihren Vorfahren im Vorübergehen den Hut abnehmen[1]). Nachdem in demselben Jahre sämmtliche übrige Jesuiten in England ergriffen und eingekerkert worden, ruhte der Fortgang der Mission einstweilen. Einen neuen Anstoß erhielt sie durch den Herzog von Lennox, der während der Gefangenschaft Königin Maria

1) Ueber Tyburn vergleiche man *Wood*, ecclesiastical antiquities of London and its suburbs. London 1874. 32. 209

Stuarts von Schottland und der Minderjährigkeit ihres Sohnes Jakob VI. die Regentschaft des Reiches führte und bei seiner Hinneigung zum Katholicismus einige Jesuiten nach Edinburg kommen ließ. James Gordon und William Crichton S. J. traten beide die Reise nach Schottland an, indeß nur dem ersten gelang es, das Reich zu betreten, während den letztern das Unglück ereilte, auf der See angehalten und im Londoner Tower eingesperrt zu werden. Aber auch die Hoffnungen, welche sich an Gordon's Mission knüpften, sollten leider in Bälde zerrinnen, Dank dem zweideutigen und verrätherischen Treiben Königin Elisabeths von England, welche den Herzog von Lennox ergreifen ließ und nach Frankreich sandte, wo er bald nach seiner Ankunft in Paris, wie man vermuthete, an Gift starb.

Morris macht uns sodann im zweiten Capitel seines Werkes mit einem Streit bekannt, welcher damals in England durch den Jesuitenpater Haywood hinsichtlich der in England herrschenden Beobachtung des Fastengebotes erregt wurde. „Die von den englischen Katholiken seit unvordenklicher Zeit beobachteten Fasten waren außerordentlich strenge. Alle Freitage des Jahres, die der österlichen Zeit ausgenommen, und viele, selbst in Rom nicht gehaltene, Vigilien waren Fasttage; die Samstage, Rogationstage und St. Markus waren Abstinenztage. In guter Absicht zweifelsohne, aber großer Unbedachtsamkeit, wollte P. Haywood die auf diesem Gebiete geltende römische Praxis nach England überpflanzen. Das Gesetz hatte er nicht für sich, denn die Verpflichtung blieb noch zwei Jahrhunderte in Kraft, bis Pius VI. die Vigilien auf die Mittwoche und Freitage des Advents verlegte und 1781 das Freitagsfasten unterdrückte. Die Samstags-Abstinenz ließ der Papst als eine althergebrachte Sitte bestehen, bis Pius VIII. 1830 den englischen Katholiken hierüber Dispens ertheilte.“ Haywood begab sich, von seinem Superior P. Persons eines Andern belehrt, seiner Meinung über die Nothwendigkeit der Einführung der römischen Fasten-

Disciplin in England; nachmals wurde er in den Tower geworfen, und unfehlbar würde auch an ihm, wie an den mit ihm daselbst verhaltenen übrigen Priestern die Todesstrafe vollzogen worden seyn, hätte Elisabeth, in deren Diensten Haywood als Knabe gestanden war, ihm nicht die Gnade der Verbannung zu Theil werden lassen. (Morris 35, 68.)

Weston erhielt im Jahre 1584 zu Sevilla den Befehl, seine Kräfte der englischen Mission zu widmen; beigegeben wurde ihm der Rektor des Jesuitencollegs in Trier, John Gibbons, welcher aber mit edler Offenheit dem General der Gesellschaft, wie dem Dr. Allen erklärte, er hoffe nicht damit anzustoßen, wenn er behaupte, daß ihm der für ein Werk von solcher Bedeutung erforderliche Muth fehle." (Morris 20). Unser Weston dagegen nahm den Ruf an, verkaufte in apostolischem Geiste das ihm von den Obern für die lange Reise geschenkte Pferd, theilte den Erlös sammt seiner übrigen Baarschaft unter die Armen und legte den ungeheuern Weg von Sevilla nach Paris zu Fuß zurück. Nach mehreren Berathungen mit seinen Ordensbrüdern Persons und Matthieu, sandte er den Laienbruder Ralph Emerson, um die nöthigsten Vorkehrungen zu treffen, nach Dieppe, von wo dieser sammt Weston und Henry Hubert in See stachen und dann in der Gegend von Dover an offener Küste in England landeten. Während es Weston gelang, London zu erreichen, wurde Emerson sammt der Bagage festgehalten und die letztere, welche zum Theil aus den Werken des Dr. Allen bestand, confiscirt. Dieser außerordentliche Mann nämlich, der wegen seines unermüdlichen Eifers in der Vertheidigung der katholischen Religion von Elisabeth mit glühendem Haß verfolgt wurde, unterließ, nachdem er das englische Colleg unter Beihülfe des Cardinals Guise in Rheims errichtet hatte, nichts, um die englischen Katholiken in entsprechender Weise durch seine Feder zu trösten und aufzuklären; ohne Zweifel befand sich unter den confiscirten Gegenständen seine damals eben veröffentlichte „Vertheidigung der englischen Katho-

liken, welche im In- und Auslande für den Glauben leiden" [1]).

Während Emerson nach dem Countergefängnisse in London gebracht wurde, irrte P. Weston wie ein gescheuchtes Wild im Lande umher, den bedrängten Katholiken die Tröstungen der Religion zuwendend, und namentlich diejenigen welche angesichts der entsetzlichen Uebel, die ihnen drohten, muthlos und wankend im Glauben wurden, befestigend. In die von Morris mitgetheilten Fälle einzeln einzugehen, ist nicht dieses Ortes; zwei Namen jedoch erscheinen, weil ihre Träger als hervorragende Persönlichkeiten dastehen, besonderer Erwähnung würdig: die adelige Familie Bellamy, welche unerschrocken Weston Schutz gewährte und der Kirche Martyrer und Bekenner in vielen ihrer Mitglieder schenkte, sowie der Graf von Arundel, welcher, Dank den unausgesetzten Bemühungen Westons dem katholischen Glauben wiedergewonnen wurde. Dem letzteren blieb er unverändert treu, und weder vieljähriges Gefängniß, das er im Tower erduldete, noch die unmenschliche und alles edle Gefühl empörende Behandlung, welche ihm hier zu Theil wurde, vermochten den eisernen Glaubensmuth des Mannes zu brechen. Weston drückt sich hierüber also aus: „Die folgende Thatsache glaube ich unter Anderem zum Ruhm dieses Soldaten Christi mittheilen zu sollen. Inmitten der schwersten Leiden ließ die Königin ihm Befreiung aus dem Gefängniß antragen, unter der Bedingung, daß er mit dem sogenannten Erzbischof von Canterbury eine Disputation über religiöse Gegenstände halten werde. Doch auf dieses Anerbieten einzugehen weigerte er sich, indem er Theilnahme an den Leiden des Volkes Gottes dem Genuß der Freiheit vorzog" (Morris 92). Eine im Kerker von ihm verfaßte Abhandlung über die Schönheit und den Nutzen der Tugend ist verloren ge-

1) Modest defence of the english catholics that suffer for their faith both at home and abroad.

gangen, sein Andenken hingegen lebt fort bei den englischen Katholiken, welche in ihm einen ihrer trefflichsten Glaubensbekenner verehren.

Weston war es nicht lange von der Vorsehung vergönnt, seine apostolische Thätigkeit zum Nutzen seiner Landsleute zu entfalten. Sein großartiges Wirken konnte dem spähenden Auge der Häscher der Regierung unmöglich entgehen, schon lange war dieselbe ihm auf der Spur. Als er einmal in einem Privathause das heil. Meßopfer dargebracht und sich zum Zwecke der Danksagung in sein Zimmer zurückgezogen hatte, stürzte der Bediente des Hauses mit der Botschaft, Aufspürer nahten, herein, worauf Weston sein Brevier ergriff und in das sogenannte hiding place, dem man heute noch in alten Häusern in Yorkshire begegnet, floh. Das Haus wurde einer eingehenden Untersuchung unterzogen, welche bis zum Abend des kommenden Tages währte, bis wohin Weston in seinem Versteck auszuharren hatte. Um sich einen Begriff von der Ausdehnung des Spürsystems, welches die englische Regierung damals unterhielt, zu bilden, erwäge man, daß, als Don Antonio, der natürliche Bruder des Cardinal Heinrich, Königs von Portugal, welchen Elisabeth in seinen Ansprüchen auf die portugiesische Krone mit einer Flotte unterstützte, England besuchte, der in seinem Gefolge befindliche Priester Gonsalvo de Lima über etwaige reichsfeindliche Absichten einem strengen Verhör unterworfen wurde; und in seinem Kriege gegen das heil. Opfer ließ sich das stolze England zu würdelosem Fahnden auf Hostien verleiten, welche damals noch den alten Namen singing cakes führten. So schreibt Sir Charles Cornwallis am 28. Mai 1609: „Ein gewisser Peter Lester, im Alter von 35 oder 40 Jahren, wohnt neben Fleetbridge und fertigt Hostien für die in England befindlichen Jesuiten und Meßpriester. Das hierzu erforderliche Eisen bewahrt er in einem Bierfasse rechter Hand in seinem Keller auf." (Morris 135.) Inmitten dieser Verfolgungen, welchen er

dieses Mal glücklich entging, schöpfte Weston großen Trost aus der Zusammenkunft mit seinen Ordensbrüdern Henry Garnet und Robert Southwell, welche Rom im Mai 1576 verließen und am 7. Juli j. J. in England landeten. Der erste ist bekannt aus dem gun powder plot, der Pulververschwörung, in welche er unschuldigerweise verwickelt wurde, der letztere war eine durch und durch poetische Seele, welche sich in erhabenen Gesängen und liebeglühenden Betrachtungen ergossen hat[1]).

Earl von Leicester, der allmächtige Minister der Königin, hatte unterdeß durch den apostatischen Priester Anthony Tyrrell über Weston und seinen Aufenthaltsort nähere Kunde erhalten. „Was Bold in Lancashire betrifft, so ritten Edmonds (Weston) und ich vor zwei Monaten mit ihm nach seinem Hause in Berkshire, wo Edmonds predigte." Von hier wandte sich Weston nach Oxford, machte bei einem Katholiken einige Tage Rast, um sich geistlichen Uebungen zu unterziehen, und folgte einem Rufe nach London, wo mehrere Personen und die Abwickelung einiger Geschäfte seiner harrten. „Auf dem Wege (in London) wandte ich mich häufig um, um zu sehen, ob mir keine verdachterregende Persönlichkeit folgte; meinem Hause indeß mich nähernd, sah ich einen Mann daherlaufen, aber ohne Schwert oder irgend eine andere Waffe, welche eine ungünstige Meinung in mir erzeugen konnte. Als ich an der Thüre klopfte und einen Augenblick des Oeffnens harrte, kam er auf mich zu und legte Hand an mich mit den Worten: ‚Im Namen der Königin arretire ich Sie'. Ich erwiderte: ‚Sie thäten besser und sähen zu, daß Sie keinen Irrthum begehen, vielleicht bin ich nicht der Mann, welchen Sie suchen.' ‚Kein Irr-

1) Von Southwell's Gedichten wird eine neue Ausgabe vorbereitet; seine Betrachtungen edirte Morris unter dem Titel: A hundred meditations on the love of God. By *Robert Southwell,* priest of the society of Jesus. London 1873.

thum waltet ob, sprach er, Sie sind derjenige welchen ich suche, Sie sind Edmonds, Priester und Jesuit.' Ich antwortete: ‚Das ist nicht unrichtig, aber in wessen Namen arretiren Sie mich, zeigen Sie mir, wenn Sie können, Ihren Verhaftsbefehl, sonst gebe ich mich nicht gefangen.' Sofort griff er in seinen Busen und zog eine Liste mit den Namen vieler Katholiken hervor, welche meines Bedünkens dingfest gemacht werden sollten; weil sie aber meinen Namen nicht enthielt, rief ich aus: ‚Diese Liste hat weder amtlichen Charakter, noch enthält sie meinen Namen, können Sie etwas Besseres nicht aufzeigen, so weiche ich nicht, sondern bestehe auf meinem Rechte.' Der Streit fand seine Lösung durch einen Schlächter, welcher des Weges einherkam und mir zu gehorchen befahl, indem er mich sonst mit seiner Axt erschlagen würde." (Morris 141. 148.)

P. Morris verbreitet sich in einem eigenen Kapitel (XI) über das von der englischen Regierung gegen die katholische Geistlichkeit in's Leben gerufene Spürsystem, bei dessen Ausführung wie schon in den apostolischen Zeiten und auch in dem modernen Culturkampfe abgefallene Brüder, wie Gifford und Tyrrell, leider die Hauptrolle spielten, und welches in unserer Zeit in manchen Ländern des Continents seinen wesentlichen Zügen nach reproducirt ward. So heißt es in einer wenige Tage vor Weston's Arrest an Walsingham durch einen Spion gesandten, jetzt im Staats-Archiv befindlichen Mittheilung: „Bereits des öftern habe ich Kunde von dem Aufenthaltsorte des Jesuiten gegeben, ohne daß man großes Gewicht darauf gelegt hätte. Wüßte ich, daß es Euer Hochgeboren genehm wäre, ich würde ihn sammt mehrern Andern mit eigenen Händen ergreifen... Henley Park ist nie ohne drei oder vier Priester, der Jesuit hält sich gegenwärtig dort auf, und dennoch habe ich nie von einer Untersuchung dort gehört, obgleich ich sie oft beantragt habe, wenn manche dort verweilten." Bald reichten die Spione dem Staatssekretär Walsingham vollständige Verzeichnisse

dieses Mal glücklich entging, schöpfte Weston großen Trost aus der Zusammenkunft mit seinen Ordensbrüdern Henry Garnet und Robert Southwell, welche Rom im Mai 1576 verließen und am 7. Juli j. J. in England landeten. Der erste ist bekannt aus dem gun powder plot, der Pulververschwörung, in welche er unschuldigerweise verwickelt wurde, der letztere war eine durch und durch poetische Seele, welche sich in erhabenen Gesängen und liebeglühenden Betrachtungen ergossen hat[1]).

Earl von Leicester, der allmächtige Minister der Königin, hatte unterdeß durch den apostatischen Priester Anthony Tyrrell über Weston und seinen Aufenthaltsort nähere Kunde erhalten. „Was Bold in Lancashire betrifft, so ritten Edmonds (Weston) und ich vor zwei Monaten mit ihm nach seinem Hause in Berkshire, wo Edmonds predigte." Von hier wandte sich Weston nach Oxford, machte bei einem Katholiken einige Tage Rast, um sich geistlichen Uebungen zu unterziehen, und folgte einem Rufe nach London, wo mehrere Personen und die Abwickelung einiger Geschäfte seiner harrten. „Auf dem Wege (in London) wandte ich mich häufig um, um zu sehen, ob mir keine verdachterregende Persönlichkeit folgte; meinem Hause indeß mich nähernd, sah ich einen Mann daherlaufen, aber ohne Schwert oder irgend eine andere Waffe, welche eine ungünstige Meinung in mir erzeugen konnte. Als ich an der Thüre klopfte und einen Augenblick des Oeffnens harrte, kam er auf mich zu und legte Hand an mich mit den Worten: ‚Im Namen der Königin arretire ich Sie'. Ich erwiderte: ‚Sie thäten besser und sähen zu, daß Sie keinen Irrthum begehen, vielleicht bin ich nicht der Mann, welchen Sie suchen.' ‚Kein Irr-

---

1) Von Southwell's Gedichten wird eine neue Ausgabe vorbereitet; seine Betrachtungen edirte Morris unter dem Titel: A hundred meditations on the love of God. By *Robert Southwell*, priest of the society of Jesus. London 1873.

thum waltet ob, sprach er, Sie sind derjenige welchen ich suche, Sie sind Edmonds, Priester und Jesuit.' Ich antwortete: ‚Das ist nicht unrichtig, aber in wessen Namen arretiren Sie mich, zeigen Sie mir, wenn Sie können, Ihren Verhaftsbefehl, sonst gebe ich mich nicht gefangen.' Sofort griff er in seinen Busen und zog eine Liste mit den Namen vieler Katholiken hervor, welche meines Bedünkens dingfest gemacht werden sollten; weil sie aber meinen Namen nicht enthielt, rief ich aus: ‚Diese Liste hat weder amtlichen Charakter, noch enthält sie meinen Namen, können Sie etwas Besseres nicht aufzeigen, so weiche ich nicht, sondern bestehe auf meinem Rechte.' Der Streit fand seine Lösung durch einen Schlächter, welcher des Weges einherkam und mir zu gehorchen befahl, indem er mich sonst mit seiner Axt erschlagen würde." (Morris 141. 148.)

P. Morris verbreitet sich in einem eigenen Kapitel (XI) über das von der englischen Regierung gegen die katholische Geistlichkeit in's Leben gerufene Spürsystem, bei dessen Ausführung wie schon in den apostolischen Zeiten und auch in dem modernen Culturkampfe abgefallene Brüder, wie Gifford und Tyrell, leider die Hauptrolle spielten, und welches in unserer Zeit in manchen Ländern des Continents seinen wesentlichen Zügen nach reproducirt ward. So heißt es in einer wenige Tage vor Weston's Arrest an Walsingham durch einen Spion gesandten, jetzt im Staats-Archiv befindlichen Mittheilung: „Bereits des öftern habe ich Kunde von dem Aufenthaltsorte des Jesuiten gegeben, ohne daß man großes Gewicht darauf gelegt hätte. Wüßte ich, daß es Euer Hochgeboren genehm wäre, ich würde ihn sammt mehrern Andern mit eigenen Händen ergreifen... Henley Park ist nie ohne drei oder vier Priester, der Jesuit hält sich gegenwärtig dort auf, und dennoch habe ich nie von einer Untersuchung dort gehört, obgleich ich sie oft beantragt habe, wenn manche dort verweilten." Bald reichten die Spione dem Staatssekretär Walsingham vollständige Verzeichnisse

der in London lebenden Priester sammt Angabe derjenigen Laien ein, bei welchen sie aus- und einzukehren pflegten. Zwar forderte die Majestät des Gesetzes, daß Recusanten und Priester in Gewahrsam gebracht und nach Gebühr gestraft werden sollten; jedoch wurde manchen aus ihnen die Freiheit gewährt, „weil Geld dem (Spion) Berden, welcher sich in äußerster Noth befand, große Erleichterung gewährte." Phelippes, Walsingham's bekannter Entzifferer für geheime Correspondenzen[1]), schreibt also an Berden: „Sir, bewirken Sie mir gefälligst die Freiheit des im Gatehouse befindlichen Seminarpriesters Ralph Bickley, sie wird mir zwanzig Pfund eintragen; auch die Freigebung des Richard Sherwood, alias Carleton, im Countergefängniß, welche mir dreißig Pfund werth ist." Noch widerwärtiger nimmt sich der nächste Brief an Walsingham aus, welcher einen Beweis für die Gewissenlosigkeit erbringt, mit welcher man das Leben gesperrter Priester in England verschacherte. Berden schreibt an Walsingham: „Ich beehre mich Euer Hochgeboren ehrerbietigst dafür zu danken, daß Sie Christopher Drylands Leben bei der letzten Sitzung auf meine Vorstellung retteten, wobei ich Sie versichere, daß mein Ansehen bei den Papisten dadurch gestiegen ist, daß sie die Erhaltung seines Lebens auf mich zurückführen, denn sie glauben, daß irgend ein Freund Ihnen hierin zur Seite stand."

Doch kehren wir nach dieser Digression zu Weston zurück. Zuerst in ein Privathaus gebracht und dort einem Aufseher überliefert, bezog er nach Verlauf mehrerer Wochen das große Clinkgefängniß, wo er eine anständige Behandlung erfuhr und auch „zuweilen Gelegenheit hatte, das heil. Opfer darzubringen." Ein ganzes Jahr hindurch hing das Damoklesschwert über ihm; zwar fehlte es nicht an Ver-

1) Ueber seine Thätigkeit im Entziffern der im Prozeß der Königin Maria Stuart in Betracht kommenden Briefe vergleiche den citirten Aufsatz in den **Periodischen Blättern**.

suchen, ihn aus dem Kerker zu befreien, sogar die Gräfin Arundel erschien verkleidet in demselben, mit dem Anerbieten ihn durch Geld loszukaufen. Weston lehnte es ab und sah mit Ruhe dem Ausgange seines Prozesses entgegen, welchen der Richter mit einem Verhör einleitete, welches man nicht unpassend als eine Art Anticipation der vorigjährigen Expostulation des Right Honorable Gladstone über den getheilten Gehorsam der Katholiken benennen darf. Höchst interessant ist der Bericht über die Disputation, welche Weston gegen Lancelot Andrewes, nachmaligen Bischof von Chicester, in Betreff der Interpretation der heiligen Schrift und der Lehre über die Beicht siegreich im Gefängniß der Art durchführte, daß zwei im Glauben wankende Priester, welche derselben anwohnten, dadurch gerettet wurden, und einer aus ihnen den Glauben sogar mit dem Martyrium besiegelte. (Morris 197 ff.)

Als die spanische Armada im J. 1588 sich England näherte, suchte man die eingekerkerten Katholiken in möglichst engen Gewahrsam zu bringen, um ihnen jede Gelegenheit, dem Feinde Hülfe zu bieten, abzuschneiden. Die Annahme staatsverrätherischer Conspiration, deren man sie für fähig gehalten, zerrann bei Ankunft des Feindes, bei dessen Andrang Katholiken wie Protestanten, von gleicher Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes getragen, ungesäumt zu den Waffen griffen. Weston brachte man von London nach Wisbech, einem stark befestigten Schloß in der Grafschaft Suffolk, welches seit alter Zeit zu den Gütern des Domes von Ely gehörte und von dem Cardinal Morton, welcher den bischöflichen Sitz dort von 1478—1485 innehatte, neu in Ziegel aufgeführt worden war. Das ehemalige bischöfliche Gefängniß im Schlosse diente früher zu wiederholten Malen, seit 1559 aber ausschließlich als Staatsgefängniß, was um so leichter geschehen konnte, als das Bisthum von 1559—1571 erledigt blieb. Weston traf in Wisbech eine große Menge Priester als Mit-

volle Prozession bei Gelegenheit der Vermählung Heinrich VIII.
mit Katharina von Aragonien[1]). Von da an verwandelt
der Tower in eine Art Heiligthum, welches der an
Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte erinnert
Glaubensmuth zahlloser Blutzeugen und Bekenner gewe
und das man nur mit ehrfurchtsvoller Scheu betreten
Da haben wir den White Tower, von Gandolph von Roch
zur Zeit Wilhelms des Eroberers errichtet, mit seiner
normännischen Style gebauten Kapelle, welche ehemals
Hofe benützt wurde, nachmals als Staatsarchiv diente, geg
wärtig aber leer dasteht, bloß den Kunsthistoriker durch
massiven Formen seines ernsten Styles interessirend.
diesem Tower soll Sir Thomas More eingekerkert w
seyn. Der Bell-Tower, welcher, der Ueberlieferung
Bischof Fisher von Rochester aufnahm; der Salt-Tower
John Colleton, und der Arrow-Tower, wo Thomas
beide Priester, festgesetzt wurden, nachdem man sie mit
berühmten Jesuiten Campian in einem und demselben
place erfaßt hatte[2]).

In den Tower mußte nun auch Weston von
im J. 1599 übersiedeln; der königliche Befehl kam
Blitz aus heiterer Luft und wurde mit solcher Schnel
ausgeführt, daß es Weston nicht einmal gestattet war,
Jesuitenhabit abzulegen, was ihn während der Reise
in London selbst, zur Zielscheibe des Spottes roher
schen machte. Die Gefangenschaft, welche Weston im
noch fast fünf Jahre lang erduldete, war eine unb
lich harte und konnte nur von einem Manne über
werden, in dessen Brust das Herz eines Martyrers
In engste Haft geworfen, wurde er auf das vollst

1) *Robert Cooke*, catholic memories of the tower of
London 1875 S. 3—4.

2) Vergl. den interessanten Aufsatz über den Tower von
Month, Dezember 1874. S. 440—457.

zahlreichem Anhange zur Discussion von Glaubenslehren zu uns kamen, so schwoll der Strom der Katholiken, die uns zu sehen wünschten, derart an, daß die Königin und ihre Räthe Unwillen darüber empfanden und diesen dem Gefängnißvorsteher zu verstehen gaben. Weil wir aber weit von Hofe entfernt waren, wurden die Besuche nicht lange verboten. Unzählige von Menschen strömten aus allen Theilen des Reiches zu uns; einige unternahmen eine Art Wallfahrt, empfingen die Sakramente und unterzogen sich frommen Uebungen, als ob sie ein Fest feierten. So kam es, daß unser Haus nie leer war und wir beständig unserm heiligen Dienste oblagen. Ich übergehe dabei die Gewissensfälle, welche wir schlichteten und die Antworten, welche wir sowohl Andersgläubigen wie auch solchen Katholiken auf ihre Briefe geben mußten, welche die Theilnahme an akatholischem Gottesdienste weder für gesetzwidrig noch verdammungswürdig erachteten." Besonders gesegnet wurde Weston's Wirken durch die Bekehrung der mit scharfem Verstand und guten Kenntnissen ausgerüsteten Tochter Ursula des Gefängnißaufsehers, was den letztern zu einem solchen Grade von Wuth brachte, daß er seine Tochter tödten wollte und sie verstieß. (Morris 244. 252.)

Nach zwölfjährigem Gefängniß in Wisbech wurde Weston nach London überführt und hier von dem Riesengefängniß am linken Ufer der Themse, dem allbekannten Tower aufgenommen. Wer aus unseren Lesern hätte nicht schon vom Tower gehört, welcher als Festung, Staatsgefängniß und Palast von höchstem Interesse, bis in das letzte Jahrhundert mit allen wichtigen Thatsachen der englischen Geschichte auf das engste verknüpft war. König Stephan 1135 — 1154 hielt Hof im Tower, Heinrich III. 1216 — 1272, der Erbauer der Westminsterabtei, brachte den größten Theil des Jahres hier zu, während seine Gemahlin Eleonore von der Provence in der Nähe das St. Katharina-Hospital gründete; von hier aus bewegte sich am 23. Juni 1509 die pracht-

ein böser Dämon bei den englischen Katholiken ein
lang sein verrätherisches Spiel trieb. Dem Lord Bu
und Richter Young, welche an der Spitze der dam
englischen Katholikenverfolgungen standen, hatte er s
Leben und Tod verkauft, auch von ihnen Erlaubniß er
in heuchlerischer Weise die Ausübung seiner prie
Funktionen fortsetzen zu dürfen. „Verstellen Sie sich
Sie durchaus nicht zurück, erinnern Sie sich der Sa
welche Sie handeln. Sie können Gott keinen größere
erweisen, als wenn Sie die Verräther aufspüren
Anzeige bringen, und was ihre abscheulichen Werke
welche Sie nachzuahmen gezwungen sind, so gebe
Naamen des Syrers" u. s. w. (Morris 403.) Daneben
Tyrrell's Autobiographie einen Einblick in die na
Qualen thun, welche ein Herz zerwühlten, das z
vom Wege der Pflicht abgeirrt, aber doch noch n
Grund aus vergiftet war. Tyrrell wurde angl
Prediger, erhob gegen Gregor XIII., den Jesuite
Dr. Allen und eine Menge anderer distinguirter ka
Persönlichkeiten die grundlosesten Anklagen und
dungen, und war Schuld, daß viele Priester zu Ker
und Verbannung verurtheilt wurden. Er kehrte schlie
vielen Wanderungen und Wandelungen zum alten
zurück und ging nach Belgien, wo er glaubwürdi
richte zufolge als Büßer verschied. (Morris 412. 4

P. Morris aber sind die englischen Katholiken
ihnen durch Weston's und Tyrrell's Biographie
schöne Geschenk zu herzlichem Danke verpflichtet.
katholische Kirche Englands in unserer Zeit einen
Culturkampf wie im 16. und 17. Jahrhundert zu
haben, so wird Weston's ermuthigendes, Tyrrell's absch
Beispiel dazu dienen, um den kämpfenden Katho
Wege zu zeigen und sie mit neuem Muth zu erfü
Versuchen, auch England in die continentale anti
Strömung hineinzuziehen, hat es nicht gefehlt;

[redacted]

ellten an der aufrichtigen Würdigung der Wohlthaten eligiösen Friedens durch die englische Nation, an der lichen Zerfahrenheit der anglikanischen Hochkirche auf Gebiete der Dogmatik wie der Disciplin, und endlich er geschlossenen Einheit der Katholiken, deren Bischöfe Laien in schönster Eintracht und mit einem Opfersinne z sind, welcher an die ersten Zeiten des Christenthums ert, und die sicherste Garantie für die Zukunft bietet. der katholischen Kirche sang schön der Convertit Dryden:

She fear'd no danger,
For she knew no sin[1]).

Köln. Bellesheim.

LIII.

Der Rektoratsschul-Sturm in Preußen.

„Besser gar keine Schulen als solche", nämlich religiös-olische: das geflügelte Wort ist wohlbekannt. „Gewalt vor Recht" — schrien dereinst die Fortschrittsmänner in altiger Entrüstung, wenn der Minister über die Ver-ing sich hinwegsetzte. Heute gefallen sie sich in einem mischen Lächeln, wenn „solche durch die heutige Zwangs- gegen die Ultramontanen gebotene Nothwehrmaßregeln der Verfassung bei strikter Interpretation nicht vereinbart den können." Rohere Naturen schütten wohl offen ihr z dahin aus, daß sie sich über jeden Schlag herzlich ten, der den Katholiken versetzt würde. Merkwürdig,

---

[1]) The poetical works of John Dryden. London. p. 171.

ein böser Dämon bei den englischen Katholiken eine Zeit lang sein verrätherisches Spiel trieb. Dem Lord Burghley und Richter Young, welche an der Spitze der damaligen englischen Katholikenverfolgungen standen, hatte er sich auf Leben und Tod verkauft, auch von ihnen Erlaubniß erhalten, in heuchlerischer Weise die Ausübung seiner priesterlichen Funktionen fortsetzen zu dürfen. „Verstellen Sie sich, beben Sie durchaus nicht zurück, erinnern Sie sich der Sache, für welche Sie handeln. Sie können Gott keinen größeren Dienst erweisen, als wenn Sie die Verräther aufspüren und zur Anzeige bringen, und was ihre abscheulichen Werke betrifft, welche Sie nachzuahmen gezwungen sind, so gedenken Sie Naamen des Syrers" u. s. w. (Morris 403.) Daneben läßt uns Tyrrell's Autobiographie einen Einblick in die namenlosen Qualen thun, welche ein Herz zerwühlten, das zwar weit vom Wege der Pflicht abgeirrt, aber doch noch nicht von Grund aus vergiftet war. Tyrrell wurde anglikanischer Prediger, erhob gegen Gregor XIII., den Jesuitengeneral, Dr. Allen und eine Menge anderer distinguirter katholischer Persönlichkeiten die grundlosesten Anklagen und Verläumdungen, und war Schuld, daß viele Priester zu Kerker, Beil und Verbannung verurtheilt wurden. Er kehrte schließlich nach vielen Wanderungen und Wandelungen zum alten Glauben zurück und ging nach Belgien, wo er glaubwürdigem Berichte zufolge als Büßer verschied. (Morris 412. 417. 501.)

P. Morris aber sind die englischen Katholiken für das ihnen durch Weston's und Tyrrell's Biographie gebotene schöne Geschenk zu herzlichem Danke verpflichtet. Sollte die katholische Kirche Englands in unserer Zeit einen ähnlichen Culturkampf wie im 16. und 17. Jahrhundert zu bestehen haben, so wird Weston's ermuthigendes, Tyrrell's abschreckendes Beispiel dazu dienen, um den kämpfenden Katholiken ihre Wege zu zeigen und sie mit neuem Muth zu erfüllen. An Versuchen, auch England in die continentale antikatholische Strömung hineinzuziehen, hat es nicht gefehlt; aber alle

zerschellten an der aufrichtigen Würdigung der Wohlthaten des religiösen Friedens durch die englische Nation, an der entsetzlichen Zerfahrenheit der anglikanischen Hochkirche auf dem Gebiete der Dogmatik wie der Disciplin, und endlich an der geschlossenen Einheit der Katholiken, deren Bischöfe und Laien in schönster Eintracht und mit einem Opfersinne thätig sind, welcher an die ersten Zeiten des Christenthums erinnert, und die sicherste Garantie für die Zukunft bietet. Von der katholischen Kirche sang schön der Convertit Dryden:

She fear'd no danger,
For she knew no sin[1]).

Köln. Bellesheim.

LIII.

Der Rektoratsschul-Sturm in Preußen.

„Besser gar keine Schulen als solche", nämlich religiös-katholische: das geflügelte Wort ist wohlbekannt. „Gewalt geht vor Recht" — schrien dereinst die Fortschrittsmänner in gewaltiger Entrüstung, wenn der Minister über die Verfassung sich hinwegsetzte. Heute gefallen sie sich in einem schelmischen Lächeln, wenn „solche durch die heutige Zwangslage gegen die Ultramontanen gebotene Nothwehrmaßregeln mit der Verfassung bei strikter Interpretation nicht vereinbart werden können." Rohere Naturen schütten wohl offen ihr Herz dahin aus, daß sie sich über jeden Schlag herzlich freuten, der den Katholiken versetzt würde. Merkwürdig,

1) The poetical works of John Dryden. London. p. 171.

Studium ermöglicht. Freilich verträgt sich die neupreu
Freiheit auch bereits mit diesen bischöflichen Anstalten nicht

Kurz, vier Jahre Studium umsonst zu haben,
nichts seltenes, da die „unverheiratheten" Rektoren das S
geld sogar ganz zu erlassen im Stande waren, ein
den sich Beweibte nicht gestatten können. Die Rekto
schulen ermöglichten auch den vermöglicheren, besser si
Ständen, den in solchen kleinern Orten stationirten Be
und Aerzten, ihre noch sehr der Aufsicht und Erziehung
mütterlichen Einflusses und der väterlichen Strenge be
tigen Knaben bis zum 12. Lebensjahre bei sich im H
zu behalten und die Ausbildung des Geistes und He
ihrer Kleinodien zu überwachen. Mit einem Worte:
Rektoratsschulen waren von dem größten Segen für
und Kinder.

Daß ihre segensreiche Wirksamkeit möglich war,
in dem Zuhilfekommen der Kirche seinen Grund. Die K
zeigt hier wieder, wie sie überall bedacht ist, den G
bestrebungen der Völker entgegen zu kommen. Als ich
diesen Gedanken durchdachte, fiel mir eine Abendgesel
bei dem „altkatholischen" Professor X. ein, welcher i
circa 10 Jahren beizuwohnen das Glück hatte. Ich
das Glück hatte, weil X. damals noch nicht „Altkat
war. X. stellte gesprächsweise die Frage, wie es k
daß das Volk immer mehr an der Kirche als am S
hänge. Es war also vor den Mai-Gesetzen. Ein prote
tischer Studiosus der Philosophie aus Thüringen woll
Thatsache selbst nicht anerkennen, wurde aber von
Seiten dahin belehrt, daß in Rheinland dieses der Fal
Professor X. beantwortete die Frage dahin, weil die K
zu allen Zeiten mehr für das Volk thue als der Staat
das wohl richtig ist? Hat die preußische Regierung nich
geordnet, daß die Volksschullehrer so und so hohe Min
Einnahmen haben müssen? Allerdings, aber aus Geme
mitteln!

rechnet sind. Die als Hilfslehrer angestellten sogenannten Conrektoren haben oft nicht mehr als 3 bis 4 hundert Thaler im Ganzen.

Ob ein weltlicher Lehrer auch mit diesem geringen Satze sich zufrieden geben würde? Ich möchte es bezweifeln. Ist mir doch bekannt, daß in einer niederrheinischen Stadt nach Aufhebung der geistlichen Rektoratsschule die Stadtvertretung sich herbeiließ, dem Wunsche der Regierung entsprechend einen weltlichen Lehrer mit 1000 Thaler und freier Wohnung im Schulhause anzustellen, daß aber die Frau Rektorin, wenn sie im Wochenbette sich befand, das Lärmen der Schulbuben nicht ertragen konnte und daher die Stadtvertretung in der wohnungsarmen Stadt auf Anordnung der Regierung eine andere Wohnung schaffen mußte. Die Bürgerschaft hätte auch dieß gerne gethan. Aber es betrübte sie, daß die Regierung so frei ist, ihr einen „achtenswerthen Altkatholiken" als Lehrer zu senden.

Aber die verdummten Ultramontanen begreifen nicht, daß die billigste Regierung und die billigste Schule nicht die beste ist. Und billig waren diese Rektoratsschulen sehr. Das Schulgeld war gering und die Kinder konnten bei den Eltern zu Hause bleiben, was auch sehr viel billiger als das auswärts zu zahlende Kostgeld war. Die Billigkeit dieser Rektoratsschulen ermöglicht es vielen Eltern ihre Kinder studiren zu lassen, die nach Aufhebung der Rektoratsschulen darauf verzichten müssen. Die Kinder bleiben vier Jahre zu Hause, und können so manchem Fache sich widmen, welches ihnen sonst verschlossen gewesen wäre. Will der Knabe Kaufmann werden, so kann er es auf der Rektoratsschule so weit bringen, daß nach Absolvirung derselben ein einjähriger Gymnasialbesuch das Zeugniß zur Berechtigung für den einjährigen Dienst verschafft. Ist der mittellose Knabe Willens Theologie zu studiren, so kann er nach Absolvirung der Rektoratsschule in eine bischöfliche Anstalt eintreten, welche am Orte eines Gymnasiums das unentgeltliche

licher angestellt, der die im J. 1839 vorgeschriebenen Ex
nicht durchlaufen hat, so wird die fernere Thätigkeit de
an der Schule als eines nicht qualificirten Lehrers
sagt. Darauf fordert die Regierung auf, die nicht
deutenden Gehaltsätze für einen von der Regierung z
denden weltlichen Lehrer in den Etat der Schule
nehmen. Die Bürger wollen keine Katze im Sack kaufe
bestreiten der Regierung solches „Aufsichtsrecht“, ind
es ablehnen, dem Verlangen der Regierung zu entsp
Man ist nämlich gewitzigt und will sich nicht selbst
katholischen Samen ausstreuen. Jetzt ordnet die Reg
die Aufhebung der Schule an, weil dieselbe in ihrer
mehrigen Gestaltung den reglementsmäßigen Anforder
(vielleicht von 1839) nicht mehr entspreche. Um üb
die bekannte preußische Milde nicht unter den Scheffel zu
wird in der an den Rektor gerichteten Verfügung g
daß durch Aufhebung der Schule das ihr zustehende fi
Beneficium nicht alterirt werde.

Doch es ist ja ein Irrthum, daß die preußische
fassungsurkunde Rechte gibt. Dieselbe stellt, wie das
Obertribunal in Berlin sich einmal geäußert hat, nu
sichten und Ideen auf, welche bei der Specialgesetz
zu berücksichtigen sind. Diese Specialgesetzgebung üb
Unterrichtswesen fehlt noch. Ob die Katholiken diese
wünschen können? Ich meine wohl; wenn sie ihne
nur Parias-Rechte einräumen wird, so werden es doch
Miniaturbilder von Rechten seyn, welche nicht von dem
kampf-Eifer der Regierungspräsidien und von der Gna
Landräthe abhängen sollen.

Es könnte Manchem auffällig erscheinen, daß ob
sagt ist, es käme vor, daß die als Hülfslehrer a
Rektoratsschulen angestellten Conrektoren das vorgesch
Examen nicht gemacht hätten, da den Geistlichen d
langung der Bildung niemals ein Hinderniß gewese
Dieses hat außer dem oben bereits angegebenen in folg

Um zu unseren Rektoratsschulen zurückzukommen — die Rektoren begnügten sich also, wie gesagt, mit geringen Einnahmen, denn es war Praxis der Ordinariate, bewährte Rektoren seinerzeit mit guten Pfarrstellen zu belohnen. Ich verstehe, um jüdisch-liberalen Verdächtigungen zu begegnen, unter „gut" nicht immer und allein einträglich.

Das kirchliche Beneficium des Rektors ist nun zum staatlichen Odium geworden. Der Sturm gegen diese ultramontanen Brut- und Bildungsstätten hat begonnen. Er wüthet um so schrecklicher als es eine preußische Eigenthümlichkeit ist, daß solche Stürme in Preußen meist Hindernisse nicht beachten, welche in anderen Staaten unübersteiglich sind...

Unsere Verfassungsurkunde sagt in Art. 22: „Unterricht zu ertheilen und Unterrichtsanstalten zu gründen und zu leiten, steht Jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat." Art. 23: „Alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht vom Staate ernannter Behörden. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte und Pflichten der Staatsdiener."

Diese Verfassungsurkunde datirt vom Jahre 1850. Man sollte nun meinen, daß durch dieselbe die früheren Regierungsverordnungen modificirt worden wären. Dem scheint jedoch nicht so zu seyn. Die Regierung beruft sich nämlich auf eine Ministerialverfügung aus dem Jahre 1839, worin die Bedingungen und Erfordernisse mitgetheilt sind, unter denen Jemanden die Erlaubniß, eine Rektoratsschule zu halten oder an derselben zu unterrichten, ertheilt werden kann. Diese Verfügungen schreiben besondere Examina vor, deren Bestehen mehr weitläuftig als schwierig ist, was bei dem preußischen Bureaukratismus nicht wunderbar erscheint.

Das verfassungsmäßige Aufsichtsrecht wird dann von der Regierung als Aufhebungsrecht aufgefaßt. Das Recept ist folgendes. Ist bei einer solchen Rektoratsschule ein Geist-

zugleich Töchterschule ist und trotzdem nur von einem R
der zugleich das Predigtamt bekleidet, versehen wird, wä
dem katholischen Rektor nicht gestattet wurde, mit der gle
Anzahl von Schülern Unterricht zu halten. Freilich di
tholische Bevölkerung muß gelichtet, die „bildungsbe
protestantische vermehrt werden. Nebenbei gesagt, lie
über katholische Töchterschulen wiederum sehr viel ber
was den Grundsatz des Suum cuique glänzend illu
Den Petenten um eine katholische Töchterschule wird
einfach abgeschlagen. Den Damen, welche bei der Regi
Zeugnisse über ihre geistige, sittliche und wissenschaftliche
fähigung mit der Bitte um Ertheilung einer Concessio
Errichtung einer katholischen Töchterschule vorlegen,
Städten, wo bisher von Nonnen geleitete Töchterschulen
über hundert Schülerinen bestanden haben, wird unter
gabe der Zeugnisse rundweg erklärt, daß das nicht a
Jedoch werden in denselben Städten evangelische T
schulen errichtet, resp. bestehen gelassen, um dem „Be
nisse" zu genügen. Ob aber die katholischen Eltern ei
dürfniß, ihre Kinder in evangelischen Schulen unter
zu lassen, anerkennen werden, muß die Zukunft lehren.

Daß bei diesem Verfahren die patriotische Gesi
der katholischen Bevölkerung von Tag zu Tag abn
daß die Erbitterung der Katholiken über die Kränkung
Religion täglich zunimmt, ist eine offenbare Thatsache.
die Regierung scheint nichts davon zu wissen.

Neulich wurde in dieser Zeitschrift eine allgemeine
wanderung der Katholiken in Vorschlag gebracht. M
das noch in weitem Felde stehen und erst vorzube
seyn, so scheint mir, muß die katholische Bevölkerung d
Mittel sinnen, um ihre Widerstandskraft zu verstärken.
geschieht, indem sie sich von dem Staatsdienste mehr z
zieht und den Thätigkeiten, namentlich dem Handel un
Industrie, sich mehr zuneigt, welche Vermögen verschaffen.
preußischen Staatsdienste werden die Katholiken in Zu

Umstande seinen Grund. Zu Conrektoren pflegte man meist diejenigen jüngeren Geistlichen zu nehmen, welche unter Dispensertheilung vor dem erreichten kanonischen Alter geweiht worden waren oder aus anderen Gründen vorerst als Curatgeistliche noch nicht in Funktion treten sollten. Der Regierung war das Verfahren bekannt und sie hat niemals von diesen Herren das besondere, übrigens mit der Verfassungs-Urkunde nicht mehr zu vereinbarende Examen verlangt, welches um so mehr überflüssig war, als dieselben bald in die Seelsorge einzutreten pflegten und nur wenige Jahre als Conrektoren thätig waren.

Der große Waschzettel am Rhein brachte neulich einen Artikel, worin durch Zahlen nachgewiesen werden sollte, daß die katholische Bevölkerung ein weit geringeres Contingent zu den akademisch gebildeten Leuten stelle als die evangelische. Das angeblich liberale Blatt vergaß aber dabei, daß in der Statistik Zahlen nur caeteris paribus beweisen. Ueber die enorme Unterstützung der evangelischen und (was dasselbe heißt) simultanen Bildungsanstalten von Seiten des Staates, über die Behinderung der Errichtung katholischer Bildungsanstalten (vergl. die Verhältnisse in Posen), über die dargelegte Unterdrückung katholischer Bildungsanstalten sagte das Blatt kein Wort. Daß in der Rheinprovinz, um nur ein Beispiel anzuführen, zwei aneinanderstoßende Kreise sich befinden, wo die Zahl der katholischen Gymnasien geradezu im umgekehrten Verhältnisse zu dem Procentsatze der katholischen Bevölkerung der beiden Kreise steht, scheint dem rheinischen Blatte ganz unbekannt zu seyn. Daß das Eine katholische Gymnasium aus Stiftungs- und die beiden evangelischen aus Staatsmitteln unterhalten werden, soll nur nebenbei hervorgehoben werden. Der Geschichte zu überliefern ist aber noch das zweierlei Maß, was in Bezug auf die Anforderungen gestellt wird, welche nach den Verordnungen erfüllt werden müssen. Da ist mir eine evangelische Rektoratschule in einer Stadt mit überwiegend katholischer Bevölkerung bekannt, welche

LIV.

Zeitläufe.

Die constitutionelle Verwicklung in Bayern.

Eine historische Parallele.

Der Conflikt, welcher zwischen der neugewählten Kamm- der Abgeordneten in Bayern und dem gegenwärtigen Mi- sterium jüngst in die Erscheinung getreten ist, hat auch üb- die Grenzen Deutschlands hinaus das größte Aufsehen erre- Die schwarzen Wolken am bayerischen Staatshimmel sind z- nicht so plötzlich heraufgezogen, daß nicht Jedermann de- Sturm und dessen naturnothwendigen Ausbruch voraussehe- konnte; als es aber geschah, da hat sich thatsächlich gezeigt, daß dem Gang der Dinge in Bayern immerhin noch vo- Freund und Feind eine eigenthümliche Wichtigkeit beige- legt wird.

Auch hat die eigenthümliche Art, wie die Krisis vo- läufig ihren Abschluß fand, auf alle unbefangenen Beob- achter geradezu verblüffend gewirkt. Es soll nun auch nic- geläugnet werden, daß ein solcher Ausgang vielleicht nur i- Bayern möglich war. Aber das Erstaunen wäre doch mind- groß gewesen, wenn unsere schnell lebende Zeit nicht ein- kurzes Gedächtniß hätte. Denn auch das ist bei uns sch- dagewesen, und zwar erst vor wenigen Jahren. Was jüng- geschehen, war überhaupt nicht der Anfang, sondern de- natürliche Verlauf einer bayerischen Staatskrankheit, dere- Wesen endlich alle Welt aus den offen daliegenden Sym-

wie auch bisher, bei den subalternen (das Wort nicht im Sinne des preußischen Bureaukratismus genommen) Stellen Halt zu machen haben. Wenden sich aber die Katholiken mehr dem Handelsstande und der Industrie zu, so wird sich in Preußen dieselbe Erscheinung zeigen, wie jetzt in Holland, wo die Katholiken bedeutende Capitalisten, Industrielle und Geldmänner sind, aber fast keinen Staatsbeamten in ihren Reihen haben, weil ihnen der Staatsdienst bis vor Kurzem verschlossen war und es erst der Zeit bedarf, bis die Bevölkerung von der alten Gewöhnung abgeht. Der hervorgehobene Umstand bewirkt aber, daß die Katholiken Hollands ein sehr bedeutendes Gewicht in die Wage der staatlichen Kräfte werfen, ein Gewicht welches bedeutender ist, als das Verhältniß ihrer Angehörigen zur Gesammtbevölkerung.

Es wäre zu wünschen, daß der katholische Adel durch seine nachgeborenen Söhne mehr als bisher die Vorbildung für den Civil-Staatsdienst sich zu verschaffen suchte, da derselbe an dem Familien-Fideikommiß-Vermögen einen starken Rückhalt hat, welcher den wegen ihrer religiös-politischen Richtung angefeindeten bürgerlichen Beamten meistens abgeht. Allerdings wirkliche Beamte zu werden, könnte man dem Adel nicht wohl zumuthen, es sei denn ad majorem dei gloriam. Aber die Vorbildung würde ausreichend und erforderlich seyn für die Stellung als Volksvertreter, welche dem Adel in Zukunft immer mehr zufallen wird, zumal er jetzt unter den vordersten wahren Freiheitskämpfern steht.

Dr. B—p.

LIV.

Zeitläufe.

Die constitutionelle Verwicklung in Bayern.

Eine historische Parallele.

Der Conflikt, welcher zwischen der neugewählten Kammer der Abgeordneten in Bayern und dem gegenwärtigen Ministerium jüngst in die Erscheinung getreten ist, hat auch über die Grenzen Deutschlands hinaus das größte Aufsehen erregt. Die schwarzen Wolken am bayerischen Staatshimmel sind zwar nicht so plötzlich heraufgezogen, daß nicht Jedermann den Sturm und dessen naturnothwendigen Ausbruch voraussehen konnte; als es aber geschah, da hat sich thatsächlich gezeigt, daß dem Gang der Dinge in Bayern immerhin noch von Freund und Feind eine eigenthümliche Wichtigkeit beigelegt wird.

Auch hat die eigenthümliche Art, wie die Krisis vorläufig ihren Abschluß fand, auf alle unbefangenen Beobachter geradezu verblüffend gewirkt. Es soll nun auch nicht geläugnet werden, daß ein solcher Ausgang vielleicht nur in Bayern möglich war. Aber das Erstaunen wäre doch minder groß gewesen, wenn unsere schnell lebende Zeit nicht ein so kurzes Gedächtniß hätte. Denn auch das ist bei uns schon dagewesen, und zwar erst vor wenigen Jahren. Was jüngst geschehen, war überhaupt nicht der Anfang, sondern der natürliche Verlauf einer bayerischen Staatskrankheit, deren Wesen endlich alle Welt aus den offen daliegenden Sym-

mehr verschließen konnte, daß die Kammer-Majorität nicht zu Gunsten der liberalen Parteien ausgefallen war, hat sie ihre Entlassung bei Sr. Majestät dem Könige eingereicht. Hierauf sind zwei Mitglieder der königl. Staatsregierung wirklich ausgeschieden und ein neues Mitglied, welches wir in unserer Mitte zu sehen heute die Ehre haben, ist eingetreten. Die Thronrede hat hierauf die versöhnlichsten Worte an das Land gesprochen, und plötzlich suchte die königl. Staatsregierung eine versöhnende Stellung einer Partei gegenüber einzunehmen, gegen deren Aufkommen sie alle Mittel so freigebig angewendet hatte. Sie verlangt heute von derselben Partei vertrauensvolles Entgegenkommen. Das Vertrauen ist aber eine Sache, die sich nicht befehlen läßt, die sich aus den Umständen, aus der Vergangenheit schöpfen muß"[1]).

Nun darf man nicht vergessen, daß das Ministerium seitdem zwar wieder einige Personalveränderungen erlitten hat, durch das leitende Mitglied aber das gleiche geblieben ist wie damals. Im Jahre 1869 trug es den Namen Fürst Hohenlohe, heute heißt es von Lutz. Auch der Mißerfolg bei den Wahlen hat sich wiederholt. Der Gedanke, in Folge der Niederlage der eigenen oder doch der begünstigten Partei Sr. Majestät die Entlassung anzubieten, ist aber dießmal dem Ministerium nicht beigekommen; und obwohl sich seine Stellung gegenüber der von der neuen Mehrheit vertretenen Volksmeinung seit den fünf Jahren ungleich feindseliger gestaltet hat, so würde doch dieses Ministerium in der königlichen Thronrede, wenn eine solche gehalten worden wäre, sich abermals die versöhnlichste Mission zugeschrieben haben oder sich zuschreiben zu lassen verstanden haben. Das beweist die Folge im dritten Akt.

Die königliche Thronrede vom 17. Januar 1870 enthielt in ihrem Eingange folgende Mahnung: „Der Wider-

1) Graf Lerchenfeld. S. Verhandlungen der Kammer der Reichsräthe des Königreichs Bayern vom J. 1870. I. 110.

streit entgegenstehender Meinungen hat in der letzten
einen Grad ungewöhnlicher Heftigkeit erreicht. In F
dessen haben sich vielfach irrthümliche und beunruhi
Vorstellungen verbreitet. Im Vertrauen auf Ihre
Vaterlandsliebe und Einsicht gebe Ich Mich der Hoffnung
daß das Vorbild maßvoller Haltung, welches Sie dem L
geben werden, wesentlich zu seiner Beruhigung beitr
wird." Wenn man sofort diese vor fünf Jahren an
versammelten Landtag gerichteten Worte mit der an das
sammtministerium ergangenen königlichen Entschließung
19. Oktober 1875 vergleicht, durch welche ebensowohl
Nichtannahme der Adresse der Abgeordneten-Kammer wie
Nichtannahme der vom Ministerium angebotenen Entlass
motivirt wird, so erkennt man leicht, daß in den be
allerhöchsten Willensäußerungen der gleiche Gedanken
wiederkehrt.

Auch die neueste Entschließung nimmt Bezug auf
„hochgehenden Wogen des Parteikampfs" und sie wünscht
„Rückkehr des innern Friedens". Ein wesentlicher Unters
besteht nur darin, daß im Januar 1870 die Aufgabe
inneren Frieden zurückzuführen, dem gesammten Landtag
vertraut wurde, während die Entschließung vom Ok
1875 bereits unterscheiden mußte, indem bloß die „ma
Denkenden" zur Unterstützung des Ministeriums aufge
werden, dem nunmehr, mit der ausgesprochenen Hoff
des Gelingens, die Aufgabe zugedacht ist, die Rückkeh
innern Friedens zu bewirken. Hierin liegt immerhin di
deutsame Anerkennung, daß sich die Lage des Minister
seit fünf Jahren wesentlich erschwert und verschlimmert
wie auch der Gedanke durchleuchtet, daß zur Erleicht
seiner Stellung die compakte Majorität auf Seite der O
sition in der zweiten Kammer abermals gesprengt w
müsse. Durch den gelungenen Versuch einzelner Abbröckel
hatte sich nämlich die Regierung mit der vorigen Ka
wirklich zur Noth durchgeholfen.

mehr verschließen konnte, daß die Kammer-Majorität nicht zu Gunsten der liberalen Parteien ausgefallen war, hat sie ihre Entlassung bei Sr. Majestät dem Könige eingereicht. Hierauf sind zwei Mitglieder der königl. Staatsregierung wirklich ausgeschieden und ein neues Mitglied, welches wir in unserer Mitte zu sehen heute die Ehre haben, ist eingetreten. Die Thronrede hat hierauf die versöhnlichsten Worte an das Land gesprochen, und plötzlich suchte die königl. Staatsregierung eine versöhnende Stellung einer Partei gegenüber einzunehmen, gegen deren Aufkommen sie alle Mittel so freigebig angewendet hatte. Sie verlangt heute von derselben Partei vertrauensvolles Entgegenkommen. Das Vertrauen ist aber eine Sache, die sich nicht befehlen läßt, die sich aus den Umständen, aus der Vergangenheit schöpfen muß"[1]).

Nun darf man nicht vergessen, daß das Ministerium seitdem zwar wieder einige Personalveränderungen erlitten hat, durch das leitende Mitglied aber das gleiche geblieben ist wie damals. Im Jahre 1869 trug es den Namen Fürst Hohenlohe, heute heißt es von Lutz. Auch der Mißerfolg bei den Wahlen hat sich wiederholt. Der Gedanke, in Folge der Niederlage der eigenen oder doch der begünstigten Partei Sr. Majestät die Entlassung anzubieten, ist aber dießmal dem Ministerium nicht beigekommen; und obwohl sich seine Stellung gegenüber der von der neuen Mehrheit vertretenen Volksmeinung seit den fünf Jahren ungleich feindseliger gestaltet hat, so würde doch dieses Ministerium in der königlichen Thronrede, wenn eine solche gehalten worden wäre, sich abermals die versöhnlichste Mission zugeschrieben haben oder sich zuschreiben zu lassen verstanden haben. Das beweist die Folge im dritten Akt.

Die königliche Thronrede vom 17. Januar 1870 enthielt in ihrem Eingange folgende Mahnung: „Der Wider-

1) Graf Lerchenfeld. S. Verhandlungen der Kammer der Reichsräthe des Königreichs Bayern vom J. 1870. I. 110.

Freiherr von Thüngen: „Ja, mir scheint auch, daß Versöhnung nicht stattfinden könne, wenn nicht das ent wird, was den Anlaß zu Zank und Streit gibt; und ist das Mißtrauen, dieses muß beseitigt werden… scheint eben, daß ein Ministerium, das mitten zwischen Parteien steht, das das Mißtrauen der Einen genießt, der andern aber nur geduldet wird, solange sie hoffen es auf weitere Bahnen zu treiben, die den Grundsätzen Partei mehr entsprechen, für das Land nicht erspri wirken könne."

Der Referent der hohen Kammer[1]) hatte damals bei Adreß-Berathung den Rednern der liberalen Minderheit gerufen: „Zeigen Sie mir den Boden, auf dem man einigen kann; reden Sie nicht bloß von versöhnlichen menten im Lande, zeigen Sie mir das Fundament, welchem eine unserm theuern Lande und unserm Kön hause heilsame Versöhnung und Einigung sich erzielen und ich bin der Erste der auf diesen Boden tritt; aber in Nebel hinein kann ich nicht von Friede und Versöhn reden." Den liberalen Herren gelang es indeß nicht besagtem Nebel herauszukommen. Gleich ihr zweiter Re wünschte „eine Verständigung zwischen den Parteien wenn wir von den extremsten Richtungen auf beiden Se absehen, obwohl in den Grundanschauungen getrennt (! doch in der Redlichkeit ihrer Absichten einen gemeinsa Boden habe." In gleichem Sinne hoffte der nächste Re daß es dem derzeitigen Ministerium gelingen werde, „au widerstreitenden beiden Parteien eine kräftige Mit

1) Der königl. Oberconsistorial-Präsident von Harleß a. a. O. S. S. 44. — Auch der leider zu früh verstorbene Präsident F von Thüngen gehörte der protestantischen Confession an. machte sich damals schon der confessionelle Einfluß auf di tischen Stellungen soweit geltend, daß Herr von Harleß fü Haltung in der Adreß-Debatte öffentliche Mißtrauens-Erkl von Seite „liberaler Protestanten" über sich ergehen lassen

Auf die Friedensmahnung in der Thronrede vom 17. Januar 1870 hat nun die Adresse der Reichsraths-Kammer folgende Erklärung gegeben: „Mit Euer Majestät beklagen auch wir den ausgebrochenen Widerstreit entgegengesetzter Meinungen, dessen ungewöhnliche Heftigkeit durch die erneuten Wahlkämpfe und die damit zusammenhängenden Hergänge nur gesteigert wurde. Entsprechend der tiefgefühlten Treue gegen E. Majestät und der festen Anhänglichkeit an das Land und dessen selbstständige Entwicklung hat sich in der Majorität des Volkes ein durch die Parteistellung des Ministeriums noch gesteigertes Mißtrauen gebildet, dessen Ausdruck der Erfolg der Wahlen ist. Wohl sind die erhabenen Worte E. Maj. geeignet die erregten Gemüther zu beruhigen; allein ein dauerndes Vertrauen dürfte nur dann zurückkehren, wenn es E. Maj. gelingt, Männer als Räthe der Krone zu finden, welche mit entsprechendem Willen und der Festigkeit des Handelns in gleicher Weise das Vertrauen E. Maj. und das des Landes in sich vereinigen."

Das ist nun genau derselbe Gedankengang, in welchem sich auch die jüngst beschlossene Adresse der bayerischen Kammer der Abgeordneten bewegt hat. Nur Eines mußte sie schon in ihrem Texte auf's Stärkste betonen, was bei der Beantwortung der Thronrede von 1870 in der ersten Kammer natürlich mehr der Debatte zufiel: daß nämlich gerade durch die Art und Weise der Veranstaltung der jüngsten Neuwahlen die Parteistellung des Ministeriums auf das Unwidersprechlichste erwiesen sei. Das war jetzt zum zweiten Male geschehen, und zwar noch ungenirter als im Jahre 1869. Daß aber ein solches Parteiministerium den ersehnten Frieden schlechthin nicht herbeiführen könne, hat damals in der ersten Kammer der zweite Präsident gerade so behauptet, wie es jüngst die Adresse der zweiten Kammer gethan hat. Ein Reichsrath hatte damals an dem Adreßentwurfe getadelt, daß darin nichts „von Versöhnung" vorkomme. Darauf erwiderte der

Thronrede der Landesvertretung entgegengebracht habe, hiedurch die Möglichkeit ihrer Annahme für Mich an schlossen. Uebrigens werde Ich deßhalb nicht vermei dem Lande die durch das Uebermaß der Parteibewegung störte Ruhe wiederzugeben."

Es ist hienach nicht richtig, daß die dem Präsidenten zweiten Kammer mitgetheilte allerhöchste Entschließung 19. Oktober 1875 bis dahin ohne Beispiel gewesen Allerdings besteht zwischen beiden Entscheidungen ein wesentlicher Unterschied gemäß der verschiedenen Natur politischen Körperschaften, welche von denselben betr wurden, und dieser Unterschied tritt auch in den begleite Umständen hervor. Die erste Kammer ist unauflösbar ein großer Theil der Mitglieder ist aus allerhöchstem V trauen auf Lebenszeit ernannt; die zweite Kammer hing ist auflösbar und sie schuldet ihr Mandat ausschließlich Vertrauen der Wähler oder des Volkes. Hienach bemißt die Tragweite der Rüge außerordentlich verschieden.

Ehe noch das königliche Handschreiben vom 1. Feb 1870 bekannt geworden war, meldeten die Zeitungen München, daß am 30. Januar alle Staatsminister sämmtliche Reichsräthe, welche gegen die Adresse gest hatten, zur königlichen Tafel gezogen worden seien, sowie gegen alle königlichen Prinzen, welche an der Oppos gegen das Ministerium Theil genommen — es waren bis auf Einen — mehr oder minder strenge Maßregeln f gefunden hätten. Nachträglich ward berichtigt, daß das V bot bis auf Weiteres nicht mehr bei Hofe zu erscheinen, Prinzen des Luitpold'schen Hauses zugekommen sei[1]. Uebrigen war dem Handschreiben an den Präsidenten Reichsraths-Kammer ein besonderer Befehl zur Bekannt nicht beigefügt; er theilte dasselbe seinen Herren vertra

---

1) S. Augsburger „Allg. Zeitung" vom 1. und 2. Februar 18

nit[1]), und begnügte sich übrigens gegen die von liberaler Seite schon damals gebrauchte Finte, als sei der König direkt durch die Adresse der Reichsräthe berührt, öffentlich zu protestiren: „Durch diese Behauptung wird die geheiligte Person des Monarchen in ganz unzulässiger Weise mit den verantwortlichen Räthen der Krone identificirt.“

Die eben angeführten, über die hohe Kammer der Reichsräthe verhängten Maßregeln, insbesondere bezüglich der Prinzen des königlichen Hauses, haben damals in der Presse, namentlich in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, zu eingehenden Discussionen geführt. Das constitutionelle Gewissen war damals bei den Liberalen noch nicht so ganz abgestumpft, daß sie nur gefragt hätten, was ihrer Partei nütze oder nicht. Sie untersuchten den Fall an sich, obgleich bei einem Conflikte wie der vorliegende nicht gesagt werden konnte, daß nach dem Geiste der Verfassung und dem constitutionellen Rechte nur die Alternative erübrige, entweder das mißliebige Ministerium zu entlassen oder die mißliebige Kammer aufzulösen. Denn die erste Kammer ist unauflöslich. Von der zweiten Kammer gilt dieser Satz allerdings vollinhaltlich. Wenn die Minister weder das Eine noch das Andere belieben, wenn sie sich im Gegentheile mit der Autorität der Krone gegenüber einer oppositionellen Kammer-Mehrheit decken lassen wollen, ja sogar die Krone veranlassen sich direkt an das Volk zu wenden, um die Gewählten bei den Wählern zu verklagen: dann hören hier alle constitutionellen Begriffe auf und bringen sie die Krone in eine grundfalsche und höchst bedenkliche Stellung. Consequent mußten die Minister nunmehr eine Abänderung der Verfassung dahin vorschlagen, daß in Bayern hinfür die Mitglieder der Kammer der Abgeordneten auf ministeriellen Antrag vom Könige zu ernennen seien.

1) Das Aktenstück kommt auch in den stenographischen Berichten nicht vor.

Vierzehn Tage nachdem die erste Kammer ihre Adresse beschlossen hatte, am 12. Februar 1870, kam nach langwierigen und heftigen Debatten auch die zweite Kammer mit ihrer Antwort auf die Thronrede zu Stande. Die Thronrede hatte bemerkt, daß manche Gemüther die Sorge erfülle, als wenn die Selbstständigkeit Bayerns nicht gehörig gesichert sei; auch in der ersten Kammer bezogen sich die Bezeugungen des Mißtrauens vor Allem auf die Person des auswärtigen Ministers und Minister-Präsidenten, Fürsten von Hohenlohe. Es war überdieß ein öffentliches Geheimniß, daß der Fürst sich auch mit den antikirchlichen Umtrieben der nachherigen „Janus"-Partei tief eingelassen hatte; er hatte auch soeben zugegeben, daß er allein unter den Ministern von dem famosen Wahlausschreiben des abgetretenen Ministers des Innern gewußt habe. Er war der gefeierte Mann der Liberalen, Herr von Lutz dagegen war bei ihnen bis dahin persona ingrata. Als Justizminister war Herr von Lutz in der Lage gewesen sich vorsichtig zurückzuhalten; als Verweser des Cultusministeriums nahm er sogar die Rücksicht, den gewesenen Referenten für das Schulgesetz nicht mehr zum Landtags-Commissär zu ernennen. Die Liberalen sahen darin ein sehr bezeichnendes Symptom; „Lutz erfreue sich der fortgesetzten Anerkennung der Ultramontanen": so sagten sie[1]). Das war freilich sehr mit Unterschied zu verstehen; immerhin ließe sich aber Vieles darüber erzählen. Die Kammer war bereits einmal aufgelöst und zum zweitenmale gewählt; und die Erfahrung der Reichsraths-Kammer lag vor. Durfte man die Existenz der schwer errungenen Mehrheit auf's Spiel setzen, auf die Gefahr hin, daß schon damals das umlaufende Gerücht keineswegs ungegründet war, wonach die Krone sich vorkommenden Falls mit einem Manifest unmittelbar an's Volk wenden würde gegen die Unversöhnlichen, mit welchen nicht zu regieren sei? Heute kennt

1) Aus der „Abendzeitung" in der „Allg. Zeitung" vom 2. Februar 1870.

mit[1]), und begnügte sich übrigens gegen die von liberaler Seite schon damals gebrauchte Finte, als sei der König direkt durch die Adresse der Reichsräthe berührt, öffentlich zu protestiren: „Durch diese Behauptung wird die geheiligte Person des Monarchen in ganz unzuläßiger Weise mit den verantwortlichen Räthen der Krone identificirt."

Die eben angeführten, über die hohe Kammer der Reichsräthe verhängten Maßregeln, insbesondere bezüglich der Prinzen des königlichen Hauses, haben damals in der Presse, namentlich in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", zu eingehenden Discussionen geführt. Das constitutionelle Gewissen war damals bei den Liberalen noch nicht so ganz abgestumpft, daß sie nur gefragt hätten, was ihrer Partei nütze oder nicht. Sie untersuchten den Fall an sich, obgleich bei einem Conflikte wie der vorliegende nicht gesagt werden konnte, daß nach dem Geiste der Verfassung und dem constitutionellen Rechte nur die Alternative erübrige, entweder das mißliebige Ministerium zu entlassen oder die mißliebige Kammer aufzulösen. Denn die erste Kammer ist unauflöslich. Von der zweiten Kammer gilt dieser Satz allerdings vollinhaltlich. Wenn die Minister weder das Eine noch das Andere belieben, wenn sie sich im Gegentheile mit der Autorität der Krone gegenüber einer oppositionellen Kammer-Mehrheit decken lassen wollen, ja sogar die Krone veranlassen sich direkt an das Volk zu wenden, um die Gewählten bei den Wählern zu verklagen: dann hören hier alle constitutionellen Begriffe auf und bringen sie die Krone in eine grundfalsche und höchst bedenkliche Stellung. Consequent mußten die Minister nunmehr eine Abänderung der Verfassung dahin vorschlagen, daß in Bayern hinfür die Mitglieder der Kammer der Abgeordneten auf ministeriellen Antrag vom Könige zu ernennen seien.

---

1) Das Aktenstück kommt auch in den stenographischen Berichten nicht vor.

um die Minister vor den Wählern zu vertheidigen und
vom Volk erkorene Mehrheit der Kammer vor ihren Wäh
zu verklagen. Es wäre dann damals schon die unglaub
Abnormität eingetreten, die jetzt in Folge der allerhöch
Entschließung vom 19. Oktober 1875 eingetreten ist,
nämlich die Gegenpartei mit einem Schein des Rechts
anmaßen konnte, die Krone als solche an die Spitze
streitbaren Schaaren zu zerren und den König in höchsteig
Person zu ihrem Parteimann zu machen.

Das hat die Entschließung vom 19. Oktober unbe
nicht gewollt. Aber der empörende Mißbrauch war,
die Dinge in Bayern nun einmal liegen, voraus
sehen und nachträglich schwer abzuwehren, wenn die kö
liche Autorität nicht geradezu auf eine öffentliche De
mit den Parteien eingehen sollte. Der Mißbrauch war
jetzt noch viel beklagenswerther, als er noch im Februar
Jahres 1870 hätte seyn können, weil seitdem der Gege
der Parteien sich um Vieles vertieft und insbesondere
seitdem offen hervorgekehrte antikirchliche Natur des Lib
lismus den Streit vergiftet hatte. Und für solche Bes
ungen machte man nun durch Zeitungen und Versammlun
Magistrate und Bürgermeister, ja durch unmittelbare
amten des Staats, von einem Ende des Landes zum an
demonstrativ und ostensibel den König zum Parteimann!

Es widert uns an auf dieses Thema weiter einzuge
Aus der Unmasse von Belegen nur ein paar. Scho
22. Oktober hat der Augsburger Magistrat in „freu
Erregung" seinen telegraphischen Dank dargebracht für
wahrhaft königlichen Worte, welche das Land ein- für
mal von der Besorgniß immer weiter gehender Ueber
ultramontaner Bestrebungen und klerikaler Herrschbeg
und Intoleranz befreit haben." An demselben Tage
bereits eine amtliche Berliner Correspondenz ihren Weg
Augsburg, welche die Bedeutung der „königlichen Kund
noch konkreter dahin erläutert: daß nach der zu erwart

Auflösung der Kammer „das bayerische Volk in der Lage seyn werde nicht zwischen Ministerien verschiedener Parteien, sondern zwischen dem König und den ultramontanen Kirchenfürsten zu wählen"[1]). Und das würden diese Leute noch eine „Wahl" nennen wollen!

Was die Liberalen unter dem „innern Frieden" verstehen, das kann Jedermann wissen. Es ist der Friede der am Tage nach der Schlacht auf den Leichen der tausend Erschlagenen ruht, welchen sie für uns herbeiführen wollen, für sich aber die unangefochtene Herrschaft ihrer Partei. Eine solche Deutung wagten sie nun dem „inneren Frieden" zu geben, dessen Rückkehr die königliche Entschließung verlangt; und doch ist es nach allen historischen Präcedenzfällen, die wir angeführt haben, durchaus klar, was die Entschließung meint, indem sie „die kräftige Unterstützung aller maßvoll Denkenden" für das gegenwärtige Ministerium anruft.

Auch die Adresse der Kammer der Abgeordneten hat die Rückkehr des inneren Friedens sehnlichst verlangt. Aber sie hat behauptet, daß der erste Schritt zu diesem Ziele die Entlassung des gegenwärtigen Ministeriums seyn müsse. Wer immer die Vorgänge seit dem 22. Oktober mit unbefangenem Auge beobachtet, wird in der That sagen müssen: wenn selbst die Adresse der Abgeordneten vorher nicht Recht gehabt hätte, so habe sie unbedingt jetzt Recht. Denn unzweifelhaft habe das Verbleiben dieses Ministeriums und die Art und Weise der von ihm angestrebten Erhaltung die Stimmung der Parteien wesentlich verbittert, die Möglichkeit einer Versöhnung erst recht abgeschnitten, die Zugehörigkeit der Staatsregierung zur Partei der Minderheit und die sonst beharrlich geläugnete Parteistellung der Minister über jeden Zweifel erhoben, und dieselben überhaupt in eine Lage gebracht, in welcher die Staatsminister eines constitutionellen Landes sich nie und nimmermehr betreten lassen dürften.

---

1) Allg. Zeitung vom 23. Oktober 1875.

Während jetzt der Unfriede im Lande, wie der Augenschein lehrt, größer ist als je, würde die gespannte Erwartung, aber auch die Ruhe der gespannten Erwartung herrschen, wenn der ehrfurchtsvollsten Bitte der Kammer-Mehrheit gemäß die Minister selbst für den correkt constitutionellen Weg sich entschieden hätten. Nur eine neue Regierung könnte, frei von allen Banden der Partei-Verbindung und der Partei-Rücksichten, Recht und Gerechtigkeit zur alleinigen Richtschnur nehmend, jenes Fundament aufweisen, das Herr von Harleß schon im Januar 1870 vermißt hat und auf dem allein eine heilsame Versöhnung und Einigung aller maßvoll Denkenden sich erzielen ließe. Was immer für Namen man einem solchen Ministerium geben würde, es würde sich thatsächlich als der erste Schritt zur Beruhigung und zu dem allein wahren innern Frieden bewähren.

Wir beziehen uns nocheinmal auf die Adreß-Debatte der Kammer der Reichsräthe vom Januar 1870, und wiederholen die wie für die heutige Lage gesprochenen Worte des damaligen zweiten Präsidenten: „Es muß das Vertrauen in das Land zurückkehren, und wir haben nicht geglaubt, daß das geschehen könne, wenn nicht wenigstens eine theilweise Modifikation des Ministeriums stattfindet. Man hat öfter gesagt, daß ein Ministerium, aus der patriotischen Partei gewählt, auf alle Fälle einer bedeutenden Minorität gegenüber stehen würde. Ich läugne durchaus nicht, daß ein neues Ministerium unendliche Schwierigkeiten zu überwinden haben wird. Aber ich bitte Sie, doch logisch fortzuschließen: wenn schon ein Ministerium der Majorität schwer zu kämpfen hat, was kann dann ein Ministerium ersprießlich wirken, das auf keine Majorität rechnen kann, das auf der Einen Seite eine Partei hat, die ihm mit Mißtrauen entgegenkommt, auf der andern Seite eine Partei, die es nur duldet!“

XLV.

Der landesherrliche Summepiscopat und die modernen evangelischen Kirchenverfassungen.

Von einem Protestanten.

Oldenburg, im Oktober 1875.

Sollte es in der gegenwärtigen Zeit einer Rechtfertigung bedürfen, von den Verfassungen der evangelischen Landeskirchen Deutschlands in einem katholischen Blatte zu sprechen? Wir glauben kaum. Denn ganz abgesehen davon, daß jetzt kirchliche Fragen im Vordergrunde der politischen Diskussion stehen, hat es bei dem intimen Zusammenhange der preußischen Kirchenpolitik mit den innerkirchlichen Fragen der evangelischen Kirche und dem allgemeinen Streben der Liberalen und Ministeriellen nach einer deutschen Nationalkirche auch für Katholiken ein wesentliches Interesse, wie sich die nächste Zukunft der evangelischen Kirche gestalten mag. Ein Studium ihrer Verfassung gibt in dieser Beziehung lehrreiche Aufschlüsse.

Wir wollen über das Thema, das wir uns vorgesetzt haben, in drei Abschnitten reden und zwar

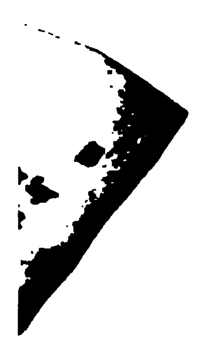
1) über das Zeitalter der christlichen Obrigkeit.

Dr. Luther beabsichtigte bekanntlich anfänglich nicht, sich von der katholischen Kirche zu trennen. So schrieb er im Jahre 1519 als Antwort „auff etliche Artikel, so im von einen Abgünnern auffgelegt und zugemessen" waren:

„Das die Römische Kirche von Gott für allen andern geehret sey, ist kein zweivel, denn daselb S. Peter vnd Paul, 46 Bepste, dazu viel hundert tausent Marterer jr Blut vergossen, die Helle und Welt vberwunden, das man wohl greiffen mag, wie gar einen besondern augenblick Gott auff dieselb Kirchen habe. Ob es nu leider zu Rom also stehet, das wohl besser tüchte, so ist doch die vnd kein Vrsach so gros noch werden mag, das man sich von derselben Kirchen reissen oder scheiden sol, ja je vbler es dazu gehet, je mehr man zulaufen oder anhangen soll, denn durch abreissen und verachten wird es nicht besser. Auch sol man Gott vmbs Teufels willen nicht lassen, noch die vbrigen Frommen vmb des bösen Hauffen willen meiden. Ja vmb keinerley Sünde oder Vbel, das man gedenken oder nennen mag, die Liebe zu trennen vnd die geistliche einigkeit theilen. Denn die Liebe vermag alle ding vnd der einigkeit ist nichts zu schwer, es ist eine schlechte liebe und einigkeit, die sich lesst frembde Sünde zutheilen."

„Was aber die Gewalt vnd Oberkeit Römischs stuels vermag vnd wie ferne sich dieselbe strecket, las die Gelerten ausfechten. Denn daran der Seelen seligkeit gar nichts gelegen, vnd Christus seine Kirche nicht auff die eusserliche scheinbare gewalt vnd Oberkeit oder einige zeitliche ding, die der Welt vnd weltlichen gelassen ist, sondern in die inwendige Lieb, demut vnd einigkeit gesetzt und gegründet hat. Darumb die Gewalt sey wie sie sey, gros oder klein, gantz vberall oder eins teils, sol sie uns gefallen vnd wir zufrieden sein, wie sie Gott austeilet, gleich wie wir zufrieden sein sollen, wie er andere zeitliche Güter, ehre, reichthumb, gunst, kunst ꝛc. austeilet. Allein der einigkeit sollen wir acht nemen, vnd bei leib nicht widerstreben Bepstlichen geboten."

„Sihe, nu hoffe ich, es sei offenbar, das ich der Römischen Kirchen nichts nemen wil, wie mich meine lieben Freunde schelten. Das ich mir aber etliche Heuchler nicht gefallen lasse, dünket mich, ich thu recht daran, vnd sol mich nicht für Wasserblasen zu tode fürchten. Dem heiligen Römischen stul



XLV.

Der landesherrliche Summepiscopat und die modernen evangelischen Kirchenverfassungen.

Von einem Protestanten.

Oldenburg, im Oktober 1875.

Sollte es in der gegenwärtigen Zeit einer Rechtfertigung bedürfen, von den Verfassungen der evangelischen Landeskirchen Deutschlands in einem katholischen Blatte zu sprechen? Wir glauben kaum. Denn ganz abgesehen davon, daß jetzt kirchliche Fragen im Vordergrunde der politischen Diskussion stehen, hat es bei dem intimen Zusammenhange der preußischen Kirchenpolitik mit den innerkirchlichen Fragen der evangelischen Kirche und dem allgemeinen Streben der Liberalen und Ministeriellen nach einer deutschen Nationalkirche auch für Katholiken ein wesentliches Interesse, wie sich die nächste Zukunft der evangelischen Kirche gestalten mag. Ein Studium ihrer Verfassung gibt in dieser Beziehung lehrreiche Aufschlüsse.

Wir wollen über das Thema, das wir uns vorgesetzt haben, in drei Abschnitten reden und zwar

1) über das Zeitalter der christlichen Obrigkeit.

Dr. Luther beabsichtigte bekanntlich anfänglich nicht, sich von der katholischen Kirche zu trennen. So schrieb er im Jahre 1519 als Antwort „auff etliche Artikel, so im von seinen Abgünnern auffgelegt und zugemessen“ waren:

streit entgegenstehender Meinungen hat in der letzten Zeit einen Grad ungewöhnlicher Heftigkeit erreicht. In Folge dessen haben sich vielfach irrthümliche und beunruhigende Vorstellungen verbreitet. Im Vertrauen auf Ihrer aller Vaterlandsliebe und Einsicht gebe Ich Mich der Hoffnung hin, daß das Vorbild maßvoller Haltung, welches Sie dem Lande geben werden, wesentlich zu seiner Beruhigung beitragen wird." Wenn man sofort diese vor fünf Jahren an den versammelten Landtag gerichteten Worte mit der an das Gesammtministerium ergangenen königlichen Entschließung vom 19. Oktober 1875 vergleicht, durch welche ebensowohl die Nichtannahme der Adresse der Abgeordneten-Kammer wie die Nichtannahme der vom Ministerium angebotenen Entlassung motivirt wird, so erkennt man leicht, daß in den beiden allerhöchsten Willensäußerungen der gleiche Gedankengang wiederkehrt.

Auch die neueste Entschließung nimmt Bezug auf die „hochgehenden Wogen des Parteikampfs" und sie wünscht die „Rückkehr des innern Friedens". Ein wesentlicher Unterschied besteht nur darin, daß im Januar 1870 die Aufgabe den inneren Frieden zurückzuführen, dem gesammten Landtag anvertraut wurde, während die Entschließung vom Oktober 1875 bereits unterscheiden mußte, indem bloß die „maßvoll Denkenden" zur Unterstützung des Ministeriums aufgerufen werden, dem nunmehr, mit der ausgesprochenen Hoffnung des Gelingens, die Aufgabe zugedacht ist, die Rückkehr des innern Friedens zu bewirken. Hierin liegt immerhin die bedeutsame Anerkennung, daß sich die Lage des Ministeriums seit fünf Jahren wesentlich erschwert und verschlimmert habe, wie auch der Gedanke durchleuchtet, daß zur Erleichterung seiner Stellung die compakte Majorität auf Seite der Opposition in der zweiten Kammer abermals gesprengt werden müsse. Durch den gelungenen Versuch einzelner Abbröckelungen hatte sich nämlich die Regierung mit der vorigen Kammer wirklich zur Noth durchgeholfen.

Auf die Friedensmahnung in der Thronrede vom 17. Januar 1870 hat nun die Adresse der Reichsraths-Kammer folgende Erklärung gegeben: „Mit Euer Majestät beklagen auch wir den ausgebrochenen Widerstreit entgegengesetzter Meinungen, dessen ungewöhnliche Heftigkeit durch die erneuten Wahlkämpfe und die damit zusammenhängenden Hergänge nur gesteigert wurde. Entsprechend der tiefgefühlten Treue gegen E. Majestät und der festen Anhänglichkeit an das Land und dessen selbstständige Entwicklung hat sich in der Majorität des Volkes ein durch die Parteistellung des Ministeriums noch gesteigertes Mißtrauen gebildet, dessen Ausdruck der Erfolg der Wahlen ist. Wohl sind die erhabenen Worte E. Maj. geeignet die erregten Gemüther zu beruhigen; allein ein dauerndes Vertrauen dürfte nur dann zurückkehren, wenn es E. Maj. gelingt, Männer als Räthe der Krone zu finden, welche mit entsprechendem Willen und der Festigkeit des Handelns in gleicher Weise das Vertrauen E. Maj. und das des Landes in sich vereinigen."

Das ist nun genau derselbe Gedankengang, in welchem sich auch die jüngst beschlossene Adresse der bayerischen Kammer der Abgeordneten bewegt hat. Nur Eines mußte sie schon in ihrem Texte auf's Stärkste betonen, was bei der Beantwortung der Thronrede von 1870 in der ersten Kammer natürlich mehr der Debatte zufiel: daß nämlich gerade durch die Art und Weise der Veranstaltung der jüngsten Neuwahlen die Parteistellung des Ministeriums auf das Unwidersprechlichste erwiesen sei. Das war jetzt zum zweiten Male geschehen, und zwar noch ungenirter als im Jahre 1869. Daß aber ein solches Parteiministerium den ersehnten Frieden schlechthin nicht herbeiführen könne, hat damals in der ersten Kammer der zweite Präsident gerade so behauptet, wie es jüngst die Adresse der zweiten Kammer gethan hat. Ein Reichsrath hatte damals an dem Adreßentwurfe getadelt, daß darin nichts „von Versöhnung" vorkomme. Darauf erwiderte der

Freiherr von Thüngen: „Ja, mir scheint auch, daß eine Versöhnung nicht stattfinden könne, wenn nicht das entfernt wird, was den Anlaß zu Zank und Streit gibt; und das ist das Mißtrauen, dieses muß beseitigt werden... Mir scheint eben, daß ein Ministerium, das mitten zwischen zwei Parteien steht, das das Mißtrauen der Einen genießt, von der andern aber nur geduldet wird, solange sie hoffen kann, es auf weitere Bahnen zu treiben, die den Grundsätzen jener Partei mehr entsprechen, für das Land nicht ersprießlich wirken könne."

Der Referent der hohen Kammer[1]) hatte damals bei der Adreß-Berathung den Rednern der liberalen Minderheit zugerufen: „Zeigen Sie mir den Boden, auf dem man sich einigen kann; reden Sie nicht bloß von versöhnlichen Elementen im Lande, zeigen Sie mir das *Fundament*, auf welchem eine unserm theuern Lande und unserm Königshause heilsame Versöhnung und Einigung sich erzielen läßt, und ich bin der Erste der auf diesen Boden tritt; aber in den Nebel hinein kann ich nicht von Friede und Versöhnung reden." Den liberalen Herren gelang es indeß nicht aus besagtem Nebel herauszukommen. Gleich ihr zweiter Redner wünschte „eine Verständigung zwischen den Parteien die, wenn wir von den extremsten Richtungen auf beiden Seiten absehen, obwohl in den Grundanschauungen getrennt (!), so doch in der Redlichkeit ihrer Absichten einen gemeinsamen Boden habe." In gleichem Sinne hoffte der nächste Redner, daß es dem derzeitigen Ministerium gelingen werde, „aus den widerstreitenden beiden Parteien eine *kräftige Mittel-*

---

1) Der königl. Oberconsistorial-Präsident *von Harleß* a. a. O. S. 78 cf. S. 44. — Auch der leider zu früh verstorbene Präsident Freiherr *von Thüngen* gehörte der protestantischen Confession an. Indeß machte sich damals schon der confessionelle Einfluß auf die politischen Stellungen soweit geltend, daß Herr von Harleß für seine Haltung in der Adreß-Debatte öffentliche Mißtrauens-Erklärungen von Seite „liberaler Protestanten" über sich ergehen lassen mußte.

[redacted]

Wenn daher in Preußen der landesherrliche Summepiskopat aufhörte, so würden sich ebensowenig Orthodoxe als Liberale um die Befehle und Verordnungen der Generalsynode und des Oberkirchenrathes bekümmern.

Die evangelische Kirche hat sich so lange am Gängelbande des Staates führen lassen, daß sie zu selbstständiger Fortbewegung permanent unfähig geworden ist. Trotzdem ist soviel sicher, daß der landesherrliche Summepiskopat den Boden unter den Füßen verliert. Kein Mensch, möchte ich sagen, vertheidigt ihn noch. Die einzigen Aussichten, die er noch auf einige Lebensdauer hat, liegen in der allerdings ziemlich weit entfernten Möglichkeit, daß über Nacht eine conservative Reaktion eintritt. Andernfalls ist es wahrscheinlich, daß sich zunächst einige freie lutherische Gemeinden bilden und sich zu einer lutherischen „Freikirche" zusammenschließen werden. Die Liberalen werden jedenfalls versuchen, eine Nationalkirche zu gründen, nämlich eine Kirche des Freimaurerthums und der religionslosen „Humanität."

Das sind die Consequenzen des großen Fehlers Luthers, weltliche Fürsten zu Regenten und Vormündern einer Glaubensgemeinschaft zu machen. Wie Epheu an den Häusern emporrankt, so erwuchs die evangelische Kirche am Schemel der Throne. Beraubt aber jetzt den Epheu seiner Stütze, und versucht ihn frei wachsen zu lassen in der Luft, daß er Trotz bieten könne allen Wettern und Stürmen, so habt ihr ein Bild der evangelischen Kirche. Mit dieser traurigen Perspektive schließen wir heute unsere Betrachtungen.

LVI.

Zur Romanliteratur.

I. Franz Trautmann's „Glocken von Sanct Alban"[1]).

In erfreulicher Weise mehrt sich von Jahr zu Jahr die kleine Vorrathskammer guter deutscher Romane und Novellen, welche die Berechtigung in sich tragen, in den Kreis der christlichen Familie eingeführt zu werden. Wie lange ist es her, daß wir nach den Schätzen des Auslandes greifen, daß wir den Italiener Manzoni, den Flamländer Conscience, die Spanierin Fernan Caballero, die Engländerin Georgiana Fullerton u. A. über die Grenzen holen mußten, wenn es galt, edle, reine, durch keine böse Tendenz vergiftete, Sitte und Glauben nicht verletzende Erzählungen der unbefangen genießenden Lesewelt zu empfehlen? Das ist heute anders geworden. Wir können auf eine Reihe bewährter Namen und auf eine stattliche Folge werthvoller und guter Schriften hinweisen, welche unserer schönen Literatur zur Ehre gereichen

1) Die Glocken von St. Alban. Stadt- und Familien-Roman aus bewegten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts. Von Franz Trautmann. Drei Bände. Regensburg, New-York und Cincinnati. Fr. Pustet. 1875.

und einen dauernden Zuwachs begründen. Voran August Lewald, der feine Erzähler, der bis an den Vorabend seines Todes (1871) nicht aufgehört zu produciren, und Gräfin Hahn-Hahn, die mit bewunderswerther Frische und Erfindungskraft fast jedes Jahr mit einer neuen literarischen Gabe sich einstellt. An sie schloßen sich Conrad von Bolanden, Philipp Laicus, F. W. Grimme, E. von Bibra, L. von Erlburg, Elisabeth von Grotthuß, Maria Lenzen geb. Sebregondi, F. von Brake und so manche andere bereits bewährte Kraft. Auch der in Regensburg erscheinende „Deutsche Hausschatz", der soeben seinen zweiten Jahrgang in rühmlich wachsender Kraft eröffnet[1]), soll an dieser Stelle erwähnt und empfohlen seyn als ein Organ das ganz dazu geschaffen scheint, zu einem Sammelplatz gediegener belletristischer Literatur zu werden, und zugleich, bei gehöriger Unterstützung, zu einer vollkommenen, allen ähnlichen Unternehmungen ebenbürtigen Illustrirten Zeitung auszuwachsen, was — so wünschen wir zur Ehre des Publikums, denn in seiner Hand liegt es — recht bald sich erfüllen möge.

Als eine wahrhafte Bereicherung dieser Literatur begrüßen wir heute Franz Trautmann's jüngste Schöpfung. Der Erzähler jener uns allen wohlbekannten anmuthigen Geschichten „aus der guten alten Zeit", der Verfasser des ritterlich romantischen „Herzog Christoph" und des humorreichen „Petrus Röckerlein" hat nach langer Pause, die der Bebauung eines andern Gebiets, der Kunstforschung zumeist, gewidmet war, wieder das Feld des historischen Romans betreten und in den „Glocken von St. Alban" ein Werk geschaffen, in dem er alle bedeutenden Eigenschaften seines poetischen Talents wirksam vereinigt, in dem er zugleich das Innerste und

---

1) Deutscher Hausschatz in Wort und Bild. II. Jahrgang. Von Oktober 1876 bis Oktober 1875. Vierteljährlich 1 M. 80 Pf. — In 18 Heften à 40 Pf. Verlag von Fr. Pustet in Regensburg.

Tiefste seines Wesens, sein Denken und Wollen und Glauben, niedergelegt hat.

Den Schauplatz des Romans bildet Köln und der Niederrhein, den historischen Hintergrund die städtische Umwälzung Kölns im J. 1680, vollführt von dem kühnen und schlauen Lintwaarenhändler Niklas Gülich, der die unzufriedenen Elemente gegen die städtische Verwaltung sammelte, im offenen Aufruhr das bisherige Regiment stürzte, mit kühnem Griff die Gewalt an sich riß und mit der Rücksichtslosigkeit des Tyrannen autokratisch schaltete, bis auch er mit seinem wilden Anhang gestürzt wurde, um die kurze blutige Gewaltherrschaft mit dem Tode auf dem Schaffot zu sühnen.

Auf solchem Grund und in solcher elektrisch gespannten Atmosphäre wächst die Handlung des Romans in die Höhe, der sich ganz bezeichnend einen Stadt- und Familien-Roman nennt. Denn in die erschütternden Wechselfälle jener städtischen Bewegung ist am allermeisten die eigene Familie Gülich's verflochten, und die Schicksale dieser liebenswürdigen Familie bieten dem Erzähler die mannigfaltigen Fäden, aus denen er die Knoten seines spannenden Romanes schlingt und löst. In einem wechselreichen Nebeneinander spielen sich die allgemeinen stadtgeschichtlichen Ereignisse und die besonderen Familien-Erlebnisse ab, das geräuschvolle „Rollen der Begebenheit" und der stille Pulsschlag des Herzens. Es ist ein weit angelegtes, figurenreiches Zeitgemälde, das sich vor dem Leser aufrollt, mit dem Auge des weltkundigen Historikers erfaßt, mit der sichern Hand des zielbewußten Künstlers zusammengehalten, durch eine edle große Idee sittlich gehoben und vergeistigt.

Wenn es dem Dichter gelingt, in stürmisch lebensvollen Scenen die wachsende Bewegung, das Wühlen und Treiben der Parteien bis zur Höhe des blutigen Terrorismus anschaulich vorzuführen, so bekundet er nicht minderes Geschick in der Entfaltung des Seelenlebens und einer feinen Charakteristik. Eine bunte Gesellschaft eigenartiger und in ihren Abstufungen wohldurchgeführter Charaktere greift in die Hand-

[redacted]

lung ein, schroff und mild, ernst und komisch, anziehend und abstoßend, wie es seyn soll, in diesem kleinen Stück Welt, in der immer und überall, so lang sie besteht, das Böse mit dem Guten ringt. Und ein kleines Stück Welt, charakteristisch in die Zeit- und Culturfarbe des 17. Jahrhunderts getaucht, spiegelt sich auch in diesem Romane ab, in dem alle Kräfte und Leidenschaften in gewaltigem Ringkampf wider einander aufstehen und zusammentreffen, ein Ringkampf, in dem das alte und ewige Gesetz sich erfüllt, daß die verneinende Kraft doch zuletzt nur das Gute schaffen helfen muß. Wer Trautmanns Schriften gelesen, kennt sein Talent warmfühliger, stimmungsvoller Seelenmalerei, das sich in der Zeichnung der Träger der sittlichen Idee, das sich zumal in der Schilderung des edlen stillen Frauengemüths herzgewinnend offenbart. Es genügt, wenn wir sagen, daß in dem neuen Werk der Dichter nur sich selber treu geblieben. Aber auch die schlechten und dämonischen Charaktere sind nicht als abstrakte Scheusale hingestellt, sondern als menschlich faßbare Individualitäten, gewaltthätig, abschreckend, aber immer psychologisch begründet und begreiflich. Namentlich ist die Hauptperson, Gülich selber, mit jenem poetischen Verständniß behandelt, welches das menschliche Interesse für einen solchen Charakter lebendig zu erhalten weiß; die Wendung am Ausgang wirkt vollends versöhnend.

Dabei hat der Verfasser in seiner gewohnten Art dafür gesorgt, daß die harten Contraste durch eine reichliche Mischung von Humor wohlthätig gemildert und ausgeglichen werden. Des Heitern und Muthwilligen ist mancherlei in dem Buche; der Hauptrepräsentant dieses Elements der Frankfurter Paul Rigge. Eine Gestalt wie die des Paul Rigge, des sonderbaren Schwärmers mit seiner Zerstreutheit und Confusion, mit dem guthmüthigen Eifer aller Welt zu helfen und fast ebenso oft das Gegentheil auszurichten, mit dem Freiheitsenthusiasmus, der immerfort mißbraucht wird, der stets für andere Menschenkinder arbeitet und selber nichts erreicht — dieses heitere liebenswürdige Original wird man so leicht nicht vergessen.

hielt ein vortreffliches Bett, den folgenden Morgen drei Tassen Kaffee mit Butter, mürbem Brod, vielem Zucker, Mittags Suppe, Rindfleisch mit Knödelchen, Kalbsbraten, Huhn, Pastete, Bratwurst, eingemachte Aepfel, ungekochte Aepfel, dreierlei Zuckerbackwerk; alles dieses in überflüssiger Menge, Bier nach Belieben und ein Glas Rum. Was hätte man in Paris oder Wien alles dafür zahlen müssen! In Antwerpen forderte man — 5 Francs. (Wenn man in Frankreich mit dem Postwagen reiste, zahlte man für das Mittagessen 3 Francs, und das fand man im Allgemeinen sehr wohlfeil.) Dreißig Jahre später kam ich wieder nach Antwerpen; wie hatten die Preise sich verändert!

Daß die Belgier ihren König der vereinigten Niederlande nicht liebten, weil er die Holländer mehr begünstigte, weil die Landstände der ersteren zu wenige waren, daher zu wenig Einfluß hatten, weil die reichen Fonde der Brabanter mit dazu verwendet wurden, die Dämme der Holländer zu unterhalten, wußte man schon damals. Dazu der Unterschied nicht nur der Religion, sondern auch des Temperaments. — Den Thurm in Antwerpen besteigend, gab ich dem Pförtner einen Frank, er forderte zwei. Ein in der Nähe Stehender rief mir erläuternd zu: „Es ist ein Holländer!"

Eindruck machte mir in vielen Kirchen die vortreffliche Schnitzerei. So gefiel mir in Brüssel schon der dargestellte Gedanke: Zwei zur Kanzel führende Laubgänge aus ineinandergreifenden Eichen, Palmen, Jasminen u. s. w. bedeuten das Paradies; zwischen den Stämmen und auf den Zweigen sitzen, schleichen, klettern und schlüpfen Pfauen, Papageien, Hähne, Affen, Füchse und anderes Gethier in Lebensgröße; die Kanzel lastet auf dem Rücken von Adam und Eva; rechts erscheint der Engel mit dem Flammenschwert, links der Tod und vor diesen beiden Gestalten gebeugt, in Schrecken und Scham das Gesicht verhüllend, eignen die Stammeltern in solch gedemüthigter und gedrückter Stellung sich, die Kanzel zu tragen. Noch blickt zwischen ihnen der

[redacted]

LVII.

Jugenderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis.

Fünftes Capitel: Feldzug nach Frankreich (1815—16).

3. Heimreise. Staatsprüfung.

Die prächtigen Städte von Belgien mit ihren kostbaren Münstern, Rathhäusern, Gemäldesammlungen u. s. w. machten mir große Freude. Dazwischen war es eine Lust, mit den schnellgehenden französischen Postwagen zu fahren (Belgien hatte noch die französischen Einrichtungen); es waren auch lauter gepflasterte Straßen, die freilich, wo sie ausgefahren sind, auch tüchtig stoßen.

Im Scheldehafen und in den Kanälen von Antwerpen ward mir zum erstenmal der bedeutende Anblick vieler und großer Kauffahrer und es wäre lockend gewesen, so nah dem Meer, dieses aufzusuchen, nach London zu fahren; ging ich am 22. ab, so konnt' ich den 23. bei heller Tageszeit in der Themse-Stadt seyn. „Aber das Meer werde ich noch einmal in Italien sehen“, so rechnete ich mit Zuversicht, und nach London gehen ohne Kenntniß der englischen Sprache schien nicht rathsam.

Auffallend war mir die beispiellose Wohlfeilheit in Antwerpen, vor der schier Landshut die Segel streichen mußte. Schon der Postwagen kostete mich nur 2 fl. 8 kr.; Abends setzte man mir viererlei Seefische vor, dann trefflichen Ribben-braten, dreierlei Salat, dreierlei Sorten von Zuckerbackwerk, Bier und Brod nach Belieben und ein Glas Rum; ich er-

mich nicht der Dom, in welchem „der große deutsche Kaiser Karl“ begraben liegt, begeistert hätte; denn seine Deutschheit, schon im Namen ausgesprochen, hielt ich so standhaft fest wie die Gallofranken sein Franzosenthum; an friedliche Theilung und Gemeinbesitz seines Ruhmes dachten wir nicht. „Es war mir sehr ernst zu Muth“, so schrieb ich, „den Ueberresten dieses außerordentlichen Mannes so nahe zu seyn.“ Die Domsäulen, welche Napoleon nach Paris entführt hatte, waren zurückgekehrt und lagen im Schnee, ihrer Wiederaufstellung am alten Ort gewärtig.

Uebrigens empfing mich das geliebte Vaterland recht schäbig. Noch in der verflossenen Nacht war ich in Herve, wo französisch patois (wallonisch?) gesprochen wurde, von meinen Quartiersleuten so gut, freundlich und liebevoll aufgenommen worden wie bis dahin noch nie:

Der Hausherr, ein Handelsmann, empfing mich mit freundlich lächelnder Miene, nöthigte mich nach dem Empfang, 3, 4 Gläschen eines bittern Spiritus zu trinken; ich bekam ein recht gutes Abendmahl, gewürzt durch die Freundlichkeit der Geber (des Wirthes, der Wirthin und zweier lieber, recht hübscher Töchter). Da ich mehr ein freundliches Gemüth suche und zu finden das Bedürfniß habe, so war ich hier recht vergnügt und nie werde ich dieses Haus und seine Bewohner vergessen.

O menschliche Schwäche! Kein Wort mehr weiß ich, nur der Brief sagt mir davon.

In Aachen nun fand ich in einem Weinhaus entgegengesetzte Behandlung. Man weist mir ein gar nicht heizbares Zimmer an, kein Mensch kommt mich zu fragen ob ich etwas wolle, es wird zwei Uhr, ich gehe nun selber bitten, man möchte so gefällig seyn, mir etwas zu essen zu geben, und hierauf bekam ich Sauerkraut, Blutwurst und Weißfisch, Butter und Käse. Nicht genug. Von der preußischen Commandantschaft erhalte ich eine Anweisung zu Wagen und Pferd, doch soll ich einen Fähndrich mit aufsitzen lassen; dieser bittet mich ihm die Anweisung zu geben, auf daß er den Wagen holen

und damit zu meinem Quartier fahren könne; dahin fährt er auch; weil ich aber in Geschäften noch abwesend bin, so wartet er keine Minute, sondern fährt allein fort und ich habe das Vergnügen, mit dem Postwagen nach Köln zu reisen, was mich sammt der Nahrung unterwegs 13 fl. kostet. — Auf unglückliche Weise war ich auch in Löwen um meinen Wagen gekommen, 11 fl. Schaden — nun, das Geld macht ja den Menschen nicht reich.

Da überdieß den letzten Tag in Paris eine unvorhergesehene Ausgabe von 50 fl. und das Ausbleiben einiger für vollbrachte Kuren gehofften Honorare meine Kasse sehr beeinträchtigt hatten und ich nur noch 170 fl. besaß, so wagte ich nicht mehr die Reise nach Göttingen, sondern änderte meine Pläne. Die vielen Briefe, die gemäß früherer Anweisung mir unterdessen nach der nordischen Universitätsstadt adressirt wurden, sind mir verloren gegangen, obwohl der Direktor der noch Thurn- und Taxis'schen Post, den ich persönlich kannte, sich um die Wiedererlangung verwendete. Witterte man Verdächtiges?

Von dem noch stückhaften Dom zu Köln und seinem unvollendeten Thurme schrieb ich:

Nie hat ein Kunstgegenstand einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht; das Herz hat mir geschlagen, die Thränen sind mir in die Augen getreten ob solcher äußerlichen und innerlichen Größe und beim Gedanken, daß es ein Landsmann war, der so Großes, so Ungeheures und zugleich Schönes vollbracht.

Ich konnt' es nicht genug bestaunen, wie solche Massen zu solcher Durchsichtigkeit und Schlankheit verarbeitet waren, daß es schien, alle Steine verflüchtigen sich und wollten gegen den Himmel auffliegen. „Wäre dieser Dom vollendet", rief ich, „es wäre das größte Werk, das die Kunst je hervorgebracht hat."

Ich habe in allen Städten, in denen ich war, die Krankenanstalten besucht. Ueberall, wo Nonnen die Oekonomie be-

sorgen, eine musterhafte, glänzende Reinlichkeit; aber überall (auch in Paris) hat man alte Gebäude, Klöster, Kirchen zu Krankenhäusern gemacht; nirgends ein neu und zweckmäßig angelegtes (nur in Brüssel); ich muß gestehen, daß ich noch nirgend so schöne Spitäler gesehen als das in Bamberg, München und als wahrscheinlich auch das in Würzburg ist.

Hier (in Köln) traf ich Arndt, der mir recht viel Liebes erwies. Er führte mich zu Graf und Gräfin von der Lippe, sehr frommen Personen, die beide unbekannter Weise Freund Goßner herzlich lieben. Sie lesen alle Briefe, die er an eine Freundin in dieser Gegend schreibt, und kennen alle seine Büchlein sowie die von Hrn. Prof. Sailer, dessen mit großer Liebe gedacht wurde. Von da führte er mich zum Weinhändler Mumm, einem Herzensfreunde Sailers, Goßners, R.'s u. s. w. In diesem Hause fand ich die liebevollste, herzlichste Aufnahme; auf der Stelle konnte ich mich allen Mitgliedern der Familie, 3 Söhnen und 2 Töchtern, offen und vertraulich nähern; und ich muß sagen, daß mir seit 6—7 Monaten, seit ich nämlich Aeltern, Schwestern und Freunde in der Heimath verlassen, nicht mehr so wohl gewesen ist als im Kreise dieser Familie. Da ward auch guter Rheinwein gekostet, 11er und 84er und schier kam mir vor, als hätt' ich dergleichen schon bei Hrn. Prof. Sailer versucht. Es ward auf das Wohl aller bayerischen Freunde angestoßen. Ich war recht vergnügt. In dieser Gesellschaft traf ich den Major v. Scharnhorst, Sohn des berühmten preußischen Generals, einen lieben, herzlichen, offenen jungen Mann. Dieser nahm mich den 3. (Januar) mit sich nach Koblenz und stellte mich daselbst dem General Gneisenau vor, der mich einlud, täglich so lang ich bliebe, bei ihm zu Mittag zu speisen, das ich auch die 3, 4 Tage vollführte.

Ueberraschend war mir Gneisenau's Frage: „Was machen meine Landsleute, die Würzburger?“ Seine Mutter gehörte der fränkischen Bischofsstadt an; die Familie seines Vaters aber stammte aus Oesterreich[1]). An der Tafel wurde be-

1) Sein Stammschloß liegt bei Linz.

sprochen, daß Wrede auf seinem Zug nach dem Rhein den Fehler begangen, sich mehrere Tage unnütz vor Würzburg aufzuhalten, um die Festung zu nehmen, die nur einige hundert Franzosen enthielt, während Napoleon ungehindert durch die Engpässe von Schlichtern oberhalb Hanau hindurch konnte. Ehe Napoleon dorthin kam, fragte er: „Ist Wrede da?“ Nein, war die Antwort; Napoleon, der ihn als General seines früheren Alliirten lang schon kannte, erwiderte: „Das sieht ihm gleich.“

Joseph Görres lebte dazumal in seiner Vaterstadt und bei ihm speiste ich täglich zu Nacht. Ich war seit dem Landshuter Brief mit ihm in Verbindung geblieben und einen Aufsatz von mir hatte er anonym in seinem Rheinischen Merkur erscheinen lassen. Ich traf bei ihm den jungen Dichter Max v. Schenkendorf, „einen trefflichen Menschen, fromm und gut.“ Von diesem entsinne ich mich der Aeußerung: „Friedrich II. ist es nicht, dessen wir Preußen uns zu rühmen haben, aber sein Vater war ein ehrlicher, Gerechtigkeit liebender und gläubiger Mann.“ Unbedingt soll letzteres nicht geläugnet werden, wie denn auch die Aufzeichnungen des katholischen Seelsorgers seiner Grenadiere in mancher Rücksicht es bezeugen; doch dürften eben jene von dem „ehrlichen, Gerechtigkeit liebenden und gläubigen“ Mann gepreßten und geraubten Riesen-Grenadiere und die ihnen gewaltsam zugeführten Frauen den Nachsatz schwerlich unterschrieben haben. Wie es Leute gibt, die in Allem gescheidt sind bis auf Einen närrischen Punkt, so gestatten sich gewisse Menschen von sonst zweifelloser Rechtschaffenheit eine Lieblingsausnahme. Oder sollte auch diese auf Manie zurückzuführen seyn?

Ich bin von einigen Seiten her gefragt worden, ob Prof. Sailer wohl annehmen würde, wenn man ihn zum Bischof am Niederrhein machte[1]). Ich sagte: wir wollen ihn zum

1) Wie später wirklich eine solche Frage an ihn ergangen und was er geantwortet, hoffe ich noch zu melden.

Bischof in Bayern machen, wir wollen ihn nicht aus Bayern lassen. Aber still, sonst heißt es gleich, Prof. Sailer sei auch im Tugendbund.

Am Rhein erfuhr ich, daß Bayern Salzburg wieder verliere, das gab mir einen Stich in's Herz, so oft ich daran dachte.

Auf der Poststraße 36 Stunden lang fast immer den Rhein entlang fahrend, betrachtete ich den Unterschied der Ufer von jenen der Donau, die größere Entfernung der vieleingeschnittenen Berge vom Fluß, die Rebengelände anstatt der Fichten und Tannen, die vielen Städte und Schlösser anstatt der theilweise tiefen Einsamkeit der Donau; jeder der beiden Ströme aber herrlich in seiner Art. Die Rheindörfer fand ich, ohne Zweifel in Folge des Kriegs, nicht von der besten Ausgabe, fast lauter Hütten aus Lehm, häufig bis zum Umfallen schlecht.

Von Hrn. v. Savigny habe ich einen langen und herzlichen Brief erhalten. Er hat mich dringend gebeten, ja nicht zu vergessen, ihm die Erweckungsgeschichten von Boos (Zobo) zu schicken. Ich habe meine Schwestern wiederholt ersucht, diese Geschichten abzuschreiben und nach Berlin zu schicken.

Meinem Schreiben vom Rhein finde ich folgenden Beisatz an die Meinen angefügt:

„Unbekannte Geliebte! Diese Briefe wurden an Baron Pfetten hieher[1]) gesandt, nun hat es aber Gott gefallen, den Guten in eine bessere Heimath hinüberzuführen, und sie blieben mir zur Bestellung... Nun ich Eure Adresse in Erfahrung gebracht, übersende ich diese Blätter und empfehle mich zugleich in Euer Andenken. Wilhelm v. Freyberg, k. Rittmeister.

Der Verlust des inniggeliebten wohlwollenden Freundes schmerzte mich sehr.

---

1) d. i. nach München.

[redacted]

sprochen, daß Wrede auf seinem Zug nach dem Rhein den Fehler begangen, sich mehrere Tage unnütz vor Würzburg aufzuhalten, um die Festung zu nehmen, die nur einige hundert Franzosen enthielt, während Napoleon ungehindert durch die Engpässe von Schlichtern oberhalb Hanau hindurch konnte. Ehe Napoleon dorthin kam, fragte er: „Ist Wrede da?" Nein, war die Antwort; Napoleon, der ihn als General seines früheren Alliirten lang schon kannte, erwiderte: „Das sieht ihm gleich."

Joseph Görres lebte dazumal in seiner Vaterstadt und bei ihm speiste ich täglich zu Nacht. Ich war seit dem Landshuter Brief mit ihm in Verbindung geblieben und einen Aufsatz von mir hatte er anonym in seinem Rheinischen Merkur erscheinen lassen. Ich traf bei ihm den jungen Dichter Max v. Schenkendorf, „einen trefflichen Menschen, fromm und gut." Von diesem entsinne ich mich der Aeußerung: „Friedrich II. ist es nicht, dessen wir Preußen uns zu rühmen haben, aber sein Vater war ein ehrlicher, Gerechtigkeit liebender und gläubiger Mann." Unbedingt soll letzteres nicht geläugnet werden, wie denn auch die Aufzeichnungen des katholischen Seelsorgers seiner Grenadiere in mancher Rücksicht es bezeugen; doch dürften eben jene von dem „ehrlichen, Gerechtigkeit liebenden und gläubigen" Mann gepreßten und geraubten Riesen-Grenadiere und die ihnen gewaltsam zugeführten Frauen den Nachsatz schwerlich unterschrieben haben. Wie es Leute gibt, die in Allem gescheidt sind bis auf Einen närrischen Punkt, so gestatten sich gewisse Menschen von sonst zweifelloser Rechtschaffenheit eine Lieblingsausnahme. Oder sollte auch diese auf Manie zurückzuführen seyn?

Ich bin von einigen Seiten her gefragt worden, ob Prof. Sailer wohl annehmen würde, wenn man ihn zum Bischof am Niederrhein machte[1]). Ich sagte: wir wollen ihn zum

1) Wie später wirklich eine solche Frage an ihn ergangen und was er geantwortet, hoffe ich noch zu melden.

chen ist auch angekommen. Ich darf's nicht laut sagen, es steht aber niemand so gut als ihr." Und da er die Nachricht ihrer Verlobung vernommen: „Ueber der lieben Meline Heirath sage ich nichts; es macht einem nie wohl, wenn ein so schönes Kind sich weggibt, und der Glückwunsch, den man da anbringt, drückt Einem nur auf dem Herzen." — Diese geistig und leiblich schöne Meline machte mir lebhaften Eindruck, wenngleich meine Gesinnungen mir natürlich nicht erlaubten, sie anders als mit der einer Ehefrau gebührenden Ehrfurcht zu betrachten. Sie schenkte mir als Arzt ihr Vertrauen und ich besitze von ihr noch einige Briefe, die einen sanften Geist herzlichen Vertrauens und edler Frömmigkeit athmen. Sie fände es erfreulich, wenn ich mich als Arzt in Frankfurt ansiedelte, damit sie bei den mancherlei Sorgen, die ihr mit ihren Kindern nicht ausbleiben werden, bei mir Hülfe suchen könne; sie stärkt sich, wie sie ausspricht, an meiner Religiosität, ist aber als kirchlich gläubige Katholikin nicht einverstanden mit meiner separatistischen Anschauung. Dennoch ist ihr auch Bruder Christians Eifer noch nicht wohlthuend; er predige, meint sie, die Sanftmuth und Demuth mit zu viel Heftigkeit. Ihre Briefe sind ohne auffallende Geistesblitze, wie man sie bei einer Schwester Bettinens erwarten möchte, aber sie haben eine ölartige Milde und Klarheit.

Von edlen und geistvollen Freunden des Hauses Brentano wurden auch mir Verschiedene sehr werth, so Thomas, so die Vettern Passavant, so der fromme (sog. Bibel-) Meier und Neef, der Vorstand des Senkenbergischen Instituts.

Christian Schlosser, welcher nicht ohne Selbstgefühl auftrat, äußerte einst von menschlichen Schwächen seines Oheims Göthe: „Ach wir sind Alle elende Würmer"; Christian Brentano stieß mich in die Rippen und äußerte: „Er selbst aber hält sich mindestens für einen Lindwurm."

Achim v. Arnim hatte vergeblich gewünscht, einen

Posten bei der preußischen Gesandtschaft in Frankfurt zu erhalten. Zum Gesandten war ein äußerst geistesarmer Herr ernannt, der sich nur durch Reichthum und Gastmähler hervorgethan hatte und dessen Erwählung geradezu als Geringschätzung Preußens gegen den Bundestag, womit es von Anbeginn nicht zufrieden gewesen, ist ausgelegt worden. Ich hatte schon in Berlin von des Herrn Beschränktheit vernommen und nun gerieth ich nebst Christian Brentano in ein convulsivisch nicht zu bändigendes Lachen, als ich ihn die auf Beobachtung gegründete Ueberzeugung äußern hörte, daß die weibliche Organisation sehr verschieden sei von der männlichen.

Im Uebrigen benützte ich meinen Aufenthalt zu Besichtigung der Merkwürdigkeiten, sowie zu heiteren Ausflügen in die Umgegend. Einer herzlichen Aufforderung aus Kassel von Jakob Grimm, ihn und seinen Bruder Wilhelm zu besuchen, konnte ich leider nicht nachkommen und habe nie der persönlichen Bekanntschaft des Letzteren mich zu erfreuen gehabt. Jakob Grimm schrieb mir am 19. Januar:

„Lieber Freund! Den Quevedo[1]) habe ich zurecht erhalten und bedanke mich vielmal, hätte aber zehnmal lieber gesehen, wenn Sie ihn selbst gebracht hätten und lassen Sie das ja nicht so bedeuten, als wenn Sie nicht hieherkommen wollten. Denn einmal haben Sie es mir versprochen, zweitens haben wir Sie, ich und mein Bruder, schon die ganze Zeit erwartet und Sie können hier sehr gut bei uns wohnen und einmal acht Tage lang etwas schlechter essen als in dem vornehmen Frankfurt. Wenn Sie Kanne's Leben erw. Christen noch nicht gelesen haben, so heben Sie sich's auf bis hierher; ich möchte so mit Ihnen gern darüber sprechen. Ich kann mir denken, daß Sie über Savigny's langen in Köln gefundenen Brief recht froh gewesen sind, wenn Sie aber meinen,

---

1) Ich hatte ein Exemplar dieses Dichters bei einem Antiquar in Paris gekauft; Grimm äußerte den Wunsch, ebenfalls ihn zu besitzen, und da schenkte ich ihm den meinigen.

daß Sie ihm allein bogenlang schreiben, muß ich Ihnen sagen, daß ich ihm auch dieser Tage vier bis fünf Bogen über seine Rechtsgeschichte zuschicke. Wir grüßen Sie beide von ganzer Seele. Tiedemann kommt von Landshut nach Heidelberg, höre ich, an Ackermann's Stelle"[1]). —

---

1) Ein späterer Brief, den mir Grimm geschrieben, lautet also: „Cassel, den 31. Mai 1816. Liebster Freund! Ich bin Ihnen lang die Antwort schuldig auf Ihren Brief aus Würzburg vom 29. Febr., aber durch mancherlei abgehalten worden: durch einen Aufenthalt von drei Wochen in Göttingen im März, durch meine Anstellung als Bibliothekar im April und endlich durch eine Reise meines Bruders in's Preußische. Diese hatte dazu die ängstliche Veranlassung einer gefährlichen Krankheit unseres guten Arnims. Es kam ein Brief der Bettine, daß er acht Tage zwischen Tod und Leben an einer Brustentzündung niedergelegen, daß sich zwar die Krankheit zum Guten gewendet, er aber bei langsamer Genesung sehnlich wünsche, es möge ihn einer von uns zur Aufmunterung besuchen. Darauf ist dann der Wilhelm mit sechswöchentlichem Urlaub am 10. d. hingereist. Ich habe seitdem die völlige und sichere Bestätigung von Arnims Genesung empfangen. — Vor allen Dingen wünsche ich bald von Ihnen zu vernehmen, daß und wo Sie angestellt sind. Selbst weiß ich nicht einmal, ob Sie dieser Brief in Baiern treffen wird. Doch wünsche ich es, des Landes und Ihretwegen, denn man befindet sich nirgends besser als wo man geboren und recht in Allem vertraut ist; ferner, das was man seinem Lande schuldig ist, geht doch über viele Bedenklichkeiten, die der Vortheil oder Nachtheil der eigenen Lage veranlaßt. An dies Berechnen des Einzelnen gewöhnt sich die neue Zeit immer mehr; Recht aber thun, die sich nicht an Sachen stoßen, die über ein kurzes aufhören müssen und alsdann wird es jeden freuen, wenn er sich nicht hat von seiner Stelle rücken lassen. — Lieber Freund! ich schicke Ihnen beikommend in mein und meines Bruders Namen unsere deutschen Sagen. Manche darunter mag klein und gering scheinen, allein im Ganzen wird die Sammlung mehr Gewicht haben, besonders sobald, was wir wünschen, nun aus allen Theilen Deutschlands zugetragen werden wird. Sie versprachen mir es schon vorigen Winter und erinnerten Sich einiger Sagen, die mir lieb wären. In dem innern Baiern, zumal auf dem Land, fehlt es Ihnen sicher nicht an solchen Bekannten, welche meinen Wunsch erfüllen könnten und Sie thun mir einen herzlichen Gefallen, wenn

[redacted]

Posten bei der preußischen Gesandtschaft in Frankfurt zu erhalten. Zum Gesandten war ein äußerst geistesarmer Herr ernannt, der sich nur durch Reichthum und Gastmähler hervorgethan hatte und dessen Erwählung geradezu als Geringschätzung Preußens gegen den Bundestag, womit es von Anbeginn nicht zufrieden gewesen, ist ausgelegt worden. Ich hatte schon in Berlin von des Herrn Beschränktheit vernommen und nun gerieth ich nebst Christian Brentano in ein convulsivisch nicht zu bändigendes Lachen, als ich ihn die auf Beobachtung gegründete Ueberzeugung äußern hörte, daß die weibliche Organisation sehr verschieden sei von der männlichen.

Im Uebrigen benützte ich meinen Aufenthalt zu Besichtigung der Merkwürdigkeiten, sowie zu heiteren Ausflügen in die Umgegend. Einer herzlichen Aufforderung aus Kassel von Jakob Grimm, ihn und seinen Bruder Wilhelm zu besuchen, konnte ich leider nicht nachkommen und habe nie der persönlichen Bekanntschaft des Letzteren mich zu erfreuen gehabt. Jakob Grimm schrieb mir am 19. Januar:

„Lieber Freund! Den Quevedo[1]) habe ich zurecht erhalten und bedanke mich vielmal, hätte aber zehnmal lieber gesehen, wenn Sie ihn selbst gebracht hätten und lassen Sie das ja nicht so bedeuten, als wenn Sie nicht hieherkommen wollten. Denn einmal haben Sie es mir versprochen, zweitens haben wir Sie, ich und mein Bruder, schon die ganze Zeit erwartet und Sie können hier sehr gut bei uns wohnen und einmal acht Tage lang etwas schlechter essen als in dem vornehmen Frankfurt. Wenn Sie Kanne's Leben erw. Christen noch nicht gelesen haben, so heben Sie sich's auf bis hierher; ich möchte so mit Ihnen gern darüber sprechen. Ich kann mir denken, daß Sie über Savigny's langen in Köln gefundenen Brief recht froh gewesen sind, wenn Sie aber meinen,

1) Ich hatte ein Exemplar dieses Dichters bei einem Antiquar in Paris gekauft; Grimm äußerte den Wunsch, ebenfalls ihn zu besitzen, und da schenkte ich ihm den meinigen.

angestammten Herrscherhaus zurückgegeben werde, dann wäre ich von selber als Glied jener Universität meinem Vaterland wieder einverleibt worden. Aus Batt's Briefen an mich geht hervor, daß Viele diese Vereinigung eifrig wünschten und hofften; der Besitzer einer sehr kostbaren und zahlreichen Münzen-, besonders Thaler-Sammlung in Mannheim wollte dieselbe, falls die Stadt bayrisch würde, unserer Regierung zum Geschenke machen. — Nach der Heimkehr in München vernehmend, daß keine Aussicht auf eine Professur im Inland für mich offen stehe, begehrte ich denn Erlaubniß, mich in Heidelberg zu habilitiren; aber sieh', es wurden mir Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Schon als ich vor dem Kriege um eine Professur der Medizin oder Chirurgie eingegeben hatte, war die Sache daran gescheitert, daß ich meine Staatsprüfung noch nicht gemacht, und im Drang der kriegerischen Zeit war ich auch jetzt nicht dazugekommen. Nun meinte man, obschon ich mich entschiedenst bereit erklärte, in's Vaterland zurückzukehren, sobald mir dasselbe eine Stelle zu bieten habe — „Ja, das sei ganz schön und gut, aber wenn ich einmal als Professor mir auswärts einen Namen gemacht habe, dann werde ich nicht mehr geneigt seyn, mich in Bayern der Staatsprüfung zu unterwerfen." Allerdings sollte man glauben, in solchem Fall sei eine Prüfung auch wirklich nicht mehr vonnöthen, und das Begehren erregte in mir einige übermüthige Empfindungen[1]),

1) Als der berühmte Dr. Weikard, Leibarzt der Kaiserin Katharina, nicht mehr in Petersburg bleiben, sondern sich in Wien ansiedeln wollte, setzte man ihm dort zur Erlaubniß der Praxis die Bedingung, erst in Oesterreich nochmal zu doktoriren und die Staats-Prüfung zu machen. Darauf ging er natürlich nicht ein, sondern wandte sich nach Brückenau, um als Badarzt dort zu leben. Aehnliches geschah in Oesterreich mehr denn einmal. Der Zopf, der hängt uns hinten. Mehr Sinn hatte es, wenn ein junger, noch unbekannter Arzt wie Friedrich Jäger bis dahin es war, nach der Promotion in Landshut nochmal in Oesterreich den Grad er-

allein es blieb nun einmal dabei, die Staatsprüfung konnte mir nicht erlassen werden und da ich nach Bestehen derselben und Fertigung einer Proberelation das Sommersemester in Heidelberg nicht hätte mit antreten können, so zerschlug sich die Sache; Freund Batt hatte sich umsonst gefreut, mich „im grünen Mäntelchen“ an der Rupertina zu sehen.

Unterdessen wollte Savigny mich bewegen, um eine Lehrstelle in Bonn einzukommen, und sein Einfluß in Berlin sowie die Geltung, welche ich dortselbst bei den zur Sache mitsprechenden Aerzten (Horn, Hufeland, Heim, dem älteren Gräfe u. s. w.) genoß, hätte mir wahrscheinlich den Erfolg gesichert. Aber meine Schritte wegen Heidelberg waren bereits gethan und die Hindernisse, welche mir dießbezüglich gelegt wurden, hätten ohne Zweifel auch für Bonn ihre Wirkung gehabt.

Noch zwei oder drei Jahre später (nach meiner Rückkehr aus Italien) besuchte mich Tiedemann, der nun in Heidelberg lebte und lehrte, und wollte mich abermals bereden, die vakante Professur der Chirurgie daselbst anzutreten. Aber da hatten sich bereits meine Aussichten im Vaterland zu günstig gestaltet, um dieß zu wünschen. Statt meiner erwarb Heidelberg dann Chelius.

Ein Anekdötchen, das eben damals in Heidelberg umging, will ich nicht verschweigen. Helmine von Chezy hatte Gesellschaft gebeten und mit Zwetschgenkuchen bedient. Nun besaßen aber dieselben kein verlockendes Ansehen, noch genoß überhaupt die Küche der Dichterin eines auch nur mäßigen Zutrauens; wer daher konnte, der schraubte sich vom Genusse der Kuchen weg. In später Abendstunde ergriffen Prof. D. und der zeitweilige Rektor Magnificus ihre Hüte, um sich heimzubegeben. Auf der Straße begann der Professor: „Euer Magnificenz, ich weiß nicht, ich habe eine

---

werben mußte, da bekanntlich auf manchen deutschen Universitäten derselbe sehr leichtsinnig ertheilt wurde.

höchst merkwürdige feuchtkalte Empfindung auf dem Haupt, auch rieselt es mir so seltsam über das Angesicht." „Nun, Herr Collega", erwiderte die Magnificenz, „treten Sie doch gefälligst an den Laternenpfahl, damit ich bei Licht den Fall untersuche!" Als nun des Oellämpchens matter Schein das Haupt umfloß, hub die Magnificenz wieder an: „Ei, Herr Collega, was tragen Sie für ein wunderbares Pflaster auf dem Kopf!" Und mit vorsichtigen Fingern es ablösend, besah und beroch es die Magnificenz und gab es dem Herrn Collegen zu besehen und zu beriechen, und in Kraft gemeinsamer Besichtigung und Witterung kamen die beiden gelehrten Herren überein, es müsse das in Handen habende Corpus einer der obenbesagten Zwetschgenkuchen seyn, von der Hand eines rücksichtslosen Gastes in den Hut des ehrwürdigen Professors geschleudert. —

In Würzburg, wohin ich von Heidelberg gegangen, ertheilte mir Prof. Hesselbach einen Privatkurs über Leistenbrüche. Generalkommissär Bar. v. Lerchenfeld sprach mir den lebhaften Wunsch aus, mich als Professor dort zu sehen, wie er auch in der Folge sich mir in München als steter Gönner erwiesen. Interessant waren mir Heine's von Genialität zeugende orthopädische Versuche, wenn schon ich darin die laienhaften Mängel nicht verkennen konnte.

Gegen das Frühjahr 1816 nach München zurückgekehrt, erfuhr ich, daß, während kriegsministerielle Schreiber, die niemals ihren warmen Sitz in der Amtsstube verlassen hatten, mit dem Feldzeichen geschmückt wurden, ich als „freiwilliger" Feldmedikus keinen Anspruch darauf machen dürfe. Erst bei meinem goldenen Doktorjubiläum 1862 erlebte ich durch freundliche Vermittlung meines Collegen Rothmund sowie des Referenten im Kriegsministerium v. Gönner nachträglich die Freude, zwar nicht das Kreuz, das man nicht mehr zu geben vermochte, aber doch die Feldmedaille mir an den Rock zu heften.

Jetzt endlich machte ich meine Staatsprüfung. Von

fünf aufgestellten Examinatoren befragte mich, den mehr a
Dreißigjährigen, nur Einer, nämlich Oeggl, und dieser n
zum Schein, indem er meine gedruckte Inaugural-Dissertati
aus der Tasche zog mit der Bemerkung, er lese täglich dari
Einer der Herren, Namens Kossak, hätte sich, wie er sagt
jeder Frage geschämt; ihn hatte auf dem Gymnasium me
Bruder Sebastian instruirt, diesen ich; somit wär' ich v
meines Schülers Schüler examinirt worden. Eine Prob
Relation lieferte ich, um die Erlaubniß des Prakticirens
erhalten.

Nunmehr waren denn meine Studienjahre, zwisch
die sich die Physikatsverwaltung in Vohenstrauß und d
Feldzug eingeschaltet hatten, gründlich zu Ende: die Erlaubn
zur Praxis ließ nicht lange auf sich warten und ich konn
meine Thätigkeit in jener Stadt beginnen, die mir nun s
sechzig Jahren zur Heimath geworden[1]).

1) Anm. d. Schreib. Mit den werthesten der auswärtigen Freu
spann sich noch längere Zeit ein schriftlicher Verkehr voll Herzli
keit weiter, bis derselbe am Ueberdrang von Ringseis' Berufsarbei
allmählig Schiffbruch litt. Wir besitzen leider die Correspond
fast nur einseitig, nämlich die Briefe, die er empfangen —
denen, die er geschrieben, nur wenige. Am lebendigsten liefen
zwischen ihm und den beiden Ehpaaren v. Savigny und v. Arni
Ringseis gab fleißig Bericht über seine Reisen, seine äußern u
innern Erfahrungen, die religiösen Erschütterungen der nächs
Epoche, und die Freunde antworten, Jeder auf seine Weise: S
vigny ruhig, mild, nach seiner Anschauung, daß die confessionel
Gegensätze nicht einer den andern aufzehren, sondern kraft
schon Gemeinsamen zu einer höheren Einheit sich lösen sollte
seine katholische Frau bedenklich gegen das sich Ueberstürzende
der religiösen Bewegung; Bettine derselben ganz fremd, sie ka
verstehend, sonst tiefsinnig, manchmal melancholisch, dann wie
übersprudelnd witzig; Arnim liebenswürdig munter. Von Clem
Brentano sehe man den Brief vom Nov. 1815 und Februar 18
in dessen „Gesammelten Briefen". Durch Aller Schreiben aber z
wie ein goldener Faden eine Herzlichkeit, die in Ringseis den treue
und der treuen Erwiderung würdigsten, dabei herzliebsten Freu
begrüßt; in immer neuer Wendung wissen sie ihm in allem Er

LVIII.

Das strafgerichtliche Verfahren gegen die gesperrten Geistlichen in Baden und den Erzbisthumsverweser von Freiburg.

Seit dem Jahre 1856 erzog der Erzbischof von Freiburg in seinem Seminare die Geistlichen selbstständig, hielt ohne Einmischung der Regierung den Concurs pro Seminario et pro beneficiis ab und übertrug denselben kirchliche Befugnisse und Stellen. Der §. 8 und 12 des Gesetzes vom

---

und aller Freundlichkeit zu sagen, daß er ihnen sei wie ein theurer Verwandter, sein Andenken und seine Briefe stärken, erbauen, erheitern, seine Freundschaft ist ein seltenes Kleinod, er ist der liebste Gegenstand häufiger Gespräche, seine Offenheit, Wahrheitsliebe und objektive Auffassung geben seinen schriftlichen Berichten in ihren Augen verwandten Reiz, wie sein Umgang; Große und Kleine freuen sich darauf. Bei ähnlicher wie bei verschiedener Gesinnung, selbst wo sie von solcher Verschiedenheit sich schmerzlich berührt, ja verletzt fühlen, ist es nicht möglich, dem lieben Treuherzigen zu zürnen.

Auch Briefe anderer Berliner Freunde, z. B. aus dem Hause Laroche, sprechen ähnlich, wenngleich das Band ein minder enges ist. Freund Batt schreibt ihm mehrmals, das bloße Andenken an Ringseis stärke und kräftige ihn zum Guten und richte ihn bei Entmuthigungen auf. Und wie oft ward im Laufe seines langen Lebens ihm Aehnliches gesagt! Wir haben es mit angesehen, wie nicht nur Jünglinge, sondern Männer mit schon ergrautem Haar bei ihm, dem herzensfrischen, geistesklaren, feurigen Greis sich Muth, Erholung, Glauben und Heiterkeit zu holen erklärten und mit von Liebe leuchtenden Blicken zu ihm wie zu einem theuren Vater oder Großvater aufschauten.

9. Oktober 1860 bestätigte diese freie kirchliche Erziehung und Anstellung der Geistlichen. Der §. 9 desselben Gesetzes räumt dagegen der Regierung gegen die bischöfliche Besetzung der Kirchenämter (beneficia) ein Veto ein, unter Anderm wegen bürgerlicher oder politischer Mißfälligkeit und wegen nicht erbrachten „Nachweises einer allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung“, von welchem „die Zulassung zu einem Kirchenamt regelmäßig bedingt seyn sollte.“ Die Motive der Regierung besagen hiezu: „Die Bedingungen, welche im §. 9 für die Zulassung der Bewerber um Kirchenämter vorgeschrieben sind, und welche die gültige Verleihung durch die Kirchengewalt bedingen, rechtfertigen sich durch den öffentlichen Charakter der Kirchen... der Staat stellt solche Erfordernisse wissenschaftlicher Bildung... an Alle diejenigen, welche öffentliche Aemter bekleiden sollen.“ Wie aus dem Commissionsbericht der ersten Kammer zu §. 9 dieses Gesetzes hervorgeht, sollte die Regierung dadurch legal befugt werden, gegen die Collation eines Bewerbers auf ein Beneficium ihr Veto einzulegen, welcher den Nachweis der Gymnasialbildung nicht erbracht hätte.

Die landesherrliche Verordnung vom 6. September 1867 und 2. November 1872 verlangte aber im Gegensatz zu diesem Gesetze von den seit 1863 geweihten Priestern die Ablegung einer Staatsprüfung nach, beziehungsweise kurz vor Beendigung der theologischen Studien, den Nachweis einer durch Universitätsstudien erweiterten wissenschaftlichen Bildung. Der Erzbischof von Freiburg protestirte gegen diese Verordnung wie auch 1872 der Erzbisthumsverweser, und untersagte den Theologen und Geistlichen, sich irgendwie bei dieser Staatsprüfung zu betheiligen, d. h. um Zulassung zu der Erlassung von derselben anzusuchen, oder sich dieser Prüfung zu unterziehen. Die zur Beilegung des so entstandenen Conflikts im Jahre 1872 projektirte Vereinbarung[1]) wurde durch die be-

1) Das Nähere hierüber in: Vering, Archiv für kathol. Kirchenrecht (Mainz, Kirchheim 1873) XXIX S. 412 ff.

rührte Regierungsverordnung verhindert, resp. nicht zu Stande gebracht.

Das preußische Gesetz vom 11. Mai 1873 bestimmt §. 1 ff. §. 22 ff., daß „ein geistliches Amt (die Seelsorge) dauernd oder widerruflich nur einem Deutschen, welcher seine wissenschaftliche Vorbildung nach den Vorschriften dieses Gesetzes durch eine Staatsprüfung dargethan hat", bei Vermeidung einer Geldstrafe von 200 bis 1000 Thalern (100 Thalern für den Geistlichen) durch den „geistlichen Obern übertragen werden" dürfe. Das badische Gesetz vom 19. Februar 1874 besagt Art. 1: „Die Absätze 2 und 3 des §. 9 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 werden durch folgende Bestimmungen ersetzt: die Zulassung zu einem Kirchenamt oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen ist durch den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung bedingt."

Art. 4: „Diejenigen Geistlichen, welche zur Zeit der Verkündung dieses Gesetzes... zu Priestern geweiht sind können... bevor sie die Staatsprüfung... bestanden ... haben, ein Kirchenamt nicht erlangen; dagegen wird ihnen gestattet, bis auf weiteres kirchliche Funktionen auszuüben, die Regierung aber ist ermächtigt, durch Verordnung ihnen diese Befugniß wieder zu entziehen." Art. 3 Strafbestimmungen; §. 16a „Wegen Verletzung dieser Vorschrift wird bestraft: 1) derjenige Geistliche, welcher kirchliche Funktionen, die ihm unter Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen übertragen worden sind, öffentlich ausübt, mit einer Geldstrafe von 60 bis 300 Mark, bei einer zweiten Wiederholung mit Gefängniß von 3 bis 6 Monaten; 2) der kirchliche Obere, welcher einem Geistlichen, entgegen der gesetzlichen Vorschrift, ein Kirchenamt beziehungsweise kirchliche Funktionen überträgt, oder einem gesetzlich Unfähigen die kirchliche Einsetzung ertheilt, mit einer Geldstrafe von 300 bis 1500 Mark, bei einer zweiten Wiederholung mit Gefängniß von 6 Monaten bis zu einem Jahr."

Im Gesetzentwurf, welchen die Regierung den Ständen vorgelegt hatte, lautet die Uebergangsbestimmung, d. h. Art. 4 dahin: „Diejenigen, welche zur Zeit der Verkündigung dieses Gesetzes... zu Priestern geweiht sind, behalten die Fähigkeit kirchliche Funktionen auszuüben.“ Es wurde diese Bestimmung damit motivirt, daß sie den „Art. 1 dieses Gesetzes ohne alle und jede Härte einzuführen und jeden Vorwurf, als entziehe das Gesetz bereits erworbene Befugnisse, schlechthin auszuschließen“, den Zweck habe. Der Commissionsbericht der zweiten Kammer betont als Zweck dieses Gesetzes „den Geistlichen die Pflicht des Gehorsams pünktlich einzuschärfen“, die dauernde Ausübung kirchlicher Funktionen durch nicht staatlich geprüfte Geistliche zu beseitigen; dagegen erschien auch der Majorität der zweiten Kammer die „sofortige Entziehung der Berechtigung als eine allzu große Härte.“ Während also die berührte Uebergangsbestimmung nach dem Regierungsentwurf des Art. 4 den vor der Promulgation des Gesetzes vom 19. Februar 1874 geweihten Geistlichen die Fähigkeit zur Ausübung kirchlicher Funktionen unbedingt gestattete, soll diese nach dem Antrag der zweiten Kammer, d. h. nach Art. 4 des citirten Gesetzes nur bis zur Entziehung dieser Befugniß durch die Regierung andauern. Die vor der ministeriellen „Sperrung“ angestellten Priester sollten demnach ungestraft auf ihrem Posten wirken dürfen, nur deren nach erfolgter Sperre ergangene kirchliche Bestellung strafbar seyn.

Der Herr Erzbisthumsverweser protestirte gegen diese gesetzlichen Bestimmungen in seiner Denkschrift vom 24. Januar und seiner Erklärung an das Ministerium des Innern vom 16. April 1874. Er untersagte den Geistlichen wiederholt, die fragliche Staatsprüfung zu machen oder um Dispens von derselben anzuhalten. Am 31. Januar 1874 ertheilte er den Seminaristen resp. Diakonen in St. Peter die Priesterweihe, also vor Promulgation des Gesetzes vom 19. Februar 1874. (Gesetzblatt 1874 Nr. 9.) Staatsminister Jolly sprach in der 20. Sitzung der zweiten Kammer vom 21. Januar

1874[1]) zu Art. 4 dieses Gesetzes die Zusicherung aus: „die Regierung werde nur im äußersten Nothfalle die Befugniß kirchliche Funktionen auszuüben den Betreffenden entziehen." Im Juni und Juli 1874 wies das erzbischöfliche Capitels-Vikariat den Neupriestern die Stellen an, an denen sie als Vikare wirken könnten, und haben die betreffenden Pfarrer denselben auch die entsprechenden kirchlichen Funktionen alsbald übertragen. Unter den berührten Umständen mußten sowohl die kirchlichen Obern als diese Neupriester die fragliche Anweisung und Uebertragung dieser kirchlichen Funktionen als durchaus „legal" geschehen betrachten. Am 20. Juli 1874 fragte das Ministerium des Innern bei dem erzbischöflichen Capitelsvikariat an, ob die „Priesteramtscandidaten die Priesterweihe bereits sowie die Weisung zum Antritt von Seelsorgeposten" erhalten hätten. Diese Fragen wurden am 23. Juli 1874 vom erzbischöflichen Capitelsvikariat bejaht.

Im Hinblick auf die oben citirte Erklärung des Vertreters der Staatsregierung konnte man erwarten, daß dieselbe den friedlichen Intentionen der Kirchenbehörde entgegenkommen und die durch die berührten Rechtsvorgänge erworbenen Befugnisse der Neupriester zur Ausübung kirchlicher Funktionen im Interesse des Rechts, des öffentlichen Friedens und der Seelsorge nicht beeinträchtigen werde. Das Ministerium des Innern erklärte aber am 4. August 1874 dem Capitelsvikariat: „die großherzogliche Staatsregierung" sei durch die erwähnten Anweisungen der Neupriester „behufs Wahrung der Achtung vor dem Gesetz und der Autorität des Staates genöthigt (?), von dem im Schlußsatze des Art. 4 des Gesetzes vom 19. Februar 1874 enthaltenen Vorbehalte Gebrauch zu machen." Am gleichen Tage erließ diese Staatsbehörde „mit allerhöchster Ermächtigung an's großherzogliche Staatsministerium vom 3. August 1874 auf Grund des Schlußsatzes des citirten Art. 4" die Verordnung: „Den

1) Karlsruher Zeitung 1874 Nr. 20, Beilage.

olischen Geistlichen, welchen in diesem Jahre (zu einer
, in welcher der Entwurf des oben angeführten Gesetzes
its der landständischen Berathung unterzogen war) die
sterweihe ertheilt wurde, ist die Befugniß zur öffentlichen
übung kirchlicher Funktionen anmit entzogen"[1]). In
m Erlasse vom 4. August sprach das Ministerium schließ-
„die Erwartung aus, daß die Kirchenbehörde durch An-
ung der neugeweihten Geistlichen an der nächsten Staats-
ung" sich zu betheiligen, die Regierung „in den Stand
n werde die Aufhebung der oben erwähnten Verordnung
ewirken."

Da das Gesetz vom 19. Februar 1874 die Weihe von
tlich nicht geprüften Geistlichen nicht untersagte, ein Gesetz-
vurf ohne rechtliche Bedeutung ist, und im Hinblick auf
berührten Motive und Erklärung der Regierung zum
4 dieses Gesetzes, sowie auf die in der citirten Denk-
ft ausgesprochene Entschließung der Kirchenbehörde hätte
„Achtung vor dem Gesetz des Staates" vielleicht besser
h Toleriren der „gesetzlich" zuläſſigen Anstellung als
h die Erlassung der ministeriellen Verordnung vom
August, vor Allem aber das über dem Gesetz stehende
ht gewahrt werden können. Schon am 13. August schrieb
Ministerium die Staatsprüfung über die „allgemein
enschaftliche Vorbildung der Geistlichen" aus, ohne daß
katholischer Priester dieser Einladung Folge leistete.

Am gleichen Tage (13. August) erwiderte das Capitels-
ariat dem Ministerium des Innern, daß nur „der kirch-
n, nicht aber der staatlichen Autorität die Heranbildung
Prüfung" der Geistlichen, die Uebertragung und „die
ziehung der Ausübung kirchlicher Funktionen zustehe."

[1]) Diese Verordnung vom 3. August 1874 ist publicirt im badischen Gesetz- und Verordnungsblatt vom 10. August 1874 Nr. XXXV; über das Verfahren bei dieser staatlichen Prüfung und die Gesuche um Dispens von derselben wurde im Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. XIX. die landesherrliche Verordnung vom 3. Mai 1874 publicirt.

Deßhalb habe die Kirchenbehörde in ihrer erwähnten Denkschrift und ihrem Erlasse vom 16. April 1874 gegen das Gesetz vom 19. Februar 1874 Protest erhoben und ihre Mitwirkung sowie die des Klerus zur Ausführung desselben ausdrücklich versagt. Indessen habe sie, da diese Neupriester „vor der Publikation des Gesetzes vom 19. Februar" geweiht und deren Anstellung vor Erlassung der Verordnung vom 4. August bewirkt wurde, lediglich „ihr in dem berührten neuesten Gesetze anerkanntes Recht ausgeübt." Hiernach, da „die Ausübung kirchlicher Funktionen gemäß dem Reichsstrafgesetz durch ein Landesgesetz nicht unter Strafandrohung verboten werden könne, die fraglichen Priester auch nach der Verordnung vom 4. August 1874 legal angestellt seien, erscheine die durch diese Verordnung verbotene Fortsetzung der ihnen rechtlich und legal übertragenen kirchlichen Funktionen gemäß den Strafbestimmungen §. 16ª Art. 3 des Gesetzes vom 19. Februar 1874 nicht strafbar."

Die Staatsregierung scheint anfänglich auch dieser Ueberzeugung gewesen zu seyn, da sie durch polizeiliche Mittel, wie Entfernung der fraglichen Geistlichen aus der Schule, die Ausübung der den Neupriestern übertragenen Funktionen zu hindern suchte.

In der That erkannte die Anklagekammer der Kreisgerichte zu Constanz, Waldshut und Offenburg, daß gemäß Artikel 1 und 4 des Gesetzes vom 19. Februar 1874 sowohl die Ausübung als die Uebertragung kirchlicher Funktionen, sofern letztere vor Eintritt der Rechtswirksamkeit der citirten Verordnung vom 4. August 1874 erfolgte, nicht strafbar sei. „Wäre nur das Erstere der Fall, so könnten die Funktionen, welche Artikel 4 den dort bezeichneten Geistlichen gestattet, vermöge des Artikel 1 ihnen nicht übertragen werden, und da sie diese Funktionen nicht ausüben können, ohne daß sie ihnen übertragen worden sind, so würde das Gesetz jenen Geistlichen im Artikel 4 Funktionen ausdrücklich gestatten, zu deren Ausübung sie vermöge der Artikel 1 und 3 nicht gelangen

könnten. Es würde sogar die Geistlichen wegen der Funktionen, welche Artikel 4 ihnen ausdrücklich gestattet, in Artikel 3 §. 16ª n. 1 mit Strafe bedrohen. Wie aus dem in Artikel 1 aufgestellten allgemeinen Satz folge, daß der Bischof, wenn er solchen Geistlichen die öffentliche Ausübung kirchlicher Funktionen überträgt, eine gesetzliche Bestimmung verletze, so folge aus Artikel 4, soweit er den dort bezeichneten Geistlichen die Ausübung kirchlicher Funktionen ausnahmsweise gestattet, als selbstverständlich, daß der Bischof, indem er diesen Geistlichen die ihnen gestattete Ausübung öffentlicher Funktionen überträgt, eine gesetzliche Bestimmung nicht verletze. Die Gesetzwidrigkeit der Uebertragung kirchlicher Funktionen bestehe gerade darin, daß sie an solche Geistliche geschehe, welchen die Ausübung derselben nicht gestattet ist[1]). Die in Art. 4 bezeichneten Geistlichen, welchen kirchliche Funktionen übertragen gewesen seien, bevor ihnen die Befugniß zur Ausübung derselben durch die Verordnung vom 4. August 1874 wieder entzogen wurde, hätten solche mithin nicht unter Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen übertragen erhalten und könnten daher auch wegen derjenigen kirchlichen Funktionen, welche sie nach jener Entziehung ausüben, nicht von der in Art. 3 §. 16ª n. 1 angedrohten Strafe getroffen werden."

Ferner besagen diese Entscheidungsgründe: „Das Gesetz Art. 4 sage zwar, daß solchen, die vor Verkündung des Gesetzes Geistliche geworden, die Befugniß zur Ausübung kirchlicher Funktionen wieder entzogen werden könne; es lasse aber nicht erkennen, daß diese (legal geschehene) Uebertragung nun mit rückwirkender Kraft als rechtswidrig gelten solle und es drohe auch jenen Geistlichen im Uebertretungsfall mit keiner Strafe. Der Gedanke einer Resolutivbedingung,

---

1) Sonst müßten ja alle seit 1863 geweihten Priester wegen Ausübung kirchlicher Funktionen, oder vielmehr der Bischof wegen deren (fiktiven) Uebertragung — gestraft werden.

d. i. einer anfangs straflosen That, die (beim Eintritt der Bedingung der Sperrung) strafbar werde, müßte einen völlig klaren Ausdruck gefunden haben, was nicht der Fall sei. Der Regierungsentwurf habe die Ausübung kirchlicher Funktionen durch die legal angestellten Priester völlig frei gelassen... von jeglicher Strafe hierwegen abgesehen. Die strengere Fassung" (welche Art. 4 auf Antrag der Landstände im Gesetze erhalten) „und deren Motivirung seitens der zweiten Kammer lassen die Folgerung nicht ziehen, daß für den Fall der Entziehung der Befugniß zur Ausübung kirchlicher Funktionen auch die sofortige Anwendung von Strafen als Platz greifend erachtet worden sei. Der Gesetzgeber habe also eine Ausdehnung des seinem Wortlaute nach stets unverändert gebliebenen Art. 3 §. 16ª Ziff. 1 auf weitere Fälle als diejenigen, auf welche er nach dem Regierungsentwurf berechnet gewesen, nicht gewollt, jedenfalls habe man an eine solche Ausdehnung nicht gedacht."

Da hiernach die Ausübung kirchlicher Funktionen durch Geistliche, welche vor der Rechtswirksamkeit des Gesetzes vom 19. Februar 1874 zu Priestern geweiht resp. angestellt wurden, von keinem Gesetze mit Strafe bedroht sei, so erübrige der Regierung nur „auf polizeilichem Wege die Ausübung" der von ihr später untersagten „kirchlichen Funktionen unmöglich zu machen"[1]).

Dieser Rechtsauffassung, daß die von der Regierung verbotene fernere Ausübung kirchlicher Funktionen durch diese Geistlichen ohne Straffanktion sei, eine solche That also, da Gesetze keine rückwirkende Kraft haben und Strafgesetze nicht analog zu interpretiren seien, nicht strafbar sei, trat indessen der oberste badische Gerichtshof, das Oberhofgericht entgegen[2]). „Die Uebertragung kirchlicher Funktionen

1) Annalen der badischen Gerichte von 1874 Bd. 40 Nr. 22, 1875 Bd. 41 Nr 3. 7.

2) Oberhofgerichtsrath F. K. Müller, zugleich Referent in den cit. badischen Annalen 1874 Nr. 22, 1875 Nr. 3 und 7.

an einen solchen Geistlichen sei nach Artikel 1 gesetzwidrig, der Artikel 4 habe nur die Ausübung bis auf Weiteres, aber nicht die Uebertragung gestattet", sobald erstere entzogen sei, „falle das Hinderniß weg, welche bis dahin der Strafbarkeit jener Geistlichen wegen der Ausübung der ihnen übertragenen kirchlichen Funktionen entgegenstand." Von demselben Gerichtshofe wird anerkannt, „daß die Strafbestimmung des Artikel 3 §. 16ª Nr. 1 auf diejenigen Geistlichen", welche vor der Inkrafttretung der Uebergangsbestimmung des Artikel 4 angestellt wurden, „keine Anwendung finde." Deßhalb, und da der berechtigte Vollzug eines Auftrags kraft dessen Natur als zweiseitigen Rechtsgeschäfts auch die Berechtigung des Auftrags voraussetzt, mögen beide Rechtsakte dem Gesetze widersprechen, als illegale gemäß Art. 4 nur gestattet seyn. Strafbar sind sie aber nicht, weil es an der hiezu erforderlichen bestimmten Strafsanktion fehlt.

Das Oberhofgericht hielt auch den „Standpunkt"[1]) der Betagung des Auftrags zur Ausübung kirchlicher Funktionen „nicht für den richtigen". Hiernach sei der kirchliche Obere strafgesetzlich nicht verpflichtet, die Anstellung der fraglichen Geistlichen ab initio als nur bis zu dem dies des ministeriellen Widerrufs derselben geschehen zu erklären. Das Oberhofgericht machte aber dieselbe strafrechtlich unstatthafte Interpretation, indem es sine lege aussprach, die „Ausübung der gesetzlich (aber nicht strafgesetzlich) unstatthaften Uebertragung sei bis zum ministeriellen Verbot einstweilen geduldet", sobald aber diese Resolutivbedingung eintrete, „das Hinderniß hinweggefallen, welches bis dahin der Strafbarkeit jener Geistlichen wegen der öffentlichen Ausübung der ihnen so übertragenen kirchlichen Funktionen entgegenstand", und wenn sie des inzwischen eingetretenen ministeriellen Verbots „ungeachtet noch ferner öffentlich kirchliche Funktionen ausüben, so komme die

1) des „gesetzes"-eifrigen Freiburger Kreisgerichts.

Strafbestimmung des Art. 3 §. 16ᵃ Nr. 1 gegen sie zur Anwendung."

Da also auch dieser „Standpunkt" strafrechtlich unhaltbar ist, so „nahm" das Oberhofgericht „an", es sei „kein zwingender Grund vorhanden, die in der citirten Strafbestimmung erwähnte Uebertragung lediglich auf die den Antrag begründende Handlung zu beziehen. Sie drücke nicht nur eine vollendete, sondern auch eine in ihrer Vollendung fortbestehende (!) Handlung, also einen Zustand aus." Diese Strafclausel „beziehe sich keineswegs ausschließlich auf die erste Uebertragungshandlung, sondern auf das Auftragsverhältniß überhaupt. Wenn also auf den Grund desselben ein Geistlicher öffentlich kirchliche Funktionen ausübe, so werde er von der Zeit an, zu welcher sich dieses Verhältniß im Widerspruch mit dem Staatsgesetze befindet, von der angedrohten Strafe betroffen."

Diese Auffassung widerspricht aber offenbar der Natur des Mandats, das bekanntlich kein Zustand sondern ein Vertrag ist, kraft welchem der einmal berechtigte Mandatar nicht zu jeder einzelnen zur Erfüllung seines Mandats gehörigen Rechtshandlung eines besonderen Auftrags seines Mandanten bedarf. Auch die hier maßgebende Strafbestimmung bestätigt diesen Rechtssatz ausdrücklich, indem sie von einer Reihe kirchlicher Funktionen spricht, die dem Geistlichen durch das Mandat seines Obern übertragen wurden. Der Strafrichter ist nicht berechtigt, das Axiom „was nicht verboten ist, ist erlaubt", in dubio pro reo, durch künstliche Interpretation umzudrehen. Wenn auch der Gesetzgeber „die Bestrafung dieser gesperrten Geistlichen gewollt" haben sollte, so genügt es nicht, diesem seinem Willen „überhaupt" einen Ausdruck zu geben, sondern er muß, wenn er das Entgegenhandeln mit Strafe bedrohen will, eine solche Strafdrohung durch ein klares Strafgesetz zum „vollständig entsprechenden Ausdruck" bringen — nulla poena sine lege.

Trotzdem und obgleich die Gerichte an gerichtliche Prä-

judicien nicht gebunden sind, wurden nach den berührten Entscheidungen des Oberhofgerichts diese Neupriester durchweg und auch von denjenigen Strafgerichtshöfen für strafbar erklärt, welche vorher die citirte „Straffatzung auf sie für nicht anwendbar erklärt" hatten. Ein großer Theil dieser Neupriester verbüßt jetzt noch die über sie verhängten Gefängnißstrafen.

Absichten, Tendenzen oder Thaten, insbesondere solche welche ohne Bewußtseyn ihrer Strafgesetzwidrigkeit, d. h. des Vorhandenseyns der Thatumstände des gesetzlichen Thatbestands begangen wurden, weil sie zur Zeit der That nicht erkennbar bedroht waren (§. 59 Reichsstrafgesetz), sind nicht strafbar. Deßhalb konnte sich der Herr Erzbisthumsverweser durch das citirte Gesetz strafrechtlich nicht für verpflichtet erachten, die Anweisung dieser Neupriester zu unterlassen, sie ab initio als betagt oder bedingt zu erklären, oder solche nach deren durch die Verordnung vom 4. August geschehenen Sperrung zu widerrufen.

Diese seine Rechtsauffassung wurde, wie wir aus seiner oben berührten Correspondenz mit dem Ministerium ersehen haben, nicht widerlegt. Er war vielmehr nach der oben citirten Erklärung der Staatsregierung über die milde Ausführung der Uebergangsbestimmung des Art. 4 des Gesetzes zur kritischen Zeit der Anweisung dieser Neupriester zu der Erwartung berechtigt, daß deren „Zulassung zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen", wenigstens in so lange sie auf den ihnen einmal legal angewiesenen Posten verbleiben, „ihnen nicht wieder von der Regierung entzogen werde." Jedenfalls kann ihm rechtlich nicht imputirt werden, daß er, wie wohl Jedermann, zur Zeit dieser Anweisung nicht wußte, daß auch diese Neupriester später gesperrt würden. Er hat auch vor und nach der Publikation der Sperrverordnung vom 4. August 1874 keine anderweitige That begangen, als daß er den fraglichen Neupriestern in bisher üblicher Weise ihre Vikarsposten, wie wir gesehen vor dem 4. August 1874, angewiesen und sie dort belassen hat.

Das Amtsgericht Freiburg erließ zwar am 25. August 1874 auf Grund einer „Anzeige gegen den Herrn Erzbisthumsverweser Dr. Kübel wegen gesetzwidriger Uebertragung kirchlicher Funktionen" eine Ladung; ließ aber, als der „Vorgeladene" nicht erschien, die Sache auf sich beruhen. Am 21. September 1874 wurde der Herr Bischof als Zeuge in der Untersuchung gegen einen Neupriester wegen unbefugter Ausübung kirchlicher Funktionen vom Amtsgericht Freiburg vorgeladen, bestritt aber „die Competenz des weltlichen Gerichts in dieser rein kirchlichen Angelegenheit" und verweigerte deßhalb, und weil die fragliche „Handlung seine amtliche Betheiligung voraussetze", sein Zeugniß. Durch Beschluß desselben Amtsgerichts vom 24. September 1874 wurde auf Grund des §. 105 resp. 107 der Strafprozeß-Ordnung diese Zeugnißverweigerung als begründet erklärt. Erst am 4. Dezember 1874 fanden die Freiburger Gerichte in der fraglichen kirchlichen Amtshandlung (Anstellung) eine Verletzung des Strafgesetzes, indem durch Verweisungsbeschluß der Raths-Anklagekammer des Hofgerichts Freiburg von diesem Tage „Bisthumsverweser Lothar Kübel wegen gesetzwidriger Uebertragung kirchlicher Funktionen" in Anklagestand versetzt wurde.

Gegen diesen Verweisungsbeschluß erhob der Vertreter des Angeklagten, Herr Anwalt Dr. v. Wänker, Beschwerde bei dem Oberhofgericht. Er führte aus, daß wie bei jedem Mandat die Uebertragung und Ausübung desselben Correlate, deßhalb, da letztere vor dem 4. August 1874 nicht strafbar gewesen sei, auch die vor diesem Zeitpunkt geschehene Uebertragung rechtlich zulässig sei. Folglich und da die Sperrung Sache der Regierung, nicht aber eine strafgesetzliche Rechtspflicht des Bischofs sei, dieser zu einer beschränkten Uebertragung strafgesetzlich nicht verpflichtet wurde, sei die fragliche Uebertragung nicht strafbar. Durch Erkenntniß vom 3. Februar 1875 verwarf aber das Oberhofgericht diese Beschwerde als unbegründet, weil dem Angeklagten eine un-

judicien nicht gebunden sind, wurden nach den berührten Entscheidungen des Oberhofgerichts diese Neupriester durchweg und auch von denjenigen Strafgerichtshöfen für strafbar erklärt, welche vorher die citirte „Strafsatzung auf sie für nicht anwendbar erklärt“ hatten. Ein großer Theil dieser Neupriester verbüßt jetzt noch die über sie verhängten Gefängnißstrafen.

Absichten, Tendenzen oder Thaten, insbesondere solche welche ohne Bewußtseyn ihrer Strafgesetzwidrigkeit, d. h. des Vorhandenseyns der Thatumstände des gesetzlichen Thatbestands begangen wurden, weil sie zur Zeit der That nicht erkennbar bedroht waren (§. 59 Reichsstrafgesetz), sind nicht strafbar. Deßhalb konnte sich der Herr Erzbisthumsverweser durch das citirte Gesetz strafrechtlich nicht für verpflichtet erachten, die Anweisung dieser Neupriester zu unterlassen, sie ab initio als betagt oder bedingt zu erklären, oder solche nach deren durch die Verordnung vom 4. August geschehenen Sperrung zu widerrufen.

Diese seine Rechtsauffassung wurde, wie wir aus seiner oben berührten Correspondenz mit dem Ministerium ersehen haben, nicht widerlegt. Er war vielmehr nach der oben citirten Erklärung der Staatsregierung über die milde Ausführung der Uebergangsbestimmung des Art. 4 des Gesetzes zur kritischen Zeit der Anweisung dieser Neupriester zu der Erwartung berechtigt, daß deren „Zulassung zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen“, wenigstens in so lange sie auf den ihnen einmal legal angewiesenen Posten verbleiben, „ihnen nicht wieder von der Regierung entzogen werde.“ Jedenfalls kann ihm rechtlich nicht imputirt werden, daß er, wie wohl Jedermann, zur Zeit dieser Anweisung nicht wußte, daß auch diese Neupriester später gesperrt würden. Er hat auch vor und nach der Publikation der Sperrverordnung vom 4. August 1874 keine anderweitige That begangen, als daß er den fraglichen Neupriestern in bisher üblicher Weise ihre Vikarsposten, wie wir gesehen vor dem 4. August 1874, angewiesen und sie dort belassen hat.

Handlung sondern eine fortdauernde, continuirliche sei", könne rechtlich die Strafbarkeit nicht begründet werden. Deßhalb und weil nicht der „muthmaßliche Wille des Gesetzgebers sondern der bestimmt ausgedrückte desselben für den Richter maßgebend sei, der nicht selbst Gesetzgeber werden, durch Combinationen aller Art die Strafbarkeit nicht construiren dürfe", sei die fragliche That mit keinem Strafgesetze bedroht, also nicht strafbar.

Diese mit so überzeugender juristischer Schärfe vorgetragenen Gründe der Straflosigkeit des Angeklagten fanden keinen Eingang bei der Strafkammer des Hofgerichts Freiburg. Dieser Gerichtshof wurde, gestützt auf §. 24 ff. der Strafprozeß-Ordnung, vom Vertreter des Angeklagten wegen Unfähigkeit und Befangenheit deßhalb abgelehnt, weil dessen Vorsitzender und Mitglieder als Richter in dem Sperrstrafprozeß gegen einen Neupriester Aeußerungen machten, woraus ihre Gegnerschaft[1]) gegen den Angeklagten hervorging. Die Ablehnung dieses Gerichtshofs wurde aber von dem Kreisgericht Freiburg verworfen. Hierauf und nach geschehener Verhandlung erklärte jene Strafkammer den Herrn Bischof von Kübel am erwähnten 11. März 1875 „der gesetzwidrigen Uebertragung kirchlicher Funktionen für schuldig" und verurtheilte ihn zu 500 Mark Strafe.

Die gegen dieses Urtheil erhobene Nichtigkeitsbeschwerde wurde am 17. April 1875 vom Oberhofgericht als unbegründet verworfen. Die Entscheidungsgründe beider Instanzen

---

1) Karlsruher Zeitung vom 1. Dezember 1874 Nr. 282. Die Strafkammer verurtheilte im November 1874 den Neupriester Göppert wegen unbefugter Ausübung kirchlicher Funktionen mit der Motivirung: „Die Uebertragung war eine unbedingte und ist, wie aus dem ganzen die Staatsautorität mißachtenden Verhalten des Weihbischofs Dr. Lothar v. Kübel, insbesondere aus der fortgesetzten Belassung des Angeklagten in der ihm übertragenen Stellung hervorgeht, in dem Sinne geschehen, daß derselbe unbekümmert ob die Verordnung ergehe, seine Funktionen auszuüben habe."

beschränkt geschehene Uebertragung kirchlicher Funktionen an nicht staatsgeprüfte Priester, das „fortdauernde Belassen des erwähnten Auftrags nach eingetretener Wirksamkeit vom 4. August strafgesetzlich nicht gestattet sei."

In der Verhandlung vom 11. März 1875 bestritt der Angeklagte feierlich die Competenz der bürgerlichen Gerichte in dieser kirchlichen Sache, erklärte, daß er „nur der Gewalt weichend der geschehenen Vorladung nachgekommen sei und sich auf eine verantwortliche Vernehmlassung nicht einlasse."

Der Vertheidiger des Angeklagten, Herr Anwalt Dr. v. Wänker, führte zuerst aus, daß nicht der Bischof, sondern der Pfarrer resp. Prinzipal der betreffenden Priester es gemäß der bestehenden, hier maßgebenden Kirchengesetze sei, welcher nach deren legalen Anweisung durch den Bischof ihnen insbesondere auch nach der Rechtswirksamkeit der citirten Sperrverordnung ihre kirchlichen Funktionen übertragen habe[1]). Er machte ferner geltend, daß die Handlung des Angeklagten auch deßhalb nicht strafbar sei, weil dieselbe, sein Mandat und dessen Correlat — die Ausübung desselben — „zur Zeit der Begehung mit Strafe nicht bedroht war, der Charakter dieser That aber durch spätere Vorgänge und Gesetze nicht geändert werden könne." Erst nach dieser That habe aber der Minister den Vollzug derselben durch Dritte, die Ausübung kirchlicher Funktionen anmit entzogen. „Wäre dieses Verbot nicht erfolgt, so hätte und habe Niemand daran gedacht, die Unbedingtheit oder Unbeschränktheit des fraglichen Mandats als strafgesetzwidrig zu erklären." Die „gesetzwidrige Willensrichtung ohne thatsächliche Kundgebung", die hier nirgends vorliege, sei ebensowenig als eine vom Gesetz nicht ausdrücklich verbotene „Unterlassung strafbar. Für fremde Handlungen und für das Fingiren einer Handlung durch die Unterstellung, als ob das Mandat „nicht eine

1) Conc. Trid. sess. 21. c. 4. ref. Reiffenstuel jus can. tom. III. tit. V. n. 66. tit. XXIX. n. 8.

welchem das Gesetz, hier: die Staatsregierung die Nichtzulassung eines solchen Geistlichen ausgesprochen hat, der kirchliche Obere ihm als einem gesetzlich „Unfähigen kirchliche Funktionen nicht übertragen“ darf.

Das Strafgesetz Art. 3 §. 16a Nr. 2 und Art. 4 erklärt die Anstellung eines nichtgesperrten Geistlichen als erlaubt, verpflichtet den kirchlichen Obern auch nirgends, diese einmal erlaubte Anstellung irgendwie zu beschränken oder als bedingte zu erklären oder sie nach der Sperrung der betreffenden Geistlichen zu widerrufen. Wer aber zu einem Thun gesetzlich nicht verpflichtet ist, kann wegen der entsprechenden Unterlassung[1]), wegen des „Nichtwiderrufs“ seines rechtlich gegebenen Mandats nicht strafbar werden.

Die beiden gerichtlichen Instanzen verwechselten also die staatliche Zulassung mit der bischöflichen Uebertragung kirchlicher Funktionen, und interpretirten die fragliche Omissiv- zu einer Commissivhandlung. Die letztere resp. die einzige vom Bischof begangene That der Uebertragung kirchlicher Funktionen geschah vor der Rechtswirksamkeit dieser Strafsanktion. Da die hiemit beauftragten Geistlichen zur Ausführung dieses Mandats auch nach Eintritt des fraglichen staatlichen Verbots ohne weiteren bischöflichen Auftrag befugt[2]) waren, so erfolgte jene auch nach dem 10. August 1874 ohne irgend welche irgend ausgesprochene weitere eigene Handlung des Mandanten. Diese Handlung Dritter, bei welcher er also durchaus nicht betheiligt erscheint, kann ihm deßhalb auch nicht zugerechnet werden. Bloß innere Handlungen oder gar Proteste eines dazu rechtlich Verpflichteten, also die Ausübung eines Rechts, die Nichtkenntniß von nach der That erlassenen Bestimmungen sind nicht strafbar[3]).

---

1) Oppenhoff, Strafgesetzbuch ad §. 47 Nr. 5. 15.

2) Vering, Privatrecht S. 396. Bouix de' paroch. p. 450.

3) l. 109 D. Reg. Jur., §. 59 Reichsstrafgesetz; Regierungsmotive

[redacted]

reproduciren die oben berührte Anschauung, daß dem Bischof strafgesetzlich geboten sei, die fraglichen Geistlichen nicht „unbeschränkt, d. h. über die Zeit der der Regierung vorbehaltenen Verordnung hinaus zur Ausübung kirchlicher Funktionen zuzulassen. Die (bischöfliche) Uebertragung sei ihrem Wortlaut nach eine unbeschränkte gewesen, der geistliche Obere habe diese Vikare auch nach Eintritt der verbindlichen Kraft der Verordnung vom 4. August in ihrem Wirkungskreis belassen, er habe gegen das fragliche Gesetz und diese Verordnung protestirt, die ernannten Vikare haben im Auftrag ihres geistlichen Obern" auch nach ihrer Sperrung kirchliche Funktionen ausgeübt, er habe sie also „unbedingt angestellt, sie nach dem August 1874 nicht abberufen, also veranlaßt, unter allen Verhältnissen auf ihren Stellen zu wirken", deßhalb sei diese seine Uebertragung kirchlicher Funktionen eine gesetzwidrige.

Das berührte Strafgesetz bedroht aber die „Zulassung[1]) zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen" d. h. die kirchliche Anstellung eines bloß staatlich nicht geprüften Geistlichen, nicht; sondern wie auch das citirte preußische Gesetz, die „Uebertragung kirchlicher Funktionen an einen" kraft eines rechtswirksam bestehenden Gesetzes als „unfähig" erklärten Geistlichen. Der §. 1 dieses Gesetzes wie der §. 9 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860, als dessen Ausführung das erstere erscheint, berechtigen die Staatsregierung unter den dort angegebenen Bedingungen die „Zulassung" eines Geistlichen zur Ausübung kirchlicher Funktionen zu verhindern. Daraus, sowie aus dem Wortlaut des citirten Gesetzes von 1874 folgt, daß erst von dem Zeitpunkt an, in

1) vide Motive der Regierung zu §. 9 des Gesetzes vom 9. Oktober 1870 und Commissionsbericht der ersten Kammer hiezu: „die Bedingungen, welche in §. 9 für die Zulassung von Bewerbern um Kirchenämter vorgeschrieben sind... stellt der Staat." Dieser hat also auf Grund dieses Gesetzes ein Veto gegen kirchliche Anstellungen.

dem 11. Mai 1873 angestellten Priester, seine kirchlichen Funktionen fortzusetzen, für nicht strafbar. Aus diesen Gründen und da jedes nicht klare Strafgesetz für den Angeklagten zu interpretiren ist, ein Gericht den Mängeln eines Strafgesetzes durch authentische Interpretation über den im Gesetze nicht ausgedrückten Willen des Gesetzgebers nicht abhelfen darf, dieses vielmehr die Rechte des Angeklagten auch gegen die Staatsverwaltung zu schützen berufen ist — dürfte diese Verurtheilung des Erzbisthumsverwesers von Freiburg und der Neupriester rechtlich nicht wohl begreiflich erscheinen. Indessen besingt schon Horaz das „chacun à son goût" und schließt die betreffende Ode an seinen Mäcenas: „quod si me lyricis vatibus inseris, sublimi feriam sidera vertice."

LIX.

Der Untergang Beuron's im Culturkampfe.

Müssen wir denn wirklich schon das Facit ziehen und unter die 12 Jahre der Beuroner Klostergründung einen dicken Strich machen? Ja und auch nein. Für Deutschland scheint zur Zeit die Segensthätigkeit des Klosters abzuschließen, wenn auch seine bisherigen Schöpfungen uns noch länger manches Gute zuführen sollen; aber der junge Baum wird, wenn auch in anderer Erde, zu blühen und Früchte zu tragen nicht aufhören. — Bis zuletzt hatten wir noch gehofft, daß es nicht zu diesem Aeußersten kommen werde.

I.

Beuron haben wir zuerst vor etwa 15 Jahren gesehen.

Eine Anstiftung zur Begehung dieser Strafthat durch Dritte ist hier nicht denkbar, weil eine solche durch Nicht-hindern, durch Unterlassung nicht erfolgen kann[1]), zur Zeit der That die Gerichte aber selbst die „einstweilige Duldung der Uebertragung" als gesetzlich erklären. Was also damals nicht verboten war, ist strafrechtlich erlaubt[2]).

Eine dolose Urheberschaft kann schon wegen des berührten Nichtwissens dieses Verbots zur Zeit der Erlassung des Mandats, und da der Mandant hiebei, d. h. in den Anstellungsurkunden nirgends die Wirksamkeit dieses Mandats für den Fall der fraglichen Sperrung ausgedehnt hat, nicht gedacht werden. Eine Beihülfe ist aber, wie die Urheberschaft, nur insoweit strafbar, als sie dolos mit dem Bewußtseyn geleistet wurde, daß man durch seine Thätigkeit die strafbare That fördere[3]). Bei der also constatirten Nichtkenntniß des Mandates kann von seiner wissentlichen Beihülfe, also seiner Strafbarkeit hier nicht die Rede seyn.

Eine Bestrafung ist nur für die Uebertretung eines vor der That existenten und wirksam gewordenen Gesetzes denkbar. Die einzige hier vorliegende eigene Thätigkeit des Bischofs fand aber vor der Rechtswirksamkeit dieses Gesetzes statt. Deßhalb und da kein Gesetz rückwirkende Kraft hat, erklärte das Berliner Obertribunal[4]) die nach Publikation des Maigesetzes von 1873 erfolgte Aufforderung des Bischofs von Paderborn an einen staatlich nicht geprüften, aber vor

---

zu Art. 4 dieses Gesetzes und Verhandlungen der zweiten Kammer: „die sofortige Entziehung der Berechtigung", kirchliche Funktionen auszuüben, erscheint als „eine allzu große Härte."

1) Oppenhoff, l. c. ad §. 48 Nr. 11.

2) §. 2 Nr. 4, 59 Reichsstrafgesetz. Oppenhoff l. c. ad §. 59 Nr. 18.

3) Oppenhoff zu Theil I. Abschn. III. Reichsstrafgesetz pr. Nr. 3 ff., §. 47 Nr 3, 9; §. 49 Nr. 7, 16.

4) Ebenso wurde der betreffende Priester wegen Fortsetzung der ihm vor dem Mai 1873 übertragenen kirchlichen Funktionen freigesprochen „Germania" vom 15. Oktober 1874 Nr. 236.

des heil. Stuhles und des Benediktinerordens kennen gelernt und aus ihrem Munde vernommen, was sie beseelte und ermuthigte, und schon schwand all' unser Bedenken. Da war nicht menschliche Klugheit und Berechnung, nicht weltliches Interesse und Wollen am Werke, sondern Gottes Erbarmung und Allmacht.

Seither sind wir öfter nach Beuron gepilgert. Immer haben wir reichen Trost und neues Licht für Herz und Geist an der Gnadenstätte gewonnen. Oft haben wir neue Novizen ankommen, neue Wirkungskreise sich eröffnen, andere sich erweitern, befestigen sehen. Nie waren wir dort, ohne mit hervorragenden Katholiken aus allen Gauen des Vaterlandes, ja auch des Auslandes, uns in gleicher Andacht und gleicher Befriedigung zu begegnen, ohne Hunderte und Tausende dankbarer Pilger erbaut, getröstet, erhoben zu schauen. Je weniger die Mönche suchten und eigentlich beabsichtigten, im Sinn des gemeinen Lebens, um so reicher fiel ihnen Einfluß und Segenspendung inner und außer dem Hause zu; je mehr sie sich auf ihr herrliches Chorgebet zurückzuziehen schienen, um so mächtiger schlugen die Wellen ihres geheimnißvollen Wirkens, in sich erweiternden Kreisen durch das nahe und ferne Land. „Solch' ein Kloster ist für unser Volk, meinte ein Besucher, der Ort, wo es den Herzschlag der Kirche empfinden, erfahren geht; für uns Priester gleichsam ein himmlischer Regulator, nach dem wir die Uhren unseres übernatürlichen Lebens normiren."

Der Geist der Verneinung weiß freilich, warum er bei den Klöstern zu zerstören anhebt.

II.

Sei es uns nun gestattet, aus der Ferne ein Bild von dem in den letzten zwölf Jahren in Beuron Erstrebten und Geleisteten zu entwerfen. Eine solche Arbeit muß ihrer Natur nach eine Skizze bleiben — bis einmal Gottes Engel ihre Aufzeichnungen preisgeben. Uebrigens hören wir, daß ein

Das überaus einsame Thal, zwischen starren Felswänden und finstern Waldhöhen, theilte mit dem ruinenhaften, kaum bewohnbaren Klostergebäude in seiner Mitte einen herzbeengenden Charakter von Traurigkeit und Verwilderung. Die Kirche, mit phantastischer Ueberfülle im Style des vorigen Jahrhunderts eingerichtet, erschien innen und außen trostlos vernachlässigt. Die altberühmte Wallfahrt hatte aufgehört, auf den verlassenen Waldwegen schleppten sich, bitter gelangweilt, die wenigen Kurgäste der Beuroner Molkenanstalt einher.

„Werden wir wohl noch das Leben in diese Grabesstille einziehen sehen?“ fragten wir einander fast beklommen, und ein älterer lieber Priester meinte, er selber nicht, höchstens wir Jüngere möchten noch die Auferstehung des Klosters, auf welche alte Prophezeiungen wiesen, erleben. Nicht nur wir Jüngere, auch der alte Herr hat die neue Periode Beuron's erlebt, leider sogar überlebt: wird er auch noch einer letzten, endgültigen Restauration beiwohnen?

Fünf Jahre später! An der Straße nach Beuron wiesen Heiligenbilder und fromme Zeichen auf das wiedererwachte Leben. Im Kloster waren, durch die Munificenz einer hohenzollernschen Fürstin berufen, deutsche Benediktiner aus Rom eingezogen und hatten unter den Auspicien Pius IX., in der Hoffnung auf Nachwuchs, das tausendjährige Gotteslob an heiliger Stätte erneuert. Häufiger Glockenklang durchhallte, wie ehedem, das nunmehr in seiner strengen Schönheit ansprechende Thal, die große Kirche wurde sorgsam wieder hergestellt, und das fromme Volk begann die altgewohnten Pilgerstraßen wieder aufzusuchen. Aber der Nachwuchs kam nicht. „Ausgezeichnet liebe Herren“, hatte man uns auf der Reise gesagt, „ein Unternehmen, wie's nicht schöner gedacht werden könnte — aber sie reiben sich auf, und Niemand will ihnen zu Hülfe kommen.“ — Wir langten so mit gemischten Gefühlen im Kloster an. Doch kaum hatten wir einen Blick gethan in das begonnene Gotteswerk, kaum die Abgesandten

eingetreten, um beim Grabe des Apostels, im Kloster Gregors VII. und Pius' VII., sich ungetheilt dem glorreichen Mönchsberufe zu widmen. Er dachte nicht, das Vaterland, in dem er als Schuldirektor (in Jülich und Aachen), als Prediger und geistlicher Rathgeber sich bereits einen Namen erworben, wiederzusehen, bis ihn der Befehl seiner Obern und zumal des heil. Vaters veranlaßte, mit dem einen seiner Brüder die Alpen zu übersteigen und das alte Werk der Gallus und Winfrid, Wilhelm und Godehard, als Klostergründer und Wiederhersteller des Mönchthums in Preußen neu zu beginnen. Nach einigem Suchen und Versuchen durfte er in Beuron seinen Wanderstab, zu frischem Erblühen bestimmt, in die Erde pflanzen.

Bereits in Rom hatte Don Mauro im Umgang mit den trefflichen Ordensleuten, in strengem Studium des Klosterwesens und in erleuchteter Betrachtung die Grundlinien eines Neubaues erkannt, der die ganze Fülle des Benediktinererbes fester, als es bis jetzt vielfach der Fall schien, zusammenfassen und realisiren sollte. Unmittelbar aber vor seiner Ansiedelung im Donauthale hatte der junge Prior den Mann kennen gelernt, den Gott in unseren Tagen zum Werkzeug seiner größten Pläne, zumal aber der Wiedererweckung des alten Mönchthums in Frankreich bestimmt und mit den besten Gaben der Natur und Gnade ausgestattet. Dieser unvergleichliche Mann war Dom Prosper Guéranger.

In Deutschland ist der Name des Abtes von Solesmes erst in der letzten Zeit und bei seinem Tode (30. Januar 1875) mehr bekannt geworden. Viele haben sich erstaunt gefragt, wie es denn möglich gewesen, daß eine solche Säule der Kirche bei uns so gut wie übersehen worden, daß wir erst auf den gewaltigen Rufer im Streit aufmerksam geworden durch den Klageruf, den die Kirche in Frankreich und auf dem Erdkreise um sein Grab erhoben? Die meisten jener letzten Vertreter des „praktischen Jansenismus" und des historischen wie des liberalen Gallikanismus, welche Abt

junger Archivar eine größere Arbeit über die eben zu Ende gehende Periode des Klosters vorbereitet, indeß ein anderer Historiker die ältere Geschichte desselben auf Grund wichtiger Dokumente zu beleuchten denkt.

Diese ältere Geschichte läßt sich, für unsern Zweck, in wenige Worte zusammenfassen. Das Kloster soll im Jahre 777 durch Mönche von St. Gallen gegründet worden seyn, auf einer naheliegenden Höhe oder auch gleich im Thale. Im Laufe des 10. Jahrhunderts scheint es durch die Ungarn-Kriege gelitten, vielleicht sogar eine gänzliche Zerstörung erfahren zu haben. Im späteren Mittelalter gehörte es den sogenannten Augustiner-Chorherrn oder Lateranensern, welche vor etwa 200 Jahren Kirche und Kloster, wie sie noch bestehen, umbauten. Ihre, wenigstens gegen Ende, blühende Genossenschaft fiel der Säkularisation 1803 zum Opfer; Gebäude und Güter gingen in den Besitz der fürstlichen Familie von Hohenzollern über. Von großer Wirksamkeit der Klosterbewohner nach außen ist aus den bald 1100 Jahren ihres Bestehens nicht viel mitzutheilen; eigenthümliche Umstände scheinen den Aufschwung der ziemlich isolirten Stiftung vielfach gehemmt zu haben. Dennoch erweiterte sie durch Seelsorge und Unterricht treu ihre bescheidene Berufsthätigkeit, und daß sich in Beuron eher, als an den meisten anderen einstigen Gebetsstätten, und in so überaus segensreicher Weise die Flamme des liturgischen Gebetes aus der Asche wieder erhob, das dürfen wir nicht zum geringsten Theil der demüthigen Beharrlichkeit und Hingebung der alten Mönche und Chorherrn zuschreiben.

Im Jahre 1862 wurde das seither verödete Gotteshaus von der Fürstin Katharina von Hohenzollern, einer der ausgezeichnetsten Frauen unserer Zeit, deren Verdienste im Buche des Lebens stehen, angekauft und den durch Papst Pius nach Preußen gesandten deutschen Benediktinern zur Verfügung gestellt. Der jetzige Abt Maurus Wolter war seiner Zeit mit zweien seiner Brüder in St. Paul in Rom

Sechs Monate später, im Mai 1863, nahm der also Vorbereitete mit seinen ersten Jüngern von dem auf's nothdürftigste hergestellten Kloster Beuron Besitz und eröffnete zugleich Chorgebet und Wallfahrt wieder nach 60jähriger Unterbrechung. Was gerade die Aufmerksamkeit auf die verlassene Ruine in den Felsen des Donauthals gezogen, wissen wir nicht. Jedenfalls war die Wahl eine glückliche. Das Thal besaß bei all seinem Ernste etwas von dem Zauber jenes Clugny, wie es alte Mönche schildern, „abseits von allem Verkehr, so voll Einsamkeit, Ruhe und Wonne, wie ein Abbild himmlischen Friedens." Solche Vorzüge der Natur haben bei der Wahl der Klosterstätten nicht selten den Ausschlag gegeben, wohl auch zur Entwicklung und Vollendung monastischen Geistes mitgeholfen. Vor tausend Jahren war Beuron gar zu einsiedlerisch gelegen, während jetzt der erleichterte Verkehr auf Straßen und Bahnen es den Freunden des Klosterlebens näher, wir möchten sagen, gerade nahe genug brachte und andererseits seine völlige Einzigkeit in Preußen uns eben keine Zersplitterung der Theilnahme erlaubte. Das hohenzollern'sche Donauthal ist bis zur Stunde vom Weltverkehr unberührt geblieben, keine Bahnen und comfortabeln Hotels beuten noch seine walddustige, felsgekrönte Einsamkeit aus. Nur Tausende und aber Tausende fernher kommender Pilger durchwallen alljährlich die menschenleeren Hochebenen der Umgegend, und im weiten Vaterlande nennt jeder katholische Mund „Beuron" mit Ehrfurcht.

Die durchlauchtigste Stifterin überwies den Mönchen auch Aecker und Wiesen, so daß sie den traditionellen Feldbau wieder, zu bescheidenem Auskommen, aufnehmen konnten, und als die Genossenschaft zu wachsen anfing, da rührte Gottes Barmherzigkeit die Herzen der Armen wie der Reichen zu milden Gaben, auf daß das Kloster nach alter Weise sei ein „refugium eorum qui praeter bonam voluntatem nihil attulerint."

Praeter bonam voluntatem — als wenn's damit genug

Guéranger's Gegner waren, sind vor ihm in's Grab gestiegen; andere tragen noch im Leben die unvergänglichen Narben seiner wuchtigen Schwertschläge zur Schau, traurige Ueberbleibsel einer gerichteten Generation. Dagegen ist seit 40 Jahren kaum ein großer Akt in der Regierung der Kirche und speciell der Kirche in Frankreich ohne die direkte oder indirekte, oft entscheidende Mitwirkung Dom Guéranger's zu Stande gekommen . . . Doch wir müssen unsere Leser auf die Trauerrede des Bischofs Pie von Poitiers (übersetzt im „Katholik") verweisen, oder auch auf die zahlreichen Artikel, die in französischen Zeitschriften beim Tode des Abtes erschienen, auf die ihn feiernden Hirtenbriefe und Reden anderer Kirchenfürstern und Ordensobern, endlich auf die beiden Breven unseres glorreich regierenden Papstes Pius IX., die dem kaum Verstorbenen in so glänzender Weise den Tribut der Dankbarkeit und Verehrung zollten[1]).

Zu diesem Meister also war Prior Maurus gekommen. Die beiden bevorzugten Söhne St. Benedikts brauchten nicht lange, einander zu verstehen. Der Jüngere erkannte in dem Aelteren alsogleich den Mann des Gebets und der Thatkraft, der den Orden Benedikts und Gregors, Beda's und Bonifaz', Anselms und Hildebrands, der Hildegard und Gertrud wieder in seine Stellung in medio Ecclesiae, in den Vollbesitz seines unermeßlichen Erbes zu setzen berufen war. Der Geist der Reformatoren, der Benedikt von Aniane, der Patriarchen von Cluguy, der Dunstan und Wilhelm von Hirschau, der Tritenheim, Mabillon und Reding endlich, ja auch der Romuald, Damiani, Bernhard schien in den Constitutionen, in der Erziehungs- und Lehrweise von Solesmes die umfassendste und zugleich sublimste Gestaltung zu gewinnen. Der greise Abt, der letzte dieser Patriarchen, empfing den deutschen Geisteserben mit offenen Armen. Das war Ende 1862.

1) Vergl. auch den Nachruf im „Literar.-Handweiser" Nr. 176 und 177.

unsichtbaren Thun und Wirken die Geheimnisse der göttlichen Barmherzigkeit zu verehren. Was uns zunächst davon sichtbar wurde, war die Schönheit des brüderlichen Zusammenlebens und die Herrlichkeit des Cultus.

III.

Aus den verschiedensten Gegenden und Ständen, mit mancherlei Charakter und natürlicher wie übernatürlicher Begabung haben wir die jetzigen Mönche nach und nach ankommen sehen. Da reihte sich ein Gnadenberuf an den andern, geheimnißvoll still verstärkte sich die Kette, schloß sich der Kreis der Jünger um den Abt und damit um den Heiland, der, nach Dante, Abt im himmlischen Kloster ist. Da nahm die heilige Liebe Einen um den Andern, der die Liebe der Welt verschmäht, in ihre selige Umarmung und lehrt ihn in sanfter Schule „die Aeltern ehren, die Jüngeren liebhaben.“ Wie im glühenden Metallflusse ein hineingeworfenes Stücklein Erz schmilzt, so assimilirte sich die glückliche Schaar die neuen Ankömmlinge, nicht zu viel im Anfange, um von dieser Mittheilung des Eigenen nicht absorsorbirt zu werden, und um vor der Welt den Charakter der Werke Gottes, den der Verborgenheit zu bewahren — und Herzen und Seelen schloßen sich fast sichtlich zusammen, so daß die Mönche von Beuron, wie man mir mehr denn einmal gesagt, sich fast wie Brüder zu gleichen schienen. Einander ertragen, einander dienen, mit einander arbeiten, dulden, beten, Alle für Einen und Einer für Alle Alles seyn, das schien uns draußen Stehenden die Devise dieses Familienlebens.

Und wie standen diese Brüder im Chore! Wenn die Glocken die feierliche Stille frohlockend brachen und jene Brüder nach langem Schweigen ihr wundersames Gotteslob anstimmten — „la rivestita voce allelujando“ — dann ist schon Manchem ein ahnender Schauer von den himmlischen Wohnungen her durch's Herz gegangen. Das war wie ein

wäre! Und doch — warum nicht? St. Benedikt gibt in seiner Regel, so wir nicht irren, selber keine andere Bedingung, und die allgemeinen kirchlichen Bestimmungen verlangen bekanntlich nicht viel mehr. Aber die Benediktiner! Diese gelehrten Mönche vor allen, welche selbst Richard Simon als „die Meister des Wissens im Abendlande" anerkennt, und welche nach Bossuet „acht oder neun Jahrhunderte lang an der Spitze alles wissenschaftlichen Lebens gestanden und die vornehmsten Bischofssitze inne gehabt!" Oder gibt man in Beuron dem Abt Rancé gegen Mabillon Recht?

Gewiß nicht. Zunächst ist ja für solche, welchen die allgemeinere Bildung und der Beruf zum Priesterthum abgeht, das Institut der Laienbrüder da, welches in Beuron zu besonderer Vollkommenheit gediehen scheint. Dann aber ist man dort weit davon entfernt, über all' dem was vor der Welt den Ruhm, oft auch die Rechtfertigung des Ordens ausmacht, dessen idealen Gehalt, seinen wahren Beruf zu vergessen. Das Mönchthum ist, so hörten wir in Beuron einmal einem Frager erklären, nach St. Benedikts Ausdruck eine Schule göttlichen Dienstes, eine Schule also der Heiligkeit, und deren Grundgesetze sind, auf dem Boden der evangelischen Räthe, ascetisches Familienleben und gemeinsames Gebet. Zunächst um den Altar des eucharistischen Opfers geschaart, ihm eingegliedert durch tausendfach erneuerte Vereinigung, lebt die Mönchsfamilie ein mystisch reales und symbolisch gedeutetes Leben des Opfers und Gebets.

Also praeter bonam voluntatem haben die Mönche in Beuron von Niemanden, der zu ihnen kam, etwas verlangt. Freilich dürfte das nicht eine feige Velleität, ein unvermögend Wünschen seyn, noch weniger ein selbstgefällig Anerbieten, ein reservirtes Zustimmen.

Demnach entzieht sich die eigentliche Thätigkeit des Klosters so gut wie ganz unserer, ja aller menschlichen Beurtheilung. Aber der Geist des Glaubens lehrt, in diesem

dem Mittelpunkte selbst, und lehrt, wie ich mir denke, solch' bevorzugte Männer des Gebets die Heiligkeit, welche, nach dem schönen Ausdruck der Schule, die Tugenden alle „mit Macht" vollendet. Daher die Heiligen des Mönchthums, die innerlichen Seelen und die Lieblinge Gottes in den Klöstern.

Nur auf Eines wollen wir hinweisen, auf den Geist des Glaubens. Daß bei Mönchen, die den besten Theil ihrer Zeit und Kraft darauf wenden, im Chore Psalmen zu singen, gleichviel ob ein menschliches Ohr lauscht oder nicht, daß bei solchen gewöhnliche Rücksichten und menschliche Berechnung wenig genug in's Gewicht fallen, begreift sich. All' ihr Tagewerk bewegt sich um unsichtbare Dinge, all ihr Interesse ist hingegeben an zukünftige Hoffnung. Von der Liebe Christi gedrängt, haben sie das Mittel gewählt Ihm zu dienen, das der kurzsichtige Verstand am wenigsten begreift, das seiner Erfolge am seltensten sich bewußt wird, das der Selbstliebe gar keinen Raum läßt. Sie haben sich als Scheiter auf den Altar legen lassen, und wollen nichts, als daß es brenne. Sie brauchen kein Resultat vor den Menschen, sie fürchten Keinen, verlassen sich auf Niemanden, als auf Gott allein. Gott allein spricht zu ihnen aus den Worten des Psalters, aus den Tönen des Chorals, aus den Weihrauchwolken und dem verhüllten Tabernakel — Er führt ihre und seine Sache.

Diese Gewöhnung des gläubigen Gottvertrauens — sagen wir der Gottvertraulichkeit, die zu Gott spricht, wie Gott zu ihr — drückte dem Geiste und Wirken des ächten Mönches den Charakter auf. Ihm war die Kirche die in überirdischem Glanze leuchtende Braut des Herrn, und er verstand nicht, wie man für sie zagen, ihr mißtrauen möge, wie man ihre lichte Schönheit bemäckeln, ihre Wundermacht verkennen, ihre Wahrzeichen isoliren wolle. Ihre Lehrentscheidungen, ihre Lieblingsandachten, ihre disciplinäre Fortentwicklung nahm er nicht bloß an, nein er wußte sie vor-

Ausbruch langverhaltenen Jubels und dabei doch gelassen und stark, wie lauter Gesetz und lauter Freiheit! Wer diese Gegensätze zu vereinigen weiß, der mag sich das Chorgebet von Beuron vorstellen und — es nachahmen. Doch nicht von der Kunst des Gesanges reden wir hier, vielmehr die ascetische Bedeutung dieses Chorgebets sollen wir zu würdigen suchen.

Also, wie angedeutet, der gemeinsame Gottesdienst galt den alten Mönchen als ihre eigentliche Beschäftigung und das vornehmste Mittel ihrer Heiligung und stand daher überall in principio laetitiae[1]). Ihr Gehorsam und ihre Bruderliebe, ihre freudige Erfüllung der evangelischen Räthe, all' ihre Bußstrenge und Tugendübung gewann Norm und Weihe, Ausdruck und Vollendung in der glorreichen Vorausnahme des ewigen Alleluja. Betrachtung wie Studium, das ganze Leben war getragen von den Gedanken des heil. Officiums, das wie Wellenschlag Alles in seine Kreise zog. Außer dem Chore, wie in demselben athmete die Haltung und die Rede dieser angeli assistentes Würde und feierliche Klarheit; da war nichts profan.

Die Theologen lehren wohl, daß ähnlich wie die Erleuchtungen und Gnaden von Gott durch Vermittlung stufenweise bis zu uns herniedersteigen, so auch unsere Gebete und guten Werke von höheren Intelligenzen gleichsam wiederum zusammengefaßt und durch stärkere Gnadenströme verklärt werden, und die heil. Schrift zeigt uns vor dem Throne des Lammes die Aeltesten mit Cythern und Schalen, darinnen die Gebete der Gläubigen. Als solche Brennpunkte, in denen sich die Strahlen von oben bis unten kreuzen und bedingen, sind uns stets die betenden Genossenschaften erschienen; bewußt oder unbewußt stehen Viele, ja Alle unter der doppelten Attraktionskraft solcher Centren. Aber die Fülle dieser Kraft, die stärkste Gluth condensirt sich eben in

1) Wie schön erfüllt sich da, in neutestamentlichem Geiste, Jos 13, 14!

schreiten, so predigt und heiligt er — nicht bloß auf unsichtbare Weise, durch's Gebet, sondern auch offenbar durch sein Beispiel, durch seine seltene Existenz. Tausende, welche zum Kloster kommen, und Hunderttausende, welche von ihm hören, fühlen sich in tiefster Seele erhoben und getröstet ob der Nähe dieser wie im unmittelbaren Solde Gottes stehenden Menschenschaar, und sie möchten mit ihnen beten und mit ihnen dulden, und aus gegenseitiger Fürbitte spinnt sich ein goldenes Netz, segnend und schützend, über weite Länderstrecken. Die in's Kloster, in die Kirche gekommen, erzählen zu Haus von der Schönheit des Gottesdienstes, von den feierlichen Zügen, von den himmlischen Gesängen — und wie die Mönche trotz der schweren Zeit, nicht betrübt sind und nicht verzagen. Da sah ich Priester, welche in Beuron die kirchlichen Ceremonien und ihr Brevier wieder lieb gewonnen, zumal wenn ihnen ein Mönch, in den Exercitien, Bedeutung und Sinn der Psalmen und Legenden erklärt hatte, und die zu Haus angekommen, ihre des heiligen Eifers für Gottes Haus entwöhnten Gemeinden für den Glanz des Cultus, für Herstellung der Kirche zu entflammen wußten. Und wie die Armen an der Klosterpforte ihre Suppe und ihr Almosen fanden, so dort Künstler und Musiker Lehre und Beispiel, Knaben Unterricht; an Glauben oder Beruf zweifelnde Studenten schöpften neue Begeisterung, wahrheitsuchende Protestanten erkannten, am Accent der Autorität, die Stimme der Kirche, Gläubige und Priester jeden Ranges empfingen, sei's in Predigt und Beichtstuhl, sei's im Sprechzimmer oder in einsamer Zelle, Rath und Trost. Viele haben sich in den Concilienwirren, durch mündlichen oder schriftlichen Verkehr, an der ebenso klaren als maßvollen Haltung des Klosters stets orientirt. Bruderschaften und Vereine zu leiten, Bücher und Zeitschriften zu vertheilen, kein Mittel des Seeleneifers entging den Mönchen in ihrer Clausur.

Doch nicht genug damit. St. Benedikt selbst, ob er

gleich in seiner Regel fast nur von Handarbeit zu reden scheint (man denke an die Messalianer alter Zeit und an die emancipirten Neger Amerika's, welche jetzt, nach Zeitungsnachrichten, sich am liebsten als „Reverends“ beschäftigen), St. Benedikt selbst hat, so berichtet Gregor der Große, von Monte Cassino aus Missionsreisen unternommen, und sein Orden, der alle christlichen Nationen Europa's entweder bekehrt oder im heil. Glauben erst befestigt, hat damit nicht etwa seine Aufgabe überschritten oder verfehlt. Die Mönche von Beuron haben nicht versäumt, die von ihnen gegebene Anregung auch selbst, wo thunlich, auswärts zu vertreten. Wir haben sie als Missions- und Festredner, als Beichtväter und vorübergehend als Seelsorger in unseren Pfarrkirchen und Domen gesehen, wir sahen sie vor Alumnen und vor dem Klerus, in Männer- und Frauenklöstern Exercitien halten. Nur das Uebelwollen der Regierungen setzte ihrem Eifer in den letzten Jahren Schranken. Daß Abt Maurus in erster Linie auf der Freiburger Erzbischofsliste stand, ist bekannt. Die Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes ist viel umfassend; vergessen wir zunächst nicht, daß er eben die Seele von Beuron ist. Auch von ihm haben Fürsten gesagt, was Heinrich III. von Hildebrand: „nunquam se audisse hominem cum tanta fiducia verbum Dei praedicantem.“ Und, wie Paul von Bernried sich an derselben (I. 6) Stelle ausdrückt: „Probatissimi quoque episcoporum admirabantur in verbis gratiae quae procedebant de ore ejus.“ Die Schriften des Abtes, zumal das noch der Vollendung harrende Psallite sapienter, wurden nicht Wenigen ein Ferment der Wiedergeburt. Von den Kunstwerken der Beuroner Schule sind, obwohl man sich zumeist auf das Kloster selbst beschränkte, einzelne über dessen Mauern hinaus, in Original oder Vervielfältigung bekannt geworden und haben mannigfach angeregt und geweckt. Für den Aufschwung kirchlichen Gesangs in Deutschland ist das Büchlein: „Choral und Liturgie“ bedeutsam geworden.

So hat das schwäbische Kloster ein Jahrzehnt gestanden ein Wacht- und Signalthurm am Wege nach Rom, μὴ δόλιον ἀστέρα λάμψας. Die heilige Flamme verlischt — nicht doch, die Wächter flüchten sie in ferne Länder, und das Glockenspiel auf der Warte verweht im Sturmgeheule. Custos quid de nocte?

V.

Sollen wir nun noch versuchen, die Weise unserer Mönche im Einzelnen zu beschreiben? Derart ist ja schon Manches kund geworden, und nachdem wir gezeigt, daß die in Beuron weder wesentlich Gelehrte noch wesentlich Musiker noch Künstler noch gar Capitalisten sind, sondern arme Mönche und Männer des Gebets, dürfen wir das Lob dessen was sie geleistet, getrost Andern überlassen. Und wie sollten wir den Gottesdienst in der Abteikirche beschreiben, bei dem das Volk die Bücher zu schließen pflegte und ein Stück Himmel in's alltägliche Leben herabgefallen glaubte? Eher möchten wir von der Gastfreundschaft ein Wort sagen — doch auch da vermag unsere Schilderung nicht auszudrücken, welch demüthige Höflichkeit, welche lächelnde Heiterkeit, welche zuvorkommende Bereitwilligkeit uns im Kreise der strengen Mönche allum begegnete. Wahrlich, daß vollendete Kraft nicht Starrheit ist, daß unerbittliche Abtödtung sich nicht zur Schau trägt, das ist uns nie so klar geworden. Als Gäste hatten wir so manche Gelegenheit, zu beobachten und den Geist der Discretion, die sanfte Gewalt der wahren Ascese zu bewundern.

Von den Studien der Benediktiner und den Vorlesungen im Kloster wollen wir nicht reden, so lange es den zunächst Betheiligten nicht selbst an der Zeit dünkt, gereifte Früchte mitzutheilen. Aus dem bereits Gesagten wird der Fachmann schon entnommen haben, welcher Richtung etwaige Schriftsteller dieser Congregation angehören würden — oder besser, Niemand, dem's um die Kirche ernst ist, kann sich in unseren Tagen mehr anders stellen. Aeußere Schulen ein-

zurichten hatte aus mehreren Gründen noch nicht an der Zeit geschienen.

Die Künstler sind nach und nach, ungerufen und unerwartet, in's Kloster getreten. Freilich haben die alten Abteien auch den Künsten mehr als bloß ein Asyl gewährt; wir möchten hier, zur besseren Erkenntniß dessen was sie für die Förderung derselben gethan, auf das verweisen, was Viollet le Duc (Entret. VII. 258 f.) über Clugny's Kunstschule, wenn auch nicht ohne Vorurtheil, schreibt. Aber wo hätte man in unseren Tagen daran denken können, eine umfassende Kunstschule im Kloster zu gründen? Abt Maurus beabsichtigte sicher nichts weniger. Gott hat hier, sowie in Anderem, den Willen und das Vollbringen verliehen. Wenn sich dann auch in den ersten Schöpfungen der aus verschiedenen Schulen kommenden Meister noch ein gewisses Suchen und Tasten verräth — „l'habito dell' arte e man che trema“ — so stört uns solches nicht; der Platz der Beuroner Arbeiten ist von nun an in der Kunstgeschichte gesichert. Was Alles ein weiteres Gedeihen verbürgt, brauchen wir nach unserer ganzen Ausführung nicht mehr zu sagen; nur das sei angedeutet, daß die Liturgie, in der allein die Kirche ihre Anschauungen vom Schönen, Intuitionen ihres verklärten Seyns, körperlichen Formen aufgedrückt, unsern Mönchen als Vorbild und Schule dient. Dort suchen sie, Maler, Bildhauer, Architekten, zu lernen, Ewiges in vergängliche Schalen, Unsichtbares in sinnliche Gebilde zu fassen. Damit ist selbstgefälliger Dilettantismus und jene gutmüthige Subjektivität, welche, nach Böhmers Beobachtung, alle geistige Erhebung der Klöster vereitelt, in der Kunst wie in allem Andern ausgeschlossen.

Dieß letztere möchten wir besonders in Bezug auf den Choral geltend machen. Der Gesang in den Klosterkirchen sollte nicht der gedemüthigten Weltlichkeit und Sinnlichkeit, dem falschen Freiheitstrieb gleichsam ein Luftloch seyn. Er sollte die Ascese, die Disciplin nicht lockern, sondern fort-

setzen. Die Mönche alter Zeit verstanden eben Freiheit und Autorität nicht als Gegensätze (vergl. St. Bernh. de gratia et lib. arb. 14, 47). Für sie war lex lux. Gesang und Kunst und Studium und Seelsorge mußte ihnen Heiligung und Gebetsübung seyn, nicht bloß geduldet oder äußerlich getragen, sondern belebt und bis in's Innerste durchweht vom Geiste des Gehorsams. Und weil die Kirche nie eine andere Kirchenmusik befohlen oder vorgezogen — und weil der Choral einzig Schöpfung und Lebensnahrung der alten Heiligen und Mönche, allein die Worte der Liturgie vollkommen zu ihrem Rechte kommen läßt, allein Hohen und Geringen, Weisen und Einfältigen unmittelbar verständlich ist, und endlich ohne Schein und Raffinement der Kunst die höchste Kunst ist: darum haben sich die Mönche in Beuron vom heil. Vater in Rom die ehrenvolle Verpflichtung auferlegen lassen, stets nur lateinischen Choral zu singen. Wie viel die heil. Kirche sonst, Anforderungen aller Art entgegenkommend, in dieser Beziehung duldet, ja bis zu einem gewissen Grade begünstigt, das wissen unsere Benediktiner wohl, und ihrem fein gebildeten Geschmack liegt nichts ferner als „musikalischer Ikonoklasmus", aber sie, persönlich, haben sich nur das höchste Ziel gesetzt, sie wollten nur den ganzen Gedanken der Kirche, ohne Mischung und ohne Abschwächung, ausdrücken. Und daß sie daran Recht gethan, davon hat uns, wenn nichts Anderes, unser armes, unwissendes Volk überzeugt.

Wie man sieht, arbeiten in Beuron Gelehrte und Musiker und Künstler, unter dem Einfluß Eines Gedankens, wesentlich in derselben Richtung, ja noch mehr, sie arbeiten zusammen und unterstützen sich gegenseitig. So aus Gleichartigkeit und Wechselwirkung der verschiedenen Strömungen stammend, organische Erzeugnisse lebendig gebundener und verbundener Kräfte, tragen alle Hervorbringungen Beuron's einen Stempel ursprünglicher Fülle, Eintracht und Rundung, wie das Kloster selbst. Die Seele des Beschauers, ob sie das Ganze sieht oder die Theile, überkommt es wie eine Ahnung

von der Einigung der Tugenden in der vollkommenen Seele, nach dem Bilde der Gottheit, „eternalmente rimanendosi una.“

VI.

Ob auch der ausgedehnte Orden St. Benedikts sich überall des neuen Lebens genugsam bewußt ist, das in einzelnen seiner Glieder pulsirt — Beuron steht, obwohl nach allen Seiten hin exempt, keineswegs gänzlich allein — wagen wir nicht zu beurtheilen. Doch sagte man uns vor Jahren in Monte Cassino und in St. Paul zu Rom, daß man in Klöstern, wie Solesmes und Beuron, die Hoffnung des Ordens erblicke und lieber gleich denn später in ihre Bestrebungen eingehe. Auch sahen wir in Beuron öfter fremde Benediktiner; von den Exercitien, welche die Väter in anderen Klöstern hielten, sprachen wir oben. Doch auch in dieser Beziehung weiß man in Beuron zu warten, man hat keine Prätensionen, keine Gelüste sich geltend zu machen — im Gegentheil; wohl aber eine große heilige Liebe zum Orden und zu seinem Berufe in der Kirche.

Auch der weibliche Zweig des Ordens würde mit der Zeit gewiß in Deutschland, wie bereits in Frankreich, unter dem Einfluß dieses Geisteswehens neue Blüthen getrieben haben. Nun aber müssen wir auch diesen Wunsch opfern oder verschieben.

Was sollen wir zum Schlusse sagen? Wir sind bereits gewöhnt, trockenen Auges dem Werke der Verwüstung im Vaterlande zuzuschauen. Die Eichen werden mit Gewalt entwurzelt, die schwächeren Bäume sollen nachfolgen, und der eisig kalte Nord streicht bald ungehindert über die erstarrende Gottesau.

Nur Eins! Die Beuroner Mönchsfamilie hat in den letzten Monaten, bereits der staatlichen Auflösung verfallen, fast mehr Novizen als sonst anklopfen sehen. Für Haß und Ausstoßung und Noth sind ihr Liebesgaben und Anerkennung und Fürbitten in gesteigerter Fülle zu Theil geworden. So leiden Gottes Schöpfungen! Die Brüder scheiden ohne

Bitterkeit, ohne Zagen. Aber wir Deutsche im Vaterlande, werden wir auch ferner an ihrem Werke mitzuwirken, theilzunehmen berufen seyn?

D. P.

LX.

Zur mittelhochdeutschen Literaturgeschichte.

(Der Kürnberger. — Walther von der Vogelweide. — Leutold von Saeben. — Hartmann von Aue.)

Viele freundliche Pflege, theilweise mit kritischer Beleuchtung und historischen Untersuchungen, ist neuerdings den Dichtern des deutschen Mittelalters, insbesondere den sogenannten Minnesingern zu Theil geworden. Während W. Storck ein „Buch der Lieder aus der Minnezeit"[1]) auf culturhistorischer Grundlage auswählte, ordnete und in unser heutiges Idiom übertrug, wagte sich sogar ein englischer Uebersetzer A. E. Kröger an dieselben, indem er eine tüchtige Auswahl in diese stammverwandte Sprache kleidete[2]). Das Unternehmen gelang ebenso glänzend, wie das Beginnen Longfellow's, der zuerst S. Dach's „Aennchen von Tharau" und einen Theil von Logau's „Sinngedichten" übersetzte; Hr. Kröger hat Metrum und Strophenbau beibehalten und nicht selten auch den Geist, Ton und Hauch des Originals trefflich wiedergegeben.

Während solches in der neuen Welt geschah und die

---

1) Münster 1872 bei A. Russel. XXVI. 399 S. 12.

2) The Minnesinger of Germany. By *A. E. Kroeger*. New York, Cambridge & London 1873. 284 S. 8.

Lieder unserer deutschen Minnerlein die Herzen der sonst so prosaischen Yankees erobern sollten — in wieferne dasselbe wirklich gelang, darüber liegen uns freilich keine weiteren Berichte vor — drohte in der alten Welt der alte Streit über das Nibelungenlied wieder in einen neuen Brand aufzulodern: wie weit nämlich der vielangefochtene Kürnberger die Hand mit im Spiele hätte. Während Dr. Karl Vollmöller mit berserkerhaftem Ungestüm in seiner Preisschrift[1]) allen Antheil des genannten Dichters an dem großen Epos läugnete und in der übellaunigen Hitze des Federkrieges bereit gewesen wäre, nicht allein die wenigen lyrischen Lieder diesem Sänger abzusprechen, sondern auch dessen Namen und Existenz in Frage zu stellen, wobei er sich zu der heiteren Aeußerung verstieg, daß die Nibelungen gar keinen Verfasser gehabt hätten (S. 8), also vielleicht aus dem prähistorischen Pfahlbauten-Urschleim sich von selber heraus verdarwinisirt haben müßten: gab Dr. Hermann Fischer mit objektiver Ruhe und klar gesichtetem Material eine so überzeugende Darlegung der seit Lachmann angeregten Untersuchungen[2]) und nahm den guten Kürnberger so geschickt in seinen Schutz, daß aller weitere Hader, wenigstens vorläufig, beigelegt seyn dürfte.

Die Wärme, mit welcher neuestens die Heimath-Frage Walther's von der Vogelweide in Tyrol angeregt wurde, sollte natürlich auch einem fleißigen Studium des Dichters förderlich werden. Indessen stehen die Früchte davon immer noch zu erwarten. Denn mit Reden, Singen, Essen und ähnlichen Dingen wird bekanntlich nur öffentliche Meinung gemacht. Daß der bei Waidbruck (nächst Klausen) gelegene „Vogelweiderhof" die wirkliche Heimath des süßen Liedermundes gewesen, ist jedoch urkundlich noch immer nicht be-

1) Dr. Karl Vollmöller: Kürenberg und die Nibelungen. Stuttgart 1874.

2) Dr. Hermann Fischer: Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Leipzig 1874

wiesen und das Ganze bleibt vorerst eine schöne, anziehende und löbliche Conjektur. Dabei erinnerte man sich des benachbarten Leutold von Säben, zu dessen Gedächtniß am 3. Oktober 1875 auch eine Tafel enthüllt wurde, wobei einige junge begeisterte Verehrer Walther's die klangreichen Lieder Leutolds mit pietätvollem Anschlusse an das Original in's Neuhochdeutsche übertrugen[1]).

Einer weniger geräuschvollen, aber tiefer gehenden Aufmerksamkeit erfreute sich Hartmann von Aue. Nachdem Feodor Bech zuerst den „Erec", dann die Lieder, die beiden „Büchlein", den „Gregorjus" und den „armen Heinrich", zuletzt auch noch den „Iwein" (im 4—6. Bande der deutschen Klassiker des Mittelalters. Leipzig 1867—69) mit Einleitungen, Wort- und Sacherklärungen und den gehörigen Wortregistern kritisch herausgegeben hatte, erschien noch die zweite Auflage von M. Haupt's Ausgabe des Erek, Leipzig 1871 (die erste schon 1839), ferner eine neue Ausgabe des „armen Heinrich" nebst sechs „Liedern" durch Bernh. Schulz (Leipzig 1871). Interessant ist gleichfalls die Wahrnehmung, daß eine Anzahl jüngerer Germanisten mit Studien über einzelne Werke unseres Dichters die höchste akademische Ehre errangen. So Dr. Herm. Mushacke in Rostock mit seiner Abhandlung über „Keiü der Kätspreche[2]) in Hartmann's von Aue Erec und Iwein" (Berlin 1872. 40 S. 8.), ferner Franz Settegast, welcher den Iwein[3]) mit der französischen Vorlage unseres Dichters

1) Gedichte Leutold's von Säben. Festgabe zur Leutoldfeier in Klausen 3. Okt. 1875. Bozen (Verlag des Waltherdenkmal-Comité) 17 S. 8.

2) Kätspreche = Einer der Schlechtes von Anderen spricht, d. h. ein Läster er, Verläumder.

3) Die erste Ausgabe des Iwein „zugleich in heutiger Mundart, mit Einleitung und Glossar" veranstaltete 1776—86 zu Wien in 2 Bänden der Geschichtsforscher und Schriftsteller Karl Joseph Michaeler. Als Beispiel wie Herr Michaeler übersetzte, mag folgende Probe dienen. Wenn es Vers 2717—23 heißt:

glich (Marburg 1873), eine Untersuchung deren Ergeb- unserem Hartmann nur zur Ehre gereicht. In ein- endster Weise beschäftigte sich Dr. Fr. Lippold „über Quelle des Gregorius" (Leipzig 1869). Durch sorgsame gleiche kommt Hr. Lippold darauf, daß (was übrigens h schon A. Holtzmann in Pfeiffer's Germania 1856 S. 3 vermuthete) Hartmann nach der altfranzösischen, von tor Luzarde aufgefundenen und (Tours 1857) heraus- ebenen „Vie du pape Grégoire le Grand" gearbeitet habe[1]). rtmann arbeitete nach dem fremden Vorbilde, aber gerade elbstständig und originell, wie, um uns einer noch wenig bachteten Analogie zu bedienen, Clemens Brentano aus „Pentamerone" des Neapolitaners Giambattista Basile 1637) seine goldenen deutschen „Märchen" schuf.

Diu maget hiez Lûnete,
diu sô bescheidenlichen tete
daz si von grôzer herte (Noth)
hern Jweinen nerte
mit ir vil guoten witzen.
Zuo der giene er sitzen
und genâdet' ir vil sère...

so gibt das Michaeler ganz im Haarbeutelstyl seiner Zeit: „Zu der Jungfer Lunete mit Nahmen, die sich durch ihr so vernünftiges Betragen ausgezeichnet hatte, daß sie den Herrn Iwein mit ihrem sündigen Witze in so beschwerlichen Umständen rettete, ging Herr Gawein in die Visite und dankte ihr oft recht sehr!"

1) Den Gregorjus publicirte bekanntlich zuerst Greith in seinem Spicilegium Vaticanum (Frauenfeld 1838). Die neueste Schrift von Jos. Egger: „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorjus Hartmann's von Aue" (Graz 1872) ist uns leider nur aus Zingerle's Vorrede zu den beiden Legenden bekannt geworden, welche derselbe einer dem Anfang des 15. Jahrhunderts entstammenden Tyroler-Handschrift vom „Winter-Theile des Lebens der Heiligen" entnahm: „Von Sant Gregorio auf dem Stain und von Sant Gerdraut." Innsbruck 1872. (Festgabe zum 50jährigen Priesterjubiläum seines Oheims, des hochverdienten P. Pius Zingerle, am 28. Oktober 1872). Eine neue, auf wiederholter Vergleichung

Werthvoll sind auch Lippold's Untersuchungen „zur Geschichte der Legende." Hr. Lippold glaubt, daß dem Dichter die ursprüngliche Oedipus-Sage nicht bekannt gewesen, sondern ihm nur eine, zwar griechische, aber schon entmythisirte und verflachte Fassung vorgelegen sei. „So halte ich den Anschluß der Gregoriuslegende an die Oedipus-Sage für möglich, da ich die bedeutende Veränderung derselben jetzt der greisenschwach gewordenen Volkserzählung des Alterthums zurechnen kann" (S. 53), nur mußten „bis zur Romantisirung der Sage noch weitere Züge geschwunden seyn", wofür wir freilich ohne alle bestimmten Zeugnisse bleiben.

Warum gerade Aquitanien der Schauplatz dieser wunderlichen Sage seyn soll, sucht Hr. Lippold beiläufig zu erklären (S. 59): „Von hier aus machten sich von der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts an bedeutende sociale, geistliche und poetische Einflüsse nach Nordfrankreich geltend. Neben üppiger Lebenslust gedieh hier strenge Ascese, neben dem ernsten Cluniacenser scherzte der Jongleur, von hier aus zogen Sänger nach dem Norden, kam nachdrückliches Verlangen nach dem Gottesfrieden. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn gerade in dieses Land eine Geschichte verlegt wird, die den Gegensatz von ausgelassenem Leben und strengster Bußübung abspiegelt." Der Name des Papstes scheint dann einen weiteren Fingerzeig zu geben, wann das Gedicht seine neue Gestalt gewann. Denn auch das französische Werk weist auf eine frühere Vorlage hin.

Die Vermuthung, daß der Stoff unserer Dichtung in einer uralten Vorzeit wurzele, aus welcher sich die griechische Oedipussage ebensogut wie andere Legenden unabhängig entwickelten, scheint durch die vergleichende Naturgeschichte der Mythe festen Fuß zu gewinnen. Einen verwandten Vor-

---

aller bestehenden Handschriften gegründete Textausgabe des Gregorjus veranstaltete Hermann Paul (Halle 1873) mit trefflichen Anmerkungen.

[redacted]

wurf gleich dem Gregorjus behandelt (wie unseres Wissens zuerst Greith in s. Spicilegium S. 159 bemerkte) die Legende vom heil. Albinus und eine serbische Erzählung vom Fündling Simon; von derselben Geschichte singt auch ein serbisches Volkslied. Nach einer russischen Sage ist das Unglückskind ein Sohn des Zaren, während im tiefen Süden ein sicilianisches Märchen die ritterlichen Verhältnisse durchweg in bürgerliche und volksthümliche abgeschliffen hat[1]).

Aber nicht allein auf die Werke, sondern auch auf die äußeren Lebensverhältnisse des Dichters erstreckten sich die Untersuchungen. Damit befaßte sich sogar ein Mitglied der gleichnamigen und wohl auch versippten Familie, Freiherr H. E. von Ow (in der Germania XVI. 162 ff.), außerdem Fr. Bauer, und zuletzt in eingehendster Weise der durch seine gründliche Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen und der Grafen von Zollern-Hohenberg rühmlichst bekannte Professor Dr. Ludwig Schmid in Tübingen[2]).

Dr. Schmid unterscheidet sich von seinem landsmännischen Vorgänger in einer immerhin bedeutenden, aber höchst subtilen Weise. Während Freiherr von Ow (gegen F. Bauer, welcher die Heimath des Dichters im Breisgau suchte) die Behauptung aufstellte, Hartmann sei seines (des Freiherrn) Geschlechts, dabei ein freier Herr im alten Sinne des Wortes gewesen, und seine (des Herrn Baron von Ow) Ahnen hätten somit zu den Dynasten des alten Schwabens gehört, gipfeln

---

1) Sicilische Märchen, gesammelt von Laura Gonzenbach, mit Anmerkungen von R. Köhler, herausgegeben von O. Hartwig. Leipzig 1870.

2) Des Minnesängers Hartmann von Aue Stand, Heimat und Geschlecht. Eine kritisch-historische Untersuchung von Dr. Ludwig Schmid. Tübingen 1875, bei Fr. Fues. XII. und 200 S. 8. Mit höchst werthvollen Beilagen und urkundlichen Belegen im Anhang (S. 149—197). Die Schrift ist „dem Andenken Ludwig Uhlands" gewidmet.

Dr. Ludwig Schmid's Resultate in diesem Ausspruch: will der Freiherr von Ow den Hartmann unter seine Ahnen zählen, so muß er seine Behauptung fallen lassen, dieselben seien Freiherren im alten Sinne des Wortes gewesen; will er aber gleichwohl an derselben festhalten, so hat er für seine Person auf die Ehre zu verzichten, den schon von seinen Zeitgenossen hochgeachteten Minnesänger unter seinen Ahnen glänzen zu sehen. Darin aber stimmen beide Forscher überein, daß Hartmann, ebenso wie der kriegskundige Minnesinger Albert von Hohenberg-Haigerloch-Rotenburg vom Grafenstamme Zollern, dem Schwabenlande angehört und eine wahre Zierde desselben sei.

Das Verdienst, die Heimath unseres Dichters zuerst mit einer gewissen instinktiven Sicherheit bestimmt zu haben, gebührt dem Münchener Dr. Karl Roth, welcher im fünften (Ergänzungs-)Heft seiner „kleinen Beiträge" I. Band S. 212[1]) die Vermuthung aufstellte, die Heimath Hartmanns könnte am obern Neckar, in der Gegend der k. württembergischen Oberamtsstadt Rottenburg gesucht werden; Roth schien sogar geneigt, das katholische Pfarrdorf Obern-Au am linken Ufer des Neckar für den Wohnsitz unseres Dichters in Anspruch zu nehmen. Zu derselben Annahme kommt nun wirklich auch Herr Dr. Ludwig Schmid auf weiten Wegen nach gründlichster Untersuchung: nämlich daß Hartmann, welcher keiner Freiherren-Familie entstammte, nach einer seinem Dienstherrn angehörigen Besitzung sich benannte, mit anderen Worten also, daß der

1) Der Titel lautet: „Kleine Beiträge zur deûtschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung, herausgegeben von Dr. Karl Roth." Davon liegen (München 1850–1870 bei Finsterlin) zwanzig Hefte vor, welche 4 Bändchen bilden, einen wahren Schatz von Beobachtungen, Entdeckungen und Fundstücken enthaltend, deren weiterer Verbreitung und Anerkennung nur die eigenartige Schreibweise des Verfassers, dessen grillenhafte Nergelei und colossale Geschmacklosigkeit des Vortrags hindernd im Wege standen. Trotzdem sind einzelne Hefte in zweiter verbesserter Auflage erschienen.

Dichter, der sich immer als Dienstmann erklärt, höchst wahrscheinlich dem Geschlechte der schwäbischen Ritter von Owe (Obernau bei Rotenburg am Neckar) angehört habe. Deßhalb verbreitet der Verfasser sich auch gleich Eingangs in einer sorgfältigen Untersuchung über die Stellung der Dienstmannen (Ministerialen), welche immerdar zum Adel zählten. Auch Walther von der Vogelweide muß einer solchen Familie des niederen, immerhin aber freien Dienstadels entsprossen seyn.

Eine bestimmte Zeit, wann der schwäbische Dichter geboren sei, festzustellen, blieb unserem Forscher leider verwehrt. Dagegen führt er uns auf die Burg, das „hûs“ (S. 140 ff. und 199) wo der Knabe seine ersten Jahre verbrachte, mit Bogen und Armbrust auf Vögel schoß, mit seinen Kameraden „klimmen“ lernte und, ebenso wie Ulrich von Lichtenstein von sich berichtet, auf Stecken ritt. In der Klosterschule der Reichenau muß er später seine Erziehung und gründliche Bildung, wodurch er die meisten seiner Zeit- und Standesgenossen überragte, erhalten haben, so daß er nicht mit Unrecht von Einigen „der wîse Hartmann“ genannt wurde. Er konnte, was sonst die Wenigsten unter ihnen, nicht einmal der vorgenannte Lichtensteiner konnte, lesen und schreiben, er kennt die Grammatik (der lateinischen Sprache) genau und weiß in seiner anmuthigen Schilderung im „Gregorjus“ (Vers 986—1026) ausführlich zu erzählen, wie es in einer solchen Klosterschule zuging. Ebenso sicher aber ist es, wie er offenbar von sich selbst im „Gregorjus“ (Vers 1410 ff.) berichtet, daß früh das ritterliche Blut in ihm lebendig wurde, daß er, wenn man ihn noch so „sêre ze den buochen twang“, doch schon in Gedanken turnierte. Seine Phantasie schwang den Schild und saß hoch zu Roß, der Griffel wurde zum Speer, die Feder zum Schwerte, so flog sein Herz von den Büchern weg. Die Stelle ist von packender Plastik, sie folgt hier; die etwas freie Uebersetzung mag der gütige Leser entschuldigen:

Was ich weiß von Gelehrsamkeit
Das reuet mich zu keiner Zeit,
Ich wüßte lieber davon mehr.
Doch wie man mich auch noch so sehr
Bisher zu all' den Büchern zwang:
Im Geist ich stets auf's Roß mich schwang,
Wenn man mich bei den Büchern wähnte,
Wie sehr sich all' mein Herze sehnte,
Und mein Gedanke spielte
Mit einem guten Schilde!
Auch trug ich immerdar Begehr
Für einen Griffel zu dem Sper,
Und für die Feder zu dem Schwerte,
Darnach ich immerdar begehrte.
Nichts konnte so mein Herz beglücken,
Als wenn ich saß auf Rosses Rücken
Und meinen Schild zu Halse nahm
Und meinen Sper, wie es zukam,
Wohl unterm Arm kunstfertig schlug
Und mich das Roß in Sprüngen trug:
Die Beine neben der Mähne flogen,
Ich saß im Sattel schön gebogen,
Als wenn ich wär gemalet da
Von Einem, der mich sitzen sah.

Und so hat ihn wirklich der Maler der Weingartner Liederhandschrift (deren Bilder vielleicht noch dem Ende des 13. Jahrhunderts angehören) und nach dessen Vorbild der Künstler des sogenannten Manessencoder abconterfeit: den Helm mit der phantastischen Vogel-Zimier über das Haupt gestürzt, den Schild mit den drei Adlerköpfen, die auch auf der langwallenden Decke (coverture) des dahinsprengenden Rosses (ors) wiederkehren, vor der Brust, die lange Lanze eingelegt, mit fliegenden fest in den Bügeln stehenden Beinen: so saust der Herr als lebendiges Bild und treffendste Illustration des ritterlichen Lebens fröhlich dahin! Da er somit keinen klösterlichen Beruf (des muotes niht ein klôsterman) fühlte, kam er als „garzun“ oder Jungherr, oder wie wir sagen würden, als Page an den Hof seiner Dienstherrschaft,

wo er zu einer über seinem Stande stehenden Jungfrau, die mit ihm aufgewachsen war, etwa einer Tochter des Hauses Neigung faßte, aber wie er selbst berichtet, in verletzender Weise einen Korb erhielt. Als ihm nun auch sein Herre starb, da hatte ihn die Welt durch beide Erfahrungen also gewendet (umgestaltet), daß sein Sinn wenig darauf gerichtet war. Das kam ihm nun zu gut auf einer Kreuzfahrt, die er, wie man nun allgemein annimmt, im Jahr 1189, also vielleicht im Zuge des Rothbart und etwan im Dienste des Grafen Burkhard I. von Zollern-Hohenberg (S. 58) unternahm, und zwar, wie er selbst versichert, in der ausgesprochenen Intention, das etwaige geistige Verdienst derselben dem Seelenheile seines verstorbenen Herrn zuzuwenden. Auf dieser Fahrt entstand sein Kreuzlied: „Dem kriuze zimt wol reiner muot."

Nach der Rückkehr aus dem heil. Lande, wo Hartmann vielleicht die französische Sprache erlernte, kam er nach „Kärlingen" und in die benachbarten Niederlande, wo der erst noch „tumbe knebt" sich den feinen ritterlichen Ton aneignete. Wie er in seinem ersten „Büchlein" erzählt, habe er von da „einen zouberlist", ein Universalmittel mitgebracht, wie man in dieser Welt glücklich leben könne: man braucht dazu die Kräuter „milte" (freigebige Wohlthätigkeit), „zucht" (den feinen Anstand, das höfische Wesen) und „diemuot" (Bescheidenheit); wer diese drei Kräuter gehörig „tempern" (mischen) kann, der ist schon glücklich, doch gehören „triuwe unde staele" (Treue und Beständigkeit) als weitere „würze" dazu; nimmt man noch „kiuscheit unde schame", so ist der Zauber zuverläßiger Mannheit (gewislichiu manheit) fertig[1]).

1) Das erinnert an eine Strophe des Würzburger Suezkint von Trimberg, welcher, obwohl ein Jude, doch in der Reihe der Minnesinger erscheint und eine achtunggebietende Stelle einnimmt. Er gibt gleichfalls ein Recept zur Bereitung der Tugend-Latwerge, deren Büchse der Leib ist: Mit fünf Pigmenten soll die „latwerie" gemengt seyn, die gut ist gegen die Wunden des Schimpfes und die

Um diese Zeit muß die Minne sein Haupt wieder berührt haben, wir finden ihn im tiefen sehnenden Leid, da er im Gefolge seines Herrn bald da bald dorthin zu fahren hat und des Anblickes seiner Huldin entbehren muß. Es bleibt wie ein Anderer klagt, leider eine alte Geschichte,

„ein altez maere
ein minnerlein ist ein märtyraere ...“

Sein einziger Trost blieb, wenn das sehnende Wehe über ihn kam, ein fröhlich Lied zu singen. So haben Liebe und Sehnsucht, die tausendjährigen Faktoren aller Dichtung, den Quell der Lieder auch aus Hartmann's Brust gelockt.

Die Reihenfolge von Hartmann's Werken gestaltet sich also: Der Erec ging der Zeit nach dem ersten Büchlein voraus; bald darauf entstand die Legende Gregorius; dann wäre das zweite Büchlein zu setzen (welches erst von M. Haupt dem „Ouwere“ zugeschrieben und neuerdings schon wieder, wohl mit Unrecht, unserem Sänger abgesprochen wurde). Kurz auf den armen Heinrich muß das am meisten vollendete Epos Iwein gefolgt seyn, welches wie aus Wolfram's „Parcival“ hervorgeht, vor 1204 schon fertig war. Die Mehrzahl seiner Lieder gehört dann wohl auch in die erste Jugendzeit.

Nach L. Schmid's Ausführung wäre es höchst wahrscheinlich, daß Hartmann im J. 1197 eine zweite Kreuzesfahrt mitgemacht hätte. Sein weiteres Leben bleibt in Dunkel gehüllt. Wir wissen außerdem nur, daß er sich, vielleicht längere Zeit, auch in Franken aufgehalten habe. Um 1207, wo Gottfried an seinem „Tristan“ dichtete, war Hartmann noch am Leben. Die zeitherige Annahme, daß derselbe innerhalb der Jahre 1210—20 gestorben seyn müsse, wird auch von L. Schmid anerkannt.

Alle Zeitgenossen rühmten sein Erzähler-Talent: „In

Sucht der Schande; Treue und Zucht, Milde und Mannheit gehört darein; die Mäze soll es pülvern, dann gibt es einen Balsam (bals) ob allen Speisen: Ehre genannt.

allen seinen Werken, vor allen aber in denen erzählenden Inhalts hat (wie F. Bech hervorhebt) der Autor eine selten übertroffene Meisterschaft rücksichtlich des Styls bewährt." Erreicht hat ihn nach Wackernagels Zeugniß Keiner, und wohl Keiner hat die Erzählung so durchdacht wie er. Das hohe Lob, welches ihm Gottfried von Straßburg ertheilt, der ja selbst als unvergänglicher Meister der Form gerühmt werden muß, ist durchaus gerecht. Wir geben die Stelle im Original, mit Simrock's Uebertragung zur Seite:

Hartmann der Ouwaere,	Herr Hartmann der Auwäre
ahî wie der diu maere	Ahi, wie der die Märe
beide ûzen unde innen	So außen als auch innen
mit worten unt mit sinnen	Mit Worten und mit Sinnen
durchverwet unt durchzieret!	Durchfärbet und durchschmücket!
wie er mit rede figieret	Wie seine Rede zücket
der aventiure meine!	Auf der Aventüre Sinn!
wie lûter unt wie reine	Wie hell und klar von Anbeginn
sin kristallîniu wörtelîn	Sind seine Wörtlein von Krystall
beidiu sint unt iemer müezen sin!	Und bleiben es auch immer all!
si koment den man mit siten an,	Mit Sitten treten sie heran
si tuont sich nâhe zuo dem man	Und schmiegen nahe sich uns an
und liebent rehtem muote.	Und gelieben sich dem reinen Muth
swer guote rede ze guote	Die gute Rede für gut
und ouch ze rehte kan verstân,	Nehmen und verstehen können,
der muoz dem Ouwaere lân	Die müssen Dem von Aue gönnen
sîn schapel unt sin lôr zwî.	Den Kranz und seinen Lorbeerzweig.

Ein vorübergehender Einfall von H. Schreyer[1]) die Heimath des Dichters in Franken zu suchen, entbehrt ebenso sehr einer sicheren Begründung, wie jene Eintags-Conjekturen, welche Walthers von der Vogelweide Wiege in die Schweiz, an die Nordsee oder neuerdings in die Steyermark verlegen zu müssen glaubten.

1) Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Hartmann's von Aue. Berlin 1874.

LXI.

Zeitläufe.

Der Kampf gegen den Militarismus.

Der ursprüngliche Entwurf zu dem Reichspreßgesetz, wie derselbe von Preußen beim Bundesrath eingebracht worden war, enthielt bekanntlich einen Paragraph, welcher in seiner ersten Fassung nichteinmal die bundesräthliche Berathung auszuhalten vermochte, der aber in verschiedener Beziehung sehr bezeichnend blieb für die in den oberen Regionen des Reichs herrschenden Ideen. Dieser Paragraph 20, auch bekannt unter dem Namen „Kautschuk-Paragraph", sollte die Grundlagen der bürgerlichen und staatlichen Ordnung gegen die Angriffe der Presse ausgiebiger als bisher schützen, im Grunde jede Kritik derselben unter strenge Strafe stellen. Als solche Grundlagen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung wurden aber genannt die Ehe, die Familie, das Eigenthum, und auf ganz gleicher Linie — die allgemeine Wehrpflicht.

Vor uns liegt eine Schrift, die als gründlichste Widerlegung dieses Einfalls der preußischen Regierung betrachtet werden könnte[1]). Man mag von der thatsächlichen Institution

---

1) Die Schrift ist betitelt: „Der europäische Militarismus. Von Annuarius Osseg." Amberg bei Habbel 1875. — Derselbe Verfasser, ein sehr fleißiger und tiefblickender Beobachter, hat unter demselben, wie es scheint, angenommenen Namen und im gleichen Verlage vorigen Jahres die Schrift erscheinen lassen: „Der Hammer

der allgemeinen Wehrpflicht gerade soviel halten wie der Feldmarschall von Moltke; immerhin erschien es doch selbst der liberalen Welt mehr als gewagt, ja als barock, gesetzlich feststellen zu wollen: die Ehe ist heilig, die Familie ist heilig, das Eigenthum ist heilig und unverletzlich, die allgemeine Wehrpflicht ist ebenso — heilig und unverletzlich.

Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß hienach der gesammten Menschheit eine der Grundlagen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts gefehlt haben müßte und diese Grundlage erst im Jahre 1813 von Preußen entdeckt worden wäre. Er thut aber noch mehr; er behauptet, daß diese Gründung nicht nur nichts Heiliges hervorgebracht, sondern daß sie vielmehr zum Unheil der Völker ausgeschlagen habe. „Was seit Beginn der deutschen Geschichte zum erstenmale nöthig und entschuldbar gewesen, ein ganzes Volk in Waffen, der allgemeine Wehrzwang, wurde (damals) als bleibende Einrichtung für alle Zeiten beibehalten, und so legte Preußen den Grund zu dem fast allgemeinen Militarismus der Gegenwart.“

Preußen verdankt allerdings den Glanz seiner ganzen neuesten Geschichte dem allgemeinen Wehrzwang, und durch den Gang der zu seinem Vortheil ausgeschlagenen Ereignisse hat es seine eigene fixe Idee allen Völkern Europa's aufgezwungen. Der Verfasser verkennt nicht, daß ihn vorerst ein allgemeines Anathema treffen wird, wenn er gegen diese fixe Idee ankämpft. Er sagt: „Keine Kleinigkeit ist es, gegen ein anerzogenes Vorurtheil zu kämpfen, das in Fleisch und Blut eines Volkes übergegangen ist und von Jedermann ohne

der Freimaurerei am Kaiserthrone der Habsburger.“ Seine Forschungen über die Weltmacht der Loge hindern indeß den Verfasser nicht zu erkennen, was der Liberalismus in der modernen Welt auch ohne diese geheimen Verbindungen geworden wäre. Dafür legt gerade die vorliegende Schrift des Verfassers Zeugniß ab.

weiteres Nachdenken gläubig hingenommen wird. Ein solches Vorurtheil ist die sogenannte Wehrpflicht. Das Wort entlehnte seinen Zauber den Freiheitskriegen gegen den korsischen Usurpator, welcher kaum ein anderes Land gehässiger bekriegt und erniedrigt hatte als unser deutsches Vaterland. Damals erhoben sich die Deutschen in edelster Begeisterung und ruhten nicht eher, als bis der neue Attila auf den Ebenen von Leipzig und Waterloo unrettbar niedergeworfen war. Aber ... die Wehrpflicht, damals ein Bedürfniß des Augenblicks in einem Ausnahmszustande, wurde als dauernde Obliegenheit auch in ruhigen Zeiten anerkannt — eine Meinung auf welcher der Militarismus weiter baute, bis er in der Gegenwart zu jener Alles vernichtenden Ungeheuerlichkeit angewachsen ist."

Wer den Militarismus in der Wurzel angreifen will, der muß allerdings weit zurückgehen, noch hinter die Zeiten der Conscription. Denn schon die Conscription beruhte auf der firen Idee; sie war nur die inconsequente Ausführung der Lehre vom allgemeinen Wehrzwang, und der Militarismus bedeutet nicht nur die maßlose Vermehrung der stehenden Heere, sondern er ist im Princip in jedem gezwungenen Soldaten schon gegeben. Er ist wesentlich die Beschlagnahme der persönlichen Freiheit durch den Staat für den Militärdienst, und man hat Preußen nur deßhalb ganz besonders als den Militärstaat bezeichnet, weil es zuerst und am vollständigsten den Soldaten-Zwang bei sich ausgebildet hatte. Das war im Keime auch bereits die Omnipotenz des modernen oder liberalen Staats. Gegen diese politische Consequenz des Systems hat sich zwar das altpreußische Königthum lange gewehrt; aber dieselbe ist in dem Moment mit voller Wucht eingetreten, wo der nächste Zweck des Militärstaats gegen außen erreicht schien. Man könnte sehr wohl sagen: die jetzt herrschende Gewalts-Aera des preußischen Liberalismus, welcher das Königthum selber in den Hintergrund drängt, sei die unvermeidliche Folge des allgemeinen

Wehrzwangs gewesen und nichteinmal in der freien Wahl eines Reichskanzlers gelegen.

Es ist so, wie der Verfasser sagt, daß schon die Einführung der Conscription von einer neuen Auffassung des Staatsrechts bedingt war. Er drückt das aus mit den Worten: die nächste innere Veranlassung zur Conscription sei die liberale Verquickung von Republik und Monarchie im Constitutionalismus gewesen. „Die Conscription oder der gezwungene Kriegsdienst ist eine Gabe der liberalen Grundsätze an die modernen Völker gewesen. Man wollte aus Partei-Rücksichten ein Bürgerheer, mußte also zu jenem Mittel greifen, das im Namen der Freiheit den Bürger zum Soldatenstande zwingt; und nun hat man sich an diese ungeheure Beschränkung der persönlichen Freiheit in der Berufswahl so gewöhnt, daß ein Zweifel an ihr als politische Ketzerei gilt, und Jedermann hoch und heilig versichert, die Wehrpflicht sei eine der ersten bürgerlichen Obliegenheiten." Der Verfasser hebt mit Recht hervor, wie lebhaft noch bei dem Staatsrechtslehrer von Haller der damals herrschende Sinn für die persönliche Freiheit zum Ausdrucke kam, und wie ihm darum die Conscription als eine ganz unmögliche Neuerung galt. Und doch gab es bei der Conscription immer noch Mittel und Wege durch Stellvertretung dem Soldatenzwange sich zu entziehen, sie war noch nicht die vollendete Confiskation der persönlichen Freiheit.

In der That ist es nicht zufällig, daß heute noch England — und zwar dieses Inselreich allein in Europa — an dem einzig vernünftigen und freiheitlichen System der Werbung festhält und jede Art von Conscription als einen Berufszwang verabscheut, der eines freien Menschen unwürdig sei. Darum ist England auch noch am freiesten von jener modernen Staatskrankheit, welche mit dem Namen der Staatsomnipotenz bezeichnet wird, und welche sich in staatlichen Zwangs-Anstalten aller Art kundgibt wie die verdorbenen Säfte des menschlichen Körpers im Aussatz. Der

Verfasser deutet zunächst auf den Schulzwang und meint, wo die Seele und die geistige Richtung der heranblühenden Generation auf Gnade und Ungnade dem Staat gehöre, da sei die allgemeine Wehrpflicht, die Hingabe des Körpers in den öffentlichen Dienst, nur eine nothwendige Folge. Der Schluß ist aber umgekehrt ebenso wahr. Die endliche Entwicklung aus dem Princip des Militarismus müßte unbedingt dahin führen, daß es auch keine andere Religion mehr geben dürfte als die staatlich vorgeschriebene Zwangs-Religion. In Preußen hat man im „Culturkampf" bereits angefangen auch diese Consequenz zu ziehen; und es ist sicherlich nicht zufällig, daß dieß gerade in Preußen zuerst geschehen ist.

Der Staatsphilosoph des preußischen Militarismus, Professor Lasson, hat es in seiner Schrift über das Völkerrecht — worin er nämlich zeigen will, daß es ein solches Recht nicht mehr geben könne und dürfe — mit dürren Worten ausgesprochen: „Die hohen Ideale von Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit sind nicht für den Staat da." Der Mann hat auf dem preußischen Standpunkt ganz recht; es kann da überhaupt nicht geduldet werden, daß ein Gott in Militärsachen dareinrede; und wenn ich bedenke, bis zu welcher Höhe der Militärgeist jetzt in Preußen gesteigert ist, so begreife ich, wie für sonst ganz ehrbare Menschen das erhabene Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" als ein Gräuel der Insubordination erscheinen kann, die nöthigenfalls mit Galgen und Rad unterdrückt werden müßte. Insoferne sagt der Verfasser ganz richtig: „Durch den Liberalismus ist unser moderner Staat in eine schauerliche Ungerechtigkeit hineingerathen, ist über den Bürger eine Sklaverei gekommen, welche wir nur darum weniger empfinden, weil wir sie von Kindheit an getragen haben."

Wenn man heute gegen den „Militarismus" spricht, so ist das etwas Anderes, als was wir vor wenigen Jahren noch, und insbesondere vor dem deutsch-französischen Kriege, im

Auge hatten bei dem gleichen Schlagwort. Denn damals handelte es sich nur um die Reduktion der stehenden Heere; jetzt dagegen handelt es sich nicht mehr bloß um eine maßlose Vermehrung der Streitkräfte in den stehenden Heeren, sondern um das Princip, mit welchem eine eigentliche Entwaffnung sich gar nicht mehr verträgt. „Wir haben seitdem einen Militarismus über unsern Erdtheil heraufziehen sehen, wie ihn die Geschichte der Menschheit nie und nirgends aufweisen kann. Von nun an galt das preußische Heerwesen als allgemeines Vorbild, hinter welchem kein größerer Staat ungestraft zurückbleiben dürfe, das er, wenn möglich, noch überbieten müsse. Unsere Länder sind seitdem unermeßliche Kasernen, unsere Heere Nationen in Waffen geworden."

Als Napoleon III. kurz vor der großen Krisis den europäischen Kabinetten ein System der Entwaffnung vorschlug, da antwortete Preußen, daß seine Heeresverfassung auf dem Princip der allgemeinen Wehrpflicht beruhe, und daher in Preußen von einer eigentlichen Entwaffnung keine Rede seyn könne. Jetzt befinden sich alle Staaten in dieser Lage. Der Verfasser plädirt deßhalb auch nicht für allgemeine Entwaffnung aus Rücksichten augenblicklicher Opportunität, sondern er greift das Princip des Wehrzwangs direkt an, mit dessen Fall allein der Militarismus dauernd überwunden wäre.

Auf dem gewöhnlichen Wege der Discussion ist dieser Kampf allerdings völlig aussichtslos: das weiß der Verfasser. Das Uebel mit allen seinen Folgen ist bereits der gewohnte Zustand geworden und mit dem Nimbus der Legitimität umgeben. Wo der Militarismus seine ältere Heimath hat, da ist die Gesellschaft schon nach seinem Geiste umgemodelt. Die ideale Richtung im Volksleben, Kunst und Wissenschaft gehen nieder; die edlere Civilität, der feinere Umgangston, die bürgerliche Höflichkeit, die Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen weichen immer mehr aus dem alltäglichen Leben. Der Verfasser bemerkt das Alles ganz richtig, und die

Erscheinung liegt sichtlich dem Gefühle des Fremdseyns zu Grunde, das in Berlin auf uns lastet. Aber eben darum wird das Uebel mehr und mehr wie eine Art Fatum hingenommen und ertragen. In der That ist es nicht zu verkennen, daß der Militarismus das gesammte Volksleben mit einem Geiste durchdringt, der eine verzweifelte Aehnlichkeit aufweist mit dem was man türkischen Fatalismus nennt.

Allerdings weckt die Noth des Lebens da und dort, wie zur Zeit namentlich in Oesterreich, eine wenn auch schüchterne Opposition gegen die äußeren Wirkungen des Militarismus. Aber man verlangt bis jetzt immer nur Reduktion der stehenden Heere, Entwaffnung im gemeinsamen Einverständniß der Nationen; die Wurzel des seine letzten Consequenzen ausgebärenden Uebels, das Princip des Wehrzwangs, bleibt unangetastet wie ein unumstößliches Dogma. Darüber kommt der Liberalismus nicht hinaus.

Nur die Gewalt der Thatsachen wird dereinst, früher oder später, die gründliche Aenderung herbeiführen. Wenn das Princip in seiner höchsten Ausbildung das Uebel auf den höchsten Grad gesteigert haben wird, dann wird es an dem eigenen Uebermaß und an der Unerträglichkeit seiner Anforderungen untergehen. Der Verfasser ist der Meinung, daß diese Wendung bereits nahe stehe. Er berechnet die Friedensstärke der europäischen Heere auf 2,890,000 Mann; für die volle Kriegsstärke mit mehr als 7,800,000 Mann müssen Waffen, Uniformen und Materialien aller Art bereit gehalten werden, wobei die höchste Kriegsstärke, nämlich die Landsturm-Formationen, noch nicht einmal mitgerechnet ist. Die jährlichen Auslagen betragen gemäß den vorgelegten und eingestandenen Militär-Budgets der europäischen Staaten 3538 Millionen Frcs.; den mittelbaren Ausfall am National-Wohlstand aber bei der oben genannten Friedensfuß-Ziffer von nahezu 3 Millionen Mann berechnet der Verfasser, schwerlich zu hoch, auf 2800 Millionen Frcs. jährlich. Dabei überfließen alle Kabinette von Betheuerungen ihrer durch-

aus friedlichen Absichten. Mit feiner Ironie sagt daher die dem Ex-Botschafter des deutschen Reichs, Grafen Arnim, zugeschriebene Schrift „Pro nihilo“ S. 113 von der Situation, wie sie sich in Europa seit der von Rußland befohlenen Abwiegelung im April d. Js. gestaltet habe: „Wie es scheint, ist nun auch Frankreich dem Drei-Kaiser-Bündniß beigetreten... Aber wenn nun Frankreich mit den drei Kaisern verbündet ist, wenn auch Italien zu dem nordischen System zutritt, gegen wen sollen dann die drei Millionen marschiren, welche unter Waffen stehen?“

Wie die Gesellschaft eine solche Last auf die Länge ertragen soll, ganz abgesehen von der steten Steigerung derselben und von den unvermeidlichen Rückschlägen auf alle socialen Verhältnisse: das ist wirklich nicht abzusehen. Daß das Gefühl der Unerträglichkeit in den untern Volksklassen sich mehr und mehr ausbreitet, zeigt sich namentlich in der massenhaften Auswanderung aus dem Heimathlande des europäischen Militarismus, wobei mehr als ein Fünftel der Ausgewanderten auf Militärpflichtige oder vielmehr Militär-Flüchtige trifft. Der Verfasser bemerkt ganz richtig: „Nur die verheerendsten Leidenschaften und die verächtlichste Eroberungssucht unter dem beschönigenden Nationalitäts-Princip konnten unsern Erdtheil bis zur öffentlichen Räubermoral erniedrigen. Brächte nun diese letztere nationalen Reichthum, so könnte sie vielleicht noch länger vorhalten. Aber die Erfahrung hat bewiesen, daß nicht bloß der Besiegte, sondern auch der beutebeladene Sieger dadurch unglücklich wird.“

Der Philosoph der nationalliberalen Staatsmoral, Herr Lasson in Berlin, hat aber gleichfalls ein wahres Wort gesprochen, wenn er sagt: „In der Culturwelt können die Heere immer nur vergrößert, nie verringert werden.“ Herr Lasson hätte nur betonen sollen: in der Culturwelt, welche uns jetzt umgibt und die im preußischen „Culturkampf“ ihren höchsten Ausdruck findet. Daß diese Culturwelt den Militarismus

nicht überwinden wird, ist allerdings keine Frage; denn derselbe ist ein wesentliches Stück ihrer selbst oder, was damit gleichbedeutend ist, des modernen Staats. Der ganze moderne Staat wird mit dem Militarismus stehen und fallen. Der moderne Staat hat, wie schon sein Name besagt, eine andere Culturwelt verdrängt, und abermals eine andere Culturwelt kann ihn verdrängen, vielleicht unter dem gleichen Rechtstitel, den er selbst dereinst geltend gemacht hat, unter dem Rechtstitel des öffentlichen Nutzens. Diesen Gedanken spricht auch der Verfasser aus: „Gerade der materialistische Zug unserer Zeit trägt, so verwerflich er an sich ist, doch auf der andern Seite zum brüderlichen Neben-Einander-Wohnen der Völker bei, weil auch der kürzeste Verstand einsieht, daß der Unfriede zehrt, der Friede nährt."

Unser Verfasser lebt der frohen Hoffnung, daß eine solche neue Culturwelt mit einem obersten Völkertribunal bereits im Aufdämmern begriffen sei. Er weist auf die Stimmen hin, die in England und Frankreich immer lauter sich erheben für die Nothwendigkeit einer solchen Weltreform. Er untersucht namentlich den bekannten Gedanken protestantischer Engländer, die nach ihrem Stimmführer, dem greisen Diplomaten Urquhart, genannt werden, und als passendsten Träger des obersten Schiedsrichteramts den Papst empfehlen. Er glaubt jedenfalls, daß in der neuen Culturwelt die christliche Völkerfamilie ihre Wiederherstellung finden werde. „Schon Manches erschien als Traum, was nachher Wirklichkeit wurde. Gerade die Völkerfamilie des Abendlandes war Jahrhunderte hindurch eine Thatsache. Was aber heute unmöglich scheint, ist morgen nicht bloß möglich, sondern ein schreiendes Bedürfniß, ja die einzige Rettung. Kein Land der Erde, und weniger als andere unser in seiner Agricultur und Industrie schwer verwundetes Deutschland, kann die unerschwinglichen Heereskosten auf längere Zeit aufbringen. Nach schweren und vernichtenden Kämpfen, zu denen noch schauerliche sociale Zuckungen kommen werden, muß man zum rettenden Brette

im Schiffbruche greifen, müssen sich die hadernden und auf den Tod gehetzten Völker die Hand reichen unter dem Bekenntniß: wir sind ja eigentlich Brüder und Glieder Einer Familie; warum sollten wir uns gegenseitig aufzehren?"

Stellen wir diesem Bilde zum Schluß das Bild gegenüber, welches sich der vornehmste Vertreter des preußischen Militarismus von der Friedenspolitik in Europa gemacht hat. Daß die Welt mit ihrer innersten Sehnsucht nach dem Frieden der Völker rufe, konnte auch er sich nicht verhehlen; aber wie stellte er sich nun die Friedens-Bürgschaft vor? In der Sitzung des norddeutschen Reichstags vom 15. Juni 1868 hat Graf Moltke gesagt: „Ich sehe, um den erwähnten Zweck zu erreichen, nur ein einziges Mittel, und dieses ist, daß sich im Herzen Europa's eine Macht bilde, welche, ohne selbst erobernd zu seyn, stark genug sei, um ihren Nachbarn den Krieg zu verbieten. Auch habe ich den Glauben daß, wenn dieses segensreiche Werk erfüllt werden soll, es von Deutschland ausgehen muß, aber nur dann, wenn Deutschland genügend stark, d. h. einig seyn wird." Und wie erfüllte nun dieses einige Deutschland seine Friedensmission? Am 16. Februar 1874 hat sich Graf Moltke im Reichstag abermals ausgesprochen: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wir haben seit unseren glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen; nach allen Seiten stoßen wir auf das Mißtrauen, daß Deutschland, nachdem es mächtig geworden, in Zukunft ein unbequemer Nachbar seyn könnte."

Offener konnte die Thatsache nicht eingestanden werden, daß der vom Standpunkt des preußischen Militarismus eingeschlagene Weg zum Völkerfrieden ein vollständig verfehlter war. Andere Nationen müssen daher den rechten Weg suchen; und wenn sich auch die Bewegung, z. B. die augen-

blicklich von Oesterreich ausgehende, vorerst nur an der Oberfläche hält und die äußere Erscheinung zum Zielpunkte nimmt, so ist doch kein Zweifel, daß in ihrem Verlauf der eigentliche Grund des Uebels und das falsche Princip getroffen werden wird.

Vielleicht wird gerade die eigenthümliche Entwicklung der orientalischen Frage den mächtigsten Anstoß hiezu geben, daß die Völker untersuchen, welche Streitpunkte denn noch erübrigen, weßhalb drei Millionen Menschen Jahr aus Jahr ein gezwungen seyn sollen unter den Waffen zu stehen.

LXII.

Die muthmaßlichen Wirkungen der „milderen und freieren Auffassung des Christenthumes" und der Kirchenpolitik auf die evangelische Kirche.

(Von einem Protestanten.)

Oldenburg, im November 1875.

Professor Dr. v. Treitschke sagt im Augustheft der „Preuß. Jahrbücher" in einer Polemik gegen Professor Vera in Neapel: „Der preußische Staat kämpft nicht in napoleonischer Weise für den Gedanken der Staatsallmacht, sondern er streitet für jene mildere und freiere Auffassung des Christenthumes, die allen denkenden Deutschen in Fleisch und Blut gedrungen ist."

Wäre Herr von Treitschke ein gläubiger Christ und hätte

er ein tieferes Verständniß von seinem Katechismus, so würde er gar nicht von einer „milderen und freieren Auffassung des Christenthums“ reden. Es gibt nur zwei Auffassungen des Christenthumes: entweder man glaubt daran oder nicht. Eine „mildere und freiere Auffassung“, ein Halbglauben, ist aber eine außerhalb des Christenthumes liegende Religion.

Die momentane Regierungspartei versicht die „Majestät des Gesetzes.“ Diese Majestät wird als heilig und unantastbar hingestellt, und die Majestät Gottes wird ihr dadurch indirekt subordinirt. Gibt es nun auch eine „freiere und mildere Auffassung“ der „Majestät des Gesetzes“, Herr von Treitschke?

Die liberalen Protestanten haben von dem heiligen und gerechten Gott, der die Sünden der Eltern an den Kindern straft bis in's dritte und vierte Glied, eine „mildere und freiere Auffassung.“ Sie sehen in ihm nur einen Gott der Liebe, der keine Hölle für die Sünder hat. Aber diese mildere und freiere Auffassung ist keine christliche, sondern eine Auffassung des Heidenthums und der Philosophie. Die liberalen Protestanten haben von Christo, dem für die Sünden der Menschheit gekreuzigten Gottessohne, eine „freiere und mildere Auffassung.“ Er ist ihnen nur der Sohn des Zimmermanns, ein großer Prophet und der Stifter ihrer Religion. Wer Vergnügen daran findet, mag immerhin diese Auffassung eine „mildere und freiere“ nennen, aber christlich ist sie nicht. Sollte aber, wie anzunehmen ist, Herr von Treitschke kraft der ihm innewohnenden Autorität behaupten, daß dieß Alles doch christlich sei, so antworten wir: Da Christus und die Kirche Christi sich stets in unserem Sinne ausgesprochen haben, so können wir das Christenthum, das Sie so hartnäckig für sich in Anspruch nehmen, nur mit dem Ausdrucke: „Treitschke'sches Christenthum“ bezeichnen.

Die Neuzeit hat dieser „milderen und freieren Auffassung des Christenthumes“ in der evangelischen Kirche Thür und Thor geöffnet. Die liberale Gesetzgebung unserer Tage macht es unserer Kirche unmöglich, sich der Anhänger dieser „Auffassung“ zu entledigen, und wie viele Liberale sitzen nicht

schon in den Kirchenregimenten und Synoden. Und wie soll es noch werden, wenn Herr von Treitschke mit seiner Behauptung Recht hat, daß der Staat für diese Auffassung streitet?

Als Beweise, wie unendlich schwierig die Lage der evangelischen Kirche gegenüber der liberalen Gesetzgebung und der Haltung der religionslosen Masse geworden ist, wollen wir nur einige wichtigern Punkte berühren.

1) Wie will sich die Kirche verhalten gegenüber der eventuellen Einführung schrift- und bekenntnißwidriger Formula bei Taufen, Confirmationen, Copulationen und bei der Au theilung des heil. Abendmahles durch die Oberkirchenbehörden

Der beste Beweis, daß diese Eventualität ganz und ga nicht fern liegt, ist die Thatsache, daß bereits einige Geistlich an verschiedenen Orten Deutschlands die Kirche verlassen haben, indem nach ihrer Ansicht die Oberkirchenbehörden schrift- und bekenntnißwidrige liturgische Formulare erlassen haben. Und wenn nun die Oberkirchenbehörden Formulare für Abhaltung kirchlicher Trauungen erlassen, so wird diese Schwierigkeit noch bedeutend vermehrt. Denn behalten die Formulare das „Zusammensprechen" bei, so werden die staatlichen Behörden und die kirchliche Linke verletzt, während andererseits die Orthodoxen sich keineswegs mit der bloßen Benediktion der Ehe begnügen, sondern lieber die Kirche verlassen werden. Auf diesen Punkt werden wir noch zurückkommen.

2) Wie wollen sich die rechtgläubigen Geistlichen verhalten, wenn die Deklarationen über den lutherischen oder reformirten Bekenntnißstand einzelner Gemeinden und ganzer Kirchenkörper wegfallen?

Antwort: Sie werden aus der Kirche ausscheiden, wie es die renitenten Kurhessen, die Immanuelsynode und die preußischen Altlutheraner gethan haben. In Hannover werden in diesem Falle vielleicht fast alle Hannoveraner die lutherische Landeskirche verlassen.

3) Wie wollen sich die rechtgläubigen Geistlichen verhalten, wenn die Predigt des „reinen Wortes Gottes" nicht mehr garantirt wird, wenn z. B. die eidliche Verpflichtun

der Geistlichen, Kirchenvorsteher und Synodalen auf die Bekenntnißschriften wegfällt, und durch ein einfaches Treugelöbniß gegen die evangelische Kirche (laut der Forderung des sechsten deutschen Protestantentages) ersetzt wird?

Antwort: Sie werden die Kirche verlassen. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß, wenn die liberalen Geistlichen diese ihre Forderung mit der Zeit nicht durchsetzen und etwa eine Reaktion eintritt, sie ohne Zweifel ebenfalls aus der Kirche ausscheiden werden.

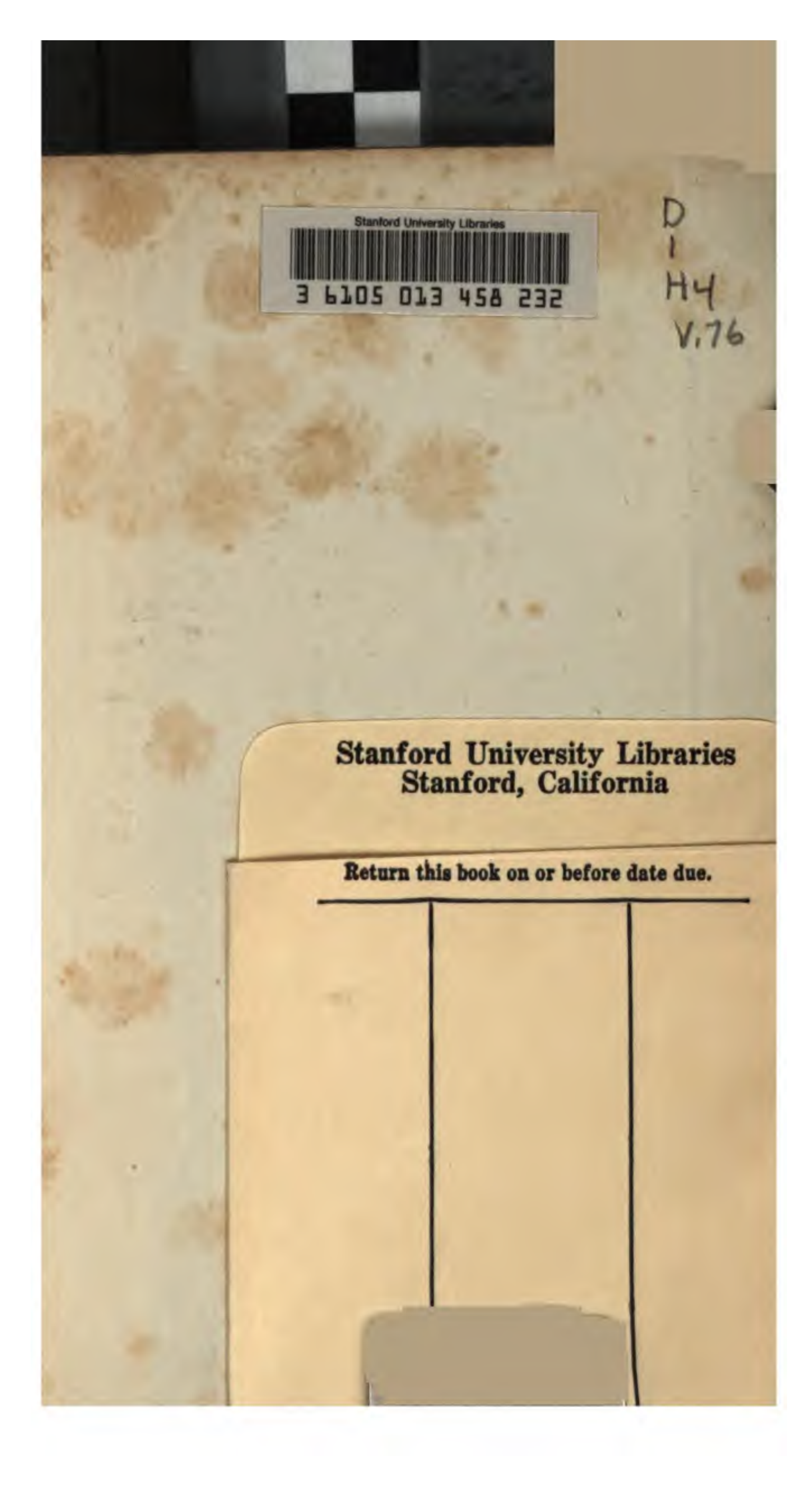
3) Wie will sich die Kirche gegen einzelne ihrer Glieder verhalten, welche die kirchliche Trauung verschmähen?

Dieser Punkt wird der Kirche ohne Zweifel am meisten Schwierigkeiten bereiten. Hier im Oldenburgischen wird der Oberkirchenrath in dieser Beziehung wahrscheinlich gar keine Instruktionen geben. Hier wird also wohl jeder Geistliche nach seinem Belieben handeln können; A wird die Betreffenden excommuniciren, B sie vom aktiven und passiven kirchlichen Wahlrecht ausschließen, C sie von der Taufpathenschaft ausschließen und D gar nichts thun. A wird ihnen ein kirchliches Begräbniß verweigern und B nicht. So viel ist aber sicher, daß in den Landeskirchen, wo der Oberkirchenrath in dieser Beziehung eine Instruktion erlassen wird, die geringste Zahl der Geistlichen diese Instruktion befolgen wird. Und das in allen Landeskirchen! Denn die orthodoxen Geistlichen werden in dem lutherischen Hannover wie in dem liberalen Waldeck mit strengen Kirchenstrafen gegen die Verächter der kirchlichen Trauung vorgehen, und die liberalen Pastoren werden nimmermehr Jemanden excommuniciren, wenn es auch der Schweriner Oberkirchenrath in diesem Falle vorschreiben mag. So dürfte das Civilehegesetz für die evangelische Kirche zu einem wahren Confusionsgesetz sich gestalten, das ihr mehr Abbruch thun wird als es die katholische Kirche in dritthalb Jahrhunderten gethan hat. Die liberale Masse wird sich gegen die kirchlichgesinnten Pastoren auflehnen, sobald sie gegen die nur civiliter getrauten Protestanten mit Kirchenstrafen vorgehen, und die orthodoxen Pastoren werden sich gegen die Oberkirchenbehörden auflehnen, wenn sie ihnen die

Kirchenstrafen in diesem Falle verbieten. Ferner wird in den Ungetauften und Unconfirmirten ein neues Heidenthum mitten im Protestantismus heranwachsen, und die Liberalen werden ohne Zweifel ein riesiges Gebrüll erheben, wenn z. B. ein Pfarrer einem Ungetauften das kirchliche Begräbniß oder die kirchliche Trauung versagt. —

Nach dem jetzt Gesagten wird es uns möglich seyn, uns über die Frage auszusprechen, die wir als Ueberschrift unsers Aufsatzes gewählt haben. Wir meinen, daß wenn der Staat fortfährt für die „mildere und freiere Auffassung des Christenthums zu streiten", im Verlauf weniger Jahre die evangelische Kirche Deutschlands auseinanderfallen wird. In Hessen-Darmstadt und Kurhessen hat die Zerbröckelung der Kirche bereits begonnen. Die dort Ausgetretenen sind (im Gegensatze zu so vielen Altkatholiken) die ernstesten Christen und Männer voll heiligen Religionseifers, die Alles für ihre Ueberzeugung geopfert haben.

Sollte aber die endliche Folge seyn, daß die gläubigen evangelischen und katholischen Christen sich wiederfänden, um gegen die „liberalen Protestanten" vereint den Glaubenskampf fortzusetzen, so würden wir diese Kirchenpolitik begrüßen als die Geburtswehen eines neuen christlicheren Zeitalters. Und Gott führt alles herrlich hinaus, sagt die Schrift.


Stanford University Libraries
3 6105 013 458 232
D
1
H4
V.76
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.